Lagerlöf

Jerusalem



Meistererzähler der Weltliteratur

Jerusalem

Roman

von

Selma Lagerlöf

Aus dem Schwedischen übertragen

Halle (Saale)
Mitteldeutsche Verlagsanstalt
Lehmann & Fink

Jerusalem

Erster Teil

In Dalekarlien

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Einleitung.

Erste Abteilung.

Zweite Abteilung.

Zweiter Teil.

Erste Abteilung.

Zweite Abteilung.



Einleitung.

Die Ingmarssöhne.

I.

Ein junger Bauer schritt an einem schönen Sommermorgen pflügend über sein Brachfeld hin. Die Sonne schien freundlich vom Himmel herab, das Gras war feucht vom Tau, und die Luft war so erfrischend, daß es sich nicht beschreiben läßt. Die Pferde waren durch die Morgenfrische etwas mutwillig geworden und zogen spielend leicht den Pflug vorwärts. Sie hatten einen ganz anderen Trott als sonst, und der junge Bauer mußte fast laufen, um ihnen folgen zu können.

Die vom Pfluge aufgewühlte Erde lag schwarzbraun da und schimmerte feuchtglänzend in der Sonne, und der junge Bauer schritt dahin und freute sich darauf, dort bald seinen Roggen einsäen zu können. Er dachte bei sich: „Woher kann es nur kommen, daß ich mir manchmal so schwere Sorgen mache und glaube, daß das Leben eine Last sei? Braucht man denn mehr als Sonnenschein und schönes Wetter, um so selig zu sein wie ein Kind Gottes im Himmel?"

Es war ein langes, sehr breites Tal, von einer Menge grüner und gelbgrüner Saatfelder, abgemähter Kleewiesen, blühender Kartoffeläcker und in blauen Blüten stehender Hanffelder durchzogen, über denen eine ungeheure Menge weißer Schmetterlinge schwebte. Und wie um alles vollkommen zu machen, erhob sich mitten im Talgrunde ein mächtiger, alter Bauernhof mit vielen grauen Wirtschaftsgebäuden und einem großen, rotbemalten Wohnhause. Zwei

hohe, ineinander verwachsene Birnbäume standen an der Giebelseite und ein paar junge Birken neben der Tür, auf dem grünen Rasenplatz im Hofe erhoben sich große Holzstapel und hinter den Scheunen türmten sich einige riesige Strohmieten auf. Diesen Gutshof zwischen den ebenen Feldern aufragen zu sehen, war ebenso schön, wie es der Anblick eines mächtigen Schiffes ist, das sich mit Masten und Segeln auf der breiten Meeresfläche erhebt.

„Und solch ein Hof ist dein eigen!“ dachte der Pflügende. Dort sind viele gutgezimmerte Häuser und Ställe, dort ist ein guter Viehstand, du hast flinke Pferde und Dienstboten, die treu wie Gold sind, du bist mindestens so reich wie irgend jemand im ganzen Bezirk und brauchst niemals zu befürchten, arm zu werden.

Ja, es ist aber auch gar nicht die Armut, vor der ich mich ängstige“, sagte er, als ob er seine eigenen Gedanken beantworte. „Ich sollte ganz zufrieden sein, wenn ich nur ein so tüchtiger, guter Mensch wäre wie mein Vater und mein Großvater es gewesen sind.

Es war dumm, daß ich auf diese Gedanken verfiel“, sagte er, „denn ich war eben noch so froh. Aber wenn ich jetzt nur an diese einzige Sache denke! Zu Vaters Zeiten richteten sich alle Nachbarn nach ihm und nach allem, was er tat: an demselben Morgen, da er mit der Ernte begann, fingen auch sie damit an, an demselben Tage, da wir uns daran machten, das Brachfeld auf Ingmarshof zu pflügen, wurde auch im ganzen Tal der Pflug angesetzt. Aber jetzt habe ich hier bereits ein paar Stunden gepflügt, ohne daß auch nur ein einziger seine Pflugschar gewetzt hätte.

Ich glaube, daß ich den Hof ganz so gut regiert habe wie irgend einer, der Ingmar Ingmarsson genannt worden ist“, sagte er. „Ich habe mehr für mein Heu eingenommen als Vater, und ich gebe mich nicht mit den kleinen grasigen Gräben zufrieden, die zu seiner Zeit den Acker durchzogen. Und es ist doch auch die pure Wahrheit, daß ich nicht so schlecht mit dem Wald umgehe wie Vater, der ihn bis zur Ausrodung niederbrannte.

Das fällt einem manchmal schwer aufs Herz“, sagte der junge Mann, „und ich nehme es nicht immer so leicht wie

heute. Als Vater und Großvater noch lebten, da hieß es, die Ingmarsleute wären schon so lange auf der Welt, daß sie es wüßten, wie der liebe Herrgott alles haben wollte, und die Leute bettelten förmlich darum, daß sie das ganze Kirchspiel regieren sollten. Sie setzten sowohl den Pfarrer als auch den Küster ein, sie bestimmten, wann der Fluß gereinigt und wo das Schulhaus gebaut werden sollte. Aber mich fragt niemand um Rat, und ich habe über nichts zu bestimmen.

Jedenfalls ist es merkwürdig, wie leicht man an einem solchen Morgen seinen Kummer zu ertragen vermag. Ich könnte jetzt fast über alles miteinander lachen. Und dennoch fürchte ich, daß es im Herbst schlimmer als je für mich werden wird. Wenn ich das tue, was ich beabsichtige, dann wird weder der Propst noch der Richter mir am Sonntag auf dem Kirchplatz die Hand schütteln, und daran haben sie bis jetzt doch noch immer festgehalten. Ich werde dann auch niemals mehr in den Vorstand für Armenfürsorge gewählt werden, auch kann ich niemals mehr daran denken, Kirchenältester zu werden."

Niemals wird einem das Denken so leicht, wie wenn man so hinter dem Pfluge Furche auf Furche abschreitet. Man ist allein und nichts ist da, was einen stört, außer den Krähen, die über die Furchen wandern und die Würmer auflesen. Dem jungen Bauer war es, als kämen ihm die Gedanken nur so zugeflogen, wie wenn jemand sie ihm in die Ohren flüsterte. Und da er selten so klar und schnell zu denken vermochte wie an diesem Tage, wurde er dadurch ganz heiter und beherzt. Er begann zu glauben, daß er sich unnötige Sorgen mache und sagte sich, daß niemand von ihm verlange, sich ins Unglück zu stürzen.

Er dachte, daß, wenn sein Vater jetzt noch gelebt hätte, er ihn darüber befragen würde, wie er ihn in allen schwierigen Sachen um Rat zu fragen pflegte. Er war ungeduldig darüber, daß der Vater nun nicht zur Hand war, und er ihn nicht befragen konnte.

„Wenn ich nur den Weg wüßte", sagte er, und der Gedanke erfüllte ihn mit Freude, „so würde ich schon zu ihm gehen. Ich möchte wohl wissen, was Groß-Ingmar sagen

würde, wenn ich eines schönen Tages zu ihm gewandert käme. Ich denke mir, daß er auf einem großen Gutshof sitzt, mit vielen Äckern und Wiesen und großen Gebäuden und großem braunen Vieh, keinem schwarzen und keinem bunten, so wie er es auch hier schon haben wollte. Wenn ich dann in die große Gaststube trete . . ."

Er blieb plötzlich mitten auf dem Acker stehen, blickte auf und lachte. Diese Gedanken machten ihm ein unglaubliches Vergnügen, und sie rissen ihn mit sich fort, so daß er kaum wußte, ob er noch auf Erden weile. Er glaubte, daß er nun ganz schnell zu seinem alten Vater in den Himmel hineingelangt sei.

„Wenn ich dann in die große Gaststube trete", fuhr er fort, „dann sitzen viele Bauern ringsum an den Wänden, alle haben rötlichgraues Haar und weiße Augenbrauen und dicke Unterlippen, und alle gleichen Vater wie ein Ei dem anderen. Wenn ich nun sehe, daß so viele Leute dort sind, werde ich schüchtern und bleibe vorn an der Tür stehen. Aber Vater sitzt ganz oben am Tisch und sobald er mich erblickt, sagt er: ‚Willkommen, mein kleiner Ingmar Ingmarsson!' Und dann kommt Vater auf mich zu. — ‚Ich möchte so gern einige Worte mit Euch reden, Vater', sage ich, ‚aber hier sind so viele Fremde.' — ‚Ach, das sind nur Verwandte', sagt Vater, ‚diese Männer hier haben alle auf dem Ingmarshof gewohnt, und der älteste von ihnen stammt noch aus der Heidenzeit her.' — ‚Ja, aber ich möchte so gern ein paar Worte mit Euch allein reden.'

Da blickt Vater um sich und überlegt, ob er mit mir in die kleine Nebenstube gehen solle, da es sich aber nur um mich handelt, geht er mit mir in die Küche hinaus. Dort setzt sich Vater auf den Herd, und ich setze mich auf den Hauklotz. — ‚Das ist ein prächtiger Hof, den Ihr hier habt, Vater', sage ich. — ‚Ja, er ist recht schön', sagt Vater.

‚Wie steht es zu Hause auf dem Ingmarshof?' — ‚Dort steht alles ganz gut', sage ich, ‚im vergangenen Jahr bekamen wir zwölf Reichstaler für ein Schiffspfund Heu.' — ‚Ist es die Möglichkeit?' sagt Vater. ‚Ich glaube, du bist hierhergekommen, um mich zu foppen, Klein-Ingmar.'

‚Aber mit **mir** steht es schlimm', sage ich. ‚Beständig bekomme ich zu hören, daß Ihr, lieber Vater, so weise wie der liebe Herrgott selber gewesen seid, jedoch nach mir fragt niemand.' — ‚Bist du nicht im Gemeinderat?' fragt nun der Greis. — ‚Weder im Schulrat, noch im Kirchenrat, noch im Bezirksausschuß.' — ‚Was hast du denn nur Übles getan, Klein-Ingmar?' — ‚Ach, sie sagen, wer für andere raten und taten will, muß zuerst zeigen, wie er sich selber helfen kann.'

Ich denke, dann würde der Greis die Augen senken und still dasitzen und nachsinnen. — ‚Du mußt darauf bedacht sein zu heiraten, Ingmar, und eine gute Frau wählen', sagt er dann nach einer Weile. — ‚Aber gerade **das** kann ich ja nicht, Vater', antworte ich. ‚Nicht der allerärmste Bauer im Kirchspiel würde mir seine Tochter geben.' — ‚Nun erzähl' mir aber mal ganz ordentlich und genau, wie das alles zusammenhängt, Klein-Ingmar!' sagt Vater, und seine Stimme wird ganz weich.

‚Ja, seht Ihr, Vater, gerade vor vier Jahren, in demselben Jahre, als ich den Hof übernahm, da freite ich um Brite auf Bergskog.' — ‚Laß mich mal sehen', sagt Vater, ‚wohnt jemand von unserer Sippe auf Bergskog?' Er scheint sich nicht mehr genau zu erinnern wie es hier unten steht. — ‚Nein, aber es sind recht wohlhabende Leute, und Ihr erinnert Euch doch wohl, Vater, daß Britas Vater Reichstagsmitglied ist.' —‚Jaja, jaja, aber du hättest dich mit einem Mädchen aus unserer eigenen Sippe verheiraten sollen, so daß du eine Frau hättest, die die alten Sitten und Gebräuche kennt.' — ‚Das ist wirklich wahr, Vater, und das bekam ich auch bald genug zu fühlen.'

Dann sitzen Vater und ich eine Weile schweigend da, aber endlich beginnt Vater wieder: ‚Es war wohl eine, die hübsch aussah?' — ‚Ja', sage ich, ‚sie hat dunkles Haar und helle Augen und rosige Wangen. Aber sie war auch sehr tüchtig, so daß Mutter recht zufrieden war, als ich sie nehmen wollte. Es wäre auch ganz gut geworden, aber, seht Ihr, der einzige Fehler war, daß sie mich nicht haben wollte.' — ‚Das ist doch ganz einerlei, was so ein junges Mädel will.' — ‚Die Eltern zwangen sie ja auch, ja zu sagen.' — ‚Woher

weißt du, daß sie gezwungen wurde? Ich denke mir, daß sie froh war einen Mann zu bekommen, der so reich ist wie du, Klein-Ingmar Ingmarsson.‘

‚O nein, froh war sie gerade nicht, aber jedenfalls wurden wir aufgeboten, und der Hochzeitstag wurde festgesetzt, Brita zog jedoch schon vor der Hochzeit nach dem Ingmarshof, um Mutter zu helfen. Denn ich muß dir nur sagen, daß Mutter anfängt alt zu werden.‘ — ‚Aber in alledem sehe ich gar nichts Schlimmes, Klein-Ingmar‘, sagt Vater, um mich aufzuheitern.

‚Doch just in diesem Jahre wollte nichts auf den Feldern gedeihen, die Kartoffeln mißrieten gänzlich, und die Kühe erkrankten, so daß Mutter und ich dachten, wir müßten die Hochzeit auf ein Jahr verschieben. Weißt du, ich dachte, es drängte nicht so mit der Hochzeit, weil das Aufgebot doch erfolgt war, aber das waren wohl altmodische Gedanken.‘ — ‚Hättest du eine aus unserer Sippe genommen, so hätte sie sich geduldet‘, sagt Vater. —‚Ach ja‘, antworte ich, ‚ich merkte wohl, daß dieser Aufschub Brita mißfiel, aber ich fürchtete, wirtschaftlich nicht in der Lage zu sein. Wir hatten doch erst im Frühjahr das Begräbnis gehabt, und von der Bank wollte ich kein Geld abheben.‘ — ‚Ja, es war auch ganz richtig, daß du warten wolltest‘, sagt Vater. — ‚Aber ich fürchtete doch sehr, daß Brita unzufrieden damit sein würde, noch vor der Hochzeit Kindtaufe feiern zu müssen.‘ — ‚Und doch soll man zu allererst überlegen, ob man die nötigen Geldmittel hat.‘

‚Brita wurde jedoch mit jedem Tage stiller und sonderbarer, und ich wußte gar nicht recht, was mit ihr vorging. Ich dachte, daß sie sich vielleicht nach den Ihrigen sehnte, denn sie hatte ihr Heim und ihre Eltern immer sehr geliebt. Das geht wohl vorüber, dachte ich, wenn sie sich erst eingewöhnt hat. Sie wird den Ingmarshof schon liebgewinnen. So geduldete ich mich eine Zeitlang, aber dann fragte ich Mutter, warum Brita so bleich geworden sei und so verstört aus den Augen blicke. Mutter sagte, es käme daher, daß sie ein Kind erwarte, und daß sie wieder die alte sein würde, wenn es vorüber wäre. Wohl hatte ich den stillen Gedanken, daß Brita mir grollte, weil ich die Hochzeit aufgeschoben

hatte, aber ich fürchtete mich, sie selber darüber zu befragen. Ihr wißt doch, Vater, daß Ihr immer sagtet, in dem Jahre, da ich mich verheirate, sollte das Haus rot angestrichen werden. Und zu diesem roten Anstrich hatte ich eben kein Geld in jenem Jahr. Das wird alles im nächsten Jahr zu bestreiten sein, dachte ich!‘

Der junge Pflüger schritt weiter und bewegte die Lippen. Er war so tief in seine Gedanken verloren, daß er das Gesicht seines Vaters wirklich vor sich zu sehen glaubte. Ich muß Vater alles ganz richtig, deutlich und klar vorlegen dürfen, dachte er, so daß er mir einen guten Rat geben kann.

‚So verging der ganze Winter und ich dachte oft daran, daß, wenn Brita dabei beharrte, sich so unglücklich zu fühlen, ich doch lieber von ihr ablassen und sie nach Bergskog zurückschicken wollte, aber auch dazu war es nun zu spät. Und so kam denn der Mai heran. Da merkten wir eines Abends, daß sie sich fortgeschlichen hatte: Wir suchten sie die ganze Nacht, und gegen Morgen hat eine der Mägde sie aufgefunden.‘

Nun wird es mir schwer noch mehr zu sagen, und ich verstumme, und da fragt Vater: ‚Um Gottes willen, sie war doch nicht etwa tot?‘ — ‚Nein, sie nicht‘, sage ich, und Vater hört, wie meine Stimme bebt. — ‚War das Kind geboren?‘ sagt Vater. ‚Ja‘, sage ich, ‚und sie hatte es erdrosselt. Es lag tot neben ihr.‘ — ‚Aber dann war sie wohl nicht recht bei Sinnen?‘ — ‚Ja‘, sage ich, ‚bei Sinnen war sie wohl. Sie tat es, um sich an mir zu rächen, weil ich mich ihr aufgezwungen hatte. Sie würde es jedoch nicht getan haben, wenn ich sie geheiratet hätte, aber nun, meinte sie, da ich mein Kind nicht in Ehren zur Welt gebracht haben wollte, sollte ich gar kein Kind haben.‘ Vater wird vor Betrübnis ganz still. — Schließlich sagt er: ‚Hattest du dich auf das Kind gefreut, Klein-Ingmar.‘ — ‚Ja‘, sage ich. — ‚Es war schade um dich, daß du an ein so schlechtes Weibsbild geraten bist.‘

‚Jetzt ist sie wohl eingesperrt?‘ sagt Vater. — ‚Ja, sie wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.‘ — ‚Und deshalb will dir keiner seine Tochter geben?‘ — ‚Ja, aber ich habe lieber auch keinen gefragt.‘ — ‚Und darum hast du auch

keine Macht im Kirchspiel?' — ‚Sie meinen, es hätte nicht so für Brita ausgehen brauchen. Sie sagen, wenn ich ein so kluger Mann wäre, wie Ihr, so hätte ich mit ihr geredet und hätte erfahren, worüber sie sich grämte.' — ‚Es ist nicht so leicht, es ist gar nicht so leicht für einen Mann, sich auf ein schlechtes Weibsbild zu verstehen.'

‚Nein, Vater', sage ich, ‚Brita war nicht schlecht, aber sie war ein stolzes Mädchen.' — ‚Das wird wohl auf eins herauskommen', sagt Vater. Wie ich nun merke, daß Vater sozusagen meine Partei ergreifen will, sage ich: ‚Da sind viele, die meinen, ich hätte die Sache so einrichten können, daß niemand etwas anderes erfahren hätte, als daß das Kind totgeboren sei.' — ‚Warum soll sie nicht ihre Strafe erleiden?' sagt Vater. — ‚Sie sagen, daß, wenn es zu Eurer Zeit geschehen wäre, so hättet Ihr das Mädchen, das sie auffand, zum Schweigen gebracht, und nichts wäre herausgekommen.' — ‚Und würdest du sie dann geheiratet haben?' — ‚Nein, dann hätte ich sie wohl nicht zu heiraten brauchen. Ich hätte sie ja zu ihren Eltern nach Hause schicken können und hätte nach einigen Wochen das Aufgebot aufheben lassen, weil es ihr bei uns nicht behagte.' — ‚Das könnte wohl sein, aber sie dürfen doch nicht verlangen, daß du, der noch so jung ist, so klug sein sollst wie ein Alter.'

‚Das ganze Kirchspiel meint, daß ich an Brita schlecht gehandelt habe.' — ‚Sie hat wohl noch schlechter gehandelt, als sie Schande und Schmach über rechtschaffene Leute brachte.' — ‚Ja, aber ich war es doch, der sich ihr aufzwang.' — ‚Ja, darüber hätte sie doch wohl froh sein können.'

‚Meint Ihr also nicht, daß es meine Schuld ist, wenn sie nun im Gefängnis sitzt?' — ‚Ich denke, daß sie sich selbst dorthin gebracht hat.' — Da stehe ich auf und sage langsam: ‚Ihr meint also nicht, Vater, daß ich genötigt bin, etwas für sie zu tun, wenn sie nun im Herbst herauskommt?' — ‚Was solltest du tun? Würdest du sie heiraten?' — ‚Ja, das sollte ich wohl tun.' — Vater blickt mich fest an und fragt: ‚Liebst du sie?' — ‚Nein, sie hat alle Liebe in mir ertötet.' Da senkt Vater die Augenlider und sagt nichts, sondern grübelt nach.

‚Seht, Vater, ich kann nicht darüber fortkommen, daß ich das ganze Unglück verschuldet habe‘, sage ich. Der Greis sitzt still und antwortet nicht. — ‚Ich sah sie zuletzt bei der Gerichtsverhandlung. Da war sie so weich, und sie weinte so sehr, daß sie das Kind nicht mehr hatte. Sie sagte nicht ein böses Wort gegen mich aus, sie nahm alles auf sich. Da waren viele, die weinten, Vater, und der Richter hatte auch Tränen in den Augen. Er gab ihr auch nicht mehr als drei Jahre.‘

Aber Vater sagt kein Wort.

‚Es wird jetzt im Herbst sehr schwer für sie werden, wenn sie zu Hause sitzen muß‘, sage ich. ‚Sie werden sich in Bergskog nicht mit ihr freuen. Sie meinen, daß sie Schande über sie gebracht habe, und man kann gar nicht sicher wissen, ob sie es nicht selber von ihnen zu hören bekommt. Sie wird immer nur zu Hause sitzen müssen, sie wird sich wohl kaum in die Kirche wagen dürfen. Es wird nach jeder Richtung hin schwer für sie werden.‘

Aber Vater antwortet nicht.

‚Jedoch es ist nicht so leicht für mich, sie zu heiraten‘, sage ich. ‚Es ist nicht angenehm für den, der einen großen Hof hat, eine Frau zu bekommen, auf die Knechte und Mägde herabsehen. Mutter würde es auch nicht gern sehen. Ich glaube nicht, daß wir dann noch jemals vornehme Gäste einladen können, weder zu Hochzeiten noch zu Begräbnissen.‘

Vater sitzt noch immer schweigend da.

‚Seht, vor Gericht suchte ich ihr zu helfen, so gut ich konnte. Ich sagte den Richtern, daß ich die ganze Schuld trüge, weil ich mich ihr aufgezwungen hatte. Ich sagte auch, ich hielte sie für so unschuldig, daß ich sie noch selbigen Tages heiraten würde, wenn sie nur ihre Gesinnung gegen mich ändern wollte. Ich sagte das, damit sie eine mildere Strafe bekäme. Aber obschon sie mir zwei Briefe geschrieben hatte, so deutet nichts darauf hin, daß sie ihre Gesinnung geändert hätte. Da begreift Ihr doch, Vater, daß ich nicht daran gebunden bin, sie wegen dieses Geredes zu heiraten.‘

Und Vater sitzt und grübelt und ist ganz still.

‚Ich weiß, daß es Menschenart ist, die Sache so aufzufassen, und wir Ingemarer haben stets mit unserem lieben

Herrgott gut stehen wollen. Aber manchmal denke ich, daß Gott vielleicht nicht damit einverstanden wäre, eine Mörderin so zu erhöhen.‘

Und Vater schweigt nur.

‚Ihr müßt daran denken, Vater‘, sage ich, ‚wie schwer es einen ankommt, einen anderen leiden zu machen, ohne einen Versuch zu wagen, ihm zu helfen. Ich denke, daß alle in unserem Kirchspiel es für unrecht halten werden, aber ich habe es in diesen Jahren gar zu schwer gehabt, und darum möchte ich nun versuchen, etwas für sie zu tun, wenn sie frei wird.‘

Aber Vater sitzt unbeweglich da.

Da steigen mir fast die Tränen in den Hals und ich sage: ‚Seht Ihr, ich bin ein junger Bursche, und ich verliere sehr viel, wenn ich sie nehme. Alle meinen, daß ich mich früher ganz verkehrt benommen habe, aber diesen Schritt werden sie für noch schlimmer halten.‘

Ich kann Vater jedoch nicht zum Reden bringen.

‚Und dann habe ich auch daran gedacht, wie seltsam es ist, daß wir Ingemarer schon viele hundert Jahre unseren Hof besitzen, während alle anderen Höfe ihre Besitzer oft gewechselt haben. Und nun denke ich, daß es wohl deshalb so sei, weil die Ingemarer auf Gottes Wegen zu wandeln suchten. Wir Ingemarer brauchen nicht die Menschen zu fürchten, wir sollen nur auf Gottes Wegen wandeln.‘

Da blickt der Greis auf und spricht also: ‚Das ist eine schwierige Frage, Ingmar. Ich glaube, daß ich hineingehen muß, um die anderen Ingmarssöhne zu fragen.‘ Und so geht er in die Gaststube hinein, und ich bleibe sitzen. Und da muß ich sitzen und warten und warten, und Vater kommt nicht zurück. Wenn ich nun viele Stunden gewartet habe, wird es mir langweilig, und ich gehe zu Vater hinein. — ‚Gedulde dich nur draußen, Klein-Ingmar!‘ sagt Vater. ‚Das ist eine schwierige Frage.‘ Und ich sehe alle die Alten, wie sie mit geschlossenen Augen dasitzen und überlegen. Und ich warte und warte, und ich warte wohl noch.“

*

Ingmar folgte lächelnd dem Pfluge, der jetzt ganz langsam vorwärts ging, als bedürften die Pferde der Ruhe. Als

er am Grabenrand anlangte, zog er die Zügel an und blieb stehen. Er war ganz ernst geworden.

„Es ist merkwürdig, wenn man jemand um Rat fragt, merkt man selber, was recht ist, noch während man fragt, und dann erkennt man plötzlich, was man in ganzen drei Jahren nicht herausfinden konnte. Nun mag es werden, wie Gott will.“

Er fühlte, daß er es tun müsse, und gleichzeitig erschien es ihm so schwer, daß ihm aller Mut verging, wenn er daran dachte. „Möge Gott mir beistehen!“ sagte er.

Mittlerweile war Ingmar Ingmarsson nicht der einzige, der so früh des Morgens draußen war. Weiter unten auf einem Pfade, der sich zwischen den Äckern hinschlängelte, kam ein alter Mann des Weges daher.

Es war nicht schwer, seinen Beruf zu erkennen, denn er trug einen langen rot gefärbten Pinsel über der Schulter und war von der Mütze bis zur Stiefelspitze herab ganz mit Farbenflecken befleckst. Er blickte sich oft um, wie es die umherwandernden Anstreicher zu tun pflegen, um einen Hof zu finden, der noch nicht getüncht oder einen, dessen Farbe verblichen oder vom Regen abgewaschen war. Er meinte wohl da und dort einen passenden zu sehen, konnte sich aber schwer entschließen anzufragen. Endlich kam er auf einen kleinen Hügel und erblickte den Ingmarshof, der groß und mächtig im flachen Talgrunde lag. „O, du lieber Herrgott!“ sagte er laut und blieb in seiner Freude wie angewurzelt stehen. „Das Wohnhaus ist wohl seit hundert Jahren nicht angestrichen worden, es ist ja ganz schwarz vor Alter, und die Wirtschaftsgebäude haben überhaupt noch niemals Farbe gesehen. Und eine solche Menge von Gebäuden!“ rief er aus. „Hier habe ich Arbeit bis zum Herbst.“

Er war noch nicht lange weitergegangen, da erblickte er einen Mann, der pflügte. „Sieh', da ist ein Bauer, der hier ansässig ist und die Gegend kennt“, dachte der Maler, „von ihm kann ich erfahren, was ich über den Hof dort wissen muß.“ Er bog vom Wege ab und trat auf das Brachfeld zu, wo er Ingmar fragte, was das für ein großer Gutshof

sei, und ob er glaube, daß der Besitzer ihn wohl anstreichen lassen würde.

Ingmar Ingmarsson fuhr zusammen und sah den Mann an, als wäre er ein Gespenst. „Gott im Himmel, ich glaube wirklich, das ist ein Maler“, dachte er, „und gerade jetzt kommt er!“ Er war ganz benommen und konnte keine Antwort herausbringen.

Er erinnerte sich ganz deutlich, daß jedesmal, wenn jemand zu seinem Vater sagte:

„Ihr solltet doch endlich Euer großes, garstiges Haus anstreichen lassen, Vater Ingmar“, der Greis stets geantwortet hatte, daß er es in dem Jahre tun würde, in dem sich Ingmar verheirate.

Der Maler wiederholte seine Frage noch zweimal, Ingmar aber stand stumm da, als ob er ihn nicht verstanden hätte.

„Sind die dort droben im Himmel nun mit ihrer Antwort fertig geworden?“ fragte er sich. „Und ist das hier eine Botschaft vom Vater? Ist es sein Wille, daß ich mich in diesem Jahre verheiraten soll?“

Er war von diesem Gedanken so eingenommen, daß er dem Manne ohne weiteres versprach, er solle bei ihm die Arbeit bekommen.

Dann ging er tiefbewegt und fast beglückt hinter dem Pfluge her. „Du sollst sehen, daß es gar nicht so schwer sein wird, es jetzt zu tun, jetzt, da du so sicher weißt, daß es Vaters Wille ist“, sagte er.

II.

Einige Wochen später stand Ingmar und putzte sein Wagengeschirr. Er sah recht mißmutig aus, und die Arbeit ging ihm langsam von der Hand. Wenn ich der liebe Gott wäre, — dachte er, tat dann einige Handgriffe und begann von neuem zu grübeln. Wenn ich unser lieber Herrgott wäre, so würde ich dafür Sorge tragen, daß jede Sache in demselben Augenblick getan würde, in welchem man den Entschluß gefaßt hat, sie zu vollbringen. Ich würde den Menschen nicht so lange Zeit lassen, darüber hin und her zu

denken und über alles nachzugrübeln, was ihnen etwa im Wege stehen könnte. Ich würde mich nicht darum kümmern, ob sie Zeit hätten, das Wagengeschirr blank zu putzen und das Fuhrwerk anzumalen, ich würde sie direkt vom Pfluge wegholen.

Er hörte einen Wagen auf dem Landwege heranrollen, blickte hin und erkannte sofort Pferd und Fahrzeug. „Der Reichstagsabgeordnete von Bergskog kommt hierher!“ rief er in die Küche hinein, in der seine Mutter geschäftig umherwirtschaftete. Sofort hörte er, daß sie frisches Holz in den Herd steckte, und daß die Kaffeemühle in Gang kam.

Der Reichstagsabgeordnete fuhr in den Hof hinein. Dort hielt er an ohne auszusteigen. — „Nein, ich will nicht hineingehen“, sagte er, „ich will nur ein paar Worte mit dir reden, Ingmar. Die Zeit ist mir knapp, ich muß ins Gemeindehaus zur Sitzung fahren.“ — „Mutter möchte Sie nur zum Kaffee einladen.“ — „Danke, aber ich muß pünktlich dort sein.“ — „Es ist lange her, seit Sie zum letztenmal hier waren“, sagte Ingmar und nötigte ihn zu bleiben. Seine Mutter trat nun auch auf die Türschwelle hinaus und half ihm dabei. „Sie werden doch wohl nicht wegfahren wollen, ohne hereinzukommen und eine Tasse Kaffee zu trinken?“ Ingmar knöpfte das Spritzleder ab, und der Reichstagsabgeordnete entschloß sich, auszusteigen. — „Ja, wenn Mutter Märta selber darum bittet, muß ich mich wohl fügen“, sagte er.

Er war ein großer, schöner Mann, elastisch in allen Bewegungen und schien einem ganz anderen Menschenschlag anzugehören, als Ingmar und seine Mutter, die häßlich waren mit ihren schläfrigen Gesichtern und ihren schwerfälligen Gestalten. Aber er hatte eine große Ehrfurcht vor dem alten Geschlecht derer vom Ingmarshof und hätte gern sein schöneres Äußere damit vertauscht so auszusehen wie Ingmar, und einer der Ingmarssöhne zu *sein*.

Seiner Tochter gegenüber hatte er immer Ingmars Partei ergriffen, und es wurde ihm ordentlich leicht ums Herz, da er sich so freundlich aufgenommen sah.

Nach einer Weile, als Mutter Märta mit dem Kaffee hereintrat, begann er sein Anliegen vorzutragen. — „Ich

beabsichtigte“, — sagte er, indem er sich räusperte, „ich wollte erzählen, wie wir es mit Brita einzurichten gedenken.“ Die Tasse in Mutter Märtas Hand zitterte ein wenig, so daß der Teelöffel auf der Untertasse klirrte. Dann wurde es beängstigend still — „Wir haben uns überlegt, daß es das beste wäre, wenn sie nach Amerika ginge.“

Er hielt nochmals inne. Es herrschte dieselbe Stille. Er seufzte innerlich über diese so schwerfälligen Menschen. „Das Billett für sie ist bereits gelöst.“ — „Sie kommt wohl fürs erste nach Hause?“ fragte Ingmar. — „Nein, was würde sie wohl zu Hause tun sollen?“

Ingmar verstummte von neuem. Er saß mit fast geschlossenen Augenlidern und so still wie ein Schlafender da. Statt seiner begann nun Mutter Märta Fragen zu stellen. — „Sie muß wohl allerlei Sachen bekommen?“ — „Das ist alles in Ordnung, es steht eine fertig gepackte Truhe bei Kaufmann Löfberg, bei dem wir immer einkehren, wenn wir in der Stadt sind.“ — „Und ihre Mutter fährt nicht hin, um sie zu treffen?“ — „Ja, sie möchte wohl gern hinfahren, aber ich meinte, es sei besser eine Begegnung zu vermeiden.“ — „Das könnte wohl sein.“ — „Das Billett und Geldmittel erwarten sie schon bei Kaufmann Löfberg, sie bekommt dort alles was sie braucht.“

„Ich meinte, Ingmar müßte das erfahren, damit die Sache nicht länger sein Herz beschwere“, sagte der Reichstagsabgeordnete. Nun schwieg auch Mutter Märta, sie saß da und blickte auf ihre Schürze nieder, ihr Kopftuch war in den Nacken herabglitten. „Nun muß Ingmar anfangen, an eine neue Heirat zu denken.“ Die beiden schwiegen mit gleicher Beharrlichkeit. „Mutter Märta bedarf der Hilfe in ihrem großen Haushalt. Ingmar muß zusehen, ihr ein ruhiges Alter zu verschaffen.“ Der Reichstagsabgeordnete hielt inne und überlegte, ob sie wohl hörten, was er sagte. „Ich und meine Frau möchten ja gern alles wieder gutmachen“, sagte er zum Schluß.

Ingmar saß indessen da und ließ sich von der großen Freude ganz und gar durchdringen. Brita sollte nach Amerika gehen, und e r brauchte sie nicht zu heiraten. Auf dem alten Ingmarshof würde keine Mörderin die Hausfrau

werden. Er saß so stumm da, weil er es nicht für passend hielt, sofort zu zeigen, wie froh er sei, aber nun schien es ihm doch angemessen, sich darüber zu äußern.

Der Reichstagsabgeordnete saß jetzt ebenfalls stumm da. Er wußte sehr wohl, daß er den altmodischen Ingmarsleuten Zeit lassen mußte sich alles zu überlegen. Ingmars Mutter begann nun auch: „Ja, Brita hat jetzt ihre Strafe abgesessen, nun sind wir anderen an der Reihe.“ Die Greisin wollte damit sagen, wenn der Reichstagsabgeordnete irgendwelchen Beistand von den Ingmarsleuten verlange, als Lohn dafür, daß er ihnen die Wege geebnet hatte, so würden sie sich dem nicht entziehen. Ingmar faßte jedoch diese Worte anders auf. Er fuhr zusammen und schien wie aus einem Traum erwacht zu sein. Was würde Vater hierzu sagen? dachte er. Wenn ich ihm nun diese Sache vorstellte, was würde er dann sagen? „Du mußt nicht glauben, daß du mit Gottes Gerechtigkeit Spott treiben kannst“, würde Vater dann sagen. „Du mußt nicht glauben, daß er es ungestraft geschehen lassen wird, wenn du Brita alle Schuld allein tragen läßt. Wenn ihr Vater sie verwerfen will, um sich bei dir beliebt zu machen und dann später Geld von dir zu borgen, so sollst du dennoch auf Gottes Wegen wandeln, Klein-Ingmar Ingmarsson.“

Ich glaube schon, daß der greise Vater in dieser Sache über mich wacht, dachte er, er hat Britas Vater sicherlich hergeschickt, um mir zu zeigen, wie sündhaft schlecht es ist, der Ärmsten alle Schuld aufhalsen zu wollen. Ich glaube fast, er hat es gemerkt, daß ich in diesen letzten Tagen keine große Lust zur Abreise verspürte.

Ingmar erhob sich, goß etwas Kognak in den Kaffee und hielt die Tasse hoch. „Nun danke ich dem Herrn Reichstagsabgeordneten für seinen Besuch“, sagte er und stieß mit ihm an.

III.

Ingmar hatte den ganzen Vormittag über mit den Birken am Torweg zu schaffen gehabt. Er hatte zuerst ein Gestell gezimmert, dann die Birkenwipfel gefaßt und so gegeneinander gebogen, daß sie eine Wölbung bildeten. Die

Bäume ließen sich nur widerwillig beugen, sie rissen sich mal auf, mal los und richteten sich kerzengerade auf. „Was soll denn damit geschehen?“ fragte Mutter Märta. — „Ich finde, sie können jetzt eine Zeitlang so wachsen“, sagte Ingmar.

Dann kam die Mittagspause, und als die Mahlzeit beendigt war, ging das Gesinde auf den Hof, um sich dort schlafen zu legen. Ingmar Ingmarsson schlief auch, aber er lag auf einem breiten Bett in dem Kämmerchen neben der großen Gaststube. Die einzig wachende war die Hausmutter. Sie saß strickend in dem großen Zimmer.

Die Tür nach dem Hausflur öffnete sich leise, und eine alte Frau trat herein, die zwei große, an einem Joch hängende Körbe auf dem Rücken trug. Sie begrüßte die Hausmutter sehr leise, setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür und hob die Deckel von den Körben, ohne etwas zu reden. Der eine war mit trockenen Zwiebäcken und Brezeln gefüllt, der andere mit frischen glänzenden Brötchen. Die Hausmutter trat sofort heran, um ihre Einkäufe zu erledigen. Sie wußte sonst recht gut ihre Groschen zusammenzuhalten, aber sie hatte eine Schwäche für etwas Leckeres zum Einstippen in den Kaffee.

Während sie sich die Brötchen auswählte, ließ sie sich in ein Gespräch mit der Alten ein, die geschwätzig war, wie die meisten ihresgleichen, die von Hof zu Hof wandern und viele Menschen kennen. — „Ihr seid eine kluge Person, Kajsa; der man vertrauen kann“, sagte die Ingmarsmutter. — „O, ja“, sagte die andere, „wenn ich nicht zu verschweigen wüßte, was ich zu hören bekomme, so würden viele aneinander geraten.“ — „Aber manchmal verschweigt Ihr doch gar zu viel, Kajsa.“ — Die Alte blickte auf und begriff sofort was damit gemeint war. „Gott sei mir so sicher gnädig!“ sagte sie mit Tränen in den Augen. „Ich redete mit der Frau des Reichstagsabgeordneten auf Bergskog, aber ich hätte zu Euch kommen sollen.“ — „Also mit der Reichstagsabgeordnetenfrau habt Ihr geredet!“ Es lag eine grenzenlose Verachtung in dem Tonfall, mit dem sie dieses lange Wort aussprach.

Ingmar Ingmarsson fuhr aus Träumen empor, weil die Tür des Gastzimmers leise geöffnet wurde. Niemand trat

zu ihm herein, aber die Tür blieb halb offen stehen. Er wußte nicht, ob sie von selbst aufgesprungen war, oder ob jemand sie geöffnet hatte. Schläfrig, wie er war, blieb er ruhig liegen und hörte alsdann, daß in dem äußeren Raum geredet wurde.

„Sagt mir jetzt, Kajsa, wie Ihr dahinter gekommen seid, daß Brita Ingmar nicht leiden mochte!“ sagte die Mutter. — „Ja, das erfuhr man doch gleich am Anfang, daß die Leute sagten, die Eltern hätten sie dazu gezwungen“, sagte die Alte ausweichend. — „Sprecht Euch nur gründlich aus, Kajsa, denn wenn ich frage, bedürft Ihr keiner Umschweife, um die reine Wahrheit zu sagen. Ich glaube es schon ertragen zu können, ruhig anzuhören, was Ihr zu sagen habt.“

„Ich muß sagen, daß es mir jedesmal, wenn ich zu jener Zeit in Bergskog war, so vorkam, als sähe sie verweint aus. Einmal, als sie und ich allein in der Küche auf Bergskog waren, sagte ich zu ihr: ‚Das ist eine schöne Heirat, die du da machst, Brita!‘ — Sie sah mich an, als glaubte sie, ich wolle ihrer spotten. Und dann sagte sie: ‚Das kannst du wohl sagen, Kajsa. Schön ist sie.‘ Das sagte sie mit einem Ton, daß ich Ingmar Ingmarsson vor mir zu sehen vermeinte, und der ist ja nicht schön, aber daran hatte ich niemals zuvor gedacht, denn ich habe stets eine große Ehrfurcht vor den Ingmarsleuten gehabt. Jetzt konnte ich es jedoch nicht lassen, den Mund ein wenig zu verziehen. Da blickte Brita mich an und sagte nochmals: ‚Ja, schön ist es‘, dann wandte sie sich von mir ab, stürzte in die Kammer, und ich hörte, daß sie in Weinen ausbrach.

Aber als ich fortging, dachte ich bei mir selber: Das wird doch noch gut werden, denn den Ingmarssöhnen gerät alles zum Besten. Ich wunderte mich auch nicht über die Eltern; wenn ich eine Tochter gehabt hätte, und Ingmar Ingmarsson hätte um sie gefreit, so würde ich ihr keine Ruhe gelassen haben, bis sie ihr Jawort gegeben hätte.“

Ingmar lag noch immer auf dem Bett und horchte. „Das tut Mutter mit Absicht“, dachte er. „Sie ist verwundert über diese Reise nach der Stadt, die ich morgen antreten will. Mutter glaubt, daß ich hinzufahren gedenke, um Brita heim=

zuholen, Mutter weiß nicht, daß ich armer Wicht gar nicht imstande bin, das zu tun.“

„Als ich dann Brita das nächste Mal sah“, fuhr die Alte fort, „war sie schon hierher auf den Ingmarshof gezogen. Ich konnte sie nicht sofort fragen, wie es ihr erginge, denn die Stube war voll von Leuten, aber als ich schon ein Stück Weges auf das Gehölz zu gegangen war, kam sie mir nach.

‚Kajsa‘, sagte sie, ‚bist du kürzlich daheim auf Bergskop gewesen?‘ — ‚Ich war vorgestern dort‘, sagte ich. — ‚Ach, Herr Gott, du warst vorgestern dort, und mir ist zumute, als wäre ich viele Jahre nicht daheim gewesen!‘ Es war nicht so leicht zu wissen, was ich ihr antworten sollte. Sie sah so aus, als könnte sie gar nichts ertragen, ohne sofort in Tränen auszubrechen, bei allem, was ich ihr auch sagen mochte. — ‚Du könntest doch wohl heimgehen, um die Deinigen zu besuchen‘, sagte ich. — ‚Nein, ich glaube, daß ich nie mehr nach Hause kommen werde.‘ — ‚Ach, geh’ doch, du!‘ sagte ich zu ihr. ‚Es ist schön dort oben, der ganze Wald ist voll von Beeren. Um die Kohlenmeier herum ist es rot von Preiselbeeren.‘ — ‚Du liebe Zeit‘, sagte sie, und ihre Augen wurden ganz groß, ‚gibt es wirklich schon Preiselbeeren?‘ — ‚Ja, du kannst doch wohl einen Tag abkommen, um nach Hause zu gehen und dich an Beeren sattzuessen?‘ — ‚Nein, ich glaube nicht, daß ich es tun werde‘, sagte sie. ‚Wenn ich heimgehe, wird es nur um so schlimmer sein, hierher zurückzukehren.‘

‚Ich habe immer gehört, daß es sich bei den Ingmarsleuten gut hausen läßt‘, sagte ich. ‚Es ist ein guter Menschenschlag.‘ — ‚Ja‘, antwortete sie, ‚es sind tüchtige Menschen.‘ — ‚Sie sind die besten im Kirchspiel‘, sagte ich. ‚Sie sind rechtschaffen.‘ — ‚Ja, es gilt ja nicht als Unrecht, sich einer Frau aufzuzwingen.‘ — ‚Kluge Menschen sind sie auch.‘ — ‚Ja, aber sie verschweigen, was sie wissen.‘ — ‚Sagen sie niemals etwas?‘ — ‚Da ist keiner von ihnen, der mehr sagt, als das, was durchaus notwendig ist.‘

Nun mußte ich gehen, aber da kam es mir in den Sinn, zu fragen: ‚Wird die Hochzeit hier oder bei dir daheim stattfinden?‘ — ‚Wir werden sie hier auf dem Bauernhof feiern, weil hier mehr Raum ist.‘ — ‚Dann sieh’ nur zu,

daß die Hochzeit nicht zu lange hinausgeschoben wird!‘ sagte ich. — ‚Wir werden uns in einem Monat verheiraten‘, sagte sie.

Aber als ich Brita verlassen wollte, dachte ich daran, daß die Ingmarsleute eine schlechte Ernte gehabt hatten, und ich sagte, daß ich nicht glaubte, sie würden die Hochzeit in diesem Jahre ausrichten. ‚Ja, dann muß ich in den See gehen‘, sagte Brita.

So etwa nach einem Monat erfuhr ich, daß die Hochzeit aufgeschoben wäre, und mir ahnte, daß das nicht gut ablaufen würde; da ging ich nach Bergskop hinauf und redete mit der Frau des Reichstagsabgeordneten. — ‚Die da unten auf Ingmarshof werden noch etwas Schlimmes anrichten‘, sagte ich. — ‚Ja, wir müssen damit zufrieden sein, wie sie es auch einrichten mögen‘, sagte sie. — ‚Wir danken tagtäglich dem lieben Herrgott, daß wir unsere Tochter so gut versorgt wissen.‘“

„Mutter hätte sich gar nicht so viel Mühe zu machen brauchen“, dachte Ingmar Ingmarsson, „denn hier im Hof ist niemand, der fortreisen wird, um Brita zu treffen. Sie brauchte sich auch nicht wegen der Ehrenpforte zu beunruhigen, das ist doch nur etwas, was ein Mann tut, um dem lieben Herrgott sagen zu können: ich will es ja tun. Du mußtest doch erkennen, daß ich es tun wollte. Aber es dann richtig auszuführen, ist doch noch eine andere Sache.“

„Als ich Brita zum letztenmal sah“, fuhr Kajsa fort, „war es mitten im Winter, wo hoher Schnee dalag. Ich kam auf einem schmalen Wege mitten im wilden Walde daher, und es war ein beschwerlicher Gang, denn es hatte angefangen zu tauen, und der geschmolzene Schnee glitt einem unter den Füßen fort. Da erblickte ich jemand, der auf dem Schnee saß und sich ausruhte, und als ich näher kam, erkannte ich Brita. — ‚Gehst du hier oben im Walde allein spazieren?‘ sagte ich zu ihr. — ‚Ja, ich bin hinausgegangen.‘ — Ich blieb also stehen und blickte sie an, und ich konnte nicht begreifen, was sie dort zu tun hatte. — ‚Ich bin hier draußen, um zu sehen, ob hier irgendwo ein steiler Berg ist‘, sagte nun Brita. — ‚Herzenskind, willst

du dich etwa selber hinabstürzen?' sagte ich, denn sie sah aus, als ob sie nicht länger leben wollte.

‚Ja', sagte sie, ‚ich würde mich gern von einem Berge hinabstürzen, wenn ich nur einen fände, der hoch und steil wäre.' — ‚Du solltest dich wirklich schämen, wo es dir doch so gut geht.' — ‚Ja, siehst du, Kajsa, ich bin nun einmal schlecht.' — ‚Ja, das glaube ich fast selber.' — ‚Ich werde noch einmal etwas so Böses tun, daß es besser wäre, ich stürbe.' — ‚Das sind doch nur Redensarten, Kind.' — ‚Ja, ja, ich wurde schlecht, als ich hier hinunterzog.' Dann trat sie ganz dicht an mich heran und hatte ganz verstörte Augen. Sie sagte noch: ‚Die denken nur immer daran, wie sie mich peinigen könnten, und auch ich denke nur daran, wie ich sie wiederquälen kann.' — ‚Ach, nein, Brita, es sind gute Menschen.' — ‚Nein, sie denken nur daran, wie sie Schande über mich bringen können.' — ‚Hast du ihnen das gesagt?' — ‚Ich rede niemals mit ihnen. Ich sinne nur nach, wie ich ihnen etwas Böses zufügen könnte. Ich überlege, ob ich den Hof in Brand stecken soll. Ich weiß, daß er daran hängt. Ich überlege mir auch, ob ich den Kühen Gift geben soll. Sie sind so häßlich und alt und so weiß um die Augen herum, ganz als ob sie mit ihm verwandt wären.' — ‚Der Hund, der bellt, beißt nicht', sagte ich. — ‚Irgend etwas muß ich ihm antun', sagte sie, ‚sonst findet meine Seele keine Ruhe.' — ‚Du weißt nicht, was du redest', sagte ich, ‚du möchtest wohl auf ewig deine Seelenruhe einbüßen.'

Da schlug ihre Stimmung plötzlich um und sie fing an zu weinen. Sie wurde ganz sanft und sagte, daß sie es so schwer hätte, wenn die bösen Gedanken über sie kommen. Dann brachte ich sie nach Hause, und als wir uns trennten, versprach sie mir hoch und heilig, nichts Böses zu unternehmen, wenn ich nur schwiege.

Dann dachte ich viel darüber nach, mit wem ich reden sollte", sagte Kajsa, „es schien mir so schwierig, zu solchen vornehmen Leute zu gehen, wie Ihr es seid — — — —"

Die große Glocke auf dem Stalldach läutete, die Mittagsruhe war beendigt. Mutter Märta verabschiedete Kajsa eiligst. „Hört, Kajsa, glaubt Ihr, daß es zwischen Ingmar

und Brita jemals wieder gut werden könnte?“ — „Was?“ fragte die Alte ganz verblüfft. — „Ich meine, wenn sie nun nicht nach Amerika ginge, glaubt Ihr, daß sie ihn dann nehmen würde?“ — „Das glaube ich ganz und gar nicht. Nein, das glaube ich schon nicht.“ — „Sie würde wohl nein sagen.“ — „Ja, das täte sie.“

Ingmar saß drinnen auf dem Bette und ließ die Beine über die Bettkante herabhängen. „Nun hast du das nötige zu wissen bekommen, Ingmar, jetzt glaube ich, daß du morgen abreisen wirst“, sagte er und schlug mit der Faust gegen die Bettkante. „Nein, daß aber Mutter glauben konnte, mich damit zu Hause halten zu können, daß sie mir bewies, Brita möge mich nicht leiden!“

Er schlug mal auf mal auf den Bettrand, als ob er in Gedanken etwas Hartes niederschlüge, was ihm Widerstand leistete. „Nun will ich diese Sache doch noch einmal versuchen. Wir Ingmarsleute fangen von neuem an, wenn etwas verkehrt gegangen ist. Kein rechter Mann kann sich damit zufrieden geben, daß ein Frauenzimmer nur aus Groll gegen ihn närrisch wird.“

Noch niemals hatte er es so tief empfunden, welche Niederlage er erlitten hatte, und er brannte vor Sehnsucht nach irgend einer Art von Rehabilitation.

„Das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich es Brita nicht beibringen könnte, sich auf dem Ingmarshof wohlzufühlen“, sagte er.

Er versetzte der Bettkante noch einen letzten Schlag, ehe er sich erhob, um an die Arbeit zu gehen.

„Nun bin ich wahrhaftig ganz sicher, daß es Groß-Ingmar ist, der Kajsa herabgeschickt hat, damit ich mich entschließe, diese Fahrt nach der Stadt anzutreten.“

IV.

Ingmar Ingmarsson war zur Stadt gekommen und ging langsam nach dem großen Provinzialgefängnis hinauf, das sich in herrlicher Lage auf einem kleinen Hügel oberhalb der städtischen Anlagen erhob. Er blickte sich nicht um, sondern kam daher, die schweren Augenlider tief herabgesenkt, und

mit so mühsamen, schleppenden Schritten, als wäre er ein steinalter Mann. Er hatte für diesen Tag die schöne Bauerntracht abgelegt und kam in einem schwarzen Tuchanzug und in gestärktem Hemd, das er bereits etwas zerknittert hatte. Er war sehr feierlich gestimmt, aber gleichzeitig ängstlich und widerwillig.

Ingmar betrat nun den mit Kies bestreuten Platz vor dem Gefängnis, sah dort einen Wachtmeister und fragte ihn, ob heute Brita, die Tochter Eriks, freikäme — „Ich glaube sicher, daß heute eine loskommt", sagte der Polizist. — „Es ist eine, die wegen Kindesmordes gesessen hat", erklärte Ingmar. — „Ja, gewiß, ja! Jawohl, die wird heute vormittag entlassen."

Ingmar ging nicht weiter, sondern stellte sich unter einen Baum und machte sich zum Warten bereit. Nicht eine Minute wandte er die Augen vom Eingang ab. „So mancher, der hier hineingegangen ist, mag es nicht allzu leicht gehabt haben", dachte er. „Ich will zwar nicht übertreiben, aber so mancher, der hier hineingegangen ist, hat es vielleicht minder schwer gehabt als ich, der hier draußen steht."

„Ja, ja, ja, nun hat Groß-Ingmar mich doch hierher geführt, um die Braut aus dem Gefängnis zu holen", sagte er dann. „Aber ich kann nicht sagen, daß Klein-Ingmar damit zufrieden wäre. Er hatte es lieber gesehen, daß sie durch eine Ehrenpforte geschritten wäre, und daß ihre Mutter daneben gestanden hätte, um sie dem Bräutigam zu übergeben. Und dann wären sie mit großem Gefolge zur Kirche gefahren. Und sie hätte lieblich und schön in ihrer Brauttracht neben ihm gesessen und unter der Brautkrone gelächelt."

Die Pforte wurde mehrmals geöffnet: der Pfarrer trat heraus und die Frau des Gefängnisdirektors und mehrere Mägde, die zur Stadt hinabgingen. Endlich kam Brita. Als die Pforte sich für sie öffnete, fühlte Ingmar einen heftigen Ruck im Herzen. Nun ist sie da, dachte er. Seine Augen schlossen sich, er war wie gelähmt und machte keine einzige Bewegung. Als er sich zusammenraffte und aufblickte, stand sie auf der Treppenstufe vor der Pforte.

Er sah sie dort einen Augenblick stillstehen. Dann schob sie ihr Kopftuch zurück und blickte mit klaren, ungeschützten Augen über das Landschaftsbild hin. Das Gefängnis lag hoch, und sie konnte über die Stadt hinaussehen und jenseits der waldigen Höhen ihre heimatlichen Berge erkennen.

Dann sah Ingmar, wie sie von einer unsichtbaren Macht gerüttelt und geschüttelt wurde. Sie schlug die Hände vors Gesicht und setzte sich auf die Steintreppe nieder. Bis zu dem Platze hin, auf dem er stand, hörte er sie schluchzen.

Er ging nun über den Kiesplatz, stellte sich neben sie und wartete. Sie weinte so heftig, daß sie nichts hörte. Er mußte dort lange stehen. — „Weine nicht so sehr, Brita!“ sagte er schließlich. Sie blickte auf. — „Ach Gott im Himmel, du bist hier!“ sagte sie. Im Nu stand all das, was sie ihm angetan hatte, vor ihren Augen, und sie dachte daran, was es ihn für Überwindung gekostet haben mußte, hierher zu kommen. Sie stieß einen lauten Freudenruf aus, stürzte ihm an den Hals und schluchzte von neuem.

„Bedenke, wie ich mich danach gesehnt habe, daß du herkämest!“ sagte sie. Ingmars Herz begann heftig zu pochen, weil sie sich so gefreut hatte, ihn wiederzusehen. — „Was sagst du, Brita, du hast dich danach gesehnt?“ sagte er voller Rührung. — „Ich wollte dich nur um Verzeihung bitten.“

Ingmar richtete sich in seiner ganzen Größe auf und wurde kalt wie ein Steingebilde. — „Damit hat es wohl noch Zeit“, sagte er, „ich denke, daß wir hier nicht länger stehen bleiben sollten.“ — „Nein, das ist ja kein Ort, an dem man gern verweilen möchte“, sagte sie demütig. — „Ich bin bei Kaufmann Löfberg eingekehrt“, sagte Ingmar, als sie zusammen weitergingen. — „Ja, dort steht auch meine Truhe.“ — „Ich habe sie gesehen“, sagte Ingmar, „sie ist zu groß, um hinten auf den Wagen gestellt zu werden, wir müssen sie dort stehen lassen, bis sich eine andere Gelegenheit bietet.“ — Brita blieb stehen und blickte Ingmar an. Er hatte jetzt zum erstenmal erwähnt, daß er sie heimführen wolle. — „Ich habe heute einen Brief von Vater bekommen, er sagte, du wärest auch dafür, daß ich nach Amerika ginge.“ — „Ich dachte, es könnte nicht schaden, daß man dir die Wahl ließe, es war nicht sicher, ob du mit mir fahren

wolltest.“ Sie merkte wohl, daß er nicht sagte, es sei dies sein Wunsch, das konnte aber auch daher kommen, daß er sich ihr nicht wiederum aufzwingen wollte. Sie wurde sehr unschlüssig. Es war sicher nichts Wünschenswertes, eine solche, wie sie, nach dem Ingmarshof heimzuführen. „Sag' ihm, daß du nach Amerika gingest. Das ist der einzige gute Dienst, den du ihm erweisen kannst“, sagte sie sich innerlich. „Sag' es ihm, sag' es ihm“, stachelte sie sich selber auf. Während sie so nachdachte, hörte sie jemand sagen: „Ich fürchte, daß ich nicht kräftig genug bin, nach Amerika zu gehen. Sie sagen, daß man dort sehr hart und schwer arbeiten muß.“ Es schien ihr aber, als habe nicht sie selber, sondern jemand anders so geantwortet. — „Ja, das sagt man“, sprach Ingmar ganz leise. Sie schämte sich vor sich selber, denn sie dachte daran, daß sie noch heute morgen zu dem Pfarrer gesagt hatte, daß sie als ein neuer, besserer Mensch in die Welt hinausziehen wollte. Sie war sehr unmutig über sich selber, ging eine Zeitlang stumm neben ihm her und überlegte, wie sie das Gesagte wieder zurücknehmen könnte. Aber sobald sie etwas dergleichen äußern wollte, schreckte sie vor dem Gedanken zurück, daß es der schwärzeste Undank wäre, ihn nochmals zurückzuweisen, wenn er sie jetzt noch liebte. „Könnte ich nur in seinen Gedanken lesen!“ dachte sie.

Da sah Ingmar, daß sie stehen blieb und sich an eine Mauer lehnte. — „Mir wird ganz schwindlig von all dem Lärm und von dem Anblick so vieler Menschen.“ Er streckte seine Hand aus, die sie ergriff, und Hand in Hand durchschritten sie die Straße. „Jetzt sehen wir wie Brautleute aus“, dachte Ingmar, aber die ganze Zeit durch überlegte er, wie es werden würde, wenn er heimkäme, und wie er mit seiner Mutter und all den anderen durchkommen würde.

Als sie das Löfbergsche Gehöft betraten, sagte Ingmar: sein Pferd sei nun ausgeruht, so daß sie, wenn Brita nichts dagegen habe, bereits an diesem Tage die ersten Wegstationen zurücklegen könnten. Da dachte sie, nun sei es Zeit, zu sagen, daß sie nicht mitwolle. „Danke ihm nun und sage, daß du nicht wolltest!“ Sie stand und betete zu Gott, daß

er ihr kundtäte, ob Ingmar einzig und allein aus Barmherzigkeit gekommen sei. Mittlerweile zog dieser den Wagen aus dem Schuppen heraus. Er war frischgestrichen; das Spritzleder glänzte und die Wagenpolster waren neu bezogen. Vorn am Verdeck steckte ein kleiner halbverwelkter Strauß von Feldblumen. Sie blieb stehen und versank in Gedanken, als sie ihn erblickte, und unterdessen ging Ingmar in den Stall hinein, schirrte das Pferd an und führte es hinaus. Da sah sie einen ebensolchen halbverwelkten Strauß inmitten des Kummets, begann von neuem daran zu glauben, daß er sich ihrer freue, und dachte, es sei das beste, zu schweigen. Sonst würde er vielleicht denken, wie undankbar sie sei, und daß sie nicht verstände, wie groß das war, was er ihr bot.

Sie fuhren auf der Landstraße hin, und um dem Schweigen ein Ende zu machen, begann sie, ihn nach dem einen und dem anderen daheim auszufragen. Mit jeder Frage, die sie tat, erinnerte sie ihn an jemand, dessen Urteil er fürchtete. Wie *der* sich wundern wird, dachte er, wie *jener* über mich spotten wird! Er gab ihr nur einsilbige Antworten, und wieder und wieder kam ihr der Gedanke, daß sie ihn bitten müßte, umzukehren. Er will mich gar nicht haben, er freut sich nicht auf mich. Er tut es nur um der reinen Barmherzigkeit willen.

Bald hörte sie auf zu fragen. Sie fuhren Meile auf Meile in tiefem Schweigen dahin. Als sie aber bei einem Wirtshause anlangten, stand Kaffee mit frischem Brot für sie bereit, und auf dem Kaffeebrett lagen auch wieder Blumen. Sie merkte, daß er es so angeordnet hatte, als er den Tag vorher dort vorbeigefahren war. War das auch nur Güte und Barmherzigkeit? War es ihm erst heute leid geworden, seit er sie aus dem Gefängnis hatte kommen sehen? Am nächsten Tage, wenn er es vergessen hätte, würde schon alles gut werden. Brita war weich geworden, sanft und mild vor Reue und Demut. Sie wollte ihm keinen neuen Kummer bereiten.

Vielleicht hatte er sie doch wirklich — — —. Sie übernachteten in einem Wirtshause, brachen aber morgens so zeitig auf, daß sie bereits gegen zehn Uhr weit genug ge-

kommen waren, um die Kirche ihres heimatlichen Dorfes zu erkennen. Als sie daran vorbeifuhren, war der Kirchenweg voll von Menschen, und die Glocken läuteten. — „Herrgott, es ist ja Sonntag!“ sagte Brita und faltete unwillkürlich die Hände. Sie vergaß alles und hatte nur den einen Gedanken, daß sie zur Kirche fahren und Gott danken wollte. Sie wollte ihr neues Leben durch einen Gottesdienst in der alten Kirche einweihen.

„Ich würde gern in die Kirche gehen“, sagte sie zu Ingmar. In diesem Augenblick dachte sie gar nicht daran, daß es ihm schwer werden könnte, sich dort mit ihr zu zeigen, sie war nur von Andacht und Dankbarkeit erfüllt. Ingmar wollte beinahe ein schroffes Nein sagen, er glaubte, nicht mutig genug zu sein, um den scheelen Blicken und den neugierigen Klatschmäulern standzuhalten. Aber einmal muß es ja doch geschehen, dachte er und bog in den Kirchenweg ein. Es wird immer gleich schlimm sein, wann es auch sein mag.

Als sie den Hügel zur Kirche hinauffuhren, saßen oben auf der niedrigen Steinmauer eine Menge Menschen, die auf den Gottesdienst warteten und alle Ankommenden genau betrachteten. Als sie Ingmar und Brita erkannten, fingen sie an zu tuscheln, einander anzustoßen und auf sie hinzuzeigen. Ingmar blickte Brita an. Sie saß mit gefalteten Händen und sah aus, als wisse sie nicht, wo sie sei. Sie sah diese Menschen nicht, aber Ingmar sah sie um so besser. Einige liefen hinter dem Wagen her. Er wunderte sich nicht darüber, daß sie nachliefen und mit Fingern auf ihn zeigten. Sie meinten wohl, nicht recht gesehen zu haben.

Sie vermochten nicht zu glauben, daß *er* mit *ihr*, die sein Kind erwürgt hatte, zum Gotteshause heraufgefahren käme. Das ist zu viel, dachte er. Das halte ich einfach nicht aus.

„Ich denke, es wäre am besten, du gingest gleich in die Kirche hinein“, sagte er, als er ihr beim Aussteigen half. — „Ja, gewiß“, sagte sie. Sie wollte ja nur zur Kirche gehen und war nicht hergekommen, um Menschen zu begegnen. Ingmar ließ sich ziemlich viel Zeit, um das Pferd abzuschirren und zu füttern. Viele Augen hefteten sich auf

Ingmar, aber niemand redete ihn an. Als er fertig war und in die Kirche trat, saßen bereits die meisten auf ihren Plätzen und man hatte den Eingangschoral begonnen. Ingmar blickte nach der Frauenseite hin, als er den breiten Gang hinaufschritt. Alle Bänke waren vollbesetzt, außer einer, auf der nur eine einzige Person saß. Er sah sofort, daß es Brita war und begriff, daß niemand neben ihr hatte sitzen wollen. Ingmar ging noch ein paar Schritte weiter, dann wandte er sich nach der Frauenseite und setzte sich neben Brita auf die Bank. Als er zu ihr trat, blickte sie auf und machte große Augen. Sie hatte vorher nichts gemerkt, begriff aber jetzt, weshalb sie allein auf dieser Bank saß. Da verschwand die erhaben feierliche Stimmung, die sie soeben beseelt hatte, und wich einer tiefen Traurigkeit. Was sollte daraus werden? Was sollte daraus werden? Sie hätte ihm ja niemals folgen dürfen.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und um nicht loszuweinen, nahm sie ein altes Choralbuch, das vor ihr auf dem alten Bankgestell lag, und begann darin zu lesen. Sie durchblätterte sowohl die Evangelien als auch die Episteln, ohne vor Tränen ein Wort zu erkennen. Da leuchtete ihr plötzlich etwas Grellrotes entgegen. Es war ein Lesezeichen mit einem roten Herzen, das zwischen den Blättern lag. Sie nahm es und schob es Ingmar hin.

Sie sah, daß er es in seiner großen Hand verbarg und es verstohlen betrachtete. Gleich darauf lag es am Boden. Was soll aus uns werden? Was soll aus uns werden? dachte Brita und weinte in ihr Choralbuch hinein.

Sobald der Pfarrer von der Kanzel herabgestiegen war, verließen sie die Kirche. Ingmar spannte eiligst an, und Brita half ihm dabei. Als der Segen gesprochen, der Schlußchoral gesungen worden war und die Kirchgänger das Gotteshaus verließen, waren die beiden bereits unterwegs. Sie hatten ungefähr die gleichen Gedanken. Wer ein solches Verbrechen begangen hat, kann nicht mehr unter anderen Menschen leben. Beide empfanden, daß sie in der Kirche wie am Pranger gesessen hatten. Das kann keiner von uns ertragen, dachten sie.

Mitten in ihrer Trübsal erblickte Brita den Ingmarshof, und erkannte ihn kaum wieder, wie er so leuchtend rot vor ihr lag. Sie erinnerte sich, daß immer gesagt wurde, der Hof würde rot angestrichen werden, sobald Ingmar heirate. Und damals war die Hochzeit aufgeschoben worden, weil er die Kosten für das Anmalen nicht auf sich nehmen wollte. Sie begriff, daß er alles aufs beste hatte einrichten wollen, dann war es ihm aber doch zu schwer geworden.

Als sie auf den Ingmarshof einfuhren, saßen die Leute beim Mittagessen. „Nun ist der Herr angelangt", sagte einer der Knechte und blickte hinaus. Mutter Märta hob kaum die schläfrigen Augenlider, als sie aufstand. „Ihr bleibt jetzt alle drinnen", sagte sie. „Niemand braucht vom Tisch aufzustehen."

Die Greisin ging schweren Schrittes hinaus, die Leute, die ihr nachblickten, bemerkten, daß sie sonntäglich gekleidet war, als wolle sie dadurch ihre Würde verstärken, sie trug einen Seidenschal um die Schultern und ein Seidentuch auf dem Kopfe. Sie stand bereits in der Haustür, als das Pferd anhielt.

Ingmar sprang sofort aus dem Wagen, aber Brita blieb sitzen. Er ging nach ihrer Seite hinüber und knöpfte das Spritzleder auf. „Willst du nicht aussteigen?" — „Nein, ich will nicht." Sie war in Weinen ausgebrochen und verbarg ihr Gesicht in den Händen. — „Ich hätte niemals zurückkommen sollen", sagte sie und schluchzte. — „Ach, steig' jetzt nur aus!" sprach Ingmar. — „Laß mich nach der Stadt zurückfahren! Ich bin nicht gut genug für dich." Ingmar dachte vielleicht, daß sie damit recht habe. Er sagte nichts, stand aber mit dem Spritzleder in der Hand da und wartete. „Was sagt sie?" fragte Mutter Märta, die noch in der Haustür stand. — „Sie sagt, daß sie nicht gut genug für uns sei", antwortete Ingmar, denn Brita konnte sich vor Weinen nicht verständlich machen. — „Und warum weint sie?" fragte die Greisin. „Weil ich eine so arme Sünderin bin", sagte Brita und preßte die Hände an das Herz. Sie glaubte, es müsse ihr vor Kummer brechen. — „Was?" fragte die Greisin wieder. — „Weil sie eine so arme Sünderin sei", wiederholte Ingmar.

Als Brita hörte, daß er ihre Worte mit kalter, gleichgültiger Stimme wiederholte, ging ihr plötzlich die Wahrheit auf. Nein, wenn er sie gern gehabt hätte, wenn er nur eine Spur von Liebe für sie empfände, hätte er niemals so dastehen und ihre Worte vor der Mutter wiederholen können. Da war nichts weiter zu überlegen. Nun wußte sie, was zu wissen ihr nottat.

„Warum steigt sie nicht aus?“ fragte die Greisin. Brita überwand ihr Weinen und antwortete selber laut und deutlich: „Weil ich Ingmar nicht ins Unglück stürzen will.“ — „Ich glaube, sie hat recht“, sagte die Mutter. „Laß du sie nur abfahren, Klein-Ingmar, denn du sollst wenigstens wissen, daß ich sonst fahren würde. Mit so einer schlafe ich nicht eine einzige Nacht unter einem Dach.“

„Laß uns um Gottes willen abfahren!“ jammerte Brita. Ingmar fluchte, ließ das Pferd umwenden und sprang in den Wagen. Alles miteinander war ihm nun verleidet, und er vermochte nicht länger dagegen anzukämpfen.

Als sie auf die Landstraße hinauskamen, begegneten sie immer wieder Menschen, die aus der Kirche zurückkehrten. Das wurde Ingmar lästig und er fuhr plötzlich auf einen schmalen Waldweg zu, der vorzeiten als Landstraße gedient hatte. Er war steinig und hügelig, jedoch für einen Einspänner wohl fahrbar.

Gerade als er dort einbog, rief ihn jemand an. Es war der Postbote, der ihm einen Brief hinaufreichte. Ingmar nahm ihn, steckte ihn in die Tasche und fuhr in den Wald hinein.

Sobald er so weit gekommen war, daß ihn niemand von der Landstraße aus sehen konnte, hielt er das Pferd an und zog den Brief heraus. Sogleich legte Brita ihre Hand auf seinen Arm. — „Lies ihn nicht!“ sagte sie. — „Ich soll ihn nicht lesen?“ — „Nein, er ist gar nicht lesenswert.“ — „Wie kannst du das wohl wissen?“ — „Dieser Brief ist von mir.“ — „Dann kannst du mir ja selber sagen, was darin steht.“ — „Nein, das kann ich nicht.“

Er blickte sie an. Sie war glühendrot, und ihre Augen waren ganz verstört vor Angst. — „Ich glaube, daß ich den Brief dennoch lesen werde“, sagte Ingmar. Er begann ihn

zu öffnen. Da machte sie einen Versuch, ihm den Brief zu entreißen. Er wehrte sie ab und öffnete das Kuvert. — „Ach, mein Gott“, jammerte sie, „nichts soll mir also erspart bleiben!“

„Ingmar“, bat sie, „lies ihn nach ein paar Tagen, wenn ich unterwegs bin!“ Er hatte ihn bereits entfaltet und begann ihn durchzulesen. Sie legte die Hand auf den Bogen. „Höre doch, Ingmar, der Prediger im Gefängnis veranlaßte mich, diesen Brief zu schreiben, und er gelobte mir, ihn zu behalten und ihn dir erst zu senden, wenn ich bereits an Bord des Dampfers wäre. Nun hat er ihn zu frühzeitig abgeschickt. Du hast noch kein Recht, ihn zu lesen. Laß mich doch nur erst fort sein, ehe du ihn liest!“

Ingmar warf ihr einen zornigen Blick zu, sprang aus dem Wagen, um vor ihr Ruhe zu haben und stellte sich hin, um den Brief zu lesen. Sie war in einer Aufregung, wie es ihr früher zuweilen geschehen konnte, wenn es ihr nicht gelang, ihren Willen durchzusetzen. — „Was dort steht, ist nicht wahr. Der Prediger hat mich überredet, es zu schreiben. Ich liebe dich n i c h t , Ingmar.“ Er blickte von dem Briefe auf und starrte sie verwundert an. Da wurde sie still, und die Demut, die sie im Gefängnis erlernt hatte, kam wieder über sie und bezwang sie. Sie erlitt wohl nicht größere Pein, als sie verdient hatte. Ingmar stand da und quälte sich mit dem Briefe. Plötzlich preßte er ihn ungeduldig zusammen, und aus seiner Kehle drang ein Laut, der einem Röcheln glich. — „Ich kann daraus nicht klug werden“, sagte er und stampfte auf den Boden. „Es dreht sich mir alles vor den Augen.“ Er trat zu Brita hin und faßte ihren Arm mit hartem Griff. „Ist das wahr, was in dem Briefe steht, daß du mich lieb hast?“ Seine Stimme klang unheimlich rauh, und er war schrecklich anzusehen. Brita saß stumm da. „Steht in diesem Brief, daß du mich lieb hast?“ wiederholte er und sah äußerst erbittert aus. — „Ja“, sagte sie tonlos.

Er schüttelte ihren Arm und schleuderte ihn zurück. — „Also lügst du“, schrie er, „also lügst du.“

Er lachte laut und roh, wobei sein Gesicht sich häßlich verzerrte. — „Gott weiß es“, sagte sie feierlich, „daß ich

jeden Tag zu ihm gebetet habe, dich noch einmal sehen zu dürfen, ehe ich abreise. — „Wohin sollst du reisen?" — „Ich soll doch nach Amerika gehen." — „Den Teufel auch — sollst du?"

Ingmar war ganz von Sinn und Verstand, er wankte ein paar Schritte in den Wald hinein, dort warf er sich zu Boden, und nun war an ihm die Reihe zum Weinen. Brita folgte ihm nach und setzte sich neben ihn. Sie war so froh, daß sie nicht wußte, wie sie sich davor retten sollte, nicht laut aufzulachen. — „Ingmar, Klein-Ingmar!" sagte sie, ihm seinen Kosenamen gebend. — „Du, die mich für so häßlich hält!" — „Das tue ich sicherlich." Ingmar stieß ihre Hand fort. — „Jetzt laß mich dir alles erzählen!" — „Ja, du sollst auch alles erzählen." — „Erinnerst du dich noch dessen, was du vor drei Jahren bei der Gerichtsverhandlung sagtest?" — „Ja." — „Daß du dich mit mir verheiraten würdest, wenn ich meinen Sinn ändern könnte." — „Ja, ich erinnere mich." — „Nach diesen Worten begann ich dich zu lieben. Ich hätte niemals geglaubt, daß ein Mensch so etwas sagen könnte. Es war übermenschlich, daß du das zu mir sagen konntest, Ingmar, nach allem, was ich dir angetan hatte. Als ich dich damals anblickte, glaubte ich, du sähest besser aus als alle anderen, du wärest klüger als sie alle, und du wärest der einzige, mit dem man gut zusammen leben könnte. Ich war ganz verliebt in dich, und ich dachte, du gehörtest zu mir und ich zu dir. Und ich hielt es anfangs für eine gegebene Sache, daß du mich heimholen würdest, später aber wagte ich nicht, daran zu glauben."

Ingmar hob den Kopf. — „Warum schriebst du mir nicht?" — „Ich schrieb dir ja." — „Und batest mich, dir zu verzeihen! Darüber war doch eigentlich nichts zu schreiben!" — „Was hätte ich denn sonst schreiben sollen?" — „Über das andere!" — „Ich hätte es wagen sollen, davon zu schreiben, ich?" — „Jetzt wäre ich beinahe gar nicht gekommen." — „Aber Ingmar, hätte ich es wagen dürfen, dir nach allem, was ich dir angetan hatte, einen Heiratsantrag zu machen? Am letzten Tage schrieb ich dir vom Gefängnis aus, weil der Herr Pfarrer sagte, ich müßte es tun. Er nahm den Brief und versprach, daß du ihn erst

nach meiner Abreise erhalten solltest. Und nun hat er ihn dennoch abgeschickt."

Ingmar nahm ihre Hand, legte sie auf den Waldboden und gab ihr einen derben Klaps. — „Ich könnte dich schlagen", sagte er. — „Du kannst mit mir machen, was du willst, Ingmar." Er blickte zu ihrem Gesicht empor, dem das Leid eine neue Schönheit verliehen hatte. Er richtete sich ein wenig auf und beugte sich tief zu ihr herab. — „Es war so nahe daran, daß ich dich hätte reisen lassen." — „Und dennoch konntest du nichts anderes tun, als zu mir zu kommen." — „Ich muß dir aber sagen, daß ich dich gar nicht mag." — „Das kann ich ganz gut verstehen."

„Ich war so froh, als ich erfuhr, daß du nach Amerika gehen solltest." — „Ja, Vater schrieb, daß du darüber froh wärest." — „Wenn ich Mutter ansah, schien es mir, ich könnte ihr eine solche Person, wie du bist, nicht als Schwiegertochter zuführen." — „Nein, das geht auch keineswegs, Ingmar." — „Ich hatte so viele Kränkungen um deinetwillen, niemand wollte sich um mich kümmern, weil ich dich so ins Unglück gestürzt hatte." — „Jetzt glaube ich, daß du tun wirst, was du soeben sagtest", sprach Brita, „du wirst mich schlagen." — „Ja, keine Menschenseele kann es sich vorstellen, wie böse ich auf dich bin."

Sie saß ganz still. — „Wenn ich daran denke, wie schwer ich es seit Tagen und Wochen hatte", begann er von neuem. — „Ach, armer Ingmar!" — „Ja, deshalb bin ich nicht böse, aber ich hätte dich doch abreisen lassen können." — „Hattest du mich denn gar nicht lieb, Ingmar?" — „Aber nein." — „Während unserer ganzen Fahrt nicht?" — „Nicht einen Augenblick. Du warst mir ganz verleidet." — „Wann kam es wieder?" — „Als ich den Brief erhielt." — „Ich erkannte ganz gut, daß bei dir alles aus war, und darum hielt ich es für eine solche Schande, daß du erfahren solltest, daß es für mich angefangen hätte."

Ingmar begann still vor sich hin zu lachen. — „Was bedeutet das, Ingmar?" — „Ich denke eben daran, daß wir aus der Kirche entflohen sind und vom Ingmarshof verjagt wurden." — „Und darüber lachst du?" — „Soll ich

darüber nicht lachen? Wir werden wohl als Landstreicher am Wege liegen bleiben müssen. Das sollte Vater sehen!" — „Heute lachst du darüber, Ingmar, aber es geht nicht, es geht nicht, und das ist meine Schuld." — „Ich denke, es geht", sagte er, „denn jetzt kümmere ich mich um keinen mehr, außer um dich."

Brita war vor Angst halb dem Weinen nahe, er aber ließ sich nur immer von neuem erzählen, wie sie seiner gedacht und sich nach ihm gesehnt habe. Dann wurde er allmählich still wie ein Kind, das ein Wiegenlied hört. Es war alles ganz anders, als Brita erwartet hatte. Sie hatte gedacht, sie würde bei der ersten Begegnung mit ihm, wenn sie aus dem Gefängnis käme, sofort von ihrem Verbrechen reden, und wie es auf ihr laste, und daß sie fühle, wie schlecht sie sei. Sie hatte ihm oder der Mutter, oder dem, der sonst etwa gekommen wäre, sagen wollen, daß sie wüßte, wie tief sie unter ihnen allen stände. Sie sollten niemals glauben, daß sie sich einem von ihnen etwa gleichstelle. Aber sie kam gar nicht dazu, ihm irgend etwas davon zu sagen.

Da unterbrach er sie und sagte sehr sanft: „Du willst mir etwas Bestimmtes sagen." — „Ja, so ist es." — „Du denkst schon die ganze Zeit durch daran." — „Tag und Nacht." — „Und es verfolgt dich überall?" — „Das tut es." — „So rede jetzt davon, dann tragen wir es zu zweien." Er saß da und blickte in ihre Augen, die eine gewisse Furcht und Verstörtheit zeigten. Sie erschienen ruhiger, während sie ihm alles erzählte. — „Jetzt ist dir leichter ums Herz", sagte er, als sie fertig war. — „Es ist, als wäre alles verschwunden", antwortete sie. — „Das kommt daher, weil wir es nun zusammen tragen können. Nun möchtest du wohl auch nicht mehr wegreisen?" — „Ach, nun möchte ich hier bleiben", sagte sie und faltete die Hände.

„Dann werden wir jetzt nach Hause fahren", sagte Ingmar und stand auf. — „Nein, ich wage es nicht", sagte Brita. — „Mutter ist nicht so gefährlich", sagte Ingmar, „wenn sie nur begriffen hat, daß man weiß, was man will." — „Nein, ich möchte sie niemals aus ihrem Heim vertreiben. Ich kann keinen anderen Ausweg für mich sehen, als daß ich nach Amerika gehen muß." — „Ich werde dir etwas sagen",

sprach Ingmar und lächelte geheimnisvoll, „du brauchst nicht ängstlich zu sein. Da ist einer, der uns hilft.“ — „Wer ist das?“ — „Das ist Vater. Er richtet alles so ein, daß es geht.“

Da kam jemand auf dem Waldwege dahergegangen. Es war Kajsa, aber man erkannte sie kaum, weil sie weder das Joch noch die Körbe trug. — „Guten Tag, guten Tag!“ sagten die beiden, und die alte Frau trat auf sie zu und schüttelte ihnen die Hände. — „Ja, da sitzt ihr nun, während alle Knechte vom Ingmarshof unterwegs sind, um euch zu suchen.“

„Ihr hattet es so eilig, die Kirche zu verlassen“, fuhr die Alte fort, „so daß ich euch dort nicht mehr erreichen konnte, aber ich wollte doch Brita bewillkommnen, und da ging ich zum Ingmarshof hinunter. Zugleich mit mir traf der Pfarrer dort ein, und schnell trat er in die Gaststube, ehe ich ihn noch hatte begrüßen können. Sogleich rief er Mutter Märta zu, noch ehe er ihr die Hand gereicht hatte: ‚Jetzt werdet Ihr an Ingmar Freude erleben, Mutter Märta! Jetzt erkennt man, daß er einer vom alten Stamme ist, jetzt müssen wir anfangen, ihn Groß-Ingmar zu nennen.‘ Mutter Märta redet ja niemals viel, nun blieb sie nur stehen und machte sich an ihrem Kopftuch zu schaffen. — ‚Was sagen Sie, Herr Pastor?‘ fragte sie dann endlich. — ‚Er hat Brita heimgeholt‘, sagte der Pfarrer, ‚und glaubt mir, Mutter Märta, dafür wird er geehrt werden, so lange er lebt!‘ — ‚Ach, nein, ach, nein!‘ sagte die Greisin. — ‚Ich wäre beinahe aus dem Text gekommen, als ich sie beide in der Kirche sitzen sah. Das war eine bessere Predigt, als ich jemals eine halten kann. Ingmar wird uns allen ein Vorbild werden, wie es uns einst sein Vater gewesen ist.‘ — ‚Das sind schwerwiegende Neuigkeiten, die uns der Herr Pastor bringt‘, sagte Mutter Märta. — ‚Ist er noch nicht heimgekehrt?‘ — ‚Ach nein, zu Hause ist er nicht, aber sie sind vielleicht zuerst nach Bergskog gefahren.‘“

„Das sagte Mutter?“ rief Ingmar. — „Ja, gewiß, und während wir alle auf euch warteten, sandte sie einen Boten nach dem anderen aus, um nach euch zu suchen.“

Kajsa fuhr fort zu reden, aber Ingmar hörte nicht mehr, was sie sprach, sondern war mit seinen Gedanken weit entfernt. — „Dann trete ich in die große Gaststube“, dachte er, „dort sitzt Vater mit all den alten Ingmarsleuten. — ‚Guten Tag, Groß-Ingmar Ingmarsson‘, sagt Vater, mir entgegenkommend. — ‚Guten Tag, Vater, und schönen Dank für deine Beihilfe.‘ — ‚Ja, nun bist du gut verheiratet‘, sagt Vater, ‚alles andere kommt jetzt von selber.‘ — ‚Ich wäre niemals so weit gekommen, wenn Ihr mir nicht beigestanden hättet‘, sage ich. — ‚Das war keine große Kunst‘, sagt Vater. ‚Wir Ingemarer brauchen nur auf Gottes Wegen zu wandeln.‘“





Erste Abteilung.

Beim Schulmeister.

In dem Kirchspiel, wo die alten Ingmarssöhne wohnten, würde noch am Anfang der achtziger Jahre keine Menschenseele daran gedacht haben, daß jemand von ihnen sich an einen neuen Glauben klammern oder einer neuen Art von Gottesdienst beiwohnen könnte. Man hatte wohl davon reden hören, daß hier und dort in den anderen Kirchspielen Dalekarliens Sekten erstanden wären, und wie Menschen in Flüsse und Seen stiegen, um sich nach dem neuen Ritus der Baptisten taufen zu lassen, aber man lachte über all diese Berichte und sagte: „Das mag ja für jene passen, die in Appelbo und in Gagnef wohnen, aber bis in unsere Gemeinde kann das niemals vordringen."

Ganz so wie man gern an allen anderen Sitten und Gebräuchen festhielt, war man auch eifrig darauf bedacht, an jedem Sonntag die Kirche zu besuchen. Jedermann, der zu kommen vermochte, kam auch bei der allerstrengsten Winterkälte. Und gerade dann war es fast eine Notwendigkeit. Man würde es ja bei vierzig Grad Kälte in der ungeheizten Kirche nicht ausgehalten haben, wenn sie nicht von Menschen vollgepfropft gewesen wäre.

Man muß jedoch nicht etwa glauben, daß es so zahlreiche Kirchgänger gab, weil sie einen besonders ausgezeichneten Prediger hatten. Der Pastor, der dem alten Propst folgte, welcher schon in Groß-Ingmars Jugend gelebt und gewirkt hatte, war zwar eine guter Mann, eine besondere Gabe, das Wort Gottes auszulegen, hätte man

ihm jedoch unmöglich zuschreiben können. In jenen Zeiten ging man in die Kirche, um Gott zu ehren und nicht, um sich an einer schönen Predigt zu erbauen. Wenn man dann auf dem Heimwege gegen den Sturm ankämpfen mußte, dann dachte man: „Unser lieber Herrgott wird schon bemerkt haben, daß du an diesem bitterkalten Tage in der Kirche gewesen bist.“

Das war das wichtigste, und wenn der Pfarrer niemals etwas anderes predigte, als das, was man ihn jeden Sonntag sagen hörte, seit er das Pastorat innehatte, so war niemand dafür verantwortlich.

Aber um die Wahrheit zu sagen, lag die Sache wohl so, daß die allermeisten ganz zufrieden mit dem waren, was sie zu hören bekamen. Sie wußten, daß alles, was der Pfarrer hersagte, Gottes Wort war, und deshalb deuchte es ihnen schön. Nur der Schulmeister und einer oder der andere jener alten bedächtigen Bauern sprachen manchmal zueinander: „Unser hiesiger Prediger hält eigentlich nur eine und dieselbe Predigt. Er spricht einzig und allein von Gottes Vorsehung und von Gottes Regiment. Das genügt, solange die Sekten sich von hier fernhalten. Denn diese Festung ist schlecht verschanzt und würde beim ersten Ansturm fallen.“

Und es verhielt sich wirklich so, daß die umherziehenden Prädikanten immer an diesem Kirchspiel vorübergingen. Sie pflegten zu sagen, es sei nicht nütze, dorthin zu kommen. Die Leute dort wollten nichts von irgendwelcher Erweckung wissen. Alle diese umherziehenden Gottesboten, wie auch die schon Erweckten der Nachbargemeinden, hielten die alten Ingmarssippen und die anderen Dorfinsassen für große Sünder, und wenn sie deren Kirchenglocken läuten hörten, so sagten sie, daß sie immer nur läuteten: „Schlafet in euren Sünden! Schlafet in euren Sünden!“

Die ganze Gemeinde, hoch und gering, war ganz empört, als man erfuhr, daß die Leute in dieser Weise über ihre Kirchenglocken redeten. Sie wußten doch selber am besten, daß niemand im ganzen Kirchspiel es versäumte, sein Vater unser herzusagen, wenn die Kirchenglocken läuteten. Und daß jeden Nachmittag, wenn das Sechsuhrläuten erklang,

drinnen und draußen jede Arbeit unterbrochen wurde, die Männer ihre Hüte abnahmen, die Weiber sich verneigten und alle so lange stille standen, wie man Zeit braucht, um den Abendsegen herzusagen. Alle, die in diesem Kirchspiel gelebt hatten, mußten auch erkennen, daß Gott ihnen niemals so mächtig und erhaben erschienen war, wie an jenen Sommerabenden, wenn sie sahen, daß die Sensen anhielten, die Pflüge mitten in den Furchen stehen blieben, und das Abladen der Getreidefuhren mitten in der Arbeit unterbrochen wurde, alles nur um einiger Glockenklänge willen. Es war, als wüßten die Leute, daß Gott gerade dann auf einer Abendwolke über das Dorf hinschwebe, groß, mächtig und gütig, seinen Segen über die ganze Gegend ausstreuend.

In der dortigen Gemeinde hatten sie sich noch keinen seminaristisch gebildeten Schulmeister angeschafft, sondern sie hatten einen altmodischen Schulmeister, es war nur ein einfacher Bauer, der sich sein Wissen selber angeeignet hatte. Dieser war ein tüchtiger Mann, der ganz allein hundert Kinder unterrichtete; über dreißig Jahre war er nun Schulmeister in dieser Gemeinde und genoß großes Ansehen. Es fehlte nicht viel, daß er meinte, die geistige Wohlfahrt der ganzen Gemeinde läge einzig und allein auf seinem Gewissen, und oft genug ward er unruhig, weil sie einen Pfarrer hatten, der absolut nicht predigen konnte. Er verhielt sich indessen ruhig, solange in den anderen Kirchspielen nur davon die Rede war, eine neue Taufe einzuführen; als er aber erfuhr, daß es sogar bis zur Abendmahlsfeier gekommen sei, und daß die Leute begannen sich hier und dort in den Bauernhöfen und Hütten zu versammeln, um das Abendmahl zu nehmen, vermochte er nicht länger gleichgültig zuzusehen. Er selber war arm, es gelang ihm aber, einige der vornehmsten Bauern zu überreden, ihm für den Bau eines Missionshauses Geld zu geben. — „Ihr kennt mich“, sagte er zu ihnen, „ich will nur predigen, um die Leute im alten Glauben zu erhalten. Denn wohin würden wir gelangen, wenn diese Prädikanten uns mit der neuen Taufe und der neuen Abendmahlsfeier überfallen, und dann niemand da wäre, den Leuten zu erklären, was die wahre oder die falsche Lehre sei?“

Der Schulmeister war sowohl beim Pastor als auch bei allen anderen sehr beliebt. Er und der Pfarrer wanderten oft auf dem Wege zwischen dem Pfarrhof und dem Schulhause hin und her, her und hin, als könnten sie niemals mit dem fertig werden, was sie einander zu sagen hatten. Der Pfarrer kam auch oft abends zu dem Schulmeister, er saß dort in der gemütlichen Küche, neben dem großmächtigen Herde, und redete mit Mutter Stina, der Schulmeistersfrau. Zeitweise kam er Abend für Abend. Sein Heim war gar zu unerquicklich, denn seine Frau war fast immer bettlägerig, so daß dort weder Ordnung noch Gemütlichkeit herrschte.

Es war an einem Winterabend. Der Schulmeister und seine Frau saßen neben dem Herde und führten ein leises, ernstes Gespräch, während ein kleines zwölfjähriges Mädchen in einer Ecke spielte. Sie hieß Gertrud und war das Töchterchen des Hauses. Sie hatte lichtblondes, fast weißes Haar und rosige, runde Wangen, sah aber weder so weise noch so altklug aus, wie es bei Schulmeisterskindern zu sein pflegt.

Jener Winkel, in dem sie sich aufhielt, war ihre Spielstube. Dort hatte sie eine ganze Sammlung von vielen buntfarbigen Glasscherben, zerbrochenen Tassen und Tellern, runden Steinen vom Flußufer, viereckigen, kleinen Holzklötzchen und noch allerlei unzähligen Kleinkram.

Eine lange Zeit hatte sie ganz in Ruhe spielen können, weder Vater noch Mutter hatten sie dabei gestört. Sie saß auf dem Fußboden, ordnete und baute etwas aus ihren Holzklötzchen und Glasscherben und hatte es sehr eilig damit, denn sie fürchtete unablässig, an ihre Aufgaben und Arbeiten gemahnt zu werden. Ach nein, wie schön das doch war! Es sah gar nicht danach aus, als ob heute abend etwas aus dem Extrarechnen mit Vater werden sollte.

Sie hatte dort in ihrem Winkel noch eine große Arbeit vor sich. Nichts Geringeres als ein ganzes Dorf wollte sie schaffen. Ihr ganzes Heimatsdorf mit der Kirche und dem Schulhaus wollte sie aufbauen. Der Fluß und die Brücke sollten auch dabei sein, sie wollte alles vollständig richtig nachmachen.

Sie hatte auch bereits ein tüchtiges Stück vor sich gebracht. Die ganze lange Bergkette, die sich rings um das Dorf hinzog, war aus kleinen und großen Steinen aufgebaut, in allen Spalten hatte sie kleine Tannenzweige befestigt, die den Wald bildeten, und mit zwei spitzen Steinen hatte sie den Klackberg und die Olofskappe errichtet, die zu beiden Seiten des Flusses einander gegenüberstanden und den ganzen Talgrund beschatteten.

Das abgerundete Tal zwischen diesen Bergen war mit Erde aus einem von Mutters Blumentöpfen bedeckt, und soweit war alles ganz richtig, nur hatte sie es nicht so grünend und voller Äcker darstellen können, wie es sein sollte. Da tröstete sie sich damit, daß man meinen könne, es sei Frühling und die Zeit vor dem Aufgehen von Gras und Getreide.

Dagegen hatte sie den Dalelf, der breit und herrlich durch das ganze Dorf floß, ganz klar und deutlich durch einen langen, schmalen Glasscherben markieren können, und die schwankende Floßbrücke, die die beiden Teile des Dorfes verband, lag schon lange bereit und schwamm auf dem Wasser des Flusses.

Die entlegeneren Höfe und Dörfchen hatte sie auch schon mit roten Ziegelscherben bezeichnet. Weit hinauf im Norden, zwischen Äckern und Wiesen lag der Ingmarshof, aber das Dorf Kolåsen lag richtig im Osten oben am Bergabhang, und das Hüttenwerk Bergsna lag weit im Süden, wo der Fluß sich mit Stromschnellen und Wasserfällen den Weg aus dem Tale bahnt, um die Bergkette zu durchbrechen.

Sie war nun eigentlich fertig mit all den äußeren Dingen. Die Landwege zogen sich, gut mit Sand und Kies bestreut, zwischen den Höfen und am Ufer des Flusses hin. Hier und dort waren in der Ebene und an den Wohnhäusern Bäume eingepflanzt. Das kleine Mädchen brauchte nur einen Blick auf sein Bauwerk aus Stein, Erde und Tannenzweigen zu werfen, um sofort das ganze Kirchspiel vor sich zu sehen. Sie meinte, es sei wirklich und wahrhaftig sehr schön.

Mal auf mal hob sie den Kopf, um die Mutter zu rufen und ihr das Wunderwerk zu zeigen, aber sie bezwang sich.

Er schien ihr, daß sie am klügsten daran täte, sich gar nicht in Erinnerung zu bringen.

Das, was jetzt noch zu tun übrig blieb, war das allerschwerste. Nun galt es das Kirchdorf selber zu erbauen, das sich zu beiden Seiten der Flußufer ausdehnte. Sie mußte die Steine und Glasscherben oftmals umlegen, ehe sie Ordnung in all den Wirrwarr bringen konnte. Das Haus des Lehnsvogts wollte den Kaufladen verdrängen und das Haus des Richters fand keinen Platz neben dem Doktorhaus. Und sich nur an all das erinnern zu müssen, was dort war: die Kirche und der Pfarrhof, die Apotheke und das Postamt, die großen Bauernhöfe mit ihren langgestreckten Wirtschaftsgebäuden, das Wirtshaus, das Forsthaus, das Telegraphenamt — — —

Schließlich lag das ganze Kirchdorf mit seinen weißen und roten Häusern fertig da, alles in Grün eingebettet. Nur eine einzige Sache fehlte noch.

Sie hatte es mit alledem so eilig gehabt, weil sie ihr Hauptaugenmerk auf das Schulhaus richten wollte, das doch auch im Kirchdorf liegen sollte.

Für die Schule mußte sie viel Platz haben. Sie sollte sich am Ufer des Flusses erheben, ein mächtig großes, weißes, zweistöckiges Haus, von einem großen Garten umgeben und mit einer Flaggenstange im Hof.

Sie hatte ihre besten Klötze für das Schulhaus aufgespart, und noch immer saß sie da und überlegte, wie sie damit zu Rande kommen sollte. Am liebsten hätte sie es ganz so aufgebaut, wie es war, mit einem großen Schulraum im unteren und einem im oberen Stockwerk, und mit der Küche und der Stube, wo sie mit den Eltern wohnte.

Aber das würde sehr lange dauern. Solange werden sie mich nicht in Frieden lassen, dachte sie.

Da hörte man Schritte im Hausflur, es stampfte draußen jemand den Schnee von den Stiefeln ab. Das kleine Mädchen nahm sofort wieder seinen Bau in Angriff. Jetzt kam der Pastor und würde mit Mutter und Vater schwatzen, dachte sie, nun würde sie den ganzen langen Abend für sich haben. Und mit frischem Mut begann sie das Fundament für ein Schulhaus zu legen, so groß wie das halbe Dorf.

Auch die Mutter hatte die Schritte auf der Flurtreppe gehört. Sie erhob sich und schob einen alten Lehnstuhl an den Herd. Dabei wandte sie sich ihrem Manne zu: „Wirst du es ihm nun heute abend sagen?“ — „Ja“, antwortete der Schulmeister, „sobald ich dazu kommen kann.“

Der Pfarrer trat herein, erfroren und vom Winde zerzaust, er freute sich, in einem warmen Zimmer am Feuer zu sitzen. Wie gewöhnlich war er sehr gesprächig. Man konnte sich wirklich keinen angenehmeren Mann als den Pfarrer vorstellen, wenn er so hereinkam, um über Wichtiges und Unwichtiges zu plaudern. Er sprach ungewöhnlich gewandt und frei über alle weltlichen Dinge, man konnte es kaum glauben, daß dies derselbe Mann sei, dem das Predigen so schwer fiel. Sprach man jedoch mit ihm über geistliche Angelegenheiten, so stieg ihm die Röte ins Gesicht, er suchte des langen und breiten nach Worten und sagte niemals etwas von Bedeutung. Einzig und allein, wenn er davon sprach, wie Gott die Welt lenkt, wurde er beredt.

Als nun der Pfarrer so dasaß, wandte sich der Schulmeister an ihn und sagte ganz fröhlich: „Nun muß ich Ihnen davon erzählen, Herr Pastor, daß ich ein Missionshaus bauen werde.“

Der Pfarrer wurde ganz bleich und sank förmlich in dem Lehnstuhl zusammen, den Mutter Stina für ihn hingestellt hatte. — „Was sagen Sie, Storm? Hier soll ein Missionshaus erbaut werden? Was wird dann aus der Kirche und aus mir? Sollen wir fort von hier?“

„Die Kirche und den Herrn Pfarrer brauchen wir trotzdem“, sagte der Schulmeister schnell und sicher. „Meine Meinung ist, daß das Missionshaus die Kirche stützen wird. Es ziehen so viele Irrlehrer im Lande umher, daß die Kirche sicherlich der Hilfe bedarf.“

„Ich glaubte, Sie wären mein Freund, Storm“, sprach der Pfarrer in traurigem Ton.

Vor wenigen Augenblicken war er so sicher und froh hereingekommen, und nun sah er plötzlich so verfallen aus, daß es den Anschein hatte, es sei ganz aus mit ihm.

Der Schulmeister begriff sehr wohl, weshalb der Pastor so verzweifelt war. Er und alle anderen wußten, daß der

Pfarrer einst einen ausgezeichneten Kopf gehabt hatte, weil er aber in seiner Jugend zu wild gelebt hatte, wurde er schließlich vom Schlage gerührt und war seitdem niemals wieder der alte geworden. Meistenteils vergaß er es selbst, daß er nur noch die Ruine eines Menschen war, aber jedesmal, wenn ihn irgend etwas daran gemahnte, überkam ihn finstere Verzweiflung.

Nun saß er ganz wie tot in seinem Lehnstuhl, und lange wagte niemand ein Wort zu reden.

„Auf diese Weise dürfen Sie die Sache nicht auffassen, Herr Pastor", sagte schließlich der Schulmeister und suchte seiner Stimme einen zarten, sanften Klang zu verleihen.

„Schweigen Sie, Storm!" sprach der Pfarrer. „Ich weiß, daß ich kein irgendwie hervorragender Prediger gewesen bin, ich glaubte jedoch nicht, daß man mir mein Amt nehmen würde."

Storm streckte abwehrend die Hände aus und machte ein Zeichen, daß etwas Derartiges niemals in seiner Absicht gelegen habe, aber er wagte nichts zu sagen.

Der Schulmeister war ein sechzigjähriger Mann, der trotz all der Arbeit, die er sich auferlegt hatte, noch in seiner Vollkraft stand. Er und der Pfarrer waren sehr verschieden. Storm war einer der größten Männer Dalekarliens, schwarze Locken umrahmten sein Haupt, und er hatte ein scharf geschnittenes Gesicht, dessen Farbe so dunkel wie Kupfer war. Neben dem kleinen Pfarrer mit der eingesunkenen Brust und dem kahlen Scheitel sah er unglaublich kräftig und breit aus.

Die Frau des Schulmeisters dachte, da er der Stärkere sei, müsse er auch der Nachgiebigere sein. Sie winkte ihm, daß er einlenken solle; so betrüblich es ihm aber auch war, machte er doch keinerlei Anstalten, von seinem Vorhaben abzustehen.

Der Schulmeister begann nun sehr langsam und klar zu reden. Er sagte, daß er ganz sicher sei, daß es gar nicht mehr lange dauern könne, bis die Sektierer sich auch in dieses Kirchspiel eindrängen würden. Und er meinte, man brauche einen Ort, wo man mit den Leuten in einfacherer Art und Weise reden könne, als es für die Kirche schicklich sei, einen

Ort, wo man sich seinen Text selber wählen dürfe, die ganze Bibel erklären könne, und die Gemeinde über die Bedeutung aller schwerverständlichen Stellen belehren würde.

Seine Frau machte ihm ein Zeichen, daß er schweigen solle. Sie begriff, daß der Pfarrer bei jedem Wort dachte: Also ich habe sie nicht belehrt, ich habe sie nicht gegen den Unglauben geschützt. Ich muß wohl recht untauglich gewesen sein, wenn mein eigener Schullehrer, ein Mann, der nur ein Bauer und Autodidakt ist, glaubt, besser predigen zu können, als ich gepredigt habe.

Aber der Schulmeister schwieg nicht, sondern fuhr fort von allem zu reden, was geschehen müßte, um die Herde zu schützen, ehe die Wölfe darüber herfielen.

„Aber ich habe bisher keinerlei Wölfe gesehen", sagte der Pfarrer.

„Ich weiß, daß sie unterwegs sind", antwortete Storm.

„Und *Sie* sind es, Storm, der ihnen Tür und Tor öffnet."

Er richtete sich in seinem Lehnstuhl sitzend höher auf. Die Worte des Schulmeisters hatten ihn gereizt. Sein Gesicht rötete sich, und er gewann etwas von seiner Würde zurück.

„Lieber Storm, lassen Sie uns nicht mehr über diese Angelegenheit reden!" sagte er.

Er wendete sich der Hausfrau zu und begann mit ihr über die schöne Braut zu scherzen, die sie letzthin eingekleidet hatte, denn Mutter Stina legte allen Bräuten des Kirchspiels die Brauttracht an. Aber die Bauernfrau begriff den ganzen furchtbaren Kummer, der um seines eigenen Unvermögens willen in des Pfarrers Innerem erweckt worden war. Sie weinte aus Mitleid und konnte vor Tränen nicht antworten, so daß der Pastor fast nur allein redete.

Die ganze Zeit über dachte er: „Ach, ach, wenn ich doch noch meine Jugendkraft und meine einstigen Fähigkeiten besäße! Dann hätte ich diesem Bauern sofort beweisen können, wie falsch er handelt."

Plötzlich wandte er sich von neuem dem Schullehrer zu. „Wie haben Sie denn das Geld zusammenbekommen, Storm?"

„Wir haben eine Genossenschaft gegründet“, sagte Storm, und er nannte einige der Bauern, die ihm ihren Beistand zugesagt hatten, um zu beweisen, daß nur solche Männer dabei wären, die weder der Kirche noch dem Pfarrer schaden wollten.

„Ist Ingmar Ingmarsson auch mit dabei?“ fragte der Pfarrer. Es klang als würde ihm das einen neuen Todesstoß versetzen. „So sicher wie ich auf Storm gebaut hatte, so gewiß vertraute ich Ingmar Ingmarsson.“

Aber dann sprach er nicht mehr über die ganze Sache, sondern wandte sich der Hausfrau zu und sprach mit ihr. Er merkte wohl, daß sie weinte, ließ sich aber nichts anmerken.

Einen Augenblick später begann er wieder mit dem Schulmeister.

„Lassen Sie davon ab, Storm!“ bat er. „Lassen Sie um meinetwillen davon ab. Es würde Ihnen auch nicht angenehm sein, wenn jemand eine Schule neben der Ihrigen errichten wollte.“

Der Schulmeister saß da und blickte eine Weile zu Boden, er überlegte. „Ich kann es nicht, Herr Pastor“, sagte er dann und versuchte zugleich sich stramm aufzurichten, um mutig und ruhig zu erscheinen.

Der Pfarrer sagte nichts mehr, und im Zimmer wurde es totenstill.

Dann stand er auf, zog seinen Pelz an, setzte die Mütze auf und trat auf die Tür zu.

Den ganzen Abend über hatte er dagesessen und danach gerungen, Worte zu finden, die Storm beweisen sollten, daß er nicht nur an ihm, sondern auch an der ganzen Gemeinde ein Unrecht beginge, die er mit diesem Vorhaben ins Verderben stürzen werde. Aber obwohl sich Worte und Gedanken in seinem Gehirn zusammendrängten, vermochte er es dennoch nicht, ihnen den rechten Ausdruck zu verleihen, weil er ein gebrochener Mann war.

Als er zur Tür schritt, fiel sein Blick auf Gertrud, die in ihrem Winkel saß und mit ihren Glasscherben und Holzklötzchen spielte. Er blieb stehen und schaute sie an. Augen-

scheinlich hatte sie kein Wort von allen diesen Gesprächen gehört, ihre Augen strahlten vor Vergnügen und ihre Wangen glühten mehr als sonst.

Der Pfarrer stutzte, als er diese frohe Sorglosigkeit mit seinem schweren Kummer verglich und trat zu ihr hin. „Was tust du da?" fragte er.

Das kleine Mädchen war längst mit dem ganzen Dorfe fertig geworden und hatte es bereits wieder zerstört und einen neuen Plan zur Ausführung gebracht.

„Wenn doch der Herr Pastor ein kleines Weilchen früher gekommen wäre!" sagte das Kind. „Ich hatte ein so schönes Dorf mit Kirche und Schulhaus gebaut."

„Nun, wo hast du es denn jetzt gelassen?"

„Ja, nun habe ich das Dorf zerstört, jetzt bin ich dabei, eine neue Stadt Jerusalem zu erbauen und — — —"

„Wie sagst du?" unterbrach sie der Pfarrer. „Meinst du damit, daß du das Dorf zerstört hast, um ein neues Jerusalem zu erbauen?"

„Ja", sagte Gertrud, „es war ein so schönes Dorf, aber gestern lernten wir in der Schule die Geschichte von Jerusalem, und nun habe ich das Dorf zerstört, um ein neues Jerusalem zu erbauen."

Der Pfarrer blieb stehen und betrachtete das Kind. Er fuhr mit der Hand über seine Stirn, wie um Ordnung in seine Gedanken zu bringen.

„Das muß wahrlich ein Größerer sein als du, der durch deinen Mund spricht", sagte er.

Die Worte des Kindes erschienen ihm so merkwürdig, daß er sie mal auf mal vor sich hinmurmelte. Und während er das tat, geriet er in seinen gewohnten Gedankengang und begann sich darob zu verwundern, wie Gott die Welt lenke, und welche Mittel er anwende, um seinen Willen durchzusetzen.

Er ging wieder zum Schulmeister zurück und sagte mit seiner gewohnten freundlichen Stimme und mit einer ganz neuen Klarheit in seinen Augen:

„Ich bin Ihnen nicht mehr böse, Storm. Sie tun wohl nur, was Sie tun m ü s s e n. All mein Lebtag habe ich

darüber nachgegrübelt, wie Gott die Welt lenken mag, aber ich kann dennoch zu keiner Klarheit darüber vordringen. Ich verstehe auch dieses hier absolut nicht, aber ich begreife, daß Sie tun, was Sie tun *müssen*."

Sie sahen den Himmel offen.

In demselben Frühling, da das Missionshaus gebaut wurde, herrschte sehr starkes Tauwetter, und das Wasser im Dalelf stieg sehr hoch. Es war höchst merkwürdig, all diese Wasserfluten zu sehen, die der Lenz mitbrachte. Das Wasser regnete vom Himmel herab, es kam in großen Strömen von den Bergen herniedergebraust, es sickerte aus der Erde hervor, in jeder Radspur und in jeder Ackerfurche sammelte es sich an. Und alles Wasser bahnte sich seinen Weg zum Flusse herab, der wuchs und wuchs und in wilder Strömung dahinbrauste. Der Fluß war nicht dunkel, glänzend und ruhig, wie gewöhnlich, sondern gelblichgrau von all dem mit Erde vermischten Wasser, das zu ihm herabströmte, und so, wie er sich nun voller Holzbalken und Eisschollen heranwälzte, sah er sonderbar unheimlich und bedrohlich aus.

Anfangs bekümmerten sich die Erwachsenen nicht sonderlich um die Frühlingsfluten. Es waren nur Kinder, die zum Ufer hinabeilten, sobald sie eine freie Stunde hatten und den rasenden Strom mit allem, was er mit sich riß, betrachteten.

Bald waren es auch nicht allein Balken und Eisschollen, o, nein. Er trieb Waschbrücken und Badebuden daher. Und nicht lange darauf sah man auch Boote und Trümmer von Floßbrücken.

„Bald nimmt er wohl auch unsere Brücke mit, das tut er sicherlich", sagten die Kinder. Sie waren zwar ein wenig ängstlich, aber doch noch mehr erfreut, daß etwas so Merkwürdiges geschehen könnte.

Und nun kam auch richtig eine große Tanne mit allen Wurzeln und Zweigen angesegelt, gefolgt von einer Espe

mit weißem Stamme, und man konnte vom Ufer aus erkennen, daß die breiten Zweige große Knospen trugen, die von dem langen Bade aufgequollen waren. Und gleich nach den Bäumen folgte ein kleiner Heuschober, der auf und nieder wippte. Er war noch voller Heu und Stroh und schwamm auf seinem Dach wie ein Boot auf seinem Kiel.

Als aber solche Dinge vorübersegelten, da kamen auch die erwachsenen Leute in Bewegung. Man begriff, daß der Fluß irgendwo oben im Norden über seine Ufer getreten war, und man eilte mit Stangen und Bootshaken zu den Flußufern hinab, um Hausgeräte und Trümmer von Bauwerken an Land zu ziehen.

Weit nördlich von hier, wo das Land noch wenig bebaut ist, und wo es an Menschen mangelt, stand Ingmar Ingmarsson allein am Ufer des Flusses. Er war nun fast sechzig Jahre alt und sah noch älter aus. Sein Gesicht mit den groben Zügen zeigte tiefe Furchen, der Rücken war gebeugt, und er sah noch ebenso unbeholfen und hilflos aus wie ehedem.

Er stand ruhig da, stützte sich auf einen langen schweren Bootshaken und blickte mit schläfrigen, trägen Augen auf den Fluß hinaus. Der Strom brauste und schäumte und zog mit allem, was er den Ufern geraubt hatte, stolz an ihm vorüber. Es war, als hätte er den Bauer wegen seiner Langsamkeit verhöhnen wollen. „Du wirst es nicht sein, dem es gelänge, mir etwas von meiner Fracht zu entreißen“, schien er zu sagen.

Ingmar Ingmarsson ließ Floßbrücken und Bootswracke an sich vorbeisegeln, ohne daß er einen Versuch machte, sie ans Ufer zu ziehen. Das wird jedenfalls unten im Kirchdorf geborgen werden, dachte er.

Aber nicht eine Sekunde wandte er seine Augen von dem Flusse ab, sondern beachtete alles, was vorbeifloß. Zwischen allem anderen kam etwas leuchtend Gelbes auf ein paar zusammengenagelten Brettern weit oberhalb des Flusses herangeschwommen, und er gewahrte es sofort. „Ja, darauf habe ich längst gewartet“, sagte er dann laut zu sich selber. Er konnte noch nicht recht erkennen, was das Gelbe war, aber für jemand, der die übliche Tracht der kleinen Kinder in

Dalekarlien kennt, war es leicht zu erraten. Das sind nun ein paar Kinder, die wieder spielend auf der Waschbrücke saßen, dachte er, und noch nicht den Verstand hatten an Land zu gehen, ehe der Strom sie mit fortriß.

Es währte auch nicht lange, daß der Bauer erkannte, er habe es richtig erraten. Er konnte deutlich drei kleine Kinder in gelben Frieskleidchen und gelben runden Kappen erkennen, die auf einer schlecht zusammengefügten Brücke, die langsam von der Strömung und von den anprallenden Eisschollen auseinandergerissen wurde, auf dem Strome herabgesegelt kamen.

Die Kinder waren noch weit entfernt, aber Groß-Ingmar wußte, daß hier eine Stromschnelle gegen das Ufer trieb. Wenn es nun Gott gefiele, es so einzurichten, daß die Brücke, auf der die Kinder saßen, in diese Strömung hineingeriete, so würde es nicht unmöglich sein, daß er sie an Land ziehen könnte.

Er stand völlig ruhig da und blickte auf den Fluß hinaus. Da war es, als habe jemand der Brücke einen Stoß versetzt. Sie schwenkte um und trieb dem Ufer zu. Die Kinder hatten sich schon so weit genähert, daß er ihre verängstigten kleinen Gesichter sehen und ihr Weinen hören konnte.

Aber jedenfalls waren sie noch zu weit draußen, als daß er sie vom Ufer her mit dem Bootshaken hätte erreichen können. Da eilte er zum Wasser hinunter und begann in den Fluß hinauszuwaten.

Während er es tat, hatte er die sonderbare Empfindung, als riefe ihn jemand mit den Worten zurück: Du bist kein junger Mann mehr, Ingmar, es kann für dich gefährlich werden.

Er besann sich einen Augenblick und überlegte, ob er ein Recht hätte, sein Leben zu wagen. Seine Frau, die er einst aus dem Gefängnis heimgeholt hatte, war während des letzten Winters gestorben, und seit sie von ihm gegangen war, hatte er innig gewünscht, ihr bald nachfolgen zu dürfen. Aber andererseits war sein Sohn, der den Hof übernehmen sollte, noch nicht erwachsen. Um des Knaben willen mußte er das Leben wohl ertragen.

„Es muß nun jedenfalls gehen wie Gott will", sagte er.

Jetzt war Groß-Ingmar nicht länger unbeholfen und langsam. Als er in den brausenden Strom hineinschritt, stieß er beständig die Stange in den Grund, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden, auch achtete er genau auf die Eisschollen und Holzstämme, die vorbeischwammen, damit sie ihn nicht umreißen sollten. Und als die Waschbrücke herankam, stemmte er die Füße fest gegen den Grund des Flusses und streckte den Bootshaken aus, um damit das Wrack zu fassen.

„Haltet euch fest!" rief er den Kleinen zu, denn in demselben Moment machte die Brücke eine starke Schwenkung, und krachte in allen Fugen. Aber das elende Bauwerk hielt noch zusammen, und Groß-Ingmar vermochte es aus der gefährlichsten Strömung zu ziehen. Dann ließ er die Brücke frei, denn er wußte, daß sie nun von selber an Land gehen würde.

Er stieß die Stange wieder in den Grund des Flusses und wandte sich ab, um das Ufer zu erreichen. Aber er hatte dabei nicht darauf geachtet, daß ein dicker Baumstamm herangesaust kam. Mit heftigem Anprall traf er ihn seitwärts unter dem Arm. Es war ein furchtbarer Stoß, der Stamm war mit riesiger Geschwindigkeit herangesaust, und Groß-Ingmar schwankte im Wasser hin und her. Er hielt sich jedoch, beständig auf den Bootshaken gestützt, fest auf den Füßen und gelangte ans Ufer. Als er dort stand, wagte er kaum seinen Körper zu befühlen, der ganze Brustkasten wäre sicherlich zermalmt, meinte er. Sein Mund füllte sich sofort mit Blut. Nun ist es aus mit dir, Groß-Ingmar, dachte er. Ohne einen weiteren Schritt machen zu können, sank er am Uferrande nieder.

Nun waren es die kleinen geretteten Kinder, die ein Geschrei erhoben, und dadurch Leute herbeizogen, die ihn nach Hause fuhren.

Der Pfarrer wurde nach dem Ingmarshof gerufen und blieb dort den ganzen Nachmittag über. Als er abends heimkehrte, ging er zum Schulmeister hinauf. Er hatte im Laufe dieses Tages Dinge erfahren, über die er durchaus noch mit jemand reden wollte.

Der Schulmeister und Mutter Stina waren in großer Betrübnis, denn sie hatten es bereits erfahren, daß Ingmar Ingmarsson tot sei. Der Pfarrer kam dagegen leichten Schrittes herein, und es war als ginge etwas Lichtes, Klares von ihm aus.

Der Schulmeister fragte sofort, ob er noch zur Zeit gekommen sei. — „Ja", antwortete der Pfarrer, „aber nicht ich war es, dessen er noch bedurfte." — „Ihr waret es nicht?" fragte Mutter Stina. — „Nein", sagte der Pfarrer und lächelte geheimnisvoll, „er hätte sich ganz ebensogut ohne mich behelfen können.

Es kann oftmals eine schwere Sache sein, an einem Sterbebette zu sitzen", sprach der Pfarrer. — „O ja, o ja!" sagte der Schullehrer ihm zunickend. — „Ja, und besonders, wenn jemand stirbt, der der erste Mann der ganzen Gemeinde ist." — „Besonders dann, ja, ja." — „Aber alles kann auch so ganz anders sein, als man denkt."

Hierauf schwieg der Pfarrer eine Weile und starrte vor sich hin. Seine Augen leuchteten hinter der Brille etwas klarer und heller als sonst.

„Haben Sie, Storm, oder Sie, Mutter Stina, von dem Wunder gehört, das Groß-Ingmar in seiner Jugend geschehen ist?" fragte der Pfarrer. — Der Schulmeister antwortete, daß sie vielerlei über ihn gehört hätten. — „Ja, sicherlich, aber dies ist doch das Allerwunderbarste. Ich hatte es niemals zuvor gehört, sondern es erst am heutigen Tage dort oben auf dem Ingmarshof erfahren.

Groß-Ingmar hatte einen guten Freund, der Kötner auf seinem Bauernhof ist", fuhr der Pfarrer fort. „Ja, ich weiß", sagte der Schulmeister. „Auch er heißt Ingmar und die Leute nennen ihn zur Unterscheidung Stark-Ingmar." — „Ja, so ist es", sprach der Pfarrer. „Sein Vater nannte ihn Ingmar aus Hochachtung für seine Dienstherrschaft.

Aber nun geschah es einmal in Groß-Ingmars Jugend an einem Samstag-Abend im lichten Sommer, daß er und sein Freund Stark-Ingmar arbeitsfrei waren. Und da legten sie ihre Sonntagstracht an und gingen zum Kirchdorf hinab, um sich zu belustigen."

Der Pfarrer hielt inne und sann still nach. Dann sprach er nachdenklich: „Ich kann es mir lebhaft vorstellen, daß es ein sehr schöner Abend gewesen sein muß, ganz still und klar, ein solcher Abend, an dem Erde und Himmel ihre Farben austauschen, so daß der Himmel in ein lichtes Grün überzugehen scheint, und die Erde mit dünnen Nebelschleiern überhüllt ist, die allem ein weißes oder bläuliches Aussehen verleihen.

Als aber Groß-Ingmar und Stark-Ingmar hinuntergewandert waren und die Floßbrücke überschreiten wollten, war es, als habe jemand ihnen zugerufen, daß sie emporschauen sollten. Das taten sie nun, und da sahen sie hoch über sich den Himmel offen. Das ganze Himmelsgewölbe war wie ein Vorhang beiseite gezogen, und die beiden standen Hand in Hand und erschauten des Himmels ganze Herrlichkeit.

Haben Sie jemals so etwas gehört, Mutter Stina, oder Sie, Storm?“ fragte der Pfarrer. „Die beiden, Groß-Ingmar und Stark-Ingmar, standen dort auf der Brücke und sahen den Himmel offen!

Sie haben eigentlich niemals mit jemand davon gesprochen, w a s sie gesehen hatten, sondern ihren Kindern und nahen Anverwandten nur s o v i e l gesagt, daß sie einmal auf der Brücke gestanden und den Himmel offen gesehen hätten. Kein Fremder hat es jemals erfahren, sondern es ist ihr größter Schatz und ihr heiligstes Weihgeschenk geblieben, daß sie des Himmels Herrlichkeit hatten erschauen dürfen.“

Der Pfarrer blickte wieder eine Weile zu Boden, dann seufzte er tief. „Ich habe niemals zuvor von so etwas reden gehört“, sagte er. Seine Stimme bebte ein wenig, als er fortfuhr: „Ich hätte gern mit Groß-Ingmar und Stark-Ingmar auf der Brücke stehen und den Himmel offen sehen mögen.

Heute nun, sobald sie Groß-Ingmar auf seinen Hof gebracht hatten“, sagte der Pfarrer, „befahl er, daß sie Stark-Ingmar holen sollten, und sie schickten sofort einen Boten nach ihm, zu derselben Stunde, als man nach dem Arzt und nach mir schickte. Aber Stark-Ingmar war nicht zu Hause,

er war weit hinauf in den Wald gegangen, wo er Holz fällte und war nicht leicht aufzufinden.

Das dauerte recht lange, und ich kam, und der Doktor kam, aber Stark-Ingmar hatten sie noch immer nicht finden können.

Groß-Ingmar fragte nicht viel nach uns beiden. Er war dem Tode nahe. ‚Nun sterbe ich bald, Herr Pfarrer‘, sagte er. ‚Ich wünsche nur, daß ich zuvor noch Stark-Ingmar sehen könnte.‘

Er lag auf dem breiten Bett in der kleinen Stube und sie hatten ihre prächtigste Decke über sein Lager gebreitet. Mit offenen Augen lag er da und schaute die ganze Zeit durch auf etwas hin, was weit entfernt war und von keinem anderen gesehen wurde. Die drei kleinen Kinder, die er gerettet hatte, waren auf sein Bett gehoben worden, wo sie zusammengekauert still und ruhig zu seinen Füßen saßen. Wenn er einmal seine Blicke von dem Erschauten abwandte, das er in weiter Ferne sah, fielen sie auf die Kinder, und dann lächelte sein ganzes Gesicht.

Endlich hatten sie also den Kötner gefunden, und Groß-Ingmar blickte wieder lächelnd vor sich hin, als er Stark-Ingmars schwere Schritte draußen im Hausflur vernahm.

Als der Mann neben seinem Bette stand, faßte er seine Hand und streichelte sie sanft, dann fragte er ihn:

‚Erinnerst du dich, Stark-Ingmar, wie wir einst zu der Kirchenbrücke hinabstiegen und den Himmel offen sahen?‘

‚Ja, ja, ich erinnere mich dessen sehr wohl, wie wir beide in den Himmel hineinschauten‘, sagte Stark-Ingmar.

Da wandte sich Groß-Ingmar ganz zu ihm hin. Er lächelte und strahlte, als habe er ihm die angenehmste Neuigkeit mitzuteilen. ‚Dorthin gehe ich nun‘, sagte er zu Stark-Ingmar.

Da beugte sich der Kötner nieder und blickte ihm tief in die Augen. — ‚Und ich komme nach‘, sagte er. — Groß-Ingmar nickte ihm zu. ‚Aber du weißt, daß ich nicht kommen kann, bevor dein Sohn von der Wallfahrt heimkehrt!‘

‚Ja, ja, ich weiß‘, sagte Groß-Ingmar und nickte.

Danach tat er noch ein paar tiefe Atemzüge; und dann war er tot.“

Der Schulmeister und Mutter Stina stimmten dem Pfarrer zu, daß es ein schöner Tod gewesen sei.

„Aber“, sagte Mutter Stina plötzlich, „was meinte denn Stark-Ingmar mit seinen Worten von der Wallfahrt?“

Der Pfarrer blickte ein wenig verwirrt auf. „Ich weiß es nicht“, sagte er. „Groß-Ingmar starb ja gleich darauf, und ich hatte noch keine Zeit es zu überlegen.“

Er versank in Gedanken.

„Was er sagte, war sonderbar genug, da haben Sie recht, Mutter Storm.“

„Sie wissen doch wohl, Herr Pfarrer, daß sie von Stark-Ingmar sagen, er könne in die Zukunft blicken.“

Der Pfarrer saß und strich mit der Hand nachdenklich seine Stirn, als wolle er seine Gedanken entwirren. „Nichts ist so merkwürdig wie der Gedanke daran, auf welche Art und Weise Gott die Welt lenkt“, sagte er. „Nichts auf der Welt ist so merkwürdig.“



Karin, die Ingmarstochter.

Es war an einem Vormittag im Herbst. Die Schule war offen, es war aber Vormittagspause. Der Schulmeister und Gertrud gingen in die Küche. Sie setzten sich an den Tisch und Mutter Stina brachte ihnen den Kaffee.

Ehe sie ihre Tassen geleert hatten, bekamen sie Besuch.

Es war Halfvor Halfvorsson, ein junger Bauer, der einen Kaufladen im Kirchdorf eröffnet hatte. Er kam vom Timshof und wurde deshalb meist Tims Halfvor genannt. Er war ein großer, schöner Mann, sah aber trübsinnig aus. Mutter Stina brachte ihm auch Kaffee. Er setzte sich an den Tisch und sprach mit dem Schulmeister.

Die Hausfrau setzte sich auf die Fensterbank und nähte. Sie saß so, daß sie auf die Dorfstraße hinausblicken konnte. Plötzlich schoß ihr das Blut ins Gesicht und sie beugte sich vor, um besser sehen zu können. Sie suchte aber sofort ruhig zu erscheinen und sagte ganz gleichmütig: „Ich glaube, daß

dort vornehme Leute kommen." Der junge Kaufmann hörte, daß etwas Ungewöhnliches in ihrer Stimme lag, er erhob sich und blickte hinaus. Er sah eine große, leicht gebeugte Frau und einen halberwachsenen Knaben auf die Schule zukommen.

„Wenn ich mich nicht irre, ist das Karin, die Tochter Ingmars", sagte Mutter Stina. — „Jawohl, es ist Karin", bestätigte der Kaufmann. Er sprach nichts weiter, sondern wandte sich von dem Fenster ab und blickte sich in der ganzen Stube um, als spähe er nach einem Ausgang zur Flucht. Aber im nächsten Augenblick ging er ruhig auf seinen alten Platz zurück.

Es verhielt sich nämlich so damit, daß Halfvor im vorigen Sommer, als Ingmar noch lebte, um dessen Tochter, Karin, gefreit hatte. Er hatte sich lange Zeit um sie beworben, es gab aber viele „Wenn" und „Aber". Die Alten wußten nicht, ob er dessen wert sei. Nicht etwa um des Geldes willen, denn Halfvor war reich, sondern weil sein Vater dem Trunk ergeben gewesen war. Es konnte ja sein, daß er es geerbt hatte. Schließlich entschloß man sich dennoch, ihm Karin zum Weibe zu geben.

Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, und das Aufgebot war beim Pfarrer bestellt worden, aber vor dem Tage des ersten Aufgebots fuhren Karin und Halfvor nach Falun, um die Trauringe und das Choralbuch zu kaufen. Sie waren drei Tage unterwegs, und als sie zurückkehrten, sagte Karin zu ihrem Vater, daß sie sich mit Halfvor nicht verheiraten könnte. Sie hätte sich jedoch über nichts anderes zu beklagen, als daß Halfvor sich während der Reise einmal betrunken hätte. Karin fürchtete nun, er könne seinem Vater gleich werden. Groß-Ingmar sagte, daß er sie nicht zwingen wolle und Halfvor wurde verabschiedet.

Halfvor nahm die Sache sehr schwer. „Du tust mir eine solche Schmach an", sagte er zu Karin, „daß ich sie nicht zu ertragen vermag. Was sollen die Menschen von mir denken, wenn du mich so ganz und gar verwirfst? Es geziemt sich nicht, derartig mit einem ehrenhaften Manne zu verfahren."

Aber Karin ließ sich nicht erweichen, und Halfvor war seit dieser Zeit unglücklich und trübsinnig. Er konnte das

Unrecht nicht vergessen, das die Ingmarssippen ihm angetan hatten.

Und nun kam dort Karin, und hier saß Halfvor, was sollte jetzt nur daraus werden?

Soviel war sicher, daß von Versöhnung keine Rede sein konnte. Karin war seit dem vorigen Herbst mit Elias Elof Ersson verheiratet. Sie und ihr Mann wohnten auf dem Ingmarshof und bewirtschafteten ihn, seit Groß-Ingmar im Frühling gestorben war. Groß-Ingmar hatte fünf Töchter und einen Sohn hinterlassen, aber dieser Sohn war so jung, daß er sein Erbe noch nicht antreten konnte.

Indessen trat Karin in die Küche. Sie war nur einige zwanzig Jahre alt, hatte aber sicherlich niemals richtig jung ausgesehen. Wo anders hätte sie bei den meisten für häßlich gegolten, denn sie schlug ihrer Familie nach und hatte schwere Augenlider, rötliches Haar und einen strengen Zug um den Mund. Aber hier im Schulmeisterhause sahen sie es gern, daß sie dem alten Ingmargeschlecht so ganz und gar glich.

Karin verzog keine Miene, als sie Halfvors ansichtig wurde, sondern schritt langsam und sicher von einem zum anderen und begrüßte alle. Als sie Halfvor die Hand reichte, streckte er die seinige nur so weit vor, daß eben nur die Fingerspitzen einander berührten.

Karin ging stets ein wenig vorgebeugt. Als sie sich nun Halfvor näherte, schien sie den Kopf noch etwas mehr zu senken, als gewöhnlich, Halfvor aber stand gerader und höher da, als seine Gewohnheit war.

„Also Ihr seid heute ausgegangen, Karin“, sagte Mutter Stina und rückte den Lehnstuhl des Pfarrers für sie zurecht. — „Ja, ich bin unterwegs“, sagte sie, „es geht sich jetzt leicht, seit Frost eingetreten ist.“ — „Ja, heute nacht hatten wir starken Frost“, bemerkte der Schulmeister.

Aber danach wurde es still im Zimmer. Niemand hatte etwas zu sagen. Mehrere Minuten lang blieb es ganz still. Dann erhob sich Halfvor, und die anderen fuhren empor, als wären sie aus einem schweren Schlaf erwacht.

„Jetzt muß ich nach Hause in den Laden gehen“, sagte er. — „Halfvor wird es doch wohl nicht so eilig haben“, meinte die Hausfrau. „Ich bin es etwa doch nicht, die

Halfvor vertreibt?“ sagte Karin. Ihre Stimme klang sehr demütig, als sie zu ihm sprach.

Sobald Halfvor gegangen war, schien der Bann gebrochen zu sein, und der Schulmeister wußte sofort, wovon er reden sollte. Er betrachtete den Knaben, der mit Karin hereingekommen war. Niemand hatte ihn vorher bemerkt. Es war ein kleines Bürschchen, das nicht viel älter sein konnte, als Gertrud. Er hatte ein klares, weiches Kindergesicht, es lag aber auch etwas Altkluges darin, und es war nicht schwer zu erkennen, welchem Geschlecht er angehörte.

„Ich glaube, Ihr kommt mit einem Schulkandidaten hierher, Karin“, sagte Storm. — „Es ist mein Bruder“, antwortete Karin, „jetzt ist er es, der Ingmar Ingmarsson heißt.“ — „Er ist wohl etwas klein für diesen Namen“, bemerkte Storm. — „Ja, Vater starb zu früh.“ — „Das ist ein wahres Wort“, sprachen der Schulmeister und seine Frau wie aus einem Munde.

„Er ist in Falun in die Volkshochschule gegangen“, sagte Karin. „Deshalb ist er früher nicht hierher zum Herrn Schulmeister gekommen.“ — „Könnt Ihr es denn nicht so einrichten, daß er auch in diesem Jahr dorthin geht, liebe Karin?“ Karin senkte die schweren Augenlider und seufzte tief, gab aber keine Antwort darauf. — „Er hat dort gelernt, fleißig zu arbeiten“, sagte sie. — „Ich fürchte nur, daß er hier bei mir nichts mehr lernen kann. Er ist wohl ganz ebenso gelehrt wie ich selber.“ — „Ach, so viel verstehe ich doch noch, daß der Herr Schulmeister mehr kann als so ein kleiner Knirps.“

Es wurde wieder still, bis Karin von neuem begann. — „Es handelt sich nicht nur darum, daß er in die Schule gehen soll. Ich wollte den Herrn Schulmeister und Mutter Stina auch fragen, ob der Junge hier wohnen könnte.“

Der Schulmeister und seine Frau blickten einander ganz erstaunt an. Niemand von ihnen vermochte etwas zu sagen. — „Ja, wir haben es doch eigentlich recht eng“, sagte schließlich Storm. — „Ich dachte, daß ich vielleicht Butter und Milch und Eier als Bezahlung anbieten könnte.“ — „Ja, deswegen . . .“ — „Ihr würdet mir dadurch einen sehr großen Dienst leisten“, sagte die reiche Bauernfrau.

Jedoch Mutter Stina begriff, daß Karin sie nicht um so etwas Absonderliches bitten würde, wenn sie nicht dringend ihrer Hilfe bedürftig wäre. Sie machte der Sache rasch ein Ende.

„Ihr braucht uns nicht länger zu bitten, Karin", sprach sie. „Wir werden alles, was wir vermögen, für die Ingmarskinder tun."

„Danke!" sagte Karin.

Mutter Stina und Karin besprachen dann noch lange, wie Ingmar es haben sollte, Storm aber nahm Ingmar mit in die Schule. Dort setzte er ihn auf die Bank neben Gertrud. Den ganzen ersten Tag über sprach er kein einziges Wort.

Tims Halfvor hielt sich eine ganze Woche durch dem Schulhause fern, als fürchte er, Karin dort wieder zu begegnen. Aber eines Vormittags, als strömender Regen fiel und keine Kundschaft zu erwarten war, überkam ihn eine schwere Verstimmung. Ich tauge zu nichts mehr, niemand hat Achtung vor mir, dachte er, und plagte sich mit diesen Gedanken, wie er oft zu tun pflegte, seit Karin ihn zurückgewiesen hatte. Zuletzt entschloß er sich, zu Mutter Stina hinüberzugehen, um mit einem heiteren, freundlichen Menschen reden zu können.

Er verschloß seinen leeren Laden, knöpfte seine Joppe fest zu und wanderte durch Sturm und Regen und überfließende Wasserpfützen nach der Schule hinüber.

Halfvor war so zufrieden, wieder im Schulhause zu sein, daß er immer noch dort saß, als es zur Vormittagspause läutete und Storm mit den beiden Kindern zum Kaffee hereinkam.

Alle drei traten auf ihn zu und begrüßten ihn. Er hatte sich zur Bewillkommnung des Schulmeisters erhoben, aber als Ingmar ihm die Hand reichte, hatte er sich schon wieder hingesetzt und redete so eifrig mit Mutter Stina, daß er den Jungen nicht zu bemerken schien. Ingmar stand noch eine Weile ganz still da. Dann ging er an den Tisch und setzte sich. Er seufzte mehrmals tief auf, ganz so wie Karin, als sie dort gewesen war.

„Halfvor ist hier, um uns seine neue Uhr zu zeigen“, sagte Mutter Stina. Und Halfvor zog eine neue silberne Uhr aus der Tasche und zeigte sie vor. Sie war sehr schön, ganz klein, mit einer vergoldeten Blume auf dem Deckel. Der Schulmeister öffnete die Uhr, er ging, ein Vergrößerungsglas aus der Schule zu holen, das er fest ins Auge klemmte, um damit das Uhrwerk zu betrachten. Er geriet in Begeisterung, stand eine lange Zeit davor und freute sich darüber, zu sehen, wie die Räder ineinandergriffen. Niemals habe er eine so gute Arbeit gesehen, sagte er. Endlich gab er Halfvor die Uhr zurück, und dieser steckte sie wieder ein, aber er sah weder so froh noch so stolz aus, wie es bei Menschen zu sein pflegt, wenn man das lobt, was sie sich angeschafft haben.

Ingmar schwieg ganz still, während er aß; als er aber seine Kaffeetasse geleert hatte, fragte er Storm, ob er sich auf Uhren verstehe. — „Ja“, antwortete der Schulmeister, „du weißt es doch, daß ich mich auf alles verstehe.“

Da nahm Ingmar eine Uhr aus der Westentasche. Es war ein großes, rundes, silbernes Gehäuse, das besonders jetzt, da man soeben Halfvors Uhr betrachtet hatte, häßlich und plump erschien. Auch die Kette, an der die Uhr hing, war plump und häßlich. Kein einziges Ornament zierte den Deckel, der dagegen noch eine große Beule aufwies. Mit dieser Uhr war nicht mehr viel Staat zu machen. Das Uhrglas über den Zeigern fehlte gänzlich, das Email des Zifferblattes war auch beschädigt.

„Sie steht“, sagte Storm, sie ans Ohr haltend. — „Ja“, sagte der Knabe, „ich möchte nur wissen, ob der Herr Schulmeister glaubt, daß jemand sie in Ordnung bringen könnte.“ Storm öffnete die Uhr, es rasselte darin, als ob alle Räder lose säßen.

„Du hast gewiß mit dieser Uhr Nägel eingeschlagen. Mit der kann ich nichts mehr ausrichten.“ — „Glaubt der Herr Schulmeister, daß der Uhren-Erik sie noch reparieren könnte?“ — „Nein, ebensowenig wie ich. Es wird am besten sein, daß du sie nach Falun sendest, um dort ein neues Uhrwerk einsetzen zu lassen.“ — „Ja, das dachte ich auch“, sagte Ingmar und nahm die Uhr an sich.

„Was in Gottes Namen hast du nur mit dieser Uhr angestellt?“ fragte der Schulmeister. Der Knabe schluckte eine Weile, als wären ihm Tränen aufgestiegen. — „Es war Vaters Uhr“, sagte er. „Sie wurde so arg beschädigt, als der Balken damals auf Vater losfuhr.“ Nun wurden alle ganz Ohr und Ingmar gab sich einen Ruck, um fortfahren zu können.

„Wir hatten gerade Osterferien, so daß ich zu Hause war, als das Unglück geschah, und ich war der erste, der zu Vater hinabkam, als er dort am Uferrande lag. Vater lag dort und hielt diese Uhr in den Händen. ‚Nun ist es aus mit mir, Ingmar‘, sagte Vater, ‚es tut mir leid, daß die Uhr entzweigegangen ist, denn ich will, daß du sie jemand gibst, gegen den ich unrecht gehandelt habe, und grüße ihn von mir.‘ Dann sagte er, wer es wäre, der die Uhr erhalten sollte. Er bat mich, dafür zu sorgen, daß die Uhr in Falun repariert würde, ehe ich sie jenem zustellte, der sie haben sollte. Aber ich kam niemals nach Falun zurück, und nun weiß ich nicht, wie ich es machen soll.“

Der Schulmeister begann eben darüber nachzudenken, ob er jemand wisse, der bald in die Stadt reisen würde, aber Mutter Stina unterbrach ihn fast sofort.

„Wer ist es, Ingmar, der die Uhr bekommen sollte?“ — „Ich weiß nicht, ob ich es sagen soll“, erwiderte der Knabe. — „War es nicht Tims Halfvor, der hier sitzt?“ — „Ja, der ist es“, sagte er leise. — „Dann gib Halfvor die Uhr so, wie sie ist“, sprach Mutter Stina. „Das wird ihm am allermeisten Freude machen.“ Ingmar stand gehorsam auf, nahm die Uhr und strich mit dem Jackenärmel darüber hin, um sie so schön wie möglich zu machen. Dann ging er mit langen Schritten durch die Stube. — „Ich soll von Vater grüßen und die Uhr übergeben“, sagte er und reichte Halfvor die Uhr hin.

Halfvor hatte die ganze Zeit über stumm und finster dagesessen, und als nun der Knabe mit der Uhr auf ihn zutrat, legte er die Hand über die Augen, als wolle er ihn nicht sehen. Ingmar stand lange und hielt ihm die Uhr entgegen. Schließlich blickte er auf die Hausfrau und schien um ihren Beistand zu bitten. — Da sprach sie: „Selig sind

die Friedfertigen.“ Halfvor streckte die eine Hand vor, um die Uhr zurückzuweisen. Da suchte auch Storm zu vermitteln. — „Ich meine, daß Halfvor keine bessere Rehabilitation verlangen kann“, sagte er. „Ich habe es immer gesagt, daß Ingmar Ingmarsson, wenn er am Leben geblieben wäre, Halfvor schon längst die Ehrenrettung hätte zuteil werden lassen, die er verdient.“

Sie sahen nun, daß Halfvor mit der Hand, die er nicht vor den Augen hielt, fast gegen seinen Willen nach der Uhr griff und sie an sich nahm. Und sobald er sie in der Hand hatte, verbarg er sie unter Rock und Weste.

„Diese Uhr wird ihm keiner mehr wegnehmen“, sagte der Schulmeister und lachte, als er sah, wie fest Halfvor die Joppe wieder zuknöpfte. Halfvor lachte auch. Er stand auf, richtete sich hoch empor und atmete tief und wie befreit. Das Blut stieg in seine Wangen. Er blickte fröhlich und freimütig ringsumher. — „Ich glaube, Halfvor fühlt nun, daß ein neues Leben für ihn beginnt“, sagte die Frau des Schulmeisters.

Halfvor steckte nun die Hand in die Joppe und zog seine eigene neue Uhr heraus. Er ging durch die Stube zu Ingmar hin, der sich wieder an den Tisch gesetzt hatte. — „Da ich nun deines Vaters Uhr von dir angenommen habe, so mußt du diese von mir annehmen“, sagte er.

Bei diesen Worten legte er die Uhr auf den Tisch und verließ das Zimmer, ohne irgend jemand Adieu zu sagen. Den ganzen Tag war er unterwegs und wanderte über Wege und Stege. Es waren ein paar Bauern vom Västhof gekommen, um bei ihm Einkäufe zu machen, aber Tims Halfvor kam nicht zum Vorschein.

*

Elof Ersson vom Eljashof, der mit Karin, der Ingmarstochter, verheiratet war, hatte einen schlechten, geizigen Vater gehabt. Er war immer sehr hart gegen den Sohn gewesen; als er klein war, hatte er kaum satt zu essen bekommen, und sogar als er erwachsen war, hatte er unter diesem Drucke zu leiden gehabt. Der Alte hatte ihn beständig zur Arbeit getrieben, niemals durfte er zum Tanzen gehen, und nicht einmal am Sonntag hatte er Ruhe. Und als Eljas Elof

sich verheiratete, wurde er auch nicht sein eigener Herr, sondern mußte nach dem Ingmarshof ziehen, wo er unter dem Regiment seines Schwiegervaters stand. Und auf dem Ingmarshof gab es nichts anderes als Arbeit und Sparsamkeit. Aber so lange Ingmar Ingmarsson lebte, schien Eljas Elof ganz zufrieden zu sein, er arbeitete wie ein Sklave von früh bis spät und verlangte nichts Besseres. Die Leute sagten, daß die Ingmarer nun einen Schwiegersohn nach ihrem Geschmack bekommen hätten, denn Elof Ersson kannte nichts anderes auf der Welt als Arbeit.

Aber sobald Groß-Ingmar tot war, begann der Schwiegersohn zu trinken und ein wildes Leben zu führen. Er suchte alle lustigen Burschen im ganzen Kirchspiel auf, lud sie nach dem Ingmarshof ein, oder trieb sich mit ihnen in Spielbuden oder in Gastwirtschaften umher. Er hörte gänzlich auf zu arbeiten und betrank sich jeden Tag. Nach einigen Monaten war er ein ganz versoffener Lump.

Als seine Frau Karin, die Ingmarstochter, ihn zum erstenmal betrunken sah, war sie wie versteinert. Das ist die Strafe Gottes, weil ich gegen Halfvor unrecht gehandelt habe, dachte sie sofort.

Ihrem Manne gegenüber war wenig von Vorwürfen oder Warnungen die Rede. Sie sah sehr bald, daß es ein Baum war, der zum Absterben verurteilt war, und daß sie von ihm niemals Schutz und Schirm zu gewärtigen hätte.

Aber Karins Schwestern, die anderen Ingmarstöchter, waren nicht so klug wie sie. Sie schämten sich seines wilden Lebens und darüber, daß man den Lärm der Trunkenbolde und ihre Trinklieder vom Ingmarshof bis auf die Landstraße hinaus dringen hörte. Bald verhöhnten und bald ermahnten sie ihn, und obgleich der Schwager eigentlich ein gutmütiger Mann war, wurde er doch zuweilen wütend. Und es gab viel Unfrieden im Hause.

Da sann Karin nur darauf, ihre Schwestern aus dem Hause zu schaffen, damit sie dem Elend entgingen, in dem sie selber lebte. Während des Sommers richtete sie die Hochzeit der beiden ältesten aus, die zwei jüngeren Schwestern schickte sie nach Amerika, wo sie Verwandte hatten, denen es recht gut ging, nachdem sie sich emporgearbeitet hatten.

Allen diesen Schwestern hatte sie deren Erbteil ausbezahlt, das je zwanzigtausend Kronen betrug. Karin hatte den Hof bekommen, aber es war bestimmt, daß der junge Ingmar ihn für sich ablösen sollte, sobald er mündig sein würde, und dann sollten Karin und Eljas anderswo hinziehen.

Es war merkwürdig, daß Karin, die so ungewandt und unentschlossen aussah, es dennoch vermochte, nicht allein alle diese Vögel flügge zu machen, sondern ihnen auch noch Männer und Ausstattungen und Schiffskarten nach Amerika zu verschaffen. Sie tat alles ganz allein. Von dem Manne hatte sie keinerlei Hilfe.

Aber am meisten sorgte Karin sich um den Bruder, um ihn, der nun Ingmar Ingmarsson war. Er widersetzte sich Karins Mann mehr als alle anderen Geschwister. Der Knabe tat das nicht mit Worten, sondern er handelte.

Einmal ließ er allen Branntwein auslaufen, den Eljas heimgebracht hatte, und ein andermal entdeckte der Schwager, daß er es versuchte, seine Getränke mit Wasser zu verdünnen.

Als der Herbst kam, drang Karin darauf, daß der Knabe, wie schon seit Jahren, wieder die städtische Schule besuchen sollte, aber ihr Mann, der sein Vormund war, widersetzte sich diesem Plan energisch.

„Ingmar soll ein Bauer werden, wie ich es bin, und wie sein Vater und mein Vater es waren“, sagte Eljas Elof. „Was soll er in der Gelehrtenschule? Zum Winter werde ich mit ihm in den Wald ziehen und Kohlenmeiler anlegen. Das wird die beste Lehre für ihn sein. Als ich in seinem Alter war, lag ich den ganzen Winter über in der Köhlerhütte.“

Karin vermochte nicht ihn umzustimmen, sondern mußte sich damit zufrieden geben, daß Ingmar zu Hause blieb.

Eljas Elof schien sich nun alle Mühe zu geben, um Ingmar für sich zu gewinnen. Vor allem nahm er ihn gern mit, wenn er wegfuhr. Der Knabe folgte ihm nur widerwillig. Er wollte nicht die Trinkgelage des Schwagers mitansehen. Da schwur dieser, daß er nicht weiterfahren würde, als bis zur Kirche oder zum Kaufladen; wenn er dann aber Ingmar erst auf dem Wagen hatte, so machte er

weite Fahrten mit ihm, bis zu den Schmieden des Bergsåna-Hüttenwerks oder nach dem Wirtshause in Karmsund.

Karin war froh, daß ihr Mann den Jungen mitnahm. Sie meinte, es sei immerhin eine gewisse Garantie dafür, daß er nicht in einem Straßengraben liegen bleiben oder das Pferd totfahren würde.

Einmal jedoch, als Eljas um acht Uhr morgens heimkehrte, saß Ingmar anscheinend fest schlafend neben ihm im Wagen.

„Komm' und nimm dich seiner an und trage ihn hinein", rief Eljas Karin zu. „Der arme Bengel ist ganz betrunken. Er kann nicht allein hineingehen."

Karin war so entsetzt, daß sie förmlich zusammenbrach. Sie mußte sich einen Augenblick auf die Treppenstufen niedersetzen, ehe sie Ingmar hineintragen konnte.

Als sie ihn aufhob, merkte sie, daß er nicht schlief, sondern kalt und bewußtlos war, fast wie tot erschien er ihr. Sie nahm ihn in ihre Arme und trug ihn in die kleine Nebenstube. Dort schloß sie sich mit ihm ein und versuchte ihn ins Leben zurückzurufen.

Nach einer Weile trat sie in die Vorderstube, wo Eljas beim Frühstück saß. Sie trat dicht an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter. — „Du täteſt am besten, noch eine gute Mahlzeit zu halten", sagte sie, „denn wenn du meinen Bruder zum Sterben betrunken gemacht hast, wirst du eine schlechtere Kost kennen lernen, als hier auf dem ganzen Ingmarshof." — „Ach, wie du nur so reden kannst", sagte der Mann, „das bißchen Branntwein kann ihm nicht so viel Schaden tun." — „Und dennoch ist es so, wie ich sage", sprach Karin, und sie preßte ihre harten, mageren Finger auf seine Schulter. „Stirbt er, so sollst du deine zwanzig Jahre Zuchthaus bekommen, Eljas."

Als Karin wieder zu dem Knaben hineinkam, war er bei Bewußtsein, aber sein Kopf war noch ganz verwirrt, und er konnte kein Glied bewegen. Er litt große Schmerzen. — „Glaubst du, daß ich sterben muß, Karin?" fragte er. — „Ach, nein", antwortete sie und setzte sich zu ihm. — „Ich wußte nicht, was sie mir dort gaben", sagte er. — „Dafür danke ich Gott", antwortete Karin ernst. — „Schreibe es

den Schwestern, wenn ich sterbe!“ bat der Knabe. „Ich wußte nicht, daß es Branntwein war.“ — „Ja“, sagte Karin. — „Ich wußte nichts davon, das schwöre ich dir.“

Ingmar lag den ganzen Tag über im Fieber und hatte Schwindelanfälle. „Sag' es nur dem Vater nicht!“ bat er die Schwester. — „Nein, niemand wird es Vater sagen!“ sprach Karin. — „Aber wenn ich nun sterbe, wird Vater es ja doch erfahren, und ich werde mich vor ihm schämen müssen.“ — „Es war ja nicht deine Schuld“, beruhigte ihn Karin. — „Vielleicht denkt Vater, ich hätte mich vor allem hüten sollen, was Eljas mir gab.“

„Glaubst du, daß das ganze Dorf von meiner Trunkenheit weiß?“ fragte er später. — „Was sagen die Knechte dazu, und was sagt die alte Lisa, und was sagt Stark-Ingmar?“ — „Die sagen wohl gar nichts“, antwortete Karin. — „Du mußt mir versprechen, ihnen zu erzählen, wie es war. Siehst du, sie hatten die ganze Nacht durch getrunken, und ich saß im Halbschlaf auf einer weitabstehenden Bank. Es war im Wirtshaus zu Karmsund. Da kam Elias und weckte mich. Er sagte ganz freundlich: ‚Steh' auf, Ingmar, dann bekommst du etwas, dich zu erwärmen. Trink' dies hier, es ist nur Zuckerwasser!‘ Und mich fror, als ich erwachte, und da trank ich aus dem Glase, das er mir reichte, ich merkte nur, daß es heiß und süß war. Und dann war es doch etwas ganz Starkes, was er für mich zusammengebraut hatte! Und was wird Vater nun sagen?“

Karin öffnete die Tür. Eljas saß noch da drinnen im Nebenzimmer, sie dachte, es täte ihm ganz gut, zuzuhören.

„Wenn Vater lebte, Karin, wenn doch nur Vater lebte!“ — „Ja, was wäre dann, Ingmar?“ — „Glaubst du nicht, er schlüge ihn tot?“ Eljas brach draußen in ein Gelächter aus, und der Knabe wurde so bleich, als er es hörte, daß Karin sich beeilte, die Tür zu schließen.

Aber Eljas wurde von nun an so zahm, daß er Karin nicht daran hinderte, Ingmar im Schulhause unterzubringen.

*

Nachdem Halfvor die Uhr erhalten hatte, kamen zunächst sehr viele Leute in seinen Laden. Kein Bauer kam in das

Kirchdorf, ohne sich irgend etwas in seinem Laden zu besorgen, um die Geschichte von Groß-Ingmars Uhr zu hören. Die Bauern standen dort in ihren langen weißen Pelzen, beugten sich stundenlang über den Ladentisch und wandten Halfvor ihre ernsthaften, gefurchten Gesichter zu, während er ihnen alles erzählte. Zuletzt zog er seine Uhr heraus und zeigte ihnen das verbeulte Uhrgehäuse und das geborstene Zifferblatt. — „Also dort traf ihn der Stoß", sagten die Bauern und glaubten, die ganze Szene vor sich zu sehen, wie Groß-Ingmar zu Schaden kam. „Ja, das ist eine große Ehre für dich, diese Uhr zu besitzen, Halfvor."

Wenn Halfvor die Uhr zeigte, ließ er sie niemals los, sondern hielt sie an der Kette fest. Er ließ sie keinen Augenblick aus der Hand.

Eines Tages stand Halfvor, wie gewöhnlich von einem ganzen Kreise von Bauern umringt, im Laden. Er erzählte und erzählte. Zuletzt kam die Uhr zum Vorschein. Sofort entstand ein andächtiges Schweigen, während die Uhr einem nach dem anderen vorgezeigt wurde.

Gerade während das geschah, trat Eljas in den Laden; die Aufmerksamkeit aller war aber so sehr auf die Uhr gerichtet, daß niemand seiner gewahr wurde. Auch er hatte die Geschichte von seines Schwiegervaters Uhr schon gehört und begriff sofort, was hier vorging. Er war nicht neidisch auf Halfvor, es kam ihm nur lächerlich vor, ihn und die anderen so andächtig um eine alte, schlechte, silberne Uhr versammelt zu sehen.

Eljas schlich hinter den Bauern heran, die über den Ladentisch gebeugt dastanden, tat einen raschen Griff, bekam die Uhr in seine Hand und riß sie an sich. Es war nur ein Scherz von Eljas, er dachte gar nicht daran, Halfvor die Uhr wegzunehmen, er wollte ihn nur ein wenig ärgern.

Halfvor wollte seine Uhr wiederergreifen, aber Eljas zog sich zurück und hielt sie hoch in der Luft, als ob er ein Stückchen Zucker für einen Hund emporhielte. Halfvor stützte sich mit der Hand auf den Ladentisch und schwang sich hinüber. Er sah so böse aus, daß Eljas Angst bekam und nach der Tür zurückwich, anstatt stehen zu bleiben und ihm die Uhr wiederzugeben.

Vor der Tür befand sich eine Holztreppe mit ausgetretenen Stufen. Dort geriet Eljas' Fuß in ein Loch, er strauchelte und fiel zu Boden. Halfvor stürzte sich auf ihn, entriß ihm zuerst die Uhr und versetzte ihm dann noch einige feste Fußtritte.

„Du brauchst gar nicht so fest zu treffen", sagte Eljas. „Es wäre besser, du sähest nach, was mit meinem Rücken los ist."

Halfvor hielt mit seinen Schlägen inne, aber Eljas hob weder Arme noch Beine, um sich aufzurichten. — „Hilf mir auf!" bat er. — „Du hilfst dir wohl selber, wenn du deinen Rausch ausgeschlafen hast." — „Ich bin nicht betrunken", sagte Eljas, „das kam nur so, weil ich Groß-Ingmar zu sehen glaubte, als ich auf die Treppe zulief, es schien mir, als käme er auf mich zu, um mir die Uhr wegzunehmen, und darum fiel ich so unglücklich."

Halfvor beugte sich herab, um den Verunglückten aufzurichten, der dort vor ihm lag. Dann mußte er Eljas auf einem Leiterwagen nach Hause fahren, sein Kreuz war gebrochen, und er sollte niemals wieder auf seinen Füßen stehen können.

Eljas Elof lag seit dieser Zeit immer zu Bett. Er war sehr schwach und konnte sich nicht bewegen. Aber reden konnte er, und er lag da und bettelte den ganzen Tag um Branntwein.

Der Arzt hatte Karin, der Ingmarstochter, streng verboten, ihrem Manne irgendwelche geistigen Getränke zu geben, weil es sonst in kurzem sein Tod wäre. Eljas suchte nun zu erzwingen, wonach sein Gelüst stand, und er schrie und tobte besonders in den Nächten. Er betrug sich wie ein Wahnsinniger, und niemand hatte Ruhe und Rast.

Dies war Karins schwerstes Lebensjahr. Ihr Mann peinigte sie oft so sehr, daß sie glaubte, es nicht länger ertragen zu können. Er erfüllte den Hof mit bösen, giftigen Reden und mit Flüchen, so daß es eine wahre Hölle war.

Karin bat den Schulmeister und seine Frau, daß sie Ingmar ganz dort behalten sollten. Sie wollte nicht, daß der Bruder auch nur für einen einzigen Tag heimkäme, nicht einmal zu Weihnachten.

Alles Gesinde auf dem Ingmarshof war mehr oder weniger mit der Dienstherrschaft verwandt und hatte stets im Hause gelebt. Und wenn sie nicht mit den Ingmarsleuten so fest verwachsen gewesen wären, hätten sie es gar nicht aushalten können, dort weiter im Dienst zu verbleiben.

Es gab nicht viele Nächte, in denen Eljas sie ruhig schlafen ließ. Und beständig ersann er etwas Neues, um Karin zu peinigen, so daß sie oft gezwungen war, seinem Verlangen nach Branntwein nachzugeben.

In solchem Elend verlebte Karin einen Winter, einen Sommer und dann noch einen Winter.

•

Karin, die Ingmarstochter, kannte einen Platz, wohin sie zu gehen pflegte, wenn sie allein sein wollte, um über ihr Unglück nachzudenken. Es war eine schmale Bank hinter dem kleinen Hopfenhain. Dort pflegte sie zusammengekauert zu sitzen. Die Ellbogen auf das Knie gestützt, das Kinn in den Händen, starrte sie vor sich hin, ohne irgend etwas zu sehen. Sie hätte sonst die schönste freie Aussicht von hier gehabt. Die Felder erstreckten sich von dem Platze, wo sie saß, bis zum Walde, mit den aufstrebenden Bergrücken und dem Klackberge, hin.

Dort saß Karin wieder an einem Abend im April. Sie fühlte sich schwach und mutlos, wie es die Menschen oft im Frühling sind, wenn der Schnee schmilzt und schmutziggrau aussieht, weil noch kein Frühlingsregen die Erde reingewaschen hat. Die untergehende Sonne schien noch warm, aber zugleich spielte der Nordwind frisch und frei um sie her, denn der schützende Hopfen war noch nicht heraus, sondern lag und schlief seinen Winterschlaf unter seiner dichten Decke von Tannenreisern. Es blies ein recht scharfer Wind, und Fetzen Papierschnitzel und Strohhalme wirbelten auf dem Felde umher. Weit über den Bergen stand der vom geschmolzenen Schnee aufsteigende Nebel, die Birken bekamen schon bräunliche Wipfel, aber am Waldessaum lag noch hoher Schnee. Jedoch nun würde der Frühling bald Ernst machen, und Karin fühlte sich noch müder als je zuvor, wenn sie daran dachte. Sie glaubte nicht nochmals einen solchen Sommer überleben zu können.

Sie dachte daran, wie nun wieder alles auf sie einstürmen würde, die Saat und die Heuernte, das Frühjahrsbacken und die Frühjahrswäsche, das Weben und die Kleideranfertigung. Es war nicht möglich, dies alles zu überstehen.

„Und ich könnte doch so gut sterben“, sagte sie leise. „Mir scheint, daß ich nur dazu lebe, um Eljas daran zu hindern, sich zu Tode zu trinken.“

Ganz plötzlich blickte Karin auf, als ob jemand sie gerufen hätte. Da stand Halfvor Halfvorsson. Er lehnte sich an den Gartenzaun und betrachtete sie.

Karin wußte nicht, wann er dort aufgetaucht war. Es hatte den Anschein, als stände er dort schon eine ganze Weile.

„Ich dachte mir, daß ich dich hier finden würde“, sagte Halfvor. — „Ach, das dachtest du?“ — „Ich erinnere mich von früher her, daß du dich verstohlen hierher zu schleichen pflegtest, wenn du eine freie Stunde hattest, um hier zu sitzen und dich in Sorgen einzuspinnen.“ — „Zu jener Zeit hatte ich nicht viele Sorgen.“ — „Die Sorgen, die du nicht hattest, die erfandest du dir.“

Als Karin nun Halfvor ansah, dachte sie, er müsse nun wohl daran denken, daß sie recht dumm gewesen sei, einen so stolzen und stattlichen Mann, wie er war, nicht geheiratet zu haben.

„Jetzt hat er mich da, wo er mich haben will“, sagte sie sich, „und nun ist er hergekommen, um meiner zu spotten.“

„Ich bin drinnen gewesen, um mit Eljas zu reden“, sagte Halfvor. „Eigentlich wollte ich i h n nur aufsuchen.“

Karin antwortete nicht, sie saß steif aufgerichtet da, mit gesenkten Augenlidern und übereinandergelegten Händen harrte sie nur all des Hohnes, den Halfvor nun über sie ergehen lassen würde.

„Ich sagte ihm“, fuhr Halfvor fort, „daß ich einsähe, sein Unglück sei zum Teil durch mich verschuldet, weil er in meinem Hause zu Schaden gekommen wäre.“ Halfvor hielt inne, als erwarte er von ihr ein Zeichen der Zustimmung oder der Mißbilligung, aber Karin blieb stumm. „Deshalb fragte ich ihn“, sagte Halfvor, „ob er nun nicht eine Zeitlang

bei mir wohnen wollte. Das könnte ihm doch mehr Abwechslung bringen, und er würde auch mehr Menschen zu sehen bekommen als hier."

Da schlug Karin die Augen auf, blieb aber unbeweglich sitzen.

„Wir haben nun abgemacht, daß du ihn morgen zu mir fahren läßt", sagte Halfvor. „Ich weiß, daß er mir zustimmt, weil er glaubt, sich in meinem Hause mehr Branntwein verschaffen zu können. Aber du begreifst doch wohl, Karin, daß das gar nicht in Frage kommt. O nein, bei mir nicht mehr als bei dir. Ja, morgen kommt er also. Er wird die Stube hinter dem Laden bekommen, und ich habe ihm versprochen, daß die Tür offen stehen soll, damit er die Leute sehen kann."

Bei Halfvors ersten Worten hatte Karin überlegt, ob das, was er sich da ausgedacht hatte, nicht etwa nur Spott und Hohn sein sollte, aber allmählich begriff sie, daß es sein heiliger Ernst wäre.

Nun hatte Karin aber stets geglaubt, daß Halfvor sich nur um sie beworben habe, weil sie so reich und von guter Familie war. Sie hatte niemals daran gedacht, daß er sie um ihrer selbst willen lieben könnte. Sie wußte recht gut, daß sie nicht zu den Mädchen gehörte, die den Männern gefallen. Sie selber war auch weder in Halfvor noch in Eljas verliebt gewesen.

Als nun aber Halfvor kam und ihr diese schwere Bürde tragen helfen wollte, da wurde Karin ganz überwältigt davon, daß ihr so etwas Großes, Unerhörtes geschehen sollte. Wie war es nur möglich, daß Halfvor so gut gegen sie sein konnte?

Sicherlich mußte er sie also lieben, dieser Halfvor, er mußte sie lieben, wenn er ihr auf diese Art und Weise seinen Beistand anbot.

Karins Herz begann ungestüm und unruhig zu klopfen. Sie erwachte zu etwas, was sie noch nie gekannt hatte. Sie fragte sich staunend, was das sein könne, bis sie plötzlich begriff, daß Halfvors Güte ihr erstarrtes Sein und Wesen erwärmt hatte, so daß die Liebe zu ihm nun in ihr aufzulodern begann.

Halfvor fuhr fort, seinen Plan darzulegen, immer besorgt, daß sie Einwendungen machen würde. „Es ist ja auch ein Unrecht gegen Eljas“, sagte er, „er muß durchaus mehr Abwechselung haben als hier. Und so schlimm wie gegen dich wird er gegen mich nicht sein. Es wird anders sein, wenn ein Hausherr da ist, vor dem er Angst hat.“

Karin wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte, sie glaubte weder eine Bewegung machen noch ein Wort sagen zu können, ohne daß Halfvor merken würde, daß sie ihn liebe. Und irgend etwas mußte sie ihm doch antworten.

Schließlich schwieg Halfvor und blickte sie an.

Karin stand fast widerwillig auf, trat auf Halfvor zu und streichelte sanft seine Hand.

„Gott segne dich, Halfvor“, sagte sie mit gebrochener Stimme. „Gott segne dich!“

Wie vorsichtig sie auch gewesen war, mußte Halfvor dennoch etwas gemerkt haben, denn er faßte schnell ihre Hände und zog sie an sich. „Nein, nein!“ rief sie erschrocken, riß sich los und eilte von dannen.

*

Eljas zog nun zu Halfvor und lag den ganzen Sommer über in der Stube hinter dem Laden. Halfvor brauchte sich jedoch nicht lange mit ihm zu quälen, denn er starb bereits im Herbst.

Kurz darauf sagte Mutter Stina zu Halfvor: „Nun mußt du mir etwas versprechen.“ Halfvor lächelte und blickte auf. — „Du mußt mir versprechen, rechte Geduld mit Karin zu haben.“ — „Natürlich werde ich Geduld mit ihr haben“, antwortete Halfvor erstaunt. — „Ja, es ist schon der Mühe wert, sie zu gewinnen, und sollte man auch sieben runde Jahre ihrer harren.“

Aber es war nicht so leicht für Halfvor, Geduld zu haben, denn er hörte sehr bald davon reden, daß der und jener um Karin freien wolle. Das begann bereits vierzehn Tage nach Eljas’ Beerdigung.

Eines Sonntagnachmittags saß Halfvor auf seiner Treppe und betrachtete die Vorübergehenden. Bald schien es ihm auffällig, daß ungewöhnlich viel schöne Fuhrwerke

bei ihm vorbeifuhren, die nach dem Ingmarshof hinlenkten. In dem ersten saß einer der Inspektoren vom Hüttenwerk Bergsåna, nach ihm kam der Sohn des Gastwirtes aus Karmsund ankutschiert, und schließlich kam Berger Sven Persson, ein Großbauer aus dem Nachbardorf. Dieser war der reichste Bauer in Westdalekarlien, ein kluger und höchst angesehener Mann. Freilich war er nicht mehr jung. Und er war schon zweimal verheiratet gewesen und nun von neuem Witwer geworden.

Als Berger Sven Persson angefahren kam, vermochte Halfvor nicht länger ruhig zu sitzen. Er begann die Dorfstraße hinaufzugehen, hatte bald die Brücke hinter sich und stand dann auf der Seite des Flusses, wo der Ingmarshof lag. Ich möchte doch gern wissen, wohin alle diese Wagen gefahren sind, sagte er. Er ging den Wagenspuren nach und wurde allmählich erregter und hitziger. Ich weiß, daß es dumm ist, sagte er. Mutter Stinas Warnung kam ihm in den Sinn. Ich werde nur bis zum Zaun hinaufgehen und sehen, was sie da oben vorhaben.

Berger Sven Persson und ein paar andere Männer saßen in der Gaststube auf dem Ingmarshof und tranken Kaffee. Ingmar Ingmarsson, der noch immer beim Schulmeister wohnte, war über den Sonntag nach Hause gekommen. Er saß mit am Tisch und mußte den Wirt spielen, denn Karin war nicht im Zimmer. Sie hatte sich damit entschuldigt, daß sie in der Küche zu tun habe, weil alle Mägde ins Missionshaus gegangen wären, um den Schulmeister zu hören.

Es war zum Sterben langweilig im Zimmer, alle tranken ihren Kaffee, ohne ein einziges Wort zu reden. Die Freier waren einander fast fremd, und ein jeder wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um in die Küche hinausgehen und allein mit Karin reden zu können.

Da öffnete sich die Tür, und es trat noch ein Gast herein. Ingmar Ingmarsson ging ihm entgegen und führte ihn an den Tisch. „Das ist Tims Halfvor Halfvorsson", sagte er zu Berger Sven Persson. Sven Persson erhob sich nicht, er begrüßte ihn nur dadurch, daß er eine kleine Handbewegung machte und in leicht scherzendem Tone sagte: „Das ist

ja sehr nett und erfreulich, einen so berühmten Mann zu treffen." Ingmar Ingmarsson schob Halfvor einen Stuhl hin und tat es mit solchem Gepolter, daß Halfvor nicht darauf zu antworten brauchte.

Von dem Augenblick an, da Halfvor eingetreten war, wurden alle Freier gesprächig und großtuerisch. Sie begannen einander zu loben und zu unterstützen, es war, als wären sie übereingekommen, zusammenzuhalten, um Halfvor schachmatt zu setzen. „Das war ja ein prächtiges Pferd, mit dem Sie heute herfuhren, Herr Gemeinderichter", begann der Inspektor. Berger Sven Persson nahm das Spiel auf und rühmte den Inspektor wegen eines im vergangenen Winter erlegten Bären. Und dann lobten beide das neue Wohnhaus, das der Vater des jungen Gastwirts aus Karmsund baute. Schließlich vereinten sich alle drei, um mit Berger Sven Perssons Reichtum zu prahlen. Sie wurden sehr beredt, und mit jedem Wort gaben sie Halfvor zu verstehen, daß er ein viel zu geringer Mann sei, um daran zu denken, sich mit ihnen messen zu können. Halfvor kam sich sehr unbedeutend vor, er bereute bitter, hierher gekommen zu sein.

Nun trat Karin herein, um noch einmal Kaffee einzuschenken. Als sie Halfvor ansichtig wurde, freute sie sich im ersten Augenblick, aber gleich darauf dachte sie daran, wie schlecht es aussehe, daß er gekommen war und sie so schnell nach dem Tode ihres Mannes besuchte. Wenn er sich so eilig dazu nehme, würden die Leute wohl sagen, daß er Eljas schlecht gehalten und alles getan habe, um ihn schnell loszuwerden und Karin heimführen zu können.

Sie hätte am liebsten gesehen, daß er erst in zwei, drei Jahren gekommen wäre, das hätte dann genügt, den Leuten klarzumachen, daß er Eljas niemals aus Ungeduld etwas Böses zugefügt habe. Wozu braucht er es so eilig zu haben? dachte sie. Er muß es doch genau wissen, daß ich niemals einen anderen als ihn nehmen würde.

Als Karin hereinkam, wurde es von neuem ganz still im Zimmer, und keiner hatte einen anderen Gedanken als aufzupassen, wie sie und Halfvor einander begrüßen würden. Aber man sah nur, daß sich ihre Fingerspitzen kaum berührten.

Als der Gemeinderichter dies bemerkte, gab er seiner Freude in einem kleinen, scharfen Pfiff Ausdruck, aber der Inspektor brach in ein schallendes Gelächter aus. Halfvor wandte sich ihm sehr friedlich zu. — „Worüber lachen Sie, Herr Inspektor?" fragte er leise. Der Inspektor konnte so schnell keine Antwort finden. Er wollte nichts Verletzendes sagen, weil Karin dabei war. — Da sagte der Gastwirtssohn: „Er denkt an einen Jagdhund, der den Hasen aufscheucht, ihn aber von einem anderen erschießen läßt."

Karin stand blutrot da und schenkte den Kaffee ein. Dabei sagte sie, wie sich entschuldigend: „Berger Sven Persson und ihr anderen müßt schon mit dem bloßen Kaffee vorlieb nehmen, wir bieten jetzt auf unserem Hof keine Spirituosen an." — „Ja, bei mir zu Hause gibt es so etwas auch nicht", sagte der Gemeinderichter. Der Inspektor und der Gastwirtssohn schwiegen, aber sie begriffen, daß Sven Persson einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Der Gemeinderichter begann sofort von der Abstinenz und ihrem Nutzen zu reden. Karin blieb stehen und hörte zu, sie stimmte allem bei, was er darüber sagte. Der Bauer erkannte sogleich, daß dies die rechte Art sei, durch die sie genommen sein wollte, und verbreitete sich mit großer Weitläufigkeit über Branntwein und Trunksucht. Karin erkannte alle die unausgesprochenen Gedanken wieder, die sie während der letzten Jahre über diese Dinge gehabt hatte, und sie freute sich, sie von einem so einflußreichen und klugen Mann bestätigt zu hören.

Mitten im Gespräch blickte der Gemeinderichter zu Halfvor hinüber. Dieser saß düster und mürrisch da, seine Kaffeetasse stand unberührt vor ihm. Ja, gewiß ist es hart für ihn, dachte Berger Sven Persson, ganz besonders wenn es wahr ist, was die Leute sagen, daß er Eljas ein wenig auf den Weg geholfen habe. Eigentlich war es doch eine gute Tat, Karin von diesem schrecklichen Menschen zu befreien. Und weil er glaubte, daß er das Spiel fast gewonnen habe, fühlte er sich gegen Halfvor freundlich gestimmt. Er faßte seine Kaffeetasse, hielt sie hoch und sagte: „Prosit, Halfvor! Du bist Karin sicherlich ein guter Helfer gewesen, als du dich des Taugenichts angenommen hast, mit dem sie

verheiratet war." Halfvor blieb ruhig sitzen, starrte ihm gerade ins Gesicht und überlegte, wie er das auffassen sollte. Aber der Inspektor brach wiederum in Lachen aus. — „Ja, ein guter Helfer", sprach er lachend, „ein wirklich guter Helfer." — Der Gastwirtssohn lächelte und wiederholte: „Ja, ja, ein wirklich guter Helfer."

Ehe das Lachen der drei aufhörte, war Karin verschwunden, sie war wie ein Schatten durch die Küchentür hinausgeglitten.

Karin stand in der Küche an der Tür, nicht weiter entfernt, als daß sie alles hören konnte, was im Vorderzimmer gesprochen wurde. Sie war betrübt und verzweifelt darüber, daß Halfvor viel zu vorzeitig gekommen war. Er würde es noch dahin bringen, daß sie sich niemals mit ihm verheiraten konnte. Nun hörte man es ja, daß das böse Gerede bereits im Gange war. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen sollte, ihn zu verlieren, dachte sie und preßte die Hand aufs Herz.

Anfangs war es ganz still im Vorderzimmer. Dann hörte sie, daß ein Stuhl zurückgeschoben wurde, und daß jemand aufstand. — „Willst du schon gehen, Halfvor?" fragte der junge Ingmar. — „Ja", antwortete Halfvor, „ich kann nicht länger bleiben, du mußt Karin, die Ingmarstochter, von mir grüßen und ihr mein Lebewohl sagen." — „Du könntest wohl zu ihr in die Küche gehen, Halfvor, und es selber tun?" — „Nein", hörte man nun Halfvor antworten, „wir beide haben einander nichts mehr zu sagen."

Karins Herz begann heftig zu klopfen, und ihre Gedanken jagten sich wie nie zuvor. Nun war Halfvor böse auf sie, und das konnte keinen wundernehmen. Sie hatte kaum gewagt, ihm die Hand zu geben, und als die anderen ihn verhöhnten, da hatte sie ihn nicht verteidigt, sondern geschwiegen und sich fortgeschlichen.

Nein, sie wußte nicht, wie sie so hatte handeln können, sie, die ihn so sehr liebte.

Plötzlich entsann sie sich dessen ganz deutlich, daß ihr Vater zu sagen pflegte, die Ingmarskinder brauchten nicht nach den Menschen zu fragen, sie brauchten nur auf Gottes Wegen zu wandeln.

Karin öffnete plötzlich wieder die Tür und stand Halfvor gegenüber, ehe er noch das Zimmer hatte verlassen können.

„Mußt du schon gehen, Halfvor? Ich dachte, du würdest hier bleiben und des Abends mit uns essen.“ Halfvor stand da und starrte sie an. Sie war ganz verwandelt, mit roten, heißen Wangen, und es lag ein Ausdruck von Zärtlichkeit und Rührung auf ihrem Gesicht, den er niemals zuvor gekannt hatte. — „Ich beabsichtige, für immer zu gehen und niemals wiederzukommen“, sagte Halfvor. Er begriff nicht was sie wollte. — „Ach, komm' du nur und trinke deinen Kaffee aus“, sagte Karin.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Tisch zurück. Sie wurde auf diesem Gange bald rot, bald blaß, der Mut sank ihr mehrmals, sie hielt sich aber tapfer, obwohl Hohn und Verachtung das bitterste war, was sie erdulden konnte. Nun soll er wenigstens sehen, daß ich die Last mit ihm teilen will, dachte sie.

„Berger Sven Persson und ihr anderen“, sagte sie, „Halfvor und ich haben noch nicht von der Sache gesprochen, da ich ja erst kürzlich Witwe geworden bin, aber nun glaube ich, daß es am besten ist, wenn alle es erfahren, daß ich mich lieber mit Halfvor als mit irgend einem anderen verheiraten will.“ Sie hielt inne, weil ihre Stimme zitterte. „Die Leute mögen darüber reden, was sie wollen, aber Halfvor und ich haben nichts Böses getan.“

Als sie das gesagt hatte, näherte sich Karin Halfvor, wie um Schutz gegen all die bösen Reden zu suchen, die nun kommen würden.

Alle blieben eine Weile stumm, besonders vor Verwunderung über Karin, die Ingmarstochter, die jetzt jünger und mädchenhafter aussah als je zuvor in ihrem ganzen Leben.

Da sprach Halfvor mit bebender Stimme: „Als ich deines Vaters Uhr bekam, Karin, da glaubte ich, daß mir nie etwas Größeres geschehen könne. Aber das, was du jetzt getan hast, übertrifft doch noch alles andere.“

Karin aber wartete mehr auf die Worte der anderen als auf die von Halfvor, die Angst wollte sie nicht loslassen.

Da erhob sich Berger Sven Persson, der in vieler Hinsicht ein ausgezeichneter Mann war. — „Dann müssen wir alle

Karin und Halfvor dazu beglückwünschen", sagte er freundlich, „denn das wissen alle, daß derjenige, den Karin, die Ingmarstochter, erwählt, ohne Fehl und ohne Tadel ist."

In Zion.

Niemand sollte sich darüber wundern, daß ein alter Dorfschulmeister bisweilen ein wenig selbstbewußt wird. Sein ganzes Leben durch hat er seinen Nebenmenschen Wissen und Gelehrsamkeit beigebracht. Er sieht, daß alle Bauern eben nur von dem geistigen Gut leben, das er ihnen gegeben hat, und daß keiner mehr weiß, als was er, der alte Schulmeister, ihn einst gelehrt hat. Kann man ihn dafür verurteilen, daß er alle Einheimischen, wie alt sie auch sein mögen, als Schulkinder betrachtet, und daß er sich für klüger hält als alle anderen? Ja, solch einem richtigen alten Schulmann wird es zuweilen schwer, jemand als erwachsen zu behandeln, denn er sieht noch in jedem das ehemalige Kind mit den runden Grübchenwangen und den frommen, ruhigen Kinderaugen.

Es war an einem Wintersonntag, gleich nach dem Gottesdienst. Der Pfarrer und der Schulmeister standen plaudernd in der kleinen gewölbten Sakristei. Sie unterhielten sich eben über die Heilsarmee. — „Das ist eine recht seltsame Erfindung", sagte der Pfarrer, „ich hätte niemals geglaubt, etwas Derartiges zu Gesicht zu bekommen." Der Schulmeister blickte den Pfarrer mit strenger Miene an. Er fand diese Worte ganz ungebührlich. Der Pfarrer konnte doch wohl nicht meinen, daß ein solcher Unsinn bis in ihr Kirchspiel dringen könnte. — „Ich glaube auch keineswegs, daß der Herr Pfarrer so etwas zu sehen bekommen *könnte*", sagte er mit großem Nachdruck.

Der Pfarrer, der recht gut wußte, daß er ein schwacher, gebrochener Mann war, ließ meistenteils den Schulmeister anordnen, was ihm beliebte, konnte es aber nicht lassen, mit ihm zu streiten. — „Wie können Sie denn so sicher sein, Storm, daß wir der Heilsarmee entgehen?" fragte er. — „Je nun, dort wo Pfarrer und Schulmeister zusammenhalten,

da kann solch dummes Zeug nicht eindringen." — „Ich weiß gar nicht, daß Sie so mit mir zusammenhalten, Storm", sagte der Pfarrer ein wenig abweisend. „Sie predigen ja recht eigenmächtig dort drüben in Ihrem Zion." Darauf schwieg der Schulmeister anfangs. Dann aber sagte er sehr ruhig: „Der Herr Pfarrer hat ja noch niemals gehört, wie ich predige."

Dieses Missionshaus war ein richtiger Stein des Anstoßes. Der Pfarrer hatte noch niemals seine Schwelle betreten. Da es aber nun einmal zur Sprache gekommen war, wurden die beiden alten Freunde besorgt, daß sie vielleicht etwas verletzendes gesagt haben könnten. Ich bin wohl ungerecht gegen Storm, dachte der Pfarrer. In diesen vier Jahren, seit er an den Sonntagnachmittagen im Missionshause Bibelstunden abhält, hatte ich an den Sonntagvormittagen mehr Leute in der Kirche, als je zuvor, auch habe ich keine Spur einer Lostrennung von der Kirche bemerkt. Er hat die Gemeinde nicht verdorben, wie ich fürchtete. Er ist ein getreuer Freund und Diener. Ich will versuchen, ihm zu beweisen, wie sehr ich ihn hochschätze.

Und so wurde diese kleine Mißhelligkeit am Vormittag zur Veranlassung, daß der Pfarrer am Nachmittag ausging, um Storms Vortrag zu hören. Ich will Storm eine wirklich große Freude machen, dachte er. Ich werde hingehen und zuhören, wie er dort in seinem Zion predigt.

Auf dem Hinwege dachte der Pfarrer an die Zeit, da das Missionshaus erbaut wurde. Nein, wie war die ganze Luft damals von Prophezeiungen erfüllt, und er hatte so sicher geglaubt, daß Gott etwas ganz Großes gewollt habe. Aber man hatte bisher nichts davon gemerkt. Der liebe Herrgott mußte doch wohl auf andere Gedanken verfallen sein, dachte er, und lächelte zugleich über sich selber, weil er so seltsame Gedanken über unseren lieben Herrgott hatte.

Des Schulmeisters Zion war ein großer Saal mit hellen Wänden. An der Längswand hingen Holzschnitte von Luther und Melanchthon in ihren pelzverbrämten Mützen. Das Deckengesims war ringsherum mit schön gewählten Bibelsprüchen verziert, die von gemalten Blumen und himmlischen Trompeten und Posaunen umrahmt waren. Über

einer Estrade an der Rückwand des Saales hing ein kleines Bild in Öldruck, den guten Hirten darstellend.

Der große, kahle Saal war voll von Menschen, und mehr bedurfte er nicht, um einen zugleich frohen und feierlichen Eindruck zu machen. Die allermeisten waren nämlich schön gekleidet, sie trugen die altertümliche Dorftracht, und die Frauen hatten gestärkte, weitabstehende, weiße Kopftücher, die die Vorstellung erweckten, daß der Saal mit großen, weißbeschwingten Vögeln angefüllt sei.

Storm hatte bereits seinen Vortrag begonnen, als er bemerkte, daß der Pfarrer eintrat und sich auf die erste Bank setzte. Da sprach er zu sich selber: „Weißt du, Storm, du bist doch ein merkwürdiger Mensch, alles glückt dir. Hier kommt nun noch schließlich der Pfarrer und tut dir die Ehre an, zuzuhören."

Während der Zeit, da der Schulmeister seine Vorträge hielt, hatte er die Bibel von der ersten bis zur letzten Seite erklärt. An diesem Abend war er beim Buch der Offenbarung angelangt und sprach über das himmlische Jerusalem und über die ewige Glückseligkeit. Und er war so glücklich über des Pfarrers Kommen, daß er sich innerlich sagte: Ich, für mein Teil, würde mir im ewigen Leben kein besseres Los wünschen, als immer auf so einem Katheder zu stehen und kluge, gehorsame Kinder zu unterweisen. Und wenn einmal der liebe Herrgott selber hereinkäme und mir zuhörte, so wie der Herr Pfarrer es heute abend gemacht hat, würde niemand im Himmel zufriedener sein als ich.

Aber der Pfarrer wurde seinerseits aufmerksam, als er vernahm, daß von Jerusalem die Rede wäre, und von neuem durchbebten ihn seine sonderbaren Ahnungen.

Mitten während des Vortrages wurde die Tür geöffnet, und eine ganze Anzahl von Menschen trat herein. Es waren ungefähr zwanzig Personen, die am Eingang stehen blieben, um nicht zu stören. Sieh' mal, dachte der Pfarrer, ich wußte doch, daß etwas geschehen würde.

Und kaum hatte Storm „Amen" gesagt, als eine Stimme, die aus der Gruppe an der Tür kam, sich vernehmen ließ: „Ich möchte herzlich bitten, einige Worte sprechen zu dürfen."

Es war eine der allerweichsten und freundlichsten Stimmen. Das muß Hök Matts Erikſſon ſein, dachte der Pfarrer, und viele dachten ſo wie er. Kein anderer im ganzen Kirchſpiel hatte eine ſo weiche Kinderſtimme.

Im nächſten Augenblick drang ein kleiner Mann von angenehmem Äußeren nach der Eſtrade vor, und mit ihm kam eine Schar von Männern und Frauen, die ihn zu begleiten ſchienen, um ihn zu unterſtützen und zu ermutigen.

Der Pfarrer, der Schulmeiſter und die ganze Gemeinde ſaßen unbeweglich da. Hök Matts kommt, um uns von einem großen Unglück zu erzählen, dachten ſie. Entweder iſt der König tot, oder wir haben Krieg bekommen, oder vielleicht handelt es ſich auch um einige arme Menſchen, die über den Fluß kommen wollten und ertrunken ſind, oder ſich ertränken wollten.

Hök Matts ſah jedoch gar nicht danach aus, als hätte er eine ſchlimme Botſchaft zu überbringen. Er war feierlich und erregt, aber doch ſo froh, daß er kaum ſein Lächeln unterdrücken konnte. — „Ich möchte dem Herrn Schulmeiſter und der Gemeinde davon erzählen“, ſagte er, „daß an einem Sonntag, als ich mit meinen Hausgenoſſen in meiner Stube ſaß, der heilige Geiſt über mich kam, ſo daß ich anfing zu predigen. Wir konnten nicht hierherkommen, um Storm zu hören, weil wir Glatteis hatten, und wir ſaßen da und ſehnten uns nach Gottes Wort, und da kam es über mich, daß ich ſelber davon reden konnte. Nun habe ich an zwei Sonntagen gepredigt, und da haben die Meinigen zu Hauſe und die Nachbarn mir geſagt, daß ich hierher gehen ſollte, um mich vor allem Volk hören zu laſſen.“

Hök Matts ſagte ferner, wie erſtaunt er darüber ſei, daß die Gabe der Predigt auf einen ſo geringen Mann, wie er ſei, habe fallen können. „Aber der Herr Schulmeiſter ſelber iſt ja auch nichts anderes als ein Bauer“, ſagte er zutraulich.

Nach dieſer Eröffnung faltete Hök Matts ſeine Hände und beabſichtigte ſogleich zu predigen. Aber nun war der Schulmeiſter nach der erſten Überraſchung wieder zur Beſinnung gekommen. — „Iſt es deine Abſicht, Hök Matts, gleich hier zu reden?“ unterbrach er ihn. — „Jawohl, das iſt meine Abſicht“, ſagte der Mann. Er wurde ängſtlich wie

ein Kind, als er Storms finstere Miene sah. „Ja, es war aber auch meine Absicht, zuvor den Herrn Schulmeister und alle anderen um Erlaubnis zu bitten", sprach er demütig. — „Für heute abend sind wir fertig", sagte Storm sehr entschieden. Der kleine sympathische Mann begann mit tränenerstickter Stimme zu bitten. — „Wenn ich nur einige Worte sagen dürfte! Es ist so etwas, daß über mich gekommen ist, während ich neben dem Pfluge herging oder auf den Kohlenmeiler achtgab, und nun will es heraus." Aber der Schulmeister, der selber einen so ehrenvollen Tag gehabt hatte, empfand kein Mitleid. — „Matts Eriksson, du kommst mit deinen eigenen Grübeleien hierher und sagst, du brächtest Gottes Wort", entgegnete er vorwurfsvoll.

Hök Matts wagte nun nichts einzuwenden, und der Schulmeister schlug das Gesangbuch auf. — „Jetzt werden wir Nummer 187 singen", sagte er. Er las das Lied mit lauter Stimme vor und begann dann zu singen: „Schau, mein Auge, nach den Bergen Zions unverwandt hinauf."

Dabei dachte er: Es ist doch recht gut, daß der Pfarrer gerade heute abend herkam, da kann er sehen, daß ich in meinem Zion Ordnung halte.

Aber kaum war das Lied ausgesungen, da erhob sich einer der Zuhörer. Es war Ljung Björn Olofsson, ein stolzer, stattlicher Mann, mit einer der Ingmarstöchter verheiratet, und Besitzer eines großen Bauernhofes mitten im Kirchdorf.

„Wir sind hier der Meinung", sprach Ljung Björn sehr bescheiden, „daß der Herr Schulmeister uns vielleicht doch lieber hätte zu Rate ziehen sollen, ehe er Hök Matts zurückwies."

„Meinst du das, mein Junge", sprach der Schulmeister in ganz demselben Ton, den er einem kleinen Schulknirps gegenüber hätte brauchen können, „dann will ich dir nur sagen, daß es hier außer mir keinen gibt, der in diesem Saal etwas zu sagen hätte."

Ljung Björn wurde blutrot. Er hatte nicht mit Storm anbinden wollen, er hatte nur daran gedacht, den Schlag gegen Hök Matts zu mildern, denn dieser war ein so sympathischer Mann. Nun konnte er aber seinen Ärger über diese Antwort nicht unterdrücken. Ehe er jedoch dazu kam,

irgend eine Äußerung zu tun, begann einer von denen, die zugleich mit Hök Matts gekommen waren, zu berichten:

„Ich habe Hök Matts zweimal reden hören, und ich muß sagen, daß es zum Verwundern war. Ich glaube, daß es allen Anwesenden gut täte, ihn zu hören."

Der Schulmeister antwortete sofort sehr freundlich und in demselben ermahnenden Ton, mit dem er einen Knaben in der Schule zurechtweisen würde:

„Aber du begreifst doch, Krister Larsson, daß das unmöglich angehen kann? Wenn ich heute Hök Matts predigen lasse, so wirst du kommen, Krister, und am nächsten Sonntag predigen wollen und Ljung Björn am übernächsten."

Da waren zwar mehrere, die lachten, als der Schulmeister diese Worte sagte, aber von Ljung Björn kam die harte, scharfe Antwort: „Ich weiß nicht, weshalb Krister und ich nicht ebensogut zum Predigen geeignet sein sollten wie der Herr Schulmeister."

Tims Halfvor erhob sich, um Ruhe zu schaffen und jedem Streit vorzubeugen. — „Diejenigen, die das Geld zusammengebracht haben, um diesen Saal zu bauen, müßten aber doch wohl gefragt werden, ehe irgend ein neuer Prediger zum Reden zugelassen werden darf." — Aber nun war Krister auch zornig geworden und antwortete sogleich: „Ich erinnere mich, daß wir übereinkamen, als wir dieses Haus erbauten, daß es ein Haus zu freiem Predigen und keine Kirche werden sollte, wo nur ein einziger das Wort Gottes verkünden darf."

Als Krister das gesagt hatte, war es, als ob alle Anwesenden tief aufatmeten. Vor einer Stunde noch wäre es ihnen nicht eingefallen, daß irgend jemand wünschen könnte, einen anderen Prediger zu hören, als den Schullehrer, aber jetzt dachten sie: Das müßte doch ergötzlich sein, wieder mal etwas Neues zu hören, wir würden neue Worte vernehmen und dort hinter dem Tisch auf der Estrade ein neues Gesicht sehen.

Es wäre aber vielleicht doch nicht zu weiteren Streitigkeiten gekommen, wenn nicht Kolås Gunnar anwesend gewesen wäre. Er war der Schwager von Tims Halfvor, ein langer hagerer Mann mit finsterem Gesicht und stechen-

dem Blick. Er hatte den Schulmeister gern, wie auch alle die anderen, aber noch lieber war ihm ein heftiger Streit. — „Ja, es wurde viel von Freiheit geredet, als wir dieses Haus bauten“, sagte er, „aber seit es fertig dasteht, habe ich hier nicht ein einziges freies Wort vernommen.“

Der Schulmeister wurde dunkelrot. Das war die erste Äußerung, die von richtiger Bosheit und Aufsätzigkeit zeugte. — „Das will ich dir erklären, Kolås Gunnar“, sagte er, „hier hast du von der rechten Freiheit predigen hören, so wie Luther sie verkündigt hat, aber hier hat allerdings nicht Freiheit geherrscht, solche Neuerungen zu predigen, die einen Tag feststehen und am anderen fallen.“

„Der Herr Schulmeister will uns glauben machen, daß alles Neue schlecht sei, sobald es die ‚Lehre‘ berührt“, sagte der Mann ruhiger werdend und wie bereuend. „Er will zwar, daß wir in bezug auf Viehzucht neuen Methoden folgen sollen, und er will uns auch neue landwirtschaftliche Maschinen anschaffen, aber von den neuen Gerätschaften, die Gottes Felder umpflügen, bekommen wir nichts zu wissen.“ Der Schulmeister fing an zu glauben, daß Kolås Gunnar es nicht so schlimm gemeint habe, wie es klang. — „Hast du die Ansicht, Gunnar, daß hier eine andere Lehre als die lutherische gepredigt werden solle?“ versuchte er in scherzendem Ton zu fragen. — „Es handelt sich hier gar nicht um irgend eine neue Lehre“, fuhr Gunnar jetzt mit scharfer Stimme dazwischen, „sondern es handelt sich darum, wer predigen darf, und soviel ich weiß ist Matts Eriksson ein ebenso guter Lutheraner wie der Herr Schulmeister und der Herr Pfarrer.“

Der Schulmeister hatte eine Zeitlang den Pfarrer ganz vergessen. Nun blickte er auf ihn nieder. Der Pfarrer saß still und unbeweglich da, er hatte das Kinn auf den Krückstock gestützt, und seine Augen hatten einen eigentümlichen Glanz bekommen. Storm sah, daß seine Blicke beständig auf ihm ruhten und ihn keine Sekunde losließen.

Es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn er nicht gerade heute abend gekommen wäre, dachte der Schulmeister.

Es fiel ihm ein, daß dies, was nun geschah, einem Erlebnis glich, das er früher einmal gehabt hatte. Es mochte

an einem besonders schönen Frühlingstag während der Schulzeit gewesen sein, daß ein kleiner Vogel sich draußen auf ein Fenster des Schulhauses setzte und sang und sang. Und es dauerte gar nicht lange, da begannen alle Kinder um einen freien Tag zu bitten, sie hörten auf zu lernen, sie lärmten und tobten und waren kaum zu bändigen. Etwas Ähnliches war es, was an diesem Abend durch Hök Matts Ankunft über die Gemeinde gekommen war. Aber der Schulmeister meinte, daß er dem Pfarrer und ihnen allen beweisen würde, daß er der rechte Mann sei, den Aufruhr zu unterdrücken.

Ich werde sie vorläufig sich selbst überlassen, bis die Agitatoren sich müde geschwatzt haben werden, dachte er, trat ganz ruhig zurück und setzte sich auf einen Stuhl, der hinter dem Tisch mit dem Glas Wasser stand.

Sobald das aber geschehen war, brach ein ganz rasender Sturm gegen ihn los, denn nun war jedermann von dem Gedanken beseelt: Wir sind ja alle ebensogut wie der Schulmeister. Weshalb soll gerade e r allein uns sagen dürfen, was wir glauben und was wir nicht glauben sollen?

Es hatte den Anschein, als wären diese Gedanken den meisten zum erstenmal gekommen, man merkte es ihren Gesprächen jedoch an, daß sie in ihnen entstanden und emporgewachsen waren, seit der Schulmeister das Missionshaus erbaut und ihnen gezeigt hatte, daß auch ein einfacher und geringer Mann das Wort Gottes auslegen könne.

Nach einer Weile dachte der Schulmeister: Nun haben sich diese jungen Leute wohl ausgetobt. Jetzt ist es an der Zeit, ihnen zu beweisen, wer hier im Hause der Herr ist.

Er erhob sich, schlug mit der Hand fest auf den Tisch und rief mit starker Stimme: „Nun soll das aber ein Ende haben. Was ist das hier für ein Geschwätz? Jetzt will ich fortgehen, und jetzt sollt ihr auch gehen, damit ich auslöschen und abschließen kann.“

Einige standen auch wirklich auf, denn sie alle waren zu Storm in die Schule gegangen und wußten, daß, wenn er auf den Tisch schlug, dies ein Zeichen war, dem sie alle Folge leisten mußten, — aber die meisten blieben ruhig sitzen.

„Der Herr Schulmeister vergißt, daß wir jetzt reife Männer sind", sagten sie. „Er glaubt, daß wir davonrennen werden, nur weil er auf das Katheder schlägt."

Sie fuhren fort darüber zu verhandeln, daß sie neue Prediger hören wollten und überlegten, welche sie berufen würden. Sie stritten bereits darüber, von welcher Richtung sie diese wählen wollten, ob von den Anhängern Waldenströms oder aus dem evangelischen Nationalbund.

Der Schulmeister stand da und starrte auf die Gruppen hin, als sähe er etwas Entsetzliches. Denn bisher hatte er in jedem dieser Menschengesichter nur immer noch das Kind gesehen. Aber jetzt verschwanden alle die runden, zarten Kinderwangen, die hellen Kinderlocken und die frommen Kinderaugen. Und der Schulmeister sah nur noch eine Menge erwachsener Menschen mit rauhen, ernsthaften Gesichtern, und er fühlte, daß er über diese keine Macht habe. Er wußte kaum noch, wie er mit ihnen reden sollte.

Der Lärm dauerte fort und wurde immer tosender. Der Schulmeister schwieg stille und ließ sie toben. Kolås Gunnar, Ljung Björn und Krister Larsson standen an der Spitze der Bewegung. Hök Matts, der unfreiwillig den Wirrwarr verursacht hatte, stand immer wieder auf und bat sie, zu schweigen, aber keiner hörte auf ihn.

Der Schulmeister blickte wieder auf den Pfarrer nieder. Dort unten saß er, immer noch ganz still, und mit demselben Glanz in seinen Augen schaute er den Schulmeister an. Er denkt wahrscheinlich an jenen Abend vor vier Jahren, wo ich ihm mitteilte, daß ich ein Missionshaus erbauen wollte, sagte sich der Schulmeister.

Ja, er hatte recht, dachte Storm weiter, nun haben wir sie hier, die Irrlehren, den Aufruhr und die Zersplitterung, und das alles wäre wahrscheinlich nicht so gekommen, wenn ich nicht darauf beharrt hätte, mein Zion zu bauen.

In demselben Augenblick, in dem der Schulmeister sich darüber klar geworden war, hob er den Kopf und richtete sich hoch auf. Er zog einen kleinen, blanken Stahlschlüssel, mit dem er den Missionssaal zu öffnen und zu schließen pflegte, aus seiner Tasche. Dann hielt er ihn gegen das

Licht, so daß er hell aufblitzte und in dem ganzen Raum gesehen wurde.

„Nun lege ich diesen Schlüssel hier auf den Tisch nieder, und ich nehme ihn niemals wieder zurück. Denn ich sehe, daß ich selber allem, was ich damit hatte ausschließen wollen, Tür und Tor geöffnet habe.“

Bei diesen Worten legte der Schulmeister den Schlüssel nieder, nahm seinen Hut und ging geradeswegs auf den Pfarrer zu. „Ich muß Ihnen von Herzen danken, daß Sie hergekommen sind, um mich heute abend zu hören, Herr Pfarrer“, sagte er. „Denn wenn es heute nicht geschehen wäre, so hätten Sie niemals mehr Gelegenheit dazu gehabt.“

Die wilde Jagd.

Es gab viele, die da glaubten, daß Eljas Eloff Ersson nicht in seinem Grabe Ruhe gefunden haben konnte, weil er gegen Karin, die Ingmarstochter, und gegen Ingmar, den jungen Ingmarsson, so schlecht gehandelt hatte.

Ganz absichtlich schien er sein und Karins Vermögen verschwendet zu haben, damit sie es nach seinem Tode recht schwer haben sollte, und den Bauernhof hatte er hypothekarisch so stark belastet, daß Karin ihn den Gläubigern hätte überlassen müssen, wenn nicht Halfvor Halfvorsson so reich gewesen wäre, daß er ihn kaufen und die Schulden bezahlen konnte. Ingmar Ingmarssons zwanzigtausend Kronen, die Eljas zu verwalten gehabt hatte, waren und blieben jedoch gänzlich verschwunden. Einige glaubten, daß Eljas sie in der Erde vergraben hätte, andere meinten, er hätte sie verschenkt, aber sicher war, daß man sie nirgends auffinden konnte. Niemand hatte von alledem das geringste gewußt, bis die Vermögensaufnahme nach Eljas’ Tode alles aufdeckte. Die Liquidatoren hatten sein Geld tagelang gesucht, es war aber nichts gefunden worden.

Als Ingmar erfuhr, daß er arm sei, beriet er mit Karin, was er nun unternehmen sollte. Ingmar sagte, daß er am

liebsten Schullehrer werden möchte. Er bat Karin, ihn noch bei Storm bleiben zu lassen, bis er alt genug wäre, das Seminar zu besuchen. Dort unten im Kirchdorf könnte er sich sowohl vom Schulmeister als auch vom Pfarrer Bücher leihen. Und außerdem könnte er Storm in der Schule helfen und die Kinder unterrichten. Das wäre eine gute Übung.

Karin überlegte es eine ganze Weile, dann sagte sie schließlich:

„Du willst wohl nicht hier bleiben, weil du nicht der Herr auf diesem Hof werden kannst."

Als Schulmeisters Gertrud erfuhr, daß Ingmar zurückkommen würde, zeigte sie ein recht mürrisches Gesicht. Sie meinte, wenn irgend ein Junge bei ihnen wohnen sollte, so hätte es ebensogut der schöne Bertil des Gemeindevorstehers oder der lustige Gabriel, der ein Sohn von Hök Matts war, sein können.

Gertrud hatte Gabriel und Bertil recht gern, in bezug auf Ingmar konnte sie jedoch niemals daraus klug werden, was sie für ihn empfand. Sie hatte ihn lieb, weil er ihr bei den Schularbeiten half und ihr wie ein Sklave folgte, aber er konnte ihr ganz zuwider sein, weil er so unbeholfen und schwerfällig war und nicht mit ihr zu spielen verstand. Zwar mußte sie ihn bewundern, weil er fleißig und gelehrig war, aber dann empfand sie auch wieder eine tiefe Verachtung gegen ihn, weil er niemals richtig *zeigen* konnte, was er zu leisten vermochte.

Gertruds Kopf war immer voll von lustigen Phantastereien und Träumen, die sie Ingmar anvertraute. Wenn er ein paar Tage abwesend war, wurde sie unruhig und fand, daß sie niemand habe, mit dem sie reden könne. Wenn er aber zurückkam, so wußte sie nicht recht, wonach sie sich gesehnt hatte.

Das Mädchen hatte niemals im geringsten berücksichtigt, daß Ingmar reich war und zu einer der besten Familien des Kirchspiels gehörte, sie behandelte ihn eher so, als stände er ein wenig unter ihr. Als sie aber erfuhr, daß er arm geworden sei, fing sie an zu weinen, und als er ihr sagte, daß er nicht daran dächte, den Hof wiederzuerlangen, sondern

Schulmeister werden wollte, da wurde sie so böse, daß sie sich kaum vor Zorn zu lassen wußte.

Gott weiß, welche hohen Ziele er in ihren Träumen erreicht haben mochte!

Die Kinder erhielten im Schulmeisterhause eine sehr strenge Erziehung. Sie mußten fleißig arbeiten und hatten selten eine Zerstreuung. Hierin trat jedoch im Frühling, als Storm aufhörte, im Missionshaus zu predigen, eine Änderung ein. Damals sagte Mutter Stina manchmal zu ihm: „Storm, jetzt müssen wir die Jugend jung sein lassen. Denk' an dich und an mich! Als wir siebzehn Jahre alt waren, tanzten wir viele Nächte durch, vom Sonnenuntergang bis zum Morgengrauen."

An einem Samstagabend, als der junge Hök Gabriel Matsson und des Dorfschulzen Tochter Gunhild zu Besuch gekommen waren, wurde sogar im Schulhause getanzt.

Gertrud war ganz mutwillig und ausgelassen vor Freude darüber, daß sie tanzen durfte, aber Ingmar wollte nicht mittun. Er nahm ein Buch und setzte sich auf die Holzbank am Fenster. Gertrud kam wiederholt zu ihm, um ihn von seinem Buch wegzulocken, aber Ingmar saß mürrisch und scheu da und widerstand allen Bitten. Mutter Stina seufzte, als sie ihn beobachtete. Man merkt, daß er einem alten Geschlecht entstammt, dachte sie. Man sagt, daß solche Abkömmlinge niemals eine richtige Jugend haben.

Die drei, die getanzt hatten, waren dabei so vergnügt gewesen, daß sie verabredeten, am nächsten Sonnabend zum Tanz zu gehen. Sie fragten schließlich die Schulmeistersleute, was sie zu diesem Vorschlag meinten.

„Ja, wenn ihr zu Stark-Ingmar gehen wollt, so habt ihr meine Erlaubnis", sagte Mutter Stina, „denn ich weiß, daß ihr dort nur anständige und gut bekannte Leute trefft."

Storm stellte noch eine zweite Bedingung. „Ich lasse Gertrud nicht zum Tanze gehen, wenn Ingmar nicht mitgeht, um sie zu beschützen."

Alle drei bestürmten nun Ingmar. Er lehnte es aber schroff ab, hielt die Augen beständig auf die Buchstaben geheftet und las weiter. — „Ja, es hat gar keinen Zweck, ihn zu bitten", sagte Gertrud in einem so sonderbaren Ton, daß

er die Augen aufschlagen und sie ansehen mußte. Es war ordentlich verblüffend, wie schön Gertrud nach dem Tanzen aussah. Aber ihr Mund lachte spöttisch, und ihre Augen funkelten, als sie sich von ihm abwandte. Man erkannte es deutlich, wie tief sie ihn verachtete, ihn, der so häßlich und mürrisch dasaß und es nicht verstand, jung zu sein. Ingmar mußte sich wohl oder übel beeilen und einwilligen, es gab keinen anderen Rat.

Einige Tage darauf saßen Gertrud und ihre Mutter abends in der Küche und arbeiteten. Plötzlich merkte Gertrud, daß die Mutter anfing unruhig zu werden. Sie hielt den Spinnrocken an und lauschte nach jedem Worte, das sie sagte. — „Ich verstehe nicht, was das sein mag. Hörst du nichts, Gertrud?" fragte sie. — „Ja", sagte Gertrud, „es ist jemand oben im Schulzimmer." — „Wer sollte um diese Zeit wohl dort sein? Und höre nur, wie es tappt und raschelt und von einer Ecke in die andere schlurft!"

Es raschelte und prasselte und ruckte und fuhr in dem leeren Schulsaal umher, daß es Gertrud und Mutter Stina ganz unheimlich wurde. — „Es muß doch jemand dort oben sein", sagte Gertrud. — „Dort k a n n niemand sein, und ich will dir nur sagen, daß es dort jeden Abend so zugegangen ist, seit ihr getanzt habt."

Gertrud merkte nun, daß die Mutter glaubte, es spuke nach dem Tanze. Und wenn Mutter Stina erst fest d a r a n glauben würde, so wäre es bis auf weiteres mit jedem Tanz für Gertrud aus und vorbei.

„Jetzt gehe ich aber doch nach oben und sehe nach, was es sein mag", sagte Gertrud, jedoch die Mutter hielt sie am Rock fest. — „Weiß ich denn, ob ich dich gehen lassen darf?" — „Ach natürlich, Mutter, es ist doch am besten, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was es ist!" — „Dann müssen wir aber wenigstens zusammen gehen."

Sie schlichen sehr leise die Treppe hinauf. Die Tür zu öffnen wagten sie nicht, sondern Mutter Stina beugte sich herab und guckte durchs Schlüsselloch.

Mutter Stina stand lange da. Einmal klang es, als ob sie auflache. — „Was ist es, Mutter?" fragte Gertrud. — „Du kannst selber nachsehen, aber sei nur leise!"

Gertrud bückte sich und blickte hinein. Die Tische und Bänke, die sonst den ganzen Raum einnahmen, waren zusammengerückt, es staubte entsetzlich, und mitten im Staube drehte sich Ingmar mit einem Stuhl im Arm hin und her.

„Ist Ingmar närrisch geworden?“ rief Gertrud. — „Still!“ sagte die Mutter und zog sie mit sich wieder die Treppe hinunter. „Es scheint fast so, als ob er gern tanzen lernen möchte. Er will es wohl erlernen, um auch mit euch tanzen zu können“, fuhr sie fort und lächelte vergnügt.

Aber unten fing Mutter Stina an zu lachen, daß sie sich förmlich schüttelte. — „Er hatte mich fast zu Tode erschreckt“, sagte sie. — „Gott sei Lob und Dank, daß auch e r einmal jung sein kann.“ Und als sie genug gelacht hatte, sprach sie: „Hörst du, Gertrud, jetzt sagst du aber k e i n e r Menschenseele ein Wort davon.“

So kam der Samstagabend heran, und die vier jungen Menschenkinder standen zum Gehen bereit auf der Treppe des Schulhauses. Sie sahen so festlich geschmückt aus, daß förmlich ein Leuchten von ihnen ausging. Die Jünglinge trugen gelbe Lederhosen und grüne Wollwesten mit roten Ärmeln. Gertrud und Gunhild hatten weite, weiße Puffärmel, und große rosa Busentücher bedeckten fast die ganze Taille, sie trugen gestreifte Röcke mit einem roten Tuchsaum, die weiten Schürzen waren von demselben Rosa wie die Busentücher.

Während die vier an dem schönen Frühlingsabend dahinwanderten, waren sie zu Anfang ganz still. Gertrud blickte zuweilen Ingmar verstohlen an und dachte daran, mit welcher Ausdauer er das Tanzen gelernt hatte. Wie es nun auch gekommen sein mochte, ob es durch die Erinnerung an Ingmars Tanzübung kam oder deshalb, weil sie nun zum Tanzen gingen, geschah, genug, Gertrud versank in allerlei schöne, wechselnde Gedanken und wußte es so einzurichten, daß sie ein wenig hinter den anderen zurückblieb, um sich in Ruhe ihren Träumen hingeben zu können.

Sie legte sich eine kleine Geschichte zurecht, wie es wohl gekommen sein mochte, daß die frischen Blätter an den Bäumen hervorgesproßt waren.

Sie meinte, es wäre wohl so gewesen, daß die Laubbäume, die den ganzen Winter durch dagestanden und friedlich und ruhig geschlafen hatten, plötzlich zu träumen begannen. Alsbald hatten sie geträumt, der Sommer sei fix und fertig da. Sie sahen die Wiesen und Felder mit grünem Grase und wogendem Getreide bedeckt, die Rosenbüsche leuchteten von frisch erblühten Rosen, die Waldseen und die Sümpfe bedeckten sich mit Seerosen, die Steine verbargen sich unter den Ranken der Linnäa, und der Waldgrund war mit Sternanemonen übersät. Und inmitten aller bekleideten und verhüllten Gefährten sahen die Bäume sich selber nackt und bloß, und sie begannen sich ihrer Nacktheit zu schämen, wie es einem so oft im Traume geschieht.

Die Laubbäume glaubten nun in ihrer Verlegenheit, daß alles ihrer spottete. Summende Hummeln kamen und verhöhnten sie, die Elstern lachten sie aus, und die anderen Vögel sangen ihre Spottlieder. Wo sollen wir etwas hernehmen, um uns zu bekleiden? dachten die Bäume in heller Verzweiflung. Aber sie besaßen kein einziges schützendes Blatt, weder an den Zweigen noch an den Ästen, und sie gerieten in so große Angst, daß sie erwachten.

Als sie sich nun ganz benommen umschauten, da dachten sie sofort: Gott sei Lob und Dank, daß es nur ein Traum war! Hier ist ja überhaupt noch gar kein Sommer. Es ist doch recht gut, daß wir nicht die Zeit verschlafen haben.

Aber als sie sich genauer umsahen, merkten sie, daß die Seen eisfrei waren. Maßliebchen und Gräser strebten aus der Erde emporzuwachsen, und unter ihrer eigenen Rinde brauste und gärte der junge Saft. „Wenn es auch nicht der Sommer ist, so ist es doch der Frühling“, sagten die Laubbäume, „es ist nur gut, daß wir erwachten. Nun haben wir für dieses Jahr genug geschlafen, jetzt müssen wir unsere Kleider anziehen.“

Und dann hatten die Birken in der größten Eile kleine gelbgrüne, harzige Blättchen herausgestreckt, während die Ahornbäume sich bis auf weiteres nur mit grünen Blattknospen bekleideten. Die Blätter der Erlen brachen so unfertig und runzlig hervor, daß sie wie Mißgeburten aussahen, die Weidenblätter glitten jedoch vom ersten Augen=

blick an glatt und wohlgeformt aus ihren Knospenhüllen hervor.

Während Gertrud sich all dies Wachsen und Blühen vorstellte, schritt sie lächelnd weiter und wünschte nur, mit Ingmar allein zu sein, um über dies alles mit ihm reden zu können.

Sie hatten bis zum Ingmarshof hinauf einen weiten Weg zu gehen, der über eine Stunde dauerte. Sie folgten dem Laufe des Flusses, und Gertrud ging die ganze Zeit über ein wenig hinterher. Jetzt umspielten ihre Gedanken den roten Schein des Sonnenunterganges, der über dem Fluß und dessen Ufer aufflammte. Graue Erlengebüsche und lichtgrüne Birken waren in rosigen Schimmer gehüllt, einen Augenblick standen sie erglühend da, um im nächsten Augenblick wieder ihre natürliche Farbe anzunehmen.

Plötzlich blieb Ingmar wie festgebannt stehen. Er stockte mitten in einem eifrigen Gespräch und konnte kein Wort mehr hervorbringen. „Was ist dir?“ fragte Gunhild. Ingmar stand totenbleich da und starrte gerade vor sich hin. Die anderen sahen nichts anderes als eine weite Ebene, die von Getreidefeldern durchschnitten und von Bergen umgeben war. Mitten in der Ebene lag ein großer Bauernhof. Der rote Abendsonnenschein fiel gerade auf diesen Hof, alle Fenster funkelten, und die alten Dächer und Mauern schimmerten in lichtrotem Glanze.

Gertrud eilte herbei, warf einen schnellen Blick auf Ingmar und zog die anderen mit sich fort. „Wir dürfen ihn nicht darüber befragen“, flüsterte sie. „Das ist ja der Ingmarshof, und es wird ihm gewiß sehr schwer, ihn wiederzusehen. Er hat in den letzten zwei Jahren, seit er so arm geworden ist, niemals heimgehen wollen.“

Der Weg, den sie gehen mußten, lief quer über die Ebene, an diesem Hof vorbei, bis zu Stark-Ingmars Hütte am Waldessaume.

Ingmar eilte hinter den anderen her und rief ihnen zu: „Dieser Weg hier ist besser.“ Und er führte sie auf einen Fußpfad, der sich am Waldessaume hinschlängelte und zu der Kötnerhütte hinführte, ohne den Ingmarshof selbst zu berühren.

„Ingmar, du kennst wohl Stark-Ingmar?“ fragte Höök Gabriel Matsson. — „Ja, wir waren einst recht gute Freunde.“ — „Weißt du, ob es wahr ist, daß er hexen kann?“ fragte jetzt des Dorfschulzen Gunhild. — „Ach nein“, antwortete Ingmar, aber ein wenig zögernd, so als ob er es halb und halb selber glaubte. — „Du könntest uns doch erzählen, was du davon weißt“, fuhr Gunhild fort. — „Der Herr Schulmeister hat gesagt, daß wir an dergleichen nicht glauben dürfen.“ — „Der Herr Schulmeister kann keinem Menschen verbieten zu erkennen, was er sieht, und zu glauben, was er weiß.“

Ingmar bekam große Lust, von Hause zu erzählen. Alle seine Kindheitserinnerungen stiegen in ihm empor, als er den alten Hof sah.

„Ich kann euch etwas erzählen, was ich selber miterlebt habe“, sagte er.

„Es geschah in einem Winter, in dem Vater und Stark-Ingmar weit oben im Walde bei den Kohlenmeilern arbeiteten. Als nun Weihnachten herankam, erbot sich Stark-Ingmar allein dort zu bleiben, damit Vater die Festtage über zu Hause bleiben könne. Das wurde auch beschlossen und am Weihnachtsabend schickte Mutter mich mit dem Feiertagsessen zu Stark-Ingmar in den Wald.

Ich ging schon frühzeitig fort und kam um die Mittagszeit bei den Kohlenmeilern an. Gerade als ich anlangte, hatten Vater und Stark-Ingmar einen neuen Kohlenmeiler fertig bekommen. Sie hatten ihn geöffnet und alle die glühenden Kohlen lagen ausgebreitet auf der Erde, um abzukühlen. Die Kohlenhaufen rauchten, und dort, wo die Kohlen zu dicht aufeinander lagen, konnten sie leicht in Flammen auflodern, und dazu durfte es nicht kommen. Das war der gefährlichste Augenblick während des ganzen Kohlenbrennens. Vater sagte auch, sobald er mich erblickte: ‚Ich fürchte, daß du wieder allein nach Hause gehen mußt, Ingmar. Ich kann Stark-Ingmar hierbei nicht allein lassen.‘ Stark-Ingmar trat an die andere Seite des Kohlenhaufens, mitten in den stärksten Rauch. — ‚Oho, du kannst schon ruhig gehen, Groß-Ingmar, ich bin schon mit Schlimmerem fertig geworden.‘

Nach einer Weile fing der Rauch an, sich zu vermindern. ‚Nun muß ich doch mal nachsehen, was für einen Weihnachtsschmaus Mutter Brita mir geschickt hat', sagte Stark-Ingmar und nahm mir das Bündel mit dem Essen ab. ‚Und nun komm', du sollst mal sehen, welche feine Behausung dein Vater und ich hier haben!'

Er zeigte mir die kleine Hütte, in der Vater und er hausten. Die Rückwand bestand aus einem großen Stein, die übrigen Wände waren aus Tannenreisern und Schlehen gebildet. — ‚Ja, ja, mein Junge', sprach Stark-Ingmar, ‚du hättest wohl nicht geglaubt, daß Vater mitten im Walde ein so königliches Schloß besitzt. Hier kannst du Wände zu sehen bekommen, die Kälte und Schneegestöber aushalten können', sagte der Alte und fuhr mit dem Arm durch das Gezweig.

Vater war uns nachgegangen und lachte. Beide waren schwarz von Ruß und strömten den säuerlichen Geruch des Meilerrauches aus, aber ich hatte Vater noch niemals so froh und scherzbereit gesehen. Keiner von ihnen konnte dort drinnen aufrecht stehen, und sie hatten nur ein paar Lagerstätten aus Reisig und einige Steine, auf denen ein Feuer brannte, aber sie waren von Herzen zufrieden. Sie setzten sich nebeneinander auf das Tannenreislager und öffneten das Bündel mit den Eßwaren. ‚Ich weiß nicht, ob du etwas davon abkriegst', sagte Stark-Ingmar zu Vater, ‚das ist mein Weihnachtsmahl.' — ‚Du mußt barmherzig sein, weil es Heiligabend ist', meinte Vater. — ‚Ja, da kann man einen armen Kohlenbrenner freilich nicht hungern lassen', sagte Stark-Ingmar.

Und so ging es weiter. Es war auch ein wenig Branntwein dabei, und ich war ganz verwundert, daß Menschen über Speise und Trank so vergnügt werden konnten. — ‚Du mußt Mutter berichten, daß Groß-Ingmar all mein Essen verzehrt hat', sagte Stark-Ingmar zu mir. ‚Sie muß morgen mehr senden.' — ‚Ich sehe, daß das ein wahres Wort ist', antwortete ich.

In demselben Augenblick fuhr ich zusammen, weil es auf der Feuerstelle zu prasseln anfing. Es klang fast, als hätte jemand Kieselsteinchen auf die Steinplatte geworfen,

die als Feuerstelle diente. Vater merkte es nicht, aber Stark-Ingmar sagte sofort: ‚Soso, es ist also so weit.‘ Er aß aber ruhig weiter. Da prasselte es nochmals und viel heftiger. Ich sah nichts, es war aber, als habe jemand eine Handvoll Steine ins Feuer hineingeworfen. ‚Soso, es ist also sehr eilig‘, sagte Stark-Ingmar und ging hinaus. ‚Ja, die Kohlen haben wohl etwas Feuer gefangen‘, rief er, ‚aber bleib' du nur ruhig sitzen, Groß-Ingmar, das kann ich allein besorgen.‘ Vater und ich saßen stumm da, keiner von uns hatte Lust etwas zu sagen.

Dann kam Stark-Ingmar wieder herein, und nun begann der Scherz aufs neue.

‚Ich glaube, daß ich seit vielen Jahren kein so frohes Weihnachtsfest erlebt habe‘, sagte er. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so hörte er es nochmals prasseln. ‚Soso, nun ist es also wieder so weit‘, sagte er und ging hinaus. Die Kohlen waren von neuem aufgeflammt. Als er zurückkam, sagte Vater: ‚Nun sehe ich freilich, daß du gute Hilfe hast und somit hier bei den Kohlenmeilern auch allein fertig werden kannst.‘ — ‚Ja, geh' du nur unbesorgt nach Hause und feiere Weihnachten, Groß-Ingmar, hier sind schon solche, die mir helfen.‘ Und so gingen wir heim, und alles ging gut, und weder damals noch später ist irgend ein Kohlenmeiler bei Stark-Ingmar in Brand geraten.“

Gunhild dankte Ingmar für seine Erzählung, aber Gertrud ging schweigend weiter, als ob sie sich fürchte. Es war indessen etwas dämmerig geworden. Alles was noch eben glutrot gewesen war, erschien nun blau und grau, nur drinnen im Walde sah man hie und da ein frühlingsglänzendes Blatt, das im Abendschein wie das rote Auge eines Trolls aufblitzte.

Gertrud war ganz erstaunt über Ingmar, der so viel und so lange erzählt hatte. Sie konnte nicht umhin zu bemerken, daß er den Kopf ein wenig höher trug und mit festeren Schritten vorwärts strebte. Er war wie umgewandelt, seit er den heimatlichen Boden betreten hatte, dachte sie. Gertrud wußte nicht, weshalb ihr dies beunruhigend war, und warum es ihr geradezu mißfiel. Sie überwand aber dieses

Gefühl, begann mit Ingmar zu scherzen und fragte ihn auch, ob er tanzen würde.

Endlich standen sie vor einer kleinen grauen Hütte. Drinnen waren Lichte angezündet, die kleinen Fensterchen ließen wohl nur wenig Tageslicht herein. Violinspiel und das Stampfen der Tanzenden war bereits zu hören, jedoch die Mädchen blieben stehen und fragten erstaunt: „Ist es hier? Kann denn da drinnen jemand tanzen?“

Sie meinten, daß in dem Hüttchen kaum ein Paar Platz finden könnte.

„Ach“, sagte Gabriel, „geht nur erst hinein! Die Hütte ist nicht so klein, wie sie aussieht.“

Die Tür war geöffnet, und draußen standen junge Paare, die vom Tanze glühten. Die jungen Dalekarlierinnen wehten sich mit den Kopftüchern Kühlung zu, die Darlekarlier Burschen kamen heraus und zogen die schwarzen, kurzen Jacken ab, um in den hellgrünen Westen mit den roten Ärmeln weiterzutanzen.

Die Neuangekommenen drängten sich durch die Menschengruppe, die an der Tür stand, und traten in die Hütte. Der erste, den sie erblickten, war Stark-Ingmar. Er war ein kleiner, dicker Mann mit einem großen Kopf und einem langen Bart. Der ist gewiß mit den Kobolden und Trollen verwandt, dachte Gertrud. Der Alte stand mitten auf dem Herd und spielte; dort stand er gewiß, um den Tanzenden nicht im Wege zu sein.

Die Hütte war größer, als es den Anschein hatte, aber sie war ärmlich und verfallen, die nackten Holzwände waren wurmstichig, und die Dachbalken waren rauchgeschwärzt. Es hingen weder Gardinen vor den Fenstern noch lag eine Decke auf dem Tisch. Man merkte, daß Stark-Ingmar ein einsamer Mann war. Seine Kinder waren von ihm gegegangen, um nach Amerika auszuwandern. Das einzige Vergnügen des alten, einsamen Mannes waren die Samstagabende, an denen er durch sein Geigenspiel die Jugend zum Tanze herbeilockte.

In der Hütte war es halbdunkel und schwül, Paar auf Paar wirbelte dort im Tanze umher. Gertrud konnte kaum atmen, und sie wollte sofort hinauseilen, mußte aber davon

abstehen, weil es unmöglich war, durch das Menschengedränge hinauszugelangen.

Stark-Ingmar spielte taktfest und sicher, als aber Ingmar Ingmarsson durch die Tür trat, strich er den Fidelbogen, daß alle Saiten erklirrten und die Tanzenden stehen blieben. „Nein, nein“, rief er dann, „es war nichts, tanzt nur weiter!“

Ingmar hatte den Arm um Gertruds Taille gelegt, um mit ihr zu tanzen, und Gertrud war natürlich sehr verwundert, daß er tanzen wollte. Aber dann blieben sie stehen, denn die Paare folgten einander so dicht, daß niemand sich einschieben konnte, der nicht von Anfang an mit dabei gewesen war.

Der alte Stark-Ingmar unterbrach sein Spiel, klopfte mit dem Fidelbogen auf den Herdrand und rief mit gebieterischer Stimme: „Es muß Platz für Groß-Ingmars Sohn gemacht werden, wenn in meiner Hütte getanzt wird.“ Alle wendeten sich um, denn sie wollten Ingmar betrachten. Dieser wurde so verlegen, daß er nicht von der Stelle kam. Da mußte Gertrud ihn mit einem raschen Griff fassen und mit ihm durch die Stube gleiten.

Sobald der Tanz aus war, kam der Kötner heran, um ihn zu begrüßen. Als Ingmar seine Hand in die Hand Stark-Ingmars legte, da tat der Alte so, als wäre er ängstlich und erschrocken und ließ sie sofort los. — „O, o“, sagte er, „Achtung vor den feinen Schullehrerhänden! Ein ungeschickter Kerl wie ich könnte sie leicht zerdrücken.“

Er führte Ingmar und seine Gesellschaft an den Tisch und schob einige alte Bauernweiber beiseite, die dort gesessen hatten, um zuschauend sich am Tanze zu erfreuen. Hierauf trat er an ein Spind und holte Brot, Butter und Dünnbier. „Ich traktiere sonst niemals“, sagte er, „die anderen müssen sich mit Spiel und Tanz begnügen, aber Ingmar Ingmarsson soll dennoch einen Bissen unter meinem Dache essen.“

Während die jungen Leute aßen, zog er einen kleinen dreibeinigen Hocker heran, setzte sich dicht vor Ingmar hin und starrte ihn an. — „Und du bist es, der Schullehrer werden will?“ fragte er. Ingmar saß eine Weile mit nieder-

geschlagenen Augenlidern da. Dann zuckte es um seine Lippen, als ob er lachen wollte, aber er antwortete ganz traurig: „Zu Hause brauchen sie mich ja nicht.“ — „Also sie brauchen dich nicht?“ fragte der Alte. „Wie kannst du wissen, wann der Hof deiner bedarf? Eljas lebte zwei Jahre dort. Wer weiß, wie lange Halfvor dort leben wird?“ — „Halfvor ist ein gesunder und kräftiger Mann“, sagte Ingmar. — „Du weißt doch, daß Halfvor dort ausziehen und dir den Hof überlassen würde, sobald du ihn zurückkaufen kannst.“ — „Er wäre verrückt, wenn er den Ingmarshof verließe, nachdem er ihn nun einmal in Händen hat.“

Während dieses Gesprächs saß Ingmar da und hielt die Tischkante umklammert. Es war ein einfacher Tisch aus Fichtenholz mit einer dicken Platte. Plötzlich krachte es, Ingmar hatte ein Stück von der Ecke abgebrochen. Stark-Ingmar saß mit hoch erhobener Hand da und redete. — „Niemals wird er dir den Hof überlassen, wenn du Schullehrer wirst.“ — „Meinst du?“ — „Meinst du, meinst du“, sagte der Alte, „daran hört man gleich, wie du erzogen bist. Hast du jemals einen Pflug gelenkt?“ — „Nein“, antwortete Ingmar. — „Hast du einen Kohlenmeiler bewacht, hast du eine Riesenfichte gefällt?“ — Ingmar saß noch ebenso sanftmütig da, aber die Tischkante krachte unter seinen Fingern. Endlich wurde der Alte aufmerksam und schwieg plötzlich. — „Ja ja, ja ja“, sagte er, als er den zersplitterten Tisch sah, „dich werde ich sicherlich noch einmal vornehmen müssen.“ Er hob einige Holzsplitter auf und paßte sie in die Bruchstellen ein. „So ein Kerlchen! Du kannst ja auf Jahrmärkte fahren und dich für Geld zeigen lassen. Du Erzgauner, du“, sagte er und schlug Ingmar auf die Schulter, „du bist mir just zum Schullehrer geschaffen.“

In einem Nu stand er wieder auf dem Herde und begann zu spielen. Und jetzt kam eine ganz andere Kraft in sein Spiel. Er stampfte mit den Füßen den Takt und verfiel in ein geradezu rasendes Tempo. „Das ist Jung-Ingmars Polka!“ rief er. „Juchhe, nun tanzt die ganze Hütte für Jung-Ingmar!“

Gertrud und Gunhild waren beide schöne Mädchen, sie mußten alle Tänze durchtanzen. Ingmar tanzte nicht viel.

Er stand meistenteils im Hintergrunde und unterhielt sich mit einigen älteren Männern. Während der Tänze sammelte sich eine ganze Menge von Menschen um Ingmar, als ob es ihnen Freude gewähre, ihn nur anzusehen.

Gertrud dachte, daß Ingmar sie gänzlich vergessen habe, und das beunruhigte sie. Jetzt merkt er wohl, daß er Groß-Ingmars Sohn ist, ich aber nur des Schulmeisters Tochter bin.

Es erschien ihr selber wunderlich, daß sie diesen Gedanken so bitter empfand.

In den Tanzpausen gingen die jungen Leute in die Frühlingsnacht hinaus, die empfindlich kalt war. Man konnte sich leicht erkälten. Draußen war es stockfinster, und da niemand Lust hatte nach Hause zu gehen, sagten alle: „Wir müssen noch ein wenig warten, ehe wir uns auf den Heimweg begeben. Der Mond wird wohl bald aufgehen, jetzt ist es gar zu dunkel.“

Einmal, als Ingmar mit Gertrud vor der Tür stand, kam der Kötner heraus und zog Ingmar beiseite. „Komm', ich werde dir etwas zeigen“, sagte er.

Er nahm Ingmar bei der Hand und führte ihn durch das Buschwerk, das sich dicht hinter seiner Hütte befand. — „Steh' still und blicke hier hinunter“, sagte er. Ingmar blickte in eine Schlucht hinab, auf deren Grund undeutlich etwas Weißes schimmerte. — „Das ist gewiß der Långfors“, meinte er. — „Du kannst sogar sicher sein, daß es der Långfors ist“, sprach der Kötner, „aber hast du dir auch überlegt, wozu ein solcher Wasserfall benutzt werden könnte?“ — „Man könnte hier wohl recht gut ein Sägewerk oder eine Mühle erbauen“, antwortete Ingmar. Der Alte fing an zu lachen, er streichelte und puffte ihn abwechselnd, so daß er ihn fast in die Schlucht hinabgestoßen hätte. — „Aber wer soll hier ein Sägewerk errichten, wer soll hier reich werden, wer soll den Ingmarshof wieder erwerben?“ — „Ja, das überlege ich mir eben.“ — Der Kötner begann einen großen Plan klarzulegen, den er sich ersonnen hatte. Ingmar sollte Tims Halfvor überreden, an diesem Wasserfall ein Sägewerk zu errichten, und es dann von ihm pachten.

Er hätte schon seit Jahren keinen anderen Gedanken gehabt als irgend etwas auszusinnen, wodurch Groß=Ingmars Sohn wieder zu Reichtum gelangen könnte, meinte der Alte.

Ingmar stand ruhig da und blickte auf den Wasserfall hinab. — „Nein, jetzt komm', wir wollen hineingehen und wieder tanzen!" sprach Stark=Ingmar. — Ingmar rührte sich nicht und der Alte wartete geduldig. Wenn er von der rechten Art ist, dachte er, so wird er weder heute noch morgen darauf antworten. Leute aus solcher ehrwürdigen Familie dürfen sich schon Zeit lassen.

Während sie so dastanden, hörten sie plötzlich ein scharfes, wütendes Gekläff, wie von einem Hunde, der sich oben im Walde verirrt hat. — „Hörst du, Ingmar?" fragte der Kötner. — „Ja, es ist ein Hund, der draußen umherirrt", antwortete Ingmar. Sie vernahmen, daß das Gebell sich näherte, als ob es auf die Hütte zukäme. Der Alte faßte Ingmars Handgelenk. — „Komm' jetzt! Spute dich", sage ich dir." — „Was ist das?" fragte Ingmar. — „Komm' herein, sei still und komm' herein!"

Während sie die wenigen Schritte bis zur Hütte liefen, hörten sie das kläffende Gebell ganz dicht hinter sich. — „Was für ein Hund ist das?" fragte Ingmar wiederholt. — „Herein mit dir, nur herein mit dir!" Der Kötner stieß Ingmar in den kleinen Flur hinein. Dann blieb er auf der Schwelle stehen und zog die Flurtür zu sich heran. — „Wenn noch jemand draußen ist", rief er mit lauter Stimme, „dann soll er sofort hereinkommen!" Er stand und hielt nur einen Türspalt offen, die Menschen kamen von allen Seiten herbeigelaufen. — „Nur schnell hinein mit euch!" Er stampfte vor Ungeduld mit den Füßen.

Indessen wurden die Menschen in der Hütte immer ängstlicher. Alle wollten wissen, was eigentlich los sei. Endlich war auch der letzte hereingekommen und der Kötner verschloß die Haustür mit Haken und Riegel. — „Seid ihr toll, daß ihr draußen umherlauft, wenn man den Berghund bellen hört?" rief er. In demselben Augenblick erklang das Bellen dicht bei der Hütte, es zog einigemal um diese herum, ein lautes, unheimliches Gekläff. — „Ist es denn kein richtiger Hund?" fragte einer der Bauernknechte. „Wenn du Lust

hast, Nils Jansson, kannst du ja hinausgehen und ihn an dich locken.“

Alle verstummten, um auf das Gebell zu lauschen, das immer rundherum, rundherum ohne Unterbrechung um die Hütte zog. Sie fanden, daß es anfing, grausig und entsetzlich zu klingen, sie erschauerten bis ins Mark hinein und viele wurden totenbleich. O Gott, nein, das war ja kein gewöhnlicher Hund, das hörte man gleich. Es war etwas ganz Unnatürliches, das der Hölle entsprungen zu sein schien.

Der kleine alte Kötner war der einzige, der sich jetzt im Zimmer bewegte. Er schloß zuerst die Ofenklappe, und dann verlöschte er das Licht. — „Nein, nein, lösch' nicht aus!“ riefen die Frauen. — „Ihr müßt mich schon alles so einrichten lassen, wie es für uns alle am besten ist“, sagte der Alte. Jemand hielt ihn am Rock fest. „Ist denn dieser Berghund gefährlich?“ — „Er nicht“, sagte der Alte, „aber das, was nachkommt.“ — „Und was kommt nach?“ Der Alte stand still und lauschte. — „Wir müssen jetzt alle miteinander ganz still und stumm sein“, sagte er.

Es wurde augenblicklich so still, daß man nicht einen Atemzug hörte. Das Gebell ging noch einmal um die Hütte herum. Dann nahm es an Stärke ab, und man konnte es verfolgen, wie der Hund über das L ngfors-Moor dahinjagte und auf der anderen Seite des Tales den Berg hinaufraste. Dann verstummte es gänzlich.

Und nun konnte einer der Burschen sich nicht enthalten, zu sagen: „Nun ist der Hund fort.“ Ohne ein Wort zu sagen, streckte Stark-Ingmar den Arm aus und gab ihm einen Schlag auf den Mund. Hierauf wurde es wieder ganz still.

Weitab, ganz oben auf dem Gipfel des Klackberges, erklang nun ein starker Ton. Es war wie ein Windstoß, es konnte aber auch ein Hornsignal sein. Dann hörte man hin und wieder einen langgezogenen Ton und bald darauf ein wildes Stampfen und Schnauben.

Mit mächtigem Getöse kam es vom Berge heruntergerast. Sie hörten alle, daß es über den Bergabhang hinuntersauste, sie hörten es am Waldessaume anlangen, sie hörten es über die Hütte hinjagen. Es glich dem Donner, der über die Oberfläche der Erde dahinrollt, es war, als käme der ganze

Berg angesaust und stürze in das Tal hinunter. Und als es ganz dicht über ihnen war, da beugten sie alle ihre Köpfe nieder und zogen die Schultern ein. Sie zerschmettern uns, dachten sie, sie zerschmettern uns.

Aber was sie empfanden, war nicht so sehr die Todesfurcht wie das Entsetzen, es könnte der Fürst der Hölle sein, der in seiner ganzen Macht durch die Nacht daherzog. Was sie aber am allermeisten erschreckte, war, daß sie mitten in dem Höllenlärm Angstgeschrei und Klagelaute vernahmen. Es zischte und pfiff, es lachte und heulte, es knirschte und schrillte. Und als das, was noch soeben an ein furchtbares Gewitter gemahnt hatte, nun ganz nahe und dicht über ihnen war, da erkannten sie, daß es aus Achzen und Drohen, Weinen und Fluchen, aus gellendem Hörnerklang und sprühendem Feuer, aus dem Geheul der Gespenster, dem Hohngelächter der Teufel und dem Sausen großmächtiger Flügel bestand.

Sie fühlten, daß alle Schrecken der Hölle in dieser Nacht losgelassen waren und auf sie herabgestürzt kamen.

Die ganze Erde erbebte, und die Hütte schwankte einen Augenblick, als ob sie zusammenstürzen sollte.

Es war, als hätten wilde Pferde über die Hütte hinweggesetzt und mit ihren dröhnenden Hufen den Dachfirst erzittern gemacht, als ob heulende Gespenster an den Ecken vorbeigesaust wären, als ob Fledermäuse und Eulen mit schweren Flügelschlägen gegen den Schornstein anprallten.

Während dieser Vorgänge legte jemand den Arm um Gertruds Schultern und zog sie auf ihre Knie nieder. Sie hörte Ingmar flüstern: „Wir wollen niederknien, Gertrud, und zu Gott beten.“

Einen Augenblick zuvor hatte Gertrud geglaubt, sterben zu müssen, so entsetzlich war das Grausen, das sie umfangen hatte. Es schreckt mich nicht, daß ich sterben muß, dachte sie, aber das Gräßliche ist, daß die bösen Mächte über uns und um uns sind.

Aber kaum fühlte Gertrud, daß Ingmars Arm sie umschlang, da begann ihr Herz wieder ruhiger zu schlagen, und die starre Gefühllosigkeit wich aus ihrem Körper. Sie lehnte sich dicht, dicht an ihn. Wenn er sie nur festhielt, dann

fürchtete sie sich nicht. Es war merkwürdig. Er fürchtete sich wohl selber, und dennoch strömte eine solche Sicherheit von ihm aus.

Dann endlich nahm das wilde Getöse ab und man hörte es von dannen ziehen. Es nahm denselben Weg, den der Hund eben genommen hatte, hinab zum Långfors-Moor und hinauf zu den Waldeshöhen unter dem Olofshut.

Aber gleichwohl blieb es still und stumm in Stark-Ingmars Hütte. Niemand bewegte sich, niemand sagte etwas, es war, als ob niemand es vermöchte.

Bald konnte man glauben, daß der Schreck alles Leben ausgelöscht hätte, bald wiederum hörte man ein heftiges Atmen, so daß man merkte, daß noch jemand lebte.

Aber lange, lange bewegte sich kein einziger Mensch. Einige standen aufrecht und lehnten sich an die Wand, andere waren auf die Bänke niedergesunken, die meisten lagen in angstvollem Gebet am Boden. Alle blieben unbeweglich, wie gelähmt vor Entsetzen.

So verging Stunde auf Stunde, und während dieser Zeit durchforschte mancher die Tiefen seiner Seele und beschloß, ein neues Leben zu beginnen, das ihn Gott nähern und von Gottes Feinden entfernen sollte. Denn jeder einzelne unter ihnen dachte: das ist gewiß über uns gekommen, weil ich irgend ein Unrecht getan habe. Es ist um meiner Sünden willen geschehen. Ich hörte ja, wie sie, die vorüberrasten, mich riefen und verhöhnten und meinen Namen hinausschrien.

Aber was Gertrud anbetrifft, so dachte sie nur das eine: jetzt weiß ich es, daß ich mich niemals von Ingmar trennen kann, sondern immer mit ihm zusammenbleiben muß, um der Sicherheit willen, die von ihm ausgeht.

Allmählich begann es zu tagen, der schwache Dämmerschein drang in die Hütte und beleuchtete die vielen bleichen Gesichter.

Man hörte ab und zu einen Vogel zwitschern. Stark-Ingmars Kuh brüllte nach Futter, und seine Katze, die an solchen Tanzabenden niemals in der Stube schlief, kam herbei und miaute draußen vor der Tür.

Aber niemand rührte sich, ehe die Sonne hinter den östlichen Bergen emporgestiegen war. Da schlich sich einer nach dem anderen fort, ohne ein Wort zu reden oder sich zu verabschieden.

Draußen vor der Hütte starrte den Fortgehenden das ganze Grauen der Verwüstung entgegen. Eine große Tanne, die dicht neben dem Eingang gestanden hatte, war bis zur Wurzel geborsten hinabgestürzt, Baumäste und Zaunpfähle lagen ringsumher auf der Erde verstreut, ein paar Fledermäuse und Eulen hatten sich an den Hüttenwänden zerschmettert.

Den ganzen Klackberg hinauf zog sich ein breiter Weg, dort waren alle Bäume umgestürzt.

Niemand wagte eine lange Betrachtung dieser Schrecknisse, sondern alle eilten zum Dorf hinab.

Und während sie dahineilten, erwachte ringsumher der Morgen. Es war Sonntag und die Leute standen spät auf, aber einer und der andere war doch schon draußen. um das Vieh zu füttern. Aus einer Hütte trat ein alter Mann, um seinen Sonntagsstaat auszulüften und abzubürsten. Aus einer anderen Hütte traten Vater, Mutter und Kinder, zum Ausgehen angekleidet, sie wollten wohl jemand im Nachbardorf besuchen.

Es war ein großer Trost, diese Menschen zu sehen, die so ruhig dahingingen und nichts von den Schrecknissen wußten, die sich während der Nacht im Walde ereignet hatten.

Endlich kamen sie zum Fluß hinab, wo die Wohnhäuser dichter standen, und dann erreichten sie das Kirchdorf. Sie freuten sich, die Kirche und alles andere zu sehen. Es war ein großer Trost, zu erkennen, daß sich hier unten alles gleichgeblieben war. Das Schild über dem Kaufladen knarrte wie immer. Das Horn an der Posthalterei hing an seinem Platz, und der Hund des Gastwirts schlief wie gewöhnlich vor seiner Hütte.

Es war auch ein Trost, einen kleinen Heckenbusch zu sehen, der Knospen angesetzt hatte, seit sie zum letztenmal daran vorbeigegangen waren, und es war ein Trost, die grünen Bänke zu sehen, die man gewiß erst gestern am späten Abend in den Garten des Pfarrhofs hinausgestellt hatte.

All dies war unbeschreiblich beruhigend. Aber jedenfalls wagte niemand zu reden, bevor das eigene Heim erreicht war.

Als Gertrud auf der Treppe des Schulhauses stand, sagte sie zu Ingmar:

„Nun habe ich zum letztenmal getanzt, Ingmar."

„Ja", antwortete Ingmar, „ich auch."

„Und du wirst Prediger werden, Ingmar, nicht wahr? Oder wenn du nicht Prediger werden kannst, so mußt du wenigstens Schullehrer werden. Es gibt so viele tückische Mächte der Finsternis, gegen die man ankämpfen muß."

Ingmar blickte Gertrud forschend an und fragte sie:

„Was sagten dir diese Stimmen dort oben, Gertrud?"

„Sie sagten mir, ich sei in der Sünden Netz geraten, und die Teufel würden kommen, um mich zu ergreifen, weil ich glaubte, daß Tanzen ein so großes Vergnügen sei."

„Nun werde ich dir sagen, was ich hörte", sprach Ingmar.

„Mir war's, als ob alle die alten Ingmarssöhne mir drohten und mich verfluchten, weil ich etwas anderes werden wollte als ein Bauer, und weil ich nicht in Wald und Feld arbeiten wollte.

Hellgum.

In derselben Nacht, in der die Jugend bei Stark-Ingmar tanzte, war Halfvor verreist und Karin lag allein in der kleinen Stube. Mitten in der Nacht hatte sie einen schweren Traum. Sie träumte, daß Eljas lebe und ein großes Trinkgelage abhielt. Sie hörte, wie er in der Vorderstube mit seinem Glase anstieß, aus vollem Halse lachte und Trinklieder sang.

Es schien ihr, daß er und seine Trinkgenossen immer toller lärmten, und zuletzt klang es so, als ob sie Tische und Bänke entzweischlügen. Darüber war sie so entsetzt, daß sie erwachte.

Aber obwohl Karin wach war, merkte sie, daß der tolle Lärm nicht aufhörte, der Fußboden erzitterte, die Fenster erklirrten, die Ziegelsteine sausten vom Dach herab und die alten Birnbäume an der Giebelseite peitschten das Haus mit ihren starken Zweigen.

Es war, als sei der Tag des Jüngsten Gerichts angebrochen.

Gerade als das Getöse am heftigsten war, zersprang eine Fensterscheibe, und die Glassplitter flogen klirrend zu Boden. Ein starker Wind fuhr zischend ins Zimmer, und Karin vernahm ganz dicht an ihrem Ohr genau das gleiche Lachen, das sie noch eben im Traum gehört hatte.

Karin glaubte, sie müsse sterben. Sie hatte noch niemals einen so heftigen Schreck gehabt. Ihr Herzschlag setzte aus und ihr ganzer Körper wurde eiskalt und steif.

Dann hörte das Getöse ganz plötzlich auf und Karin kam wieder zu Bewußtsein. Die kalte Nachtluft durchdrang den kleinen Raum, und nach einer Weile entschloß sich Karin, aufzustehen, um das Loch in der Fensterscheibe zu verstopfen. Aber als sie aus dem Bett stieg, versagten ihre Beine den Dienst, und sie merkte, daß sie nicht gehen konnte.

Karin rief nicht nach Hilfe, sondern legte sich ganz ruhig nieder. Ich werde schon wieder gehen können, wenn ich nur erst ruhiger werde, dachte sie. Nach einer Weile machte sie einen neuen Versuch. Aber beide Beine waren ganz ohne Kraft und Halt. Sie brachen unter ihr zusammen, und Karin blieb neben dem Bett liegen.

Sobald die Leute morgens in Bewegung waren, wurde nach dem Arzt geschickt. Er kam auch sofort, konnte aber nicht begreifen, was über Karin gekommen war. Sie war weder krank noch gelähmt. Er meinte, daß alles nur von dem heftigen Schreck gekommen sei. „Sie werden bald wieder gesund werden, Frau Karin", sagte er.

Karin hörte den Doktor an, ohne ein Wort zu sagen. Sie wußte, daß Eljas nachts im Zimmer gewesen sei, und daß er es war, der ihr das angetan hatte. Sie wußte auch, daß sie niemals wieder geheilt werden konnte.

Den ganzen Vormittag blieb Karin stumm und nachdenklich. Sie suchte zu ergründen, weshalb Gott es zu-

gelassen habe, daß diese Heimsuchung über sie gekommen sei. Sie ging streng mit sich ins Gericht, konnte aber nicht finden, daß sie irgend eine so große Sünde begangen hätte, um diese harte Strafe zu verdienen. Gott ist ungerecht gegen mich, dachte sie.

Am Nachmittag fuhr Karin nach Storms Missionssaal, wo damals der Prediger Dagson predigte. Sie hoffte, daß Dagson ihr erklären würde, weshalb sie so hart gestraft worden sei.

Dagson war ein sehr beliebter Redner, aber niemals hatte er so viele Zuhörer gehabt wie an diesem Abend. Du lieber Himmel, was war das für eine Versammlung unten am Missionshause. Und niemand sprach von etwas anderem als von den Geschehnissen der Nacht, in der man oben in der Hütte kurz zuvor so fröhlich getanzt hatte.

Die ganzen Dorfleute waren aufgeschreckt worden, und jetzt hatte man sich hier versammelt, um Gottes Wort so überzeugend verkünden zu hören, daß Angst und Schrecken davor weichen mußten.

Nicht der vierte Teil der Anwesenden konnte in das Haus gelangen, aber Türen und Fenster standen weit offen, und Dagson hatte eine so kräftige Stimme, daß auch die Draußenstehenden ihn hören konnten.

Der Prediger wußte, was geschehen war und wonach die Menschen sich inbrünstig sehnten. Er begann seine Predigt mit furchtbaren Worten über die Hölle und den Fürsten der Tiefe. Er erinnerte an den, der im Dunkel umherschleicht, um Seelen zu fangen, der die Fallstricke des Lasters und die Lockungen der Sünde ausbreitet.

Die armen Menschen schauderten und sahen die Welt von Teufeln erfüllt, die sie in Versuchung führten und zum Bösen verlockten. Überall lauerte Sünde und Gefahr. Sie alle wandelten über Fallgruben, sie waren gleich den wilden Tieren des Waldes, die gepeinigt und gehetzt werden.

Als Dagson davon redete, durchbrauste seine Stimme wie ein wildheulender Sturm den ganzen Saal, und seine Worte glichen Feuerflammen.

Allen, die Dagsons Predigt vernahmen, war es, als wüte ein Waldbrand um sie her. Inmitten aller dieser

Teufel, umgeben von Feuer und Rauch, war es ihnen, als umlodere sie der brennende Wald, als kröche die Glut durch das Moos, das man betreten, als wälzten sich Rauchwolken heran, die man einatmen müsse, als versenge die Glut das Haar, als erfülle das Getöse die Ohren und als würden die Funken plötzlich die Kleider in Brand stecken.

Und also jagte Dagson diese zitternden Menschen durch Feuersglut, Rauch und Verzweiflung. Feuer sahen sie vor sich, Feuer hinter sich, Feuer auf allen Seiten. Es gab keinen Ausweg, man mußte elend umkommen.

Aber dann führte er sie durch alle diese Schrecknisse zu einem grünen Platz im Walde, wo nur Ruhe, Kühle und Sicherheit herrschte. Mitten auf der blühenden Waldwiese saß Jesus, er streckte den fliehenden, gehetzten Menschen seine Arme entgegen, und die Geretteten lagerten sich zu seinen Füßen, dann war alle Gefahr vorüber, und es gab weder Verfolgung noch Niederlagen.

Dagson sprach, wie er es selber empfand. Wenn er sich nur zu Jesu Füßen niederlegen durfte, so überkam ihn Ruhe und Frieden, und er hatte nichts mehr von den Gefahren des Lebens zu fürchten.

Nach Dagsons Predigt entstand eine lebhafte Bewegung. Mehrere traten vor und dankten ihm, während Tränen ihr Gesicht überfluteten. Sie sagten, daß sie durch diese Predigt zum rechten Glauben an Gott erweckt worden wären.

Aber Karin, die Ingmarstochter, saß unbeweglich da, und als Dagson seine Predigt vollendet hatte, hob sie die schweren Augenlider und blickte ihn an, als wolle sie ihm den Vorwurf machen, daß er ihr gar nichts hatte geben können.

In demselben Augenblick rief draußen vor dem Missionshause eine starke Stimme so laut, daß die ganze Versammlung die folgenden Worte hörte:

„Wehe, wehe, wehe über jene, die Steine statt Brot geben!"

Karin konnte den Rufenden nicht sehen, sie mußte ruhig sitzen bleiben, während die anderen hinausstürmten.

Sodann kamen ihre Hausgenossen zurück und sagten ihr, daß der Rufende ein hochgewachsener, brünetter Mann ge-

wesen sei, den niemand kannte. Er sei während der Predigt mit einer schönen blonden Frau im Karriol angefahren gekommen. Sie hätten angehalten und zugehört, und in demselben Augenblick, als sie weiterfahren wollten, sei der Mann im Wagen aufgestanden und habe einige Worte gesprochen.

Einige glaubten die Frau wiederzuerkennen. Es sollte eine von Stark-Ingmars Töchtern gewesen sein, die nach Amerika gegangen war und sich dort verheiratet hatte, also würde ihr Begleiter wohl ihr Mann gewesen sein. Aber es wäre nicht so leicht, jemand wiederzuerkennen, den man als junges Ding in der üblichen Bauerntracht gesehen hatte, und der nun erwachsen und städtisch gekleidet zurückkam.

Karin hatte dieselben Gedanken über Dagson wie der Fremdling. Das konnte man daraus ersehen, daß sie niemals wieder zum Missionshaus fuhr.

Im Spätsommer, als einer der Baptistenprediger in das Kirchspiel kam und predigte und taufte, hörte sie ihn, und als auch die Heilsarmee anfing, im Kirchdorf Versammlungen abzuhalten, ließ sie sich auch zu einem dieser Meetings hinfahren.

Eine große religiöse Bewegung ging durch das ganze Kirchspiel. Bei allen Versammlungen gab es Erweckungen und Bekehrungen. Alle diese Menschen schienen das zu finden, wonach sie sich so inbrünstig gesehnt hatten.

Aber niemand von denen, die Karin hörte, vermochte es, sie mit dem Strafgericht zu versöhnen, das Gott über sie hatte kommen lassen.



Birger Larsson hieß ein Schmied, der seine Schmiede an der Landstraße erbaut hatte. Die Schmiede war klein und dunkel, mit einer kleinen Luke statt eines Fensters und einer niedrigen Tür. Birger Larsson verfertigte starke Messer, reparierte Schlösser, legte eiserne Reifen um die Räder und beschlug Schlittenkufen. Wenn er keine andere Arbeit hatte, schmiedete er Nägel.

An einem Sommerabend hatten sie sehr eilige Arbeit in der Schmiede. Birger Larsson selbst stand an einem Amboß und formte Nägelköpfe. Sein ältester Sohn stand an einem

anderen Amboß, hämmerte eine Eisenstange nach der anderen und zerschnitt sie. Einer der Söhne zog den Blasebalg, einer schleppte Kohlen herbei, wandte die Eisen um, die in der Esse lagen, bis sie weißglühend waren und trug sie den Schmieden zu. Der vierte Sohn war erst sieben Jahre alt; er sammelte die Nägel auf, kühlte sie in einem Wasserfaß ab und band sie in Bunden zusammen.

Mitten in dieser Arbeit kam ein Fremder und stellte sich in die Türöffnung. Es war ein hochgewachsener, brünetter Mann. Er mußte fast niederknien, um in die Schmiede hineinsehen zu können.

Birger Larsson unterbrach seine Arbeit, um zu hören, was der Neuangekommene wünsche.

„Ihr dürft es mir nicht verargen, daß ich hineingucke, obwohl ich keinerlei Anliegen habe", sagte der Mann. „Ich bin in meiner Jugend selber Schmied gewesen und deshalb wird es mir schwer, an einer Schmiede vorbeizugehen, ohne bei der Arbeit zuzusehen."

Birger Larsson bemerkte sogleich, daß der Fremde große sehnige Hände hatte, richtige Schmiedefäuste.

Der Schmied begann den Fremden auszufragen, wer er sei und woher er käme. Der Mann antwortete freundlich, ohne sich im geringsten zu offenbaren. Birger fand, daß er klug sei, und er gefiel ihm. Er trat mit ihm aus der Schmiede heraus, stand auf dem kohlengeschwärzten Platz vor dem Eingang und prahlte mit seinen Söhnen. Er hätte schwere Tage gehabt, sagte er, ehe die Söhne so herangewachsen wären, daß sie ihm bei der Arbeit helfen konnten. Aber jetzt, da sie alle mithalfen, ginge es gut. — „Du wirst es sehen, daß ich in einigen Jahren ein reicher Mann sein werde", sprach Birger.

Der Fremdling lächelte ein wenig und sagte, es erfreue ihn, daß Birger durch seine Söhne so gute Hilfe habe. — „Nun möchte ich dich aber etwas fragen", fuhr er fort, legte seine schwere Hand auf Birgers Schulter und blickte ihm tief in die Augen. „Da du von deinen Söhnen so gute Hilfe in weltlichen Dingen hast, so läßt du dir von ihnen wohl auch in den geistlichen helfen?" — Birger starrte ihn verblüfft an. — „Ich sehe, daß diese Frage etwas Neues für

dich ist“, sprach der Fremdling, „denke darüber nach, bis wir uns wieder begegnen!“

Er ging lächelnd seines Weges. Birger Larsson begab sich in die Schmiede, fuhr sich in die Haare, die steif und gelb wie Messing waren, und begann wieder zu arbeiten.

Aber die Frage des Fremdlings verfolgte ihn mehrere Tage. Was hatte das nun für eine Bewandtnis mit dieser Frage? Da steckt etwas dahinter, was ich nicht verstehe, dachte er.



Einen Tag später, als das Gespräch des Fremdlings mit Birger Larsson stattgefunden hatte, geschah etwas Sonderbares unten im Kirchdorf in Tims Halfvors altem Kaufladen, den er nach seiner Verheiratung mit Karin seinem Schwager Kolås Gunnar überlassen hatte.

Gunnar war verreist, und seine Frau Brita, die Ingmarstochter, vertrat ihn indessen im Laden und besorgte den Verkauf.

Schön und stattlich stand Brita hinter dem Ladentisch. Sie hatte sowohl den Namen als auch das Äußere ihrer Mutter, Groß-Ingmars schöner Gattin, ererbt. Noch niemals war ein so schönes Mädchen wie Brita auf dem Ingmarshof erblüht.

Wenn nun auch Brita dem Äußeren nach dem alten Geschlecht nicht glich, so war sie doch ebenso rechtschaffen und zuverlässig wie ihre ganze Familie.

Wenn Gunnar abwesend war, besorgte Brita das Geschäft auf ihre eigene Art und Weise. Wenn der alte Korporal Fält betrunken und mit zitternden Händen hereintrat und eine Flasche Bier verlangte, so bekam er ein entschiedenes „nein“ zu hören, und wenn des armen Kolbjörns Lena eine altmodische Brosche kaufen wollte, so schickte Brita sie mit ein paar Kilo Roggenmehl nach Hause.

Wenn Brita im Laden regierte, wagte sich kein Kind hinein, um seine spärlichen Heller für Rosinen und Zuckerwerk zu vergeuden. Die Bauernfrau, die hingekommen war, um leichte, dünne hauptstädtische Stoffe zu kaufen, wurde von Brita mit dem guten Rat heimgeschickt, haltbare, praktische Stoffe auf dem eigenen Webstuhl zu weben.

An diesem Tage hatte Brita nicht viele Kunden. Sie saß stundenlang allein. Plötzlich sank sie zusammen und starrte lange vor sich hin, während Verzweiflung in ihren Augen brannte.

Endlich stand sie auf, suchte einen Strick hervor, trug die Leiter aus dem Laden in die Ladenstube und machte eine Schlinge, die sie an einem Haken in der Decke befestigte.

Brita war eifrig bei ihrer Arbeit, die sie bald beendet hatte, aber als sie den Kopf in die Schlinge stecken wollte, blickte sie zufällig hinab.

Eben öffnete sich die Tür und ein hochgewachsener, brünetter Mann trat herein. Er war in den Laden gekommen, ohne daß sie ihn gehört hatte, und da er dort niemand gefunden hatte, war er hinter den Ladentisch gegangen und hatte die Stubentür geöffnet.

Brita stieg langsam von der Leiter herab. Der Mann sprach nicht zu ihr und zog sich nach dem Laden zurück. Brita ging ihm langsam nach. Niemals zuvor hatte Brita ihn gesehen: er hatte schwarzes, lockiges Haar, einen dichten Vollbart, scharfe Augen und große, sehnige Hände. Er war gut gekleidet, bewegte sich aber wie ein Arbeiter. Er setzte sich auf einen alten Stuhl an der Tür und ließ Brita nicht aus den Augen.

Die Bäuerin stand ruhig hinter dem Ladentisch, sie stellte keinerlei Fragen und hatte nur den Wunsch, daß er fortgehen möge. Der Mann aber blickte sie unverwandt an und ließ sie nicht eine Minute aus den Augen. Brita hatte die Empfindung, daß seine Augen sie festbannten, so daß sie sich nicht bewegen konnte.

Brita wurde ungeduldig und sagte sich innerlich: „Ich möchte wohl wissen, ob du denkst, es könnte etwas helfen, daß du dasitzt, um auf mich aufzupassen. Du wirst doch wohl begreifen, daß ich auf alle Fälle mein Vorhaben ausführen werde, sobald ich allein bin."

Brita stand da und hielt ein stummes Zwiegespräch mit diesem Manne. „Wenn es sich dabei um etwas handelte, das ein Ende nehmen oder einen Übergang bedeuten würde, dann könntest du mich wohl daran hindern, aber es ist ja etwas, das niemals wieder gutzumachen ist."

Immer noch blieb der Mann sitzen und blickte sie beharrlich an.

„Ich muß dir sagen, daß es uns vom Ingmarshof nicht geziemt, einen Kaufladen zu besitzen", spann Brita ihre Gedanken weiter aus. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie gut ich es mit Gunnar hatte, ehe er mit diesem Geschäft anfing. Die Leute hatten mich zwar gewarnt, ihn zu heiraten. Sie mochten ihn wegen seines schwarzen Schopfes, seiner stechenden Augen und seiner scharfen Zunge nicht leiden. Aber wir liebten einander und sagten uns niemals ein böses Wort, bis eben Gunnar den Kaufladen übernahm.

Und seit jener Zeit", setzte Brita ihre stumme Unterhaltung fort, „steht es nicht mehr gut zwischen uns. Ich will, daß er das Geschäft auf meine Art führt. Ich kann es nicht ertragen, wenn er Bier und Wein an Säufer verkauft, und ich denke, er sollte die Leute nur das kaufen lassen, was ihnen nützlich und notwendig ist, aber das findet Gunnar unsinnig. Und weder er noch ich können nachgeben, also streiten wir uns immer und, siehst du, nun liebt er mich nicht mehr."

Sie blickte mit ihren verstörten Augen den Mann an, als wäre sie verwundert, daß er ihren Bitten nicht willfahre.

„Und nun wirst du doch begreifen, daß ich nicht unter der Last solcher Schande leben mag, wenn er die armen Leute durch den Gerichtsvollzieher pfänden läßt, der ihnen ihre einzige Kuh oder ein paar elende Schafe wegnimmt!

Das kann doch niemals wieder gut werden? Weshalb kannst du denn nicht fortgehen, damit ich alledem ein Ende mache?"

Aber während der Mann Brita immer nur betrachtete, wurde sie ruhiger, und nach einer Weile begann sie ganz leise zu weinen. Sie empfand eine gewisse Rührung, weil der Fremde dort gesessen und sie bewacht und behütet hatte. Es war doch eigentümlich, daß jemand, der sie gar nicht kannte, so an ihr handelte.

Sobald der Mann bemerkte, daß Brita weinte, erhob er sich und schritt auf die Tür zu. Als er auf der Schwelle stand, wandte er sich um, sah Brita noch einmal mit durchdringenden Blicken an, räusperte sich und sprach mit tiefer

Stimme: „Tue dir nicht selber ein Leid an, denn es nahet die Zeit, da du in Gerechtigkeit leben wirst.“

Hierauf ging er. Seine Schritte schallten von der Treppe und dem Wege her, als er sich entfernte.

Brita eilte nach der Hinterstube, nahm die Schlinge ab und trug die Leiter wieder in den Laden hinaus. Dann setzte sie sich auf eine Truhe und blieb ein paar Stunden unbeweglich sitzen.

Brita hatte das Gefühl, als sei sie unendlich lange in einer Nacht umhergewandert, die so dunkel war, daß sie die Hand vor den Augen nicht erkennen konnte. Sie hatte sich verirrt, wußte nicht, wohin sie gekommen war und hatte bei jedem Schritt, den sie machte, gefürchtet, daß sie in einen Sumpf oder in einen Abgrund hinabstürzten würde. Doch nun hatte jemand ihr zugerufen, daß sie nicht weiterwandern, sondern sich niedersetzen solle, um zu warten, bis es tage. Sie war dessen froh, daß sie die gefährliche Wanderung nicht fortsetzen mußte. Nun saß sie da und harrte der Morgendämmerung.

*

Stark-Ingmar hatte eine Tochter, die Anna Lisa hieß. Sie wohnte seit mehreren Jahren in Chicago und hatte sich dort mit einem Schweden, Johan Hellgum, verheiratet. Dieser leitete eine kleine Gemeinde, die einem ganz besonderen Glauben und einer eigenen Lehre folgte. Einen Tag nach der berüchtigten Nacht, in der die Jugend bei Stark-Ingmar getanzt hatte, kehrte Anna Lisa in die Heimat zurück, um ihren alten Vater zu besuchen, und ihr Mann war mit ihr gekommen.

Hellgum brachte seine Zeit damit zu, lange Wanderungen in der ganzen Gegend zu unternehmen. Er machte sich mit allen bekannt, denen er begegnete, und sprach anfangs mit ihnen von ganz alltäglichen Dingen, aber wenn er sich von jemand verabschiedete, dann legte er ihm gern seine große, schwere Hand auf die Schulter und sprach einige Worte zum Trost oder zur Erweckung.

Stark-Ingmar sprach nicht viel mit seinem Schwiegersohn. Der Alte arbeitete in diesem Jahr gemeinschaftlich

mit dem jungen Ingmar Ingmarsson, der nach Hause auf den Ingmarshof gezogen war. Die beiden bauten ein Sägewerk am Långfors. Es war ein stolzer Tag für Stark-Ingmar, als das Sägewerk fertig dastand und der erste Holzbalken von der knirschenden Sägemaschine zu weißen Brettern zersägt wurde.

Eines Abends kehrte der Alte von der Arbeit heim. Auf dem Wege traf er Anna Lisa. Sie sah so erschrocken aus, als ob sie sich am liebsten versteckt hätte.

Stark-Ingmar beschleunigte seine Schritte, kam an seine Hütte und blieb mit gerunzelter Stirn stehen. Dicht neben dem Eingang hatte, so lange er lebte, ein großer Rosenbusch gestanden. Den hütete er wie seinen Augapfel, er hatte niemals eine Blüte oder ein Blatt davon abpflücken lassen, nichts Böses durfte ihm jemals nahekommen.

Stark Ingmar hatte ihn so wohl behütet, weil er wußte, daß die kleinen Unterirdischen darunter hausten.

Aber nun war der Strauch abgehauen. Das hatte natürlich sein Schwiegersohn, der Prediger, getan, der den Strauch nicht dulden wollte.

Stark-Ingmar hatte seine Axt in der Hand, und seine Finger umklammerten den Schaft fester, als er in die Hütte trat. Hellgum saß drinnen vor der Bibel. Er blickte auf und sah Stark-Ingmar tief in die Augen, dann fuhr er fort mit lauter Stimme zu lesen:

„So ihr aber denket: Wir wollen tun wie die Heiden und wie andere Völker in ihren Landen, und Götter aus Holz und Stein anbeten, so soll es euch übel ergehen."

„So wahr ich der lebendige Gott bin, spricht der Herr, werde ich euch richten mit starker Hand, und mit ausgestrecktem Arm werde ich meinen Grimm und Zorn ausgießen über — — —"

Ohne ein Wort verließ Ingmar die Hütte. Er schlief diese Nacht in der Scheune. Zwei Tage später zog er mit Ingmar in den Hochwald hinauf, um Kohlenmeiler anzulegen und Bäume zu fällen. Sie hatten die Absicht, den ganzen Winter dort oben zu bleiben.

*

Ein paarmal war Hellgum in den Betstunden aufgetreten und hatte seine Lehre erläutert, von der er sagte, sie verwirkliche das einzig wahre Christentum. Aber Hellgum hatte nicht Dagsons Rednergabe. Er hatte gar keine Anhänger gewonnen.

Alle, die ihn auf Wegen und Stegen getroffen und nur einige Worte von ihm gehört hatten, waren großer Dinge gewärtig gewesen, wenn aber Hellgum einen großen Vortrag halten sollte, so wurde er schwerfällig und geistlos und wirkte ermüdend.

Gegen den Spätsommer hin war Karin, die Ingmarstochter, äußerst niedergeschlagen. Man hörte sie selten ein Wort reden. Sie war immer noch außerstande, zu gehen und saß den Tag über unbeweglich in ihrem Lehnstuhl. Sie suchte nunmehr keinerlei Prediger auf, sondern saß einsam zu Hause und grübelte über ihr Unglück nach. Zuweilen sagte sie zu Halfvor, sie habe ihren Vater stets sagen hören, daß die Ingmarsgeschlechter nichts zu fürchten hätten, wenn sie nur auf Gottes Wegen wandelten. Aber nun wüßte sie, daß nicht einmal das wahr wäre.

Halfvor, der ganz ratlos war, schlug ihr einmal vor, daß sie mit dem neuen Prediger reden solle, aber Karin antwortete sogleich, daß sie bei Predigern nicht mehr Hilfe suchen wolle.

Eines Sonntags Ende August saß Karin allein am Fenster der Vorderstube. Tiefe Stille lag über dem ganzen Hof, und Karin hatte Mühe, sich wachzuhalten. Ihr Kopf sank immer tiefer auf die Brust herab, und nach einer Weile schlief sie ein.

Sie erwachte davon, daß jemand dicht unter ihrem Fenster sprach. Karin konnte nicht sehen, wer es war, aber sie vernahm eine starke und tiefe Stimme. Niemals hatte sie eine schönere gehört.

„Nun merke ich, Halfvor, daß du es unsinnig findest, daß ein armer, ungebildeter Schmied die Wahrheit gefunden haben sollte, wo schon viele gelehrte Herren auf ihrer Suche danach gescheitert sind."

„Ja", antwortete Halfvor, „ich weiß nicht, wie du so sicher sein kannst."

Das ist Hellgum, mit dem Halfvor redet, dachte Karin. Sie versuchte zum Fenster heranzurücken, vermochte es aber nicht.

„Aber nun steht doch geschrieben“, fuhr Hellgum fort: „Und wer dich schlägt auf eine Backe, dem biete die andere auch dar, und daß wir uns dem Bösen nicht widersetzen sollen und viel anderes der Art. Und all das kann niemand halten. Und wenn du dich nicht verteidigen würdest, und das, was dein ist, so würden die Leute kommen und dir sowohl Feld als auch Wald abnehmen, sie würden dir deine Kartoffeln stehlen und dein Getreide fortschleppen. Ich glaube, sie würden dir den ganzen Ingmarshof wegnehmen.“

„Das könnte wohl geschehen“, gab Halfvor zu.

„Ja, dann könnte ich mir wohl ganz gut vorstellen, daß Christus mit diesen Worten also gar nichts beabsichtigt hat. Er hat wohl nur dagestanden und ins Blaue hineingeredet.“

„Ich weiß nicht, worauf du eigentlich hinaus willst.“

„Du sollst wissen, daß da auch noch etwas anderes dahintersteckt, was des Nachdenkens wert ist“, sagte Hellgum. „Und das ist die Tatsache, daß gerade wir mit unserem Christentum so unbegreiflich weit gekommen sind. Da gibt es keinen mehr, der stiehlt, und keinen, der mordet, und keinen, der den Witwen und Waisen unrecht tut. Niemand haßt und verfolgt nunmehr den anderen. Es kommt niemals vor, daß jemand unter uns Böses tut, eben weil wir nun eine so gute Religion haben.“

„Es gibt aber doch noch mancherlei, was nicht so ist, wie es sein sollte“, stimmte Halfvor sanftmütig bei. Aber es klang müde und teilnahmlos.

„Wenn du nun eine Dreschmaschine hast, Halfvor, die nicht richtig funktioniert, dann untersuchst du doch herauszufinden, worin der Fehler besteht. Und du vergönnst dir keine Ruhe, bis du ihn herausgefunden hast. Wenn du nun aber merkst, daß die Menschen gar nicht dazu zu bringen sind, ein christliches Leben zu führen, so müßtest du doch wohl auch nachforschen, ob das auf irgend einem Fehler des Christentums selber beruht.“

„Ich könnte niemals glauben, daß Christi Lehre einen Mangel aufweisen sollte“, sprach Halfvor.

„Nein, am Anfang war sie wohl gut, aber es könnte doch immerhin geschehen sein, daß sie späterhin in Verwirrung geriet, es konnte ein Rad zerbrochen sein, weißt du, nur ein einziges Rädchen, und sofort steht das ganze Werk still.“

Er schwieg eine Weile, als suche er nach Worten und Beweisen.

„Nun werde ich dir erzählen, wie es mir vor einigen Jahren ergangen ist. Damals hatte ich es zum erstenmal versucht, getreu nach der Lehre zu leben, und weißt du, wie es endigte? Ich arbeitete damals in einer Fabrik, und da die Kameraden merkten, welch Geistes Kind ich war, ließen sie mich zuerst einen guten Teil ihrer Obliegenheiten erfüllen, dann brachten sie mich um meine Anstellung, indem sie es so zu drehen wußten, daß ich die Schuld für einen Diebstahl büßen mußte, den einer von ihnen begangen hatte, und so kam ich ins Gefängnis.“

„Man wird doch nicht immer an so schlechte Menschen geraten“, sagte Halfvor ebenso gleichgültig wie zuvor.

„Da sagte ich zu mir selber: es wäre nicht so schwer, ein wahrer Christ zu sein, wenn man nur allein auf der Welt wäre und keine Nebenmenschen hätte. Es war mir ordentlich lieb, im Gefängnis zu sitzen, denn dort konnte ich ein Leben der Gerechtigkeit führen, ohne darin gestört oder beunruhigt zu werden. Aber dann dachte ich mir, so ein rechtschaffenes Leben in der Einsamkeit zu führen, das gemahne an eine Mühle, die daſtände, um sich ganz für sich allein zu drehen, ohne Korn zwischen den Mühlsteinen zu haben. Da Gott so viele Menschen in die Welt gesetzt hat, dachte ich nun, so lag es wohl in seiner Absicht, daß sie einander stützen und helfen, aber nicht schaden und verderben sollten. Und damals begriff ich, daß der Teufel irgend etwas aus der Bibel entfernt hatte, damit das Christentum in die Brüche gehe.“

„Dazu würde er wohl niemals die Macht gehabt haben“, sagte Halfvor.

„Ja, doch, er hat diese Worte entfernt: Ihr, die ihr ein christliches Leben führen wollet, ihr sollet Hilfe bei euren Nebenmenschen suchen."

Halfvor sagte nichts, aber Karin nickte zustimmend. Sie hatte sehr genau zugehört und ihr war kein einziges Wort entgangen.

„Sobald ich aus dem Gefängnis kam", erzählte Hellgum, „ging ich zu einem Kameraden und bat ihn, mir beizustehen, um ein rechtschaffenes Leben zu führen, und siehe da, sobald wir zu zweien waren, ging es schon besser. Und bald kam ein dritter und vierter, um sich uns anzuschließen, und immer ging es um so besser. Jetzt sind wir dreißig, die zusammen in einem Hause in Chicago leben. Wir teilen alles miteinander und einer wacht über das Leben des anderen, so liegt der Weg der Gerechtigkeit glatt und eben vor uns. Wir können christlich gegeneinander handeln, denn der eine Bruder wird nicht die Güte des anderen mißbrauchen, und wird ihn um seiner Demut willen nicht niedertreten."

Als Halfvor immer noch schwieg, fuhr Hellgum überredend fort: „Das weißt du doch, Halfvor, wer auch immer etwas Großes vollbringen will, der verbindet sich mit anderen Menschen, um sich von ihnen helfen zu lassen. Du könntest diesen Hof auch nicht ganz allein bewirtschaften. Und wenn du ein Hüttenwerk anlegen willst, so mußt du doch auch viele Teilnehmer dafür gewinnen, und wenn du eine Eisenbahn bauen willst, bedenke nur, wie viele Helfer du dazu haben müßtest.

Und nun, merk' auf, das schwerste von allem ist und bleibt doch die Führung eines christlichen Lebens, und das willst du nun auf eigene Hand durchführen, ohne jegliche Hilfe. Oder du versuchst es vielleicht niemals, weil du schon vorher weißt, daß es nicht angeht.

Die einzigen, die nun den rechten Weg innehalten, sind wir, ich und die, die dort draußen in Chicago mit mir zusammenhalten. Diese Gemeinde bildet das wahre, heilige Jerusalem, das vom Himmel herabgefahren ist. Und du wirst es daran erkennen, daß die Gaben des heiligen Geistes, mit denen die ersten Christen begnadet waren, sich auch auf uns herabgesenkt haben. Denn einige von uns vernehmen

des Herrn Stimme, andere weissagen und wieder andere heilen Kranke — —"

„Vermagst du Kranke zu heilen?" unterbrach Halfvor ihn hastig.

„Ja", sprach Hellgum, „ich vermag alle diejenigen zu heilen, die an mich glauben."

„Es ist gar zu schwer, etwas anderes zu glauben als das, was man in der Kindheit gelernt hat", sagte Halfvor nachdenklich.

„Und doch bin ich dessen ganz gewiß, Halfvor, daß du sehr bald mithelfen wirst, das neue Jerusalem zu erbauen", antwortete Hellgum.

Dann wurde es still. Gleich darauf hörte Karin, daß Hellgum sich verabschiedete.

Nach einer Weile kam Halfvor zu Karin herein. Als er sie am offenen Fenster sitzen sah, sagte er: „Nun hast du gewiß alles gehört, was Hellgum gesprochen hat." — „Ja", antwortete seine Frau. — „Hörtest du, daß er sagte, er könne den heilen, der an ihn glaube?"

Karin errötete ein wenig; Hellgums Lehre sagte ihr besser zu als alles andere, was sie in diesem Sommer gehört hatte. Es lag etwas von gesundem, praktischem Menschenverstand darin, was ihr sehr sympathisch war. Da gab es Taten und gute Werke und keinerlei Empfindsamkeit, für die sie kein Verständnis hatte. Dennoch wollte sie es nicht zugeben. Mit Predigern mochte sie nun einmal nichts mehr zu tun haben. „Ich will keinen anderen Glauben haben als Vater", antwortete sie.

Einige Wochen später saß Karin wieder in der Vorderstube. Der Herbst war nun gekommen, draußen stürmte es und im Kamin knatterte das Feuer. Sie war ganz allein mit ihrer kleinen einjährigen Tochter, die eben das Gehen erlernt hatte. Das Kind saß auf dem Fußboden, der Mutter zu Füßen, und spielte.

Als Karin so dasaß, öffnete sich die Tür, und ein hochgewachsener, brünetter Mann trat herein. Er hatte lockiges Haar, scharfe Augen und große, sehnige Schmiedefäuste. Ehe Karin ihn ein Wort reden hörte, erriet sie, daß es Hellgum sei.

Der Mann begrüßte sie und fragte nach Halfvor. Die Bauernfrau antwortete, daß ihr Mann zu einer Gerichtssitzung gefahren sei. Sie erwarte ihn jede Minute zurück.

Hellgum setzte sich. Er verhielt sich ruhig; ab und zu warf er einen schnellen Blick auf Karin.

„Ich habe erzählen hören, daß Ihr krank seid", sagte er nach einer Weile. — „Ja", antwortete Karin, „ich habe seit einem halben Jahr nicht gehen können." — „Ich habe mir vorgenommen, hierher zu kommen, um für Euch zu beten", sagte der Prediger. Karin blieb stumm, senkte die Augenlider und verschloß sich gleichsam in sich selbst. „Ihr habt vielleicht davon gehört, Mutter Karin, daß ich durch Gottes Gnade Kranke zu heilen vermag?"

Karin hob die Augenlider und warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. „Ich bin Euch dankbar dafür, daß Ihr an mich gedacht habt, aber daraus kann nichts werden, denn ich würde nicht so leicht den Glauben wechseln", erwiderte sie. — „Es ist wohl möglich, daß Gott Euch dennoch helfen will, weil Ihr stets versucht habt, ein Leben der Gerechtigkeit zu führen." — „Ich stehe nicht in solcher Gnade bei Gott, daß er mir helfen würde."

Es blieb eine Weile ganz still, dann fragte Hellgum: „Habt Ihr Euch jemals gefragt, Mutter Karin, weshalb diese Heimsuchung gekommen ist?" Karin antwortete nicht, sie schien sich wieder ganz in sich zu verschließen. — „Eine innere Stimme sagt mir, daß Gott solches getan hat, auf daß sein Name noch höher gepriesen werde."

Als Karin dies hörte, wurde sie zornig. Zwei scharfe rote Flecken zeigten sich auf ihren Wangen. Es schien ihr sehr vermessen von Hellgum, zu glauben, daß diese Krankheit über sie gekommen sei, auf daß er Gelegenheit fände, ein Wunder zu tun.

Der Prediger erhob sich, trat zu Karin und legte seine Hand auf ihr Haupt. „Willst du, daß ich nun für dich bete?" fragte er. Augenblicklich fühlte Karin einen Strom von Leben und Gesundheit ihren Körper durchdringen, aber sie fühlte sich so verletzt durch seine Unfehlbarkeit, daß sie seine Hand heftig abschüttelte und ihren Arm erhob, als

hätte sie ihn schlagen mögen. Worte vermochte sie nicht sogleich zu finden.

Hellgum zog sich nach der Tür zurück. „Man soll nicht von sich weisen, was Gott einem sendet“, sprach er. — „Nein“, sagte Karin, „was Gott einem zusendet, das muß man auf sich nehmen.“

„Ich aber sage dir, daß heute diesem Hause Heil widerfahren wird“, sprach der Mann. Karin antwortete nicht. „Denk' an mich, wenn dir geholfen werden wird“, sprach Hellgum, als er hinausging.

Karin saß hoch aufgerichtet in ihrem Stuhl. Noch lange brannten die roten Flecken auf ihren Wangen.

Soll ich nun sogar in meinem eigenen Hause nicht in Frieden gelassen werden, dachte sie. Es ist doch sonderbar, wie viele es gibt, die sich für Sendboten Gottes halten.

Aber ganz plötzlich sah Karin, daß ihr kleines Töchterchen aufstand und zum Kamin hineilte. Die Kleine hatte eben das Feuer erblickt, das dort brannte. Vor Freude jauchzend kroch und lief sie darauf zu, so schnell sie konnte.

Karin rief sie zurück, aber das Kind gehorchte ihr nicht. Sie bemühte sich, die Kaminplatte zu erreichen, fiel einigemal um, erreichte aber endlich die Platte, auf der das Feuer brannte.

„Gott steh' mir bei, Gott helfe mir!“ sagte Karin. Sie fing an laut zu rufen, obwohl sie wußte, daß kein Mensch in der Nähe war.

Das kleine Mädchen beugte sich lachend über das Feuer, da löste sich ein brennendes Scheitholz aus der Glut und fiel auf ihr gelbes Kleidchen.

In demselben Augenblick stand Karin aufrecht in der Stube, lief zum Kamin hin und riß das Kind an sich.

Nicht eher als bis sie alle Funken und Kohlen abgeschüttelt, das Kind genau besehen und unverletzt befunden hatte, besann sie sich, was geschehen war. Daß sie auf ihren Füßen stand, daß sie gegangen war, und daß sie noch immer zu gehen vermochte.

Das war die größte seelische Erschütterung, die Karin Zeit ihres Lebens erfahren hatte, aber gleichzeitig fühlte sie sich auch unendlich beglückt.

Sie erkannte nun, daß sie unter Gottes besonderem Schutz und Schirm stände, und daß ein heiliger Mann in ihr Haus gesendet worden war, um ihr zu helfen und sie zu heilen.

•

In diesen Tagen stand Hellgum oft auf dem kleinen Vorplatz von Stark-Ingmars Hütte und blickte auf die Umgegend hinab. Das Landschaftsbild, das sich seinen Augen darbot, wurde Tag um Tag schöner. Die ganzen Felder waren gelb, und alle Laubbäume erschimmerten in hellem Rot oder in mattem Gold. Hier und dort wogte ein ganzer Laubwald, der wie ein flutendes Goldmeer aufleuchtete. Auf den tannenbedeckten Höhen sah man überall einzelne goldgelbe Flecken, die davon herrührten, daß sich hie und da Laubbäume unter die Nadelholzbäume verirrt hatten.

So wie eine armselige, graue Hütte zuweilen leuchten und strahlen kann, wenn sie in lodernder Glut steht, so flammte auch diese arme schwedische Landschaft in ungewöhnlicher Pracht empor. Alles war so goldschimmernd und wunderbar strahlend, wie man sich nur eine Landschaft auf der Oberfläche der Sonne selber vorstellen kann.

Aber als Hellgum dies sah, dachte er daran, daß nun die Zeit bald herannahen würde, wo Gott dieses Land in Heiligkeit erstrahlen lassen werde, und wo die Worte, die er während des Sommers ausgestreut hatte, die goldenen Früchte der Gerechtigkeit tragen würden.

Und siehe, eines Abends kam Tims Halfvor zur Kötnerhütte hinauf und bat Hellgum und seine Frau, zum Ingmarshof herabzukommen.

Als sie den großen Hofplatz betraten, sahen sie, daß er gründlich gesäubert und geschmückt war. Alle die dürren Blätter unter den Birken waren weggefegt, und alle Gerätschaften und Fuhrwerke, die sonst den Hof zu überfüllen pflegten, waren fortgeschafft worden. Hier müssen gewiß viele Gäste sein, dachte Anna Lisa. In demselben Augenblick öffnete Halfvor die Tür.

Drinnen war es voll von Menschen, alle saßen in feierlicher Erwartung auf den langen Bänken, die sich rings um die Stube hinzogen. Und Hellgum erkannte die vornehmsten Leute des Kirchspiels wieder.

Die ersten, die er erblickte, waren Ljung Björn Olofsson und seine Frau Märta, eine Ingmarstochter, auch Kolas Gunnar und seine Frau waren da. Darauf erkannte er Krister Larsson und Israel Tomasson mit ihren Frauen. Sie gehörten auch zur Ingmarsfamilie. Dann fielen ihm Hök Matts Eriksson und sein Sohn Gabriel auf, auch Gunhild, die Tochter des Dorfschulzen und noch einige andere waren anwesend. Alles in allem einige zwanzig Personen.

Sobald Hellgum und Anna Lisa herumgegangen waren und allen die Hand gereicht hatten, sprach Tims Halfvor: „Hier haben sich einige versammelt, die über alles nachgedacht haben, was Hellgum uns im Sommer gesagt hat. Die meisten von uns gehören einem alten Geschlecht an, das allzeit bemüht war, auf Gottes Wegen zu wandeln, und wenn Hellgum uns dabei helfen kann, so wollen wir ihm nachfolgen.

Am nächsten Tage verbreitete sich im ganzen Kirchspiel das Gerücht, auf dem Ingmarshof habe sich eine Gemeinde gebildet, die behaupte, das einzig rechte und wahrhaftige Christentum zu besitzen.

Der neue Weg.

Es war im nächsten Frühling, gleich nachdem der Schnee weggetaut war. Ingmar und Stark-Ingmar waren eben ins Dorf heruntergekommen, um das Sägewerk in Gang zu bringen. Den ganzen Winter über hatten sie droben im Walde gehaust und mit der Kohlenbrennerei und dem Holzfällen zu tun gehabt. Als nun Ingmar wieder zur Ebene herabgestiegen war, kam er sich gerade so vor wie ein Bär, der soeben aus seiner Höhle herausgekrochen ist. Er konnte sich kaum daran gewöhnen, die Sonne am weiten Himmel leuchten zu sehen und ging mit blinzelnden Augen umher, als könne er das Licht nicht ertragen. Er litt auch unter dem Brausen des Wasserfalls und dem Klang der menschlichen Stimmen, und all der Lärm, der ihm unten im Hof in die

Ohren drang, verursachte ihm geradezu Pein. Gleichzeitig war er aber über alles miteinander unbeschreiblich froh. Er zeigte das, weiß Gott, nicht etwa in seinem Tun und Treiben, aber er fühlte sich in diesem Frühling ebenso jung wie die Triebe an den Birken.

Es ist gar nicht zu beschreiben, wie wohl es ihm tat, in einem richtigen Bett zu schlafen, und wie ihm das gut zubereitete Essen schmeckte.

Und bei Karin zu Hause zu sein, die ihn fast zärtlicher hegte und pflegte als eine Mutter! Sie hatte ihm neue Sachen machen lassen, und oft kam sie aus der Küche herein, um ihm irgend einen Leckerbissen zuzustecken, als wäre er noch ein ganz kleiner Knirps.

Und all die sonderbaren Dinge, die sich ereignet hatten, während er droben im Walde umhergegangen war! Ingmar hatte nur einige unbestimmte Gerüchte über Hellgums Lehre vernommen. Es war aber so wunderschön, Karin und Halfvor davon reden zu hören, und wie sie und ihre Freunde einander zu helfen suchten auf Gottes Wegen zu wandeln.

„Wir erwarten nun sicher, daß du uns nachfolgst", sagte Karin. Ingmar antwortete, daß er sehr dazu geneigt sei, zuvor aber darüber doch gründlich nachdenken müsse. — „Den ganzen Winter über habe ich mich danach gesehnt, daß du kommen solltest, um auch unserer Glückseligkeit teilhaftig zu werden", sprach die Schwester, „denn wir leben nicht mehr auf Erden, sondern in dem neuen Jerusalem, das vom Himmel herabgefahren ist."

Es war für Ingmar auch eine gute Nachricht, daß Hellgum sich noch hier aufhielt. Im vergangenen Sommer war Hellgum zum Sägewerk herabgekommen, um mit Ingmar zu reden, und sie waren gute Freunde geworden. Ingmar bewunderte Hellgum als den besten Menschen, dem er jemals begegnet war. Er hatte noch nie jemand gesehen, der so männlich und selbstbewußt gewesen wäre, und der so unbedingt auf sich selber gebaut hätte.

Zuweilen, wenn gerade sehr eilige Arbeit war, hatte Hellgum seinen Rock abgeworfen und beim Sägewerk geholfen. Dann war Ingmar starr vor Staunen gewesen, nie

zuvor hatte er jemand getroffen, der so schnell bei der Arbeit zugriff.

Gerade jetzt war Hellgum auf einige Tage verreist, er wurde aber heute zurückerwartet.

„Ja, wenn du nur erst mit Hellgum gesprochen hast, dann wirst du uns auch nachfolgen", sagte Karin mal auf mal. Und Ingmar glaubte es auch, obwohl er voller Unruhe darüber war, auf etwas einzugehen, was der Vater wohl nicht gebilligt hätte. „Es war aber doch gerade unser Vater, der uns lehrte, allzeit auf Gottes Wegen zu wandeln", sagte Karin.

Das war nun alles recht schön und gut. Ingmar hätte niemals geglaubt, daß es so angenehm sein könnte, wieder unter Menschen zu leben. Nur eins vermißte er, und das war ein Gespräch über die Schulmeistersleute und über Gertrud. Es war eine große Enttäuschung für ihn, denn Ingmar war Gertrud seit einem ganzen Jahr nicht mehr begegnet. Im vergangenen Sommer hatte er sich nach Berichten über sie nicht zu sehnen brauchen, denn damals verging kaum ein Tag, ohne daß jemand von Storms gesprochen hätte.

Es war wohl nur ein Zufall, daß dieses Stillschweigen gewahrt wurde. Aber es kann recht beklemmend sein, wenn man nicht wagt, nach etwas zu fragen, und wenn niemand aus eigenem Antrieb von dem redet, was man am liebsten hören möchte.

Wenn jedoch Ingmar glücklich und zufrieden war, so schien es mit Stark-Ingmar ganz anders zu sein. Der Alte war griesgrämig und stumm, und es war schwer, ihn zufriedenzustellen. — „Ich glaube, du sehnst dich nach dem Walde", sagte Ingmar eines Spätnachmittags zu ihm, als jeder von ihnen auf seinem Balken saß, und sie beide ihre Butterbrote aßen. — „Ja, das weiß Gott, so ist es", antwortete der Alte. „Ich wünschte nur, ich wäre gar nicht heimgekehrt."

„Was ist denn hier zu Hause so verkehrt?" fragte Ingmar. — „Das fragst du noch!" antwortete Stark-Ingmar. „Ich dachte, du wüßtest es ebensogut wie ich, daß es mit Hellgum übel steht." Ingmar meinte, er habe im Gegenteil

gehört, daß Hellgum ein großer Mann geworden sei. — „Ja, er ist ein so großer Mann geworden, daß er das ganze Kirchspiel auf den Kopf gestellt hat.“

Ingmar dachte daran, wie sonderbar es sei, daß Stark-Ingmar niemals eine Spur von Liebe für seine eigene Familie zeigte. Er kümmerte sich immer nur um den Ingmarshof und um die Ingmarsfamilie. Da mußte doch wohl Ingmar selber den Schwiegersohn verteidigen.

„Ich glaube, daß es eine gute Lehre ist“, sagte Ingmar. — „So so, das glaubst du“, sprach der Alte, und blickte ihn strenge an. „Glaubst du, daß Groß-Ingmar auch dieser Meinung gewesen wäre?“ Ingmar erwiderte, daß der Vater wohl damit einverstanden gewesen wäre, ein Leben der Gerechtigkeit zu führen. — „Und du meinst also, daß Groß-Ingmar mit dabei gewesen wäre, alle jene als Teufel und Antichristen zu bezeichnen, die nicht zu dieser Gemeinschaft gehörten, und daß er es verweigert hätte, mit alten Freunden zu verkehren, nur weil sie bei ihrem eigenen Glauben verharrten?“ — „Ich glaube auch nicht, daß solche Menschen wie Hellgum und Halfvor und Karin sich so benehmen würden“, sagte Ingmar. — „Du kannst ja versuchen, dich ihnen zu widersetzen, dann wirst du schon erfahren, wofür du giltst.“

Ingmar schnitt große Stücke von seinem Butterbrot ab und stopfte sich den Mund mit Brot voll. Wie ärgerlich, daß Stark-Ingmar gerade jetzt bei so schlechter Laune sein mußte.

„Haha, ja, ja“, sprach der Alte nach einer Weile, „so muß es kommen! Hier sitzt du, der Sohn von Groß-Ingmar, und hast nichts dabei zu sagen. Aber meine Anna Lisa und ihr Mann, d i e leben unter den vornehmen Leuten. Die Ersten im Kirchspiel neigen und beugen sich vor ihnen und sie gehen jeden Tag von einer Gasterei zur anderen.“

Ingmar aß und schwieg. Darauf war ja nichts zu antworten.

Aber Stark-Ingmar begann aufs neue: „Ja, das ist eine schöne Lehre, das ist gewißlich wahr, darum hat sich auch die halbe Gemeinde an Hellgum angeschlossen. In diesem Kirchspiel hat noch niemand zuvor eine solche Macht

gehabt wie Hellgum, selbst Groß-Ingmar nicht. Er trennt Kinder von den Eltern, weil er predigt, daß alle, die ihn anhören wollen, nicht unter Sündern leben können. Wenn Hellgum nur winkt, so verläßt der Bruder den Bruder, geht Freund von Freund, scheidet der Bräutigam von der Braut. Er hat es vermocht, alles so zu gestalten, daß im Winter Zank und Hader in jedem Hof geherrscht hat. Ja, Groß-Ingmar hätte an so etwas seine Freude gehabt, er gewiß! Er wäre Hellgum bei alledem nachgefolgt! Jawohl, das würde er getan haben!"

Ingmar schaute die Schlucht hinauf und hinab, während sie dort saßen. Er hatte die größte Lust davonzulaufen. Es war ihm ganz klar, daß Stark-Ingmar übertreibe, aber jedenfalls verdarb es ihm seine gute Laune.

„Ja, ja", sagte der Greis, „ich will es gar nicht leugnen, daß es ganz merkwürdig ist, was Hellgum zustande bringt: wie er es versteht, seine Anhänger zusammenzuhalten, und wie er diejenigen zu guten Freunden macht, die früher nichts voneinander wissen wollten. Und wie er es von den Reichen nimmt, um es den Armen zu geben, und wie er sie dazu bringt, gegenseitig ihr Leben zu behüten. Ich meine auch nur, es sei ein Unrecht gegen die anderen, daß sie die Kinder des Satans genannt werden und bei solchem Spiel nicht mittun dürfen. Aber du findest das natürlich nicht so arg."

Ingmar war ärgerlich, daß der Alte so schlecht von Hellgum sprach.

„Und wie friedlich war es früher in diesem ganzen Kirchspiel!" sagte Stark-Ingmar. „Zu Groß-Ingmars Zeiten herrschte hier ein solches Zusammenhalten, daß es immer hieß, hier lebten die friedlichsten Leute von ganz Dalekarlien. Jetzt aber stehen sich hier Engel und Teufel, Schafe und Böcke gegenüber."

Wenn wir jetzt doch nur das Sägewerk in Gang bringen könnten, dachte Ingmar, dann könnte ich diesem Geschwätz entgehen.

„Das wird auch gar nicht lange dauern, bis es zwischen dir und mir aus ist", fuhr Stark-Ingmar fort. „Wenn du

zu den anderen übertrittst, so werden sie dir nicht erlauben, mit mir zu verkehren."

Ingmar fing an zu fluchen und stand auf. — „Ja, wenn du dabei bleibst, auf diese Art zu schwatzen, dann könnte es wohl so kommen", sagte er. „Ich denke, du solltest wissen, daß es dir nichts nützen kann, mich gegen die Meinen und gegen Hellgum aufzuhetzen, gerade er ist der beste Mensch, dem ich jemals im Leben begegnet bin."

Damit brachte Ingmar den Alten zum Schweigen. Nach einer Weile ging Stark-Ingmar fort. Er wollte ins Kirchdorf hinunter wandern um mit seinem Freunde, dem Korporal Fält, zu reden. Er hätte schon lange mit keinem vernünftigen Menschen Zwiesprache gehalten, sagte er.

Ingmar war froh, daß er ging. Es ist gewiß immer so, daß man nichts Unangenehmes hören mag, wenn man lange abwesend war, sondern nur den Wunsch hat, daß alles, was an einen herantritt, angenehm, heiter und erfreulich sein möge.

Am nächsten Tage kam Ingmar um fünf Uhr morgens zum Sägewerk. Stark-Ingmar war schon vor ihm da.

„Heute kannst du Hellgum treffen", sagte der Alte. „Er und Anna Lisa sind gestern am späten Abend heimgekehrt. Ich glaube, daß sie von ihren großen Gastereien nur hergeeilt sind, um dich zu bekehren."

„Ach so, du fängst schon wieder davon an", sagte Ingmar. Die ganze Nacht durch hatten ihm die Reden des Alten in den Ohren geklungen. Er konnte es nicht lassen darüber nachzugrübeln, wer eigentlich im Recht sei. Jetzt wollte er aber nichts Böses über seine Nächsten hören.

Stark-Ingmar blieb eine Weile stumm, dann begann er schmunzelnd zu lachen. „Worüber lachst du nun?" fragte Ingmar. Er war gerade dabei die Deichschleuse aufzuziehen, um das Sägewerk in Gang zu setzen. — „Ach, es ist nur wegen Schulmeisters Gertrud." — „Was ist denn mit ihr?" — „Ja, sie sagten gestern unten im Dorfe, sie wäre die einzige, die über Hellgum Macht hätte." — „Was hat Gertrud mit Hellgum zu schaffen?"

Ingmar zog die Deichschleuse nicht auf, denn wenn das Sägewerk in Gang gekommen wäre, hätte er nichts mehr

hören können. Der Alte sah ihn mit prüfenden Blicken an. Ingmar lächelte ein wenig. — „Du verstehst es schon, alles so zu drehen und zu wenden, daß es nach deinem Willen geht", sagte er.

„Es handelt sich um das närrische Ding, Gunhild, die Tochter des Dorfschulzen Lars Clementsson." — „Sie ist durchaus nicht närrisch", unterbrach ihn Ingmar. — „Du magst es nennen, wie du willst, sie war aber gerade auf dem Ingmarshof, als diese Sekte gegründet wurde. Sobald sie nach Hause kam, erklärte sie ihren Eltern, daß sie die einzig wahre Lehre angenommen habe und nun von ihnen gehen und auf den Ingmarshof ziehen müsse. Die Eltern fragten sie natürlich, weshalb sie wegziehen wolle. Ja, weil sie ein Leben der Gerechtigkeit führen möchte.

Sie sagten, daß sie es doch wohl auch bei ihnen tun könnte. — Das könnte niemand, wenn er nicht bei denen leben dürfe, die denselben Glauben hätten. — Sollten denn alle nach dem Ingmarshof übersiedeln? fragte der Dorfschulze. — Nein, nur sie. Die anderen hätten wahre Christen im eigenen Hause.

Der Dorfschulze ist ja ein prächtiger Mann, er und seine Frau versuchten es, Gertrud mit Güte davon abzubringen, aber das Mädchen ließ sich nicht umstimmen und reizte den Dorfschulzen derartig, daß er sie in ihrem Zimmer einschloß und ihr sagte, dort solle sie bleiben, bis diese Verrücktheit sich gegeben habe."

„Ich dachte, du wolltest von Gertrud erzählen", unterbrach ihn Ingmar. — „Ich komme auch noch auf Gertrud, wenn du dich nur geduldest. Ich kann es dir auch ebensogut jetzt wie später sagen, daß am nächsten Tage, als Gertrud und Mutter Storm spinnend in der Küche saßen, Gunhilds Mutter zu ihnen kam. Sie erschraken bei ihrem Anblick. Die Dorfschulzin, die stets so fröhlich aussieht, war ganz verweint. — ‚Was ist geschehen, weshalb seht Ihr so traurig aus?' Da antwortete die arme Mutter: ‚Man kann wohl nicht besser aussehen, wenn man sein Liebstes verloren hat.'

„Ich wünschte, daß ich sie schlagen könnte", sagte der Alte. — „Wen denn?" fragte Ingmar. — „Ach, Hellgum und Anna Lisa", antwortete Stark-Ingmar, „sie waren bei

Nacht im Schulzenhause gewesen und hatten Gertrud entführt.“ Da ließ Ingmar einen Laut des Unwillens hören. „Ja, wahrhaftig, es ist ganz als wäre Anna Lisa mit einem Räuber verheiratet“, sagte der Alte.

„Mitten in der Nacht kamen sie, klopften an das Fenster der kleinen Stube und fragten Gunhild, weshalb sie nicht nach dem Ingmarshof übergesiedelt sei. Sie erzählte ihnen, daß die Eltern sie eingeschlossen hätten. — Dazu hätte der Teufel sie veranlaßt, sagte nun Hellgum.

Und die Eltern lagen da und hörten alles mit an.“ — „Sie hörten das?“ — „Ja, sie lagen im Nebenzimmer, und die Tür war nur angelehnt, sie hörten alles, was Hellgum sagte, um die Tochter zu verlocken.“ — „Aber sie hätten ihn doch fortjagen können.“ — „Nein, sie meinten, Gunhild müsse selber wählen, sie hätten ja niemals geglaubt, daß diese sie verlassen würde, weil sie stets voller Güte für sie gewesen waren. Sie lagen da und warteten darauf, daß sie sagen würde, sie wolle ihre alten Eltern nicht verlassen.“ — „Und sie ging dennoch?“ — „Ja, Hellgum ließ nicht ab, bis sie ihm folgte. Und als ihre Eltern merkten, daß sie ihm nicht zu widerstehen vermochte, da ließen sie sie mit ihm gehen. Es gibt nun mal auch solche Menschen.

Aber die Mutter bereute es schon am nächsten Morgen und bat ihren Mann, nach dem Ingmarshof zu fahren, um die Tochter heimzuholen. — ‚Nein‘, sagte er, ‚ich werde sie niemals holen, und ich will sie auch niemals wiedersehen, wenn sie nicht ganz von selber zurückkehrt.‘

Da eilte die Frau des Dorfschulzen in das Schulhaus, um Gertrud zu bitten, sie möge mit Gunhild reden. — „Und Gertrud ging dann zu ihr?“ — „Ja, sie ging zu Gunhild und redete mit ihr, aber Gunhild kümmerte sich nicht im geringsten um das, was sie sagte.“

„Ich habe aber Gunhild bei uns zu Hause gar nicht gesehen“, warf Ingmar bedächtig ein. — „Nein, sie ist jetzt wieder zu Hause bei den Eltern.“

„Und das ging so zu: Als Gertrud von Gunhild kam, trat ihr Hellgum entgegen. Also der hat all das Unglück angerichtet, dachte sie bei seinem Anblick. Sie blieb vor ihm stehen und las ihm tüchtig die Leviten. Sie hätte sich auch

nicht gescheut, ihn zu schlagen." — „Ja, Gertrud, die kann reden", sagte Ingmar voller Bewunderung.

„Sie sagte zu Hellgum, daß er sich wie ein heidnischer Krieger und nicht wie ein christlicher Prediger betragen hätte, als er so mitten in der Nacht eine Jungfrau aus ihrem Heim entführte." — „Was sagte nun Hellgum?" — „Er stand stumm da und hörte eine Weile zu, dann aber sagte er ganz sanft und leise, daß sie recht habe, und daß er zu ungestüm gewesen sei. Und am Nachmittag führte er Gunhild ihren Eltern zu und machte alles wieder gut."

Als Stark-Ingmar fertig war, blickte Ingmar auf und lächelte. — „Ja, Gertrud ist ein tüchtiges Mädel", sagte er, „und Hellgum ist auch ein großartiger Mensch, obwohl er etwas wild ist." — „Ach so, du hast es nach deiner Weise aufgefaßt", sagte der Alte. „Ich dachte, du würdest dich darüber wundern, daß Hellgum so nachgiebig gegen Gertrud war." Dazu schwieg Ingmar.

Auch Stark-Ingmar schwieg eine Weile, dann begann er von neuem. — „Im Kirchdorf haben viele nach dir gefragt. Sie wollten wissen, auf welche Seite du dich stellen wirst." — „Das ist doch wohl ganz gleichgültig zu wem ich gehöre."

„Ich will dir eine Sache sagen", sprach der Alte, „in diesem Dorfe sind sie daran gewöhnt, daß irgend jemand sie leitet und führt. Aber Groß-Ingmar ist nun nicht mehr da, der Schulmeister hat seine Macht gänzlich verloren, und der Pfarrer hat überhaupt niemals die Fähigkeit besessen, sie zu regieren. Darum folgen sie jetzt Hellgum, so lange du dich fernhältst." Ingmar ließ die Arme sinken; er sah bekümmert aus. — „Aber ich weiß ja gar nicht, w e r eigentlich recht hat." — „Die Leute warten nur darauf, daß du sie von Hellgum befreien sollst.

Du kannst mir glauben, daß wir vielem Ungemach entgangen sind, weil wir im Winter nicht zu Hause waren. Am Anfang war es wohl am schwersten, ehe sich die Menschen an diese Bekehrungssucht gewöhnten und daran, Teufel und Höllenhunde genannt zu werden. Und am allerärgsten war es, als auch die bekehrten Kinder anfingen zu predigen."

„Ach so, auch die Kinder predigten“, sagte Ingmar mißtrauisch. — „Ja, Hellgum hatte ihnen gesagt, sie sollten Gott dienen, anstatt zu spielen, und da nahmen sie sich dazu, die Erwachsenen zu bekehren. Sie lagen auf der Lauer und überfielen alle, die des Weges kamen. Und so klang es jedem um die Ohren: ‚Willst du nicht anfangen, wider den Satan zu streiten? Willst du fortfahren, in deinen Sünden zu leben?‘“

Ingmar saß da und sträubte sich innerlich gegen alles, was er vernommen hatte. Er wollte nicht glauben, was Stark-Ingmar berichtete. — „Nun kommst du gewiß mit allerlei, was dir der alte Fält eingeblasen hat“, sagte Ingmar.

„Ja, gerade davon wollte ich dir erzählen“, erwiderte Stark-Ingmar. „Mit Fält ist es auch aus. Ja, wenn ich daran denke, wie all das vom Ingmarshof ausgegangen ist, so ist mir, als könnte ich den Leuten kaum in die Augen sehen!“

„Haben sie Fält etwas angetan?“ fragte Ingmar. — „Ach, das waren ja eben diese Kinder. Eines Abends, als sie gerade nichts anderes zu tun hatten, fiel es ihnen ein, zu Fält zu gehen, um ihn zu bekehren. Sie hatten doch natürlich davon gehört, daß Fält ein so großer Sünder sei.“ — „Aber früher fürchteten sich doch alle Kinder vor Fält so sehr wie vor dem bösen Geist“, sagte Ingmar. — „Ja, sie fürchteten sich auch sehr, hatten es sich aber wohl vorgenommen, eine rechte Heldentat zu vollbringen.

„Sie kamen eines Abends zu Fält, als er in seiner Hütte saß und Grütze für sich kochte. Als sie die Tür öffneten und Fält mit seinem borstigen Schnurrbart und seiner gespaltenen Nase dasitzen sahen, wie er mit seinem einzigen Auge ins Feuer starrte, fürchteten sie sich alle vor ihm, und einige der kleinsten liefen davon. Jedoch zehn oder zwölf Kinder kamen herein, knieten im Kreise um den alten Mann nieder und fingen an zu singen und zu beten.

„Aber jagte er sie denn nicht hinaus?“ fragte Ingmar. — „Wenn er es nur getan hätte!“ sagte Stark-Ingmar. „Ich begreife gar nicht, was über ihn gekommen ist. Er hatte wohl dagesessen und daran gedacht, wie verlassen und

einsam sein Alter sei, der arme Kerl. Und dann unterließ er es wohl auch, weil es Kinder waren, die ihn aufsuchten. Es hatte ihn wohl gerührt, weil sie sich sonst doch immer so sehr vor ihm gefürchtet hatten. Und als er nun alle die zum Himmel gewendeten Augen sah, die in Tränen schimmerten, da war es um ihn geschehen.

Die Kinder warteten in Angst und Bangen, daß er auffahren und sie schlagen würde. Sie sangen und beteten dennoch, waren aber entschlossen davonzulaufen, sobald er sich rühren würde.

Und einige von ihnen bemerkten, daß Fälts Gesicht anfing zu zucken. Nun kommt es, nun kommt es, dachten sie und erhoben sich, um zu fliehen. Aber der Alte blinzelte nur und dann rollte eine Träne aus seinem Auge. Da riefen die Kinder Halleluja, und nun ist es, wie gesagt, ganz aus mit Fält. Er tut nichts anderes als in die Betstunden laufen, fastet und betet und hört des Herrn Stimme."

„Ich kann nicht finden, daß dies ein Unglück wäre", sprach Ingmar. „Fält würde sich ja zu Tode gesoffen haben." — „Nein, dir würde so etwas nichts ausmachen, du hast ja so viele Freunde zu verlieren. Du wünschest gewiß auch, daß die Kinder den Schulmeister bekehrt hätten." — „Ich könnte es mir nicht vorstellen, daß die armen Kleinen sich an Storm heranwagten", sagte Ingmar. Er hatte fast atemlos vor Staunen zugehört. Es mußte doch wahr sein, was Stark-Ingmar erzählte, daß das ganze Kirchspiel wie auf den Kopf gestellt wäre. — „O doch, das haben sie wahrhaftig getan; eines Abends kamen sie, etwa zwanzig an der Zahl, in die Schulstube, wo Storm saß und arbeitete, und sie begannen ihm etwas vorzupredigen." — „Was tat nun Storm?" fragte Ingmar. Er konnte das Lachen nicht unterdrücken. — „Anfangs war er so verblüfft, daß er gar nichts sagen und tun konnte. Aber nun war Hellgum gerade kurz vorher in die Küche gekommen, um mit Gertrud zu reden." — „Hellgum war bei Gertrud?" — „Ja, Hellgum und Gertrud sind gute Freunde geworden, seit er sich damals wegen Gunhild von ihr bestimmen ließ. — Als Gertrud den Lärm in der Schulstube hörte, sagte sie zu Hellgum: Da kommst du gerade recht, um etwas Neues

zu sehen. Von nun an wird es ja so kommen, daß die Schulkinder antreten, um für den Schulmeister die Schule zu führen." Da lachte Hellgum. Er sah ein, daß so etwas doch zu toll sei. Er trieb die Kinder hinaus, und somit hat wenigstens dieser Unfug aufgehört."

Ingmar bemerkte, daß Stark-Ingmar ihn mit einem ganz besonderen Blick betrachtete, während er das erzählte. Er stand so da, wie ein Jäger prüfend vor dem niedergestreckten Bären steht und überlegt, ob er noch einen Schuß auf ihn abgeben müsse.

„Ich weiß nicht, was du nun von mir erwartest?" sagte Ingmar. — „Was soll ich von dir erwarten, du bist ja nur ein Knabe. Du besitzt ja gar nichts. Du hast nur zwei leere Hände zur Verfügung." — „Ich glaube gar, du willst, daß ich Hellgum totschlage?" — „Sie sagen unten im Kirchspiel, daß alles wieder gut werden würde, wenn du Hellgum veranlassen könntest, seines Weges zu ziehen." — „Es ist doch wohl bisher noch immer so gewesen, daß es Kämpfe und Spaltungen gab, sobald eine neue Lehre aufkam", sagte Ingmar. — „Jedenfalls wäre es eine gute Gelegenheit für dich, den Leuten zu beweisen, was du vermagst", sagte Stark-Ingmar beharrlich.

Ingmar wandte sich von dem Alten ab und brachte das Sägewerk in Gang. Er hätte jetzt vor allem gern fragen mögen, wie es mit Gertrud stehe, und ob sie sich bereits den Hellgumianern angeschlossen habe; er war aber zu stolz, um seine Unruhe zu verraten.

Um acht Uhr morgens ging Ingmar nach Hause, um sein Frühstück zu essen. Wie gewöhnlich wurde ihm eine sehr gute Mahlzeit vorgesetzt, und Halfvor und Karin waren besonders herzlich. Sobald Ingmar sie sah, war ihm, als könne er nicht ein Wort von Stark-Ingmars Gerede glauben. Es wurde ihm plötzlich leicht ums Herz und es erschien ihm als Gewißheit, daß der Alte übertrieben hatte.

Jedoch bald empfand er wieder eine so heftige Unruhe wegen Gertrud, daß er nicht essen konnte. „Bist du in der letzten Zeit nicht unten bei Schulmeisters gewesen, Karin?" fragte er plötzlich. — „Nein", antwortete Karin schnell, „mit solchen gottlosen Menschen mag ich nicht verkehren."

Ingmar schwieg lange, denn das war eine Antwort, die viel zu denken gab. War es nun richtig zu schweigen oder zu reden. Wenn er spräche, würde er mit seiner Familie in Streit geraten, aber er wollte auch keineswegs, daß irgend jemand glauben sollte, er stimme dem zu, was unrecht sei. — „Ich habe bei Schulmeisters niemals etwas von Gottlosigkeit bemerkt, und habe doch vier Jahre bei ihnen gelebt“, sagte er.

Karin dachte nun fast dasselbe, was Ingmar eben gedacht hatte und überlegte, ob sie schweigen oder reden solle. Aber sie mußte sich ja an die Wahrheit halten, wenn es auch Ingmar im tiefsten Herzen träfe und deshalb sagte sie, wenn die Menschen Gottes Ruf nicht folgen wollten, müsse man doch wohl glauben, sie wären gottlos.

Und Halfvor fiel ein: „Es ist ja unglaublich wichtig für Kinder, was für eine Erziehung sie erhalten.“ — „Storm hat die ganze Gemeinde erzogen und dich auch, Halfvor.“ — „Er hat uns aber nicht gelehrt, auf die rechte Art zu leben“, sprach Karin. — „Ich denke wohl, Karin, daß du stets danach gestrebt hast.“ — „Ich werde es dir erklären, Ingmar, wie das Leben nach der alten Lehre beschaffen ist. Es ist, als ginge man auf einem runden Balken, einen Augenblick steht man, im anderen fällt man. Wenn ich mich aber von meinen Mitchristen an den Händen halten und mich stützen lasse, dann kann ich den schmalen Weg der Gerechtigkeit gehen, ohne zu fallen.“ — „Ja“, sagte Ingmar, „aber dann ist es auch gar keine Kunst.“ — „Schwer ist es gleichwohl, aber nicht mehr unmöglich.“

„Aber wie war es nun mit dem Schulmeister?“ fragte Ingmar. — „Ja, die, welche zu uns gehörten, nahmen die Kinder aus der Schule. Wir wollen nicht, daß die Kinder noch irgend etwas von der alten Lehre hören.“ — „Aber was sagte denn der Schulmeister dazu?“ — „Er sagte, daß dem Gesetze nach die Kinder zur Schule gehen müssen.“ — „Das denke ich auch.“ — „Dann sandte er den Amtsdiener zu Israel Tomassons und zu Krister Larssons, und der holte die Kinder.“ — „Und nun seid ihr mit Storms verfeindet?“ — „Wir halten uns nur ganz zu unseren Mitbekennern.“ — „Ihr seid also mit allen anderen Menschen hier ver-

feindet.“ — „Wir halten uns fern von denen, die uns nur zur Sünde verlocken wollen.“

Je länger die drei sprachen, desto mehr senkten sie die Stimmen. Sie waren alle sehr besorgt um jedes Wort, das zwischen ihnen fiel. Es schien ihnen, daß ihr Gespräch eine betrübende Wendung nehmen müsse.

„Aber von Gertrud kann ich dich grüßen“, sagte Karin. Sie versuchte einen fröhlicheren Ton anzuschlagen. „Hellgum hat in diesem Winter viel mit ihr gesprochen, er sagt, daß sie sich uns noch heute abend anschließen wolle.“

Ingmars Lippen begannen zu beben. Es war, als hätte er den ganzen Tag darauf gewartet angeschossen zu werden, und nun sei der Schuß gekommen. Jetzt fuhr ihm die Kugel in den Körper. — „Also sie will nun zu euch übertreten“, sagte er mit fast unhörbarer Stimme. „Hier unten geschieht viel, während man im Waldesdunkel umherwandert.“

Ingmar dachte natürlich, daß Hellgum die ganze Zeit über versucht hätte, auf Gertrud einzuwirken und ihr Schlingen gelegt hätte, um sie einzufangen.

„Aber was soll denn nun aus mir werden?“ fragte Ingmar plötzlich. Es lag eine eigentümliche Hilflosigkeit in seinem Ton. — „Du sollst uns in unserem Glauben nachfolgen“, antwortete Halfvor schnell. „Hellgum ist jetzt hier, und wenn du nur erst mit ihm gesprochen hast, dann wirst du bald bekehrt sein.“ — „Es könnte aber doch auch geschehen, daß ich mich nicht bekehren lassen würde“, sagte Ingmar. Halfvor und Karin blieben stumm wie das Grab.

„Es könnte doch auch wohl sein, daß ich keinen anderen Glauben als mein Vater bekennen wollte“, wiederholte Ingmar. — „Du darfst noch nichts sagen, bevor du mit Hellgum gesprochen hast“, sagte Karin. — „Wenn ich aber nicht zu euch übertrete, dann wollt ihr mich wohl nicht unter eurem Dach beherbergen?“ fragte Ingmar und erhob sich von seinem Stuhl.

Da sie nicht antworteten, schien es Ingmar, daß plötzlich alles für ihn zusammenstürze, aber dabei richtete er sich höher auf und sah etwas mutiger aus. Er dachte, es sei am besten, jetzt gleich ein für allemal klar in dieser Sache zu sehen.

„Ich möchte nun wissen, wie es mit dem Sägewerk werden soll“, fuhr Ingmar fort. Halfvor und Karin blickten einander an, fürchteten aber etwas zu sagen. — „Du mußt nicht vergessen, Ingmar, daß wir niemand auf der Welt lieber haben als dich“, antwortete Halfvor. — „Ja, aber wie soll es mit dem Sägewerk werden?“ fragte Ingmar beharrlich. — „Zunächst sollst du all dein Bauholz fertig sägen, Ingmar.“

Als Halfvor so ausweichend antwortete, wurde Ingmar der Zusammenhang klar. — „Soll vielleicht Hellgum später das Sägewerk pachten?“ Halfvor und Karin waren ganz verwirrt durch Ingmars Ungestüm; seit er die Sache über Gertrud gehört hatte, konnte man nicht mehr mit ihm zurechtkommen. — „Mag nur Hellgum mit dir reden!“ sprach Karin begütigend. „Er wird noch genug mit mir reden können, aber es wäre mir lieb, zu wissen, wonach ich mich zu richten habe.“ — „Du weißt doch, daß wir nur dein Bestes wollen.“ — „Aber Hellgum soll das Sägewerk pachten“, sagte Ingmar. — „Wir brauchen eine passende Arbeit für Hellgum, damit er hier in seinem Heimatland bleiben kann. Wir haben daran gedacht, daß ihr beide Teilhaber werden könntet, wenn du zum rechten Glauben übergingest. Hellgum ist ein guter Arbeiter.“

„Ich weiß nicht, Halfvor, warum du dich scheust, gerade heraus zu reden“, sagte Ingmar. „Ich will ja nur wissen, ob Hellgum das Sägewerk bekommen soll.“ — „Er soll es bekommen, wenn du dich von Gott abwendest“, sprach Halfvor. „Ich danke dir, Halfvor, nun weiß ich doch, wie gut es für mich wäre, wenn ich zu eurem Glauben überträte.“ — „Du weißt recht gut, daß es nicht so gemeint ist“, sagte Karin. — „Ich verstehe eure Absicht sehr gut, sowohl Gertrud und das Sägewerk als auch mein altes Heim sollen für mich verloren sein, wenn ich nicht zu euch übertrete.“

Ingmar ging schnell aus dem Zimmer. Er wagte es nicht, noch länger dort zu bleiben.

Als er den Hof verlassen hatte, dachte er von neuem: Es ist am besten, gleich damit ein Ende zu machen. Es wird am besten sein, auch gleich zu erfahren, wonach ich mich zu richten habe.

Er begann mit langen Schritten zum Schulhause hinabzuwandern.

Als Ingmar das Pförtchen zum Schulgarten öffnete, fiel ein leichter Regen nieder, ein richtiger warmer, feiner Frühlingsregen. In dem schönen Garten hatte bereits alles angefangen zu knospen und zu wachsen. Der Rasen wurde so schnell grün, daß man das Gras wachsen zu sehen glaubte. Gertrud stand draußen auf der Treppe und betrachtete den Frühlingsregen, zwei große Holunderbüsche, die voller Blattknospen standen, streckten ihre Zweige über sie hin.

Ingmar blieb ruhig stehen, voller Verwunderung, daß hier unten alles so lieblich und friedlich war. Seine heftige Erregung mäßigte sich wieder. Gertrud hatte ihn noch nicht bemerkt, er schloß leise das Gartenpförtchen und ging auf sie zu.

Ehe Ingmar sich ihr aber näherte, blieb er nochmals stehen und blickte Gertrud erstaunt an. Als er von ihr schied, da war sie nicht größer als ein Kind gewesen, aber in diesem einen Jahr, in dem er sie nicht gesehen hatte, war sie zu einer stolzen, hochgewachsenen Jungfrau erblüht. Gertrud war jetzt groß und schlank und vollkommen entwickelt. Der Kopf saß schön auf dem feinen Halse, die Gesichtsfarbe war von zartem Weiß, das auf den Wangen in ein schönes, frisches Rot überging. Die Augen waren tief und sehnsüchtig geworden, und der Ausdruck des ganzen Gesichts hatte sich von spielerischer Fröhlichkeit zu tiefem Ernst und weichem Sehnen gewandelt.

Als Ingmar sie in ihrer ganzen Lieblichkeit sah, fühlte er, daß sein Herz von Glückseligkeit überfloß, in ihm wurde es still und feierlich, als wäre ein großer Festtag angebrochen. Das war so herrlich und wunderbar, er hätte niederknien mögen, um Gott dafür zu danken.

Als aber Gertrud ihn erblickte, zog plötzlich etwas Starres über ihr Gesicht, ihre Augenbrauen zogen sich so fest zusammen, daß zwischen ihnen eine kleine, tiefe Falte entstand.

Ingmars Gedanken arbeiteten an jenem Tage schneller als sonst. Er erkannte sofort, daß Gertrud sich über sein Kommen nicht freute, und das durchfuhr ihn wie ein scharfer

Schwerthieb. Sie wollen dir Gertrud nehmen, dachte er. Sie haben sie dir bereits genommen.

Der Feiertagsfrieden war dahin, und die frühere Erregung und Unruhe stellten sich wieder ein. Ohne jede Einleitung fragte er Gertrud, ob es wahr sei, daß sie sich Hellgum und seinen Anhängern anschließen wolle. Gertrud antwortete, daß sie diese Absicht hätte. Ingmar fragte, ob sie bedacht habe, daß die Hellgumianer ihr nur den Verkehr mit Gleichgesinnten gestatten würden. Gertrud antwortete ruhig, daß sie auch das wohl bedacht habe.

„Hast du von deinem Vater und von deiner Mutter die Erlaubnis bekommen?“ fragte Ingmar. — „Nein“, antwortete Gertrud, „sie wissen es noch nicht.“ — „Aber Gertrud . . .“ — „Schweig', Ingmar, ich muß es um meiner Ruhe willen tun. Gott zwingt mich dazu, es zu vollbringen.“ — „Ach“, fuhr Ingmar auf, „das ist nicht Gott, sondern es ist . . .“ Gertrud wandte sich ihm ungestüm zu, da sprach Ingmar nur: „Ich möchte dir jetzt nur sagen, daß ich mich niemals den Hellgumianern anschließen werde. Wenn du also zu ihnen übertreten solltest, so sind wir für immer geschieden.“

Gertrud sah aus als wüßte sie gar nicht, was das für sie bedeuten sollte.

„Tu' es nicht, Gertrud“, bat Ingmar. — „Du mußt nicht glauben, daß ich leichtsinnig handle. Ich habe es mir lange überlegt.“ — „Du mußt es dir nochmals überlegen.“ — Gertrud wandte sich ungeduldig von ihm ab. „Du mußt dir wohl auch um Hellgums willen die Sache überlegen“, sagte Ingmar mit steigendem Zorn und packte Gertrud am Arm, um sie festzuhalten. Gertrud schüttelte seine Hand ab. „Bist du denn ganz von Sinnen, Ingmar?“ — „Ja“, antwortete er, „ich werde verrückt von alledem, was Hellgum anstellt. Das muß ein Ende nehmen.“ — „Was muß ein Ende nehmen?“ — „Das sollst du ein andermal erfahren.“

Gertrud zuckte die Achseln. „Und nun lebe wohl, Gertrud“, sprach Ingmar, „und denke daran, was ich dir jetzt sage, du kommst nie und nimmer unter diese Hellgumianer.“ — „Was gedenkst du denn zu tun, Ingmar?“ fragte das Mädchen. Sie begann unruhig zu werden. —

„Lebe wohl, Gertrud, und denke daran, was ich dir gesagt habe!“ rief Ingmar. Er war bereits unten auf der sandigen Dorfstraße.

Ingmar wandte sich nun heimwärts. Wenn ich so klug wäre wie mein Vater! dachte er unterwegs. Wenn ich solche Macht hätte wie Groß-Ingmar! Was soll ich nur jetzt unternehmen? Ich verliere alles, was ich liebe, und ich sehe keinen Ausweg.

Nur eins wußte er sicher, wenn all dies Unglück über ihn käme, dann sollte Hellgum nicht mit heiler Haut davonkommen.

Ingmar ging nach Stark-Ingmars Hütte, um Hellgum zu treffen. Als er vor der Tür stand, hörte er laut und hitzig reden. Es schienen mehrere Fremde in der Hütte zu sein, und Ingmar kehrte sofort um. Als er fortging, hörte er einen Mann mit zornbebender Stimme sagen: „Wir sind drei Brüder, die einen weiten Weg gemacht haben, um dich, Johan Hellgum, wegen unseres jüngsten Bruders zur Rechenschaft zu ziehen. Er ging vor zwei Jahren nach Amerika. Dort trat er in deine Gemeinde ein, und in diesen Tagen haben wir einen Brief mit der Nachricht erhalten, daß er durch das Nachgrübeln über deine Lehre wahnsinnig geworden sei.“

Ingmar eilte fort. Es gab also außer ihm noch mehr Leute, die über Hellgum zu klagen hatten, und nun standen sie dort ebenso hilflos wie er.

Ingmar ging zum Sägewerk hinab. Stark-Ingmar hatte es schon in Gang gebracht. Während nun die Säge knirschte und der Wasserfall brauste, glaubte Ingmar einen Schrei zu hören. Er achtete aber nicht weiter darauf, denn er hatte jetzt für nichts anderes Sinn als für den Haß, den er gegen Hellgum empfand. Er zählte nur immer wieder alles auf, was Hellgum ihm geraubt hatte, sowohl Gertrud und Karin als auch das Sägewerk und sein Heim.

Noch einmal glaubte er einen Schrei zu hören. Und nun fiel ihm ein, daß zwischen Hellgum und den Fremden ein Kampf entstanden sein konnte. Es wäre kein Schade, wenn sie sich gegenseitig totschlügen, dachte er.

Da vernahm er einen lauten Hilferuf, und Ingmar rannte sofort den steilen Abhang hinauf.

Je näher er kam, desto deutlicher hörte er Hellgums Notrufe, und als er vor der Hütte stand, war es ihm, als bebe die Erde unter dem Kampfgetöse.

Ingmar hatte die Gewohnheit, jede Tür leise zu öffnen, und diesmal tat er es noch doppelt behutsam. Er glitt mit großer Zaghaftigkeit hinein. Drinnen stand Hellgum an einer der Wände und wehrte sich mit einer kurzen Axt. Die drei Fremden, die alle drei starke, große Männer waren, bearbeiteten ihn mit Holzscheiten, die sie wie Keulen schwangen. Flinten hatten sie nicht mitgebracht, woraus man ersehen konnte, daß sie nur dazu hergekommen waren, um Hellgum eine gute Portion Prügel zu versetzen; da er sich aber gegen sie verteidigte, war die Mordlust über sie gekommen, so daß es nun Hellgums Leben galt.

Sie blickten Ingmar kaum an; das war ja nur ein langer, junger Tölpel, der in die Stube getreten war.

Ingmar blieb ein Weilchen ruhig stehen und sah zu. Er dachte daran, daß es ganz wie im Traume sei, wo auch das, was man am meisten wünscht, vor unseren Blicken ersteht, ohne daß wir begreifen, woher es gekommen sein mag. Hin und wieder stieß Hellgum einen Hilferuf aus. Du wirst doch nicht glauben, daß ich so dumm bin, dir beizustehen, dachte Ingmar.

Einem der Männer gelang es, Hellgum mit solcher Wucht auf den Kopf zu treffen, daß diesem die Axt entfiel und er niedersank. Die anderen schleuderten sogleich die Holzscheite fort, zogen ihre Messer und warfen sich auf Hellgum. Aber da kam Ingmar ganz plötzlich ein Gedanke. Von alters her hieß es in seiner Familie, daß jeder von ihnen einmal im Leben etwas Gemeines oder Unrechtes tun müsse. War er nun an der Reihe?

Plötzlich fühlte einer der Angreifer, daß ihn ein paar Arme rücklings umklammerten, ihn emporhoben und ihn aus der Hütte warfen. Der zweite hatte noch kaum daran denken können, sich aufzurichten, als es ihm ebenso erging, und der dritte, dem es gelungen war, aufzustehen, bekam einen solchen Stoß, daß er rücklings auf die beiden anderen stürzte.

Als sie alle hinausgeworfen waren, stellte sich Ingmar auf die Türschwelle.

„Wollt ihr nicht noch einmal kommen?" fragte er und lachte. Er hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn sie ihn angefallen hätten. Es war ein wahres Vergnügen, endlich einmal von seinen Kräften Gebrauch machen zu können.

Die drei Brüder schienen auch ganz geneigt, den Kampf zu erneuern. Da rief einer von ihnen, daß sie fliehen müßten. Er sähe einen Menschen auf dem Wege hinter den Erlen auftauchen.

Aber sie waren wütend darüber, daß sie Hellgum nicht hatten beikommen können, und gerade, als sie sich umwandten, um wegzugehen, lief einer von ihnen zurück, stürzte auf Ingmar zu und stieß ihm sein Messer ins Genick. — „Das hast du dafür, daß du dich in unsere Angelegenheiten gemischt hast!" rief er. Ingmar sank nieder, und der Bauer lief hohnlachend davon.

Einige Minuten danach stand Karin in der Hütte. Sie fand Ingmar auf der Schwelle sitzend, mit einer Wunde im Genick. Drinnen in der Stube erblickte sie Hellgum. Er hatte sich wieder erhoben und stand an die Wand gelehnt da. Er hielt wieder die Axt in der Hand. Sein Gesicht war von Blut überströmt.

Karin hatte die Flüchtlinge nicht gesehen. Sie glaubte, daß es Ingmar gewesen sei, der Hellgum überfallen und verwundet hätte.

Karin war so entsetzt, daß ihre Füße zitterten. Nein, das ist nicht möglich, dachte sie, aus unserer Familie kann doch keiner zum Mörder werden. In demselben Augenblick fiel ihr die Geschichte ihrer Mutter ein. „D a h e r ist es gekommen", murmelte sie.

Karin eilte an Ingmar vorüber und trat auf Hellgum zu. „Nein, nein, zuerst Ingmar!" rief Hellgum. — „Man soll sich des Totschlägers nicht annehmen, ehe man sich seines Opfers angenommen hat", sagte Karin. — „Zuerst Ingmar, Ingmar zuerst!" schrie Hellgum. Er war in solcher Aufregung, daß er die Axt gegen sie schwang. „E r war es ja, der die Mörder niederschlug und mir das Leben rettete."

Als Karin endlich den Zusammenhang begriff und sich zu Ingmar wenden wollte, war dieser aufgestanden und hinausgegangen. Karin sah ihn über den Hofplatz hinwanken.

Sie eilte ihm nach. „Ingmar, Ingmar!“ rief sie.

Ingmar aber wankte weiter fort, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuwenden.

Karin holte ihn ohne große Mühe ein. Sie legte die Hand auf seinen Arm.

„Bleibe hier, Ingmar, damit ich dich verbinden kann!“

Ingmar riß sich los und ging weiter. Er tastete sich vorwärts wie ein Blinder, der nicht Steg noch Weg kennt. Das Blut sickerte unter seinen Kleidern hervor und floß aus der Wunde in einen seiner Schuhe hinab. Bei jedem Schritt, den er machte, sickerte es aus dem Schuh heraus und hinterließ eine rote Spur auf der Erde.

Karin folgte ihm und rang die Hände. „Bleibe, Ingmar, bleibe hier, Ingmar! Wohin willst du denn gehen? Bleibe, Ingmar!“

Ingmar schritt geradeswegs auf den Wald zu, wo doch kein Mensch war, der ihm beistehen konnte.

Karin hielt ihre Augen fest auf seine Schuhe geheftet, die bereits voller Blut waren. Mit jedem Augenblick wurde die Fußspur röter und röter.

Jetzt geht er in den Wald, um sich niederzulegen und zu verbluten, dachte Karin.

„Gott segne dich dafür, Ingmar, daß du Hellgum geholfen hast!“ sagte Karin mit weicher Stimme. „Das erfordert Manneskraft.“

Ingmar wanderte weiter, ohne auf sie zu hören.

Karin eilte an ihm vorüber und stellte sich ihm in den Weg. Ohne die Augen aufzuschlagen, wich er zur Seite. Er murmelte nur: Geh' und hilf Hellgum!“

„Ich will dir nur sagen, Ingmar, daß Halfvor und ich sehr betrübt über unser heutiges Gespräch waren. Ich war auf dem Wege zu Hellgum, um ihm zu sagen, daß, wie es nun auch ginge, d u die Mühle behalten solltest.“

„Ja, nun kannst du sie Hellgum geben“, war Ingmars Antwort.

Er ging weiter und stolperte über Stock und Stein, aber er ging und ging.

Karin folgte ihm und suchte ihn zu erweichen. „Du mußt es mir schon verzeihen, daß ich mich einen Augenblick irrte und glaubte, du hättest dich mit Hellgum geschlagen. Es war doch nicht leicht etwas anderes anzunehmen.“

„Es war dir ein leichtes, deinen Bruder für einen Mörder zu halten“, sagte Ingmar, ohne ihr sein Gesicht zuzuwenden.

Er ging unaufhaltsam weiter. Wenn das Gras, das seine Füße niedertraten, sich wieder emporrichtete, tropfte das Blut von den Halmen herab.

Als Karin hörte, wie oft Ingmar nun Hellgums Namen erwähnte, wurde es ihr erst wirklich klar, wie sehr er ihn haßte. Zugleich aber kam es ihr zum Bewußtsein, wie groß Ingmars heutige Tat war.

„Um deiner heutigen Tat willen wirst du berühmt werden, Ingmar, man wird dich loben und preisen“, sagte sie. „Du wirst doch wohl nicht von so großen Ehrungen wegsterben wollen?“

Sie hörte Ingmars höhnisches Lachen, während er weiterging. Er wandte ihr sein bleiches, verstörtes Antlitz zu. — „Kannst du nun nicht umkehren, Karin? Ich weiß ja doch, wem du am liebsten helfen möchtest.“

Seine Schritte wurden immer unsicherer, und auf der Erde zeigte sich bereits eine zusammenhängende Blutspur, wo er ging.

All dieses strömende Blut brachte Karin außer sich. Es war, als hätte die große Liebe, die sie stets für Ingmar gehegt hatte, durch diese roten Blutspuren neue Nahrung erhalten, so daß sie mit neuer Kraft aufloderte. Und dazu war sie stolz auf Ingmar und dachte, er sei ein würdiger Sproß des alten edlen Stammes.

„Ingmar“, sprach Karin, „ich glaube, daß du es übel vor Gott und Menschen verantworten kannst, dein Leben auf diese Art und Weise zu verspielen. Und das sollst du wissen, wenn ich irgend etwas zu tun vermag, was dir das Leben wieder lieb machen könnte, so brauchst du es nur frei heraus zu sagen.“

Ingmar blieb stehen, er umklammerte einen Baumstamm, um nicht umzusinken. Sie hörte ihn mißtrauisch lachen, darauf sagte er:

„Vielleicht möchtest du Hellgum nach Amerika zurückschicken?"

Karin stand da und betrachtete die Blutlache, die sich um Ingmars linken Fuß bildete. Sie versuchte zu überlegen und zu begreifen, was diese Forderung des Bruders bedeutete. Es war sicherlich ganz so, als sollte sie den herrlichen Garten Eden verlassen, in dem sie nun den ganzen Winter über gelebt hatte, und würde nun wieder in der armen, elenden Welt der Sünde, die sie verlassen hatte, ihr Leben weiterführen müssen.

Ingmar hatte sich ganz zu ihr gewendet. Sein Gesicht war gelblichbleich, die Haut über den Schläfen spannte sich, und die Nase wurde spitz wie bei einem Toten. Aber die dicke Unterlippe schob sich gebieterischer hervor als jemals früher, und der strenge Zug um den Mund zeichnete sich sehr scharf ab. Es war durchaus nicht anzunehmen, daß er seine Forderung aufgeben würde.

„Ich glaube nicht, daß Hellgum und ich in diesem Dorf zusammen leben können", sagte Ingmar, „aber ich sehe ganz gut, daß i ch es sein werde, der ihm weichen muß."

„Nein", sagte nun Karin schnell, „wenn ich dich nur pflegen darf, so daß du uns erhalten bleibst, dann verspreche ich dir, es so einzurichten, daß Hellgum abreist."

Während Karin dies sagte, dachte sie, Gott kann uns auch einen anderen Helfer senden, ich aber weiß keinen besseren Ausweg, als Ingmar nachzugeben.

— — — — — — — — — —

Ingmar hatte einen Verband bekommen und war zu Bett gebracht worden. Die Wunde war nicht lebensgefährlich, er sollte sich nur einige Tage ganz ruhig verhalten. Man hatte ihn im Oberstock gebettet und Karin saß an seiner Seite.

Den ganzen Tag über hatte Ingmar phantasiert: er durchlebte nochmals alles, was ihm in diesen Tagen geschehen war. Karin kam bald dahinter, daß nicht nur Hellgum und das Sägewerk ihm so viel Kummer bereitet hatten.

Am Abend war er klar und ruhig. Da sprach Karin zu ihm: „Hier ist jemand, der mit dir reden möchte.“ Ingmar meinte, er sei zu müde, um mit irgend jemand zu sprechen. — „Ich denke, daß es dir gut tun wird“, sagte Karin.

Gleich darauf trat Gertrud zu Ingmar herein. Sie sah sehr feierlich und bewegt aus. Ingmar hatte Gertrud auch schon zu jener Zeit geliebt, als sie noch meistenteils kindisch und launenhaft gewesen war, aber damals hatte sich etwas in ihm stets gegen diese Liebe gesträubt. Nun war ein schweres Jahr voller Sehnsucht und Unruhe über Gertrud hingegangen und hatte sie so verwandelt, daß Ingmar, sobald er sie nur anblickte, eine grenzenlose Sehnsucht empfand, sie zu erringen.

Als Gertrud an das Bett trat, bedeckte er seine Augen mit der Hand.

„Willst du mich nicht sehen?“ fragte Gertrud.

Ingmar schüttelte den Kopf. Nun war an ihm die Reihe, das launenhafte Kind zu spielen.

„Ich muß dir nur ein paar Worte sagen“, begann Gertrud.

„Du kommst wohl, um mir zu erzählen, daß du zu den Hellgumianern übergetreten bist.“

Gertrud kniete neben dem Bett nieder. Sie hob die Hand von Ingmars Augen.

„Es ist etwas, wovon du nichts weißt, Ingmar.“ Ingmar blickte sie fragend an. Er sprach kein Wort. Gertrud errötete und zögerte ein wenig, dann aber sagte sie: „Im vergangenen Jahr, gerade als du von uns wegzogst, begann ich, dich auf die rechte Art zu lieben.“

Ingmar wurde flammend rot, einen Augenblick lächelte er vor Befriedigung, wurde aber sofort wieder ernst und mißtrauisch. — „Ich sehnte mich so sehr nach dir, Ingmar.“ Ingmar lächelte ungläubig, streichelte aber ein wenig ihre Hand zum Dank dafür, daß sie gütig gegen ihn sein wollte. — „Und du kamst nicht ein einziges Mal zu mir zurück“, klagte sie. „Es war, als ob ich gar nicht mehr für dich existierte.“

„Ich wollte dich nicht wiedersehen, ehe ich ein gutes Auskommen hatte und um dich werben konnte“, sagte Ingmar, als wenn das eine ganz selbstverständliche Sache gewesen wäre.

„Aber ich glaubte, du hättest mich vergessen.“ In Gertruds Augen glänzten Tränen. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für ein schreckliches Jahr das für mich war. Hellgum war sehr gut gegen mich und tröstete mich. Er sagte, mein Herz würde ruhig werden, wenn ich es Gott gänzlich hingäbe.“

Ingmar blickte sie nun in gespannter Erwartung an.

„Ich war ganz erschrocken, als du heute kamst. Ich fürchtete, daß ich dir nicht widerstehen könnte, und daß dann der Kampf von neuem beginnen würde.“

Da zog ein strahlendes Lächeln über Ingmars Antlitz. Aber noch immer schwieg er.

„Nun erfuhr ich heute abend, daß du dem beigestanden hättest, den du hassest, Ingmar. Und da war ich am Ende meiner Kraft. Gertruds Gesicht war wie mit Blut übergossen. „Ich fühlte, daß ich nicht die Kraft hätte, etwas zu tun, was mich von dir scheiden würde.“

Und sie beugte sich über Ingmars Hand und küßte sie.

Ingmar aber war es, als ob mächtige Glocken in seinen Ohren dröhnten und einen hohen Feiertag einläuteten. Sonntagsfrieden und heilige Ruhe durchdrangen ihn, die Liebe lag süß wie Honig auf seinen Lippen und ein wohliges, beruhigends Gefühl erfüllte sein ganzes Wesen und Sein.





Zweite Abteilung.

Der Untergang des Dampfers „L'Univers".

In einer nebligen Sommernacht des Jahres 1880, also einige Jahre bevor der Schulmeister sein Missionshaus baute und Hellgum aus Amerika zurückkehrte, dampfte das französische Passagierschiff „L'Univers" über den Atlantischen Ozean und befand sich gerade auf der Linie zwischen New-York und Havre.

Es war morgens gegen vier Uhr, und sowohl alle Passagiere als auch der größte Teil der Schiffsmannschaft lagen schlafend in ihren Kajüten und Kojen. Das große Schiffsdeck war gänzlich menschenleer.

Gerade um diese Zeit vor Tagesanbruch lag ein alter französischer Matrose in seiner Hängematte und warf sich unruhig hin und her, ohne einschlafen zu können. Ein leichter Seegang hatte eingesetzt und alles Holzwerk knackte und knarrte unaufhörlich, aber sicherlich lag es nicht daran, daß er nicht einschlafen konnte.

Er und seine Kameraden lagen in einem großen, sehr langen Verschlag des Zwischendecks. Der Raum war durch einige Laternen beleuchtet, so daß er sehen konnte, wie die grauen Hängematten, die in dichten Reihen dahingen, die Schlafenden leise hin und her schaukelten. Zuweilen drang ein leichter Wind so feucht und kühl durch eine der Wasserluken, daß ihm das ganze Meer, das da draußen im Nebel kleine graugrüne Wellen schlug, deutlich vor Augen stand.

Es gibt doch nichts auf der Welt, was dem Meere gleicht, dachte der alte Seemann.

Während er daran dachte, wurde es plötzlich wunderlich still um ihn her. Er hörte weder das Fauchen der Maschine, noch das Rasseln der Steuerketten, weder das Plätschern der Wellen, noch das Sausen des Windes.

Es kam ihm in den Sinn, daß das Schiff plötzlich auf den Meeresgrund gesunken sei, und daß er und seine Kameraden niemals in einen Sarg gebettet werden würden, sondern in ihren grauen Hängematten für ewige Zeiten tief unten im Meere hängen bleiben müßten.

Früher hatte er sich stets davor gefürchtet, sein Grab einst in den Wellen zu finden. Jetzt aber war es ihm lieb, daß das bewegliche, durchsichtige Wasser ihn deckte, und daß nicht die schwarze, schwere Kirchhofserde auf ihm lastete.

Es gibt doch nichts auf der Welt, was dem Meere gleicht, dachte er noch einmal.

Aber dann begann er über etwas nachzugrübeln, was ihn beunruhigte. Er sann darüber nach, ob seine Seele nicht Schaden nehmen werde, weil er tief unten im Meere ruhte, ohne die letzte Ölung empfangen zu haben. Er befürchtete, daß die arme Seele sich dadurch niemals zum Himmel würde aufschwingen können.

In demselben Augenblick schimmerte ein schwacher Lichtschein weit vorn, da, wo der Raum sich verengte; er richtete sich auf und beugte sich über die Hängematte hinaus, um zu sehen, woher dieser Schein käme. Bald erkannte er, daß mehrere Personen mit brennenden Lichtern näherkamen. Er beugte sich immer weiter vor, um die Nahenden zu beobachten.

Die Hängematten hingen so dicht nebeneinander und dem Fußboden so nahe, daß jemand, der durch den Raum gelangen wollte, ohne die Schlafenden anzustoßen, am besten tat, durchzukriechen. Der alte Seemann war sehr begierig, zu sehen, wer wohl imstande wäre, sich hier einen Weg zu bahnen.

Er sah es bald. Es waren zwei kleine Chorknaben, die je eine Wachskerze in der Hand trugen. Er erkannte deutlich ihre langen, schwarzen Mäntel und ihre kurzgeschorenen Köpfe.

Der Seemann war durchaus nicht erstaunt. Er dachte im Gegenteil, es sei ganz natürlich, daß sie, die so klein waren, mit brennenden Kerzen unter den Hängematten durchgehen konnten.

Ich möchte wohl wissen, ob ihnen ein Pfarrer folgt, dachte er. Sofort hörte er das Läuten einer kleinen, schrillen Glocke und sah, daß noch jemand hinter ihnen her schritt. Aber es war kein Geistlicher, sondern eine alte Greisin, die nicht viel größer war als die Chorknaben.

Er glaubte die Greisin wiederzuerkennen. „Das muß Mutter sein“, sagte er. „Ich habe niemals ein so kleines Frauchen gesehen wie Mutter. Und niemand außer Mutter könnte so still und leise durchschlüpfen, ohne die Leute aufzuwecken.“

Er bemerkte, daß die Mutter einen langen, weißen Batistüberwurf, mit Spitzen besetzt, über ihrem schwarzen Kleide trug, gerade so wie die Priester zu tun pflegen. In der Hand hielt sie das große Meßbuch mit dem goldenen Kreuz, das er tausendmal auf dem Altar der heimatlichen Kirche hatte liegen sehen.

Die kleinen Chorknaben stellten die Kerzen neben seine Hängematte, knieten nieder und schwangen ihre Weihrauchgefäße. Der Seemann atmete den milden Weihrauchduft ein, sah die bläulichen Rauchwölkchen aufsteigen und hörte die Ketten der Weihrauchkessel klirren.

Indessen schlug seine Mutter das große Meßbuch auf. Ihm war es, als begänne sie die Sterbesakramente zu lesen.

Nun erschien es ihm wohltuend und erfreulich, auf dem Grunde des Meeres im Tode zu ruhen. Das war viel besser als auf dem Kirchhof zu liegen.

Er streckte sich in seiner Hängematte aus, und noch eine ganze Weile hörte er die Stimme seiner Mutter lateinische Worte murmeln. Der Duft des Weihrauchs zog über ihn hin, und er lauschte dem leichten Kettengeklirr an den Weihrauchgefäßen. Dann hörte all dies auf. Die Chorknaben hoben ihre Kerzen empor und schritten der Mutter voran, die mit einem festen Schlag das Buch zuklappte und ihnen folgte. Er sah, daß sie alle drei unter den grauen Hängematten verschwanden.

Sobald sie entschwunden waren, hörte die große Stille auf. Er vernahm wieder deutlich die Atemzüge der Kameraden. Die Schiffswände krachten, der Wind heulte und die Wellen rauschten. Es wurde ihm klar, daß er sich noch unter den Lebenden auf der Meeresoberfläche befand.

„Jesus Maria, welche Bedeutung hat das, was ich heute nacht gesehen habe?“ fragte er sich.

Zehn Minuten später wurde „L'Univers“ von einem heftigen Stoß getroffen. Es war, als ob der ganze Dampfer in zwei Hälften auseinander berste.

Das war es, was ich erwartete, dachte der alte Matrose.

Während der furchtbaren Verwirrung, die entstand, als alle die anderen Seeleute halbnackt aus ihren Kojen stürzten, zog er bedächtig seine Sachen an. Der Vorgeschmack des Todes lag wie ein starkes Wohlgefühl auf seinen Lippen. Er fühlte sich bereits heimisch auf dem tiefen Meeresgrunde.

*

Als der heftige Stoß das Schiff erschütterte, lag ein kleiner Kajütenjunge schlafend in einer kleinen Koje auf dem Deck in der Nähe des Speisesaales.

Er setzte sich halb wach in seiner Hängematte zurecht und überlegte, was eigentlich los sei. Gerade über seinem Kopf befand sich eine kleine, runde Glasscheibe, durch welche er hinausguckte. Er sah nichts anderes als Nebel und etwas unförmlich Graues, das aus dem Nebel herausgewachsen zu sein schien. Er glaubte große, graue Flügel zu erkennen. Das war gewiß ein furchtbar großer grauer Vogel, der sich auf dem Dampfer niedergelassen hatte. Nun lag dieser unter ihm und schlingerte und wälzte sich unter seinen Fängen, während das riesige Ungetüm mit Krallen und Schnabel und peitschenden Flügeln darauf loshackte und schlug.

Der kleine Bursche glaubte, daß er vor Entsetzen sterben müsse.

Aber im nächsten Augenblick war er ganz wach und sah, daß ein großes Segelschiff mit dem Dampfer zusammengestoßen war. Er erkannte mächtige Segel und ein fremdes Verdeck, auf dem Leute mit langen Lederjacken wie in wahn=

sinniger Angst umherliefen. Der Wind blies scharf, und alle die unzähligen Leinensegel waren so straff gespannt, daß man auf ihnen hätte trommeln können wie auf einem Trommelfell. Die Maste beugten sich und die Rahen und Taue barsten mit einem Knattern, das Schüssen glich.

Der große Dreimaster, der in dem dunklen Nebel geradeswegs auf „L'Univers" losgesegelt war, hatte sich mit seinem Bugspriet derartig in die Flanke des Dampfers eingebohrt, daß er nicht mehr loskommen konnte. Das Passagierschiff schlingerte stark, aber die Propeller arbeiteten, so daß sowohl das Segelschiff als auch der Dampfer zusammen weitergetrieben wurden.

„Herr, mein Gott", rief der kleine Kajütenwächter, indem er auf das Deck hinausstürzte, „das unglückliche Schiff ist mit uns zusammengestoßen, und nun muß es untergehen!"

Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß der Dampfer selber in Gefahr sein könnte, da er so mächtig groß und stark war.

Die Offiziere des Dampfers kamen nun auch herbeigestürzt, als sie aber sahen, daß es nur ein Segler war, der den Zusammenstoß mit ihrem Dampfer gehabt hatte, waren sie ganz beruhigt und trafen mit größter Sicherheit und Umsicht die notwendigen Anordnungen, um die Schiffe voneinander zu befreien.

Der kleine Kajütenwächter stand draußen auf dem Deck, barfuß und mit flatterndem Hemd, denn es stürmte heftig, er winkte den unglücklichen Menschen auf dem Segelschiff zu, daß sie auf den Dampfer herüberkommen sollten, um ihr Leben zu retten.

Anfangs schien keiner ihn zu bemerken, aber bald sah er, daß ein großer Mann mit rotem Bart ihm zuwinkte.

„Komm' herüber, Junge!" rief der Mann und lief zur Reling hin. „Der Dampfer sinkt!"

Der kleine Bursche dachte nicht einen Augenblick daran, auf das Segelschiff hinüberzugehen. Er schrie so laut er konnte, daß die Schiffbrüchigen sich auf „L'Univers" hinüberretten sollten.

Die anderen Männer, die sich auf dem Segelschiff befanden, arbeiteten mit Stangen und Bootshaken, um von

dem Dampfer loszukommen, aber den Rotbärtigen schien ein seltsames Mitleid für den Kleinen erfaßt zu haben. Er hob die Hände wie ein Sprachrohr zum Munde und rief: „Komm' herüber, komm' herüber!“

Der Kleine stand in seinem dünnen Hemd frierend und kläglich auf dem Deck. Er stampfte mit seinen nackten Füßen und ballte die kleinen Fäuste gegen die Schiffsmannschaft, weil sie nicht auf ihn hören wollte und sich nicht auf den Dampfer hinüberrettete. Ein so großes Dampfschiff wie „L'Univers“, mit sechshundert Passagieren und zweihundert Mann Besatzung, konnte doch unmöglich untergehen. Und er sah ja auch, daß sowohl die Matrosen als auch der Kapitän ebenso ruhig waren wie er selber.

Plötzlich nahm der Rotbärtige einen langen Bootshaken. Er streckte ihn gegen den Knaben vor, hakte ihn in dessen Hemd ein und wollte ihn auf das Segelschiff hinüberheben. Er zog ihn auch bis zur Reling hin, aber da gelang es dem kleinen Kajütenwächter, sich loszureißen. Er würde sich doch nicht auf das fremde Schiff schleppen lassen, das gleich untergehen mußte.

Gleich darauf vernahm man ein neues fürchterliches Krachen. Das Bugspriet des Segelschiffes war zersplittert, und dadurch kamen die beiden Schiffe voneinander los. Als der Dampfer weiterfuhr, sah der Knabe das zerschellte, breite Bugspriet an der Vorderseite des Segelschiffes hängen, und er sah auch noch ganze Wolken von Segeln auf die Besatzung herabstürzen.

Aber der Dampfer arbeitete mit Volldampf, und das fremde Schiff verschwand im Nebel. Das letzte, was der Knabe sah, war das Herausarbeiten der Männer aus den Segelmassen.

Dann verschwand das Segelschiff so vollständig, als wäre es hinter eine Mauer geglitten. Es ist bereits gesunken, dachte der Kleine, und er stand da und lauschte auf die erwarteten Hilferufe.

Da rief eine rauhe, starke Stimme über den Dampfer hin: „Die Passagiere retten! Die Boote aussetzen!“

Wieder wurde es still. Wieder lauschte der Junge auf Hilferufe.

Da hörte man dieselbe Stimme wie aus weitem, weitem Abstand rufen: „Betet zu Gott! Ihr seid verloren!"

In demselben Augenblick trat ein alter Matrose vor den Kapitän hin.

„Wir haben ein großes Leck in der Mitte des Schiffes, wir gehen unter", sprach er leise und feierlich.

*

Fast in demselben Moment, als man sich an Bord des Dampfers der Gefahr bewußt geworden war, zeigte sich eine kleine Dame auf dem Schiffsdeck.

Sie war mit festen, sicheren Schritten aus einer Kajüte erster Klasse die Treppe hinaufgestiegen. Sie hatte sich vollständig angekleidet, und ihre Hutbänder waren in einer zierlichen Schleife unter dem Kinn zugebunden.

Es war eine kleine, alte Dame mit grauem, krausem Haar, runden Eulenaugen und roter Gesichtsfarbe.

So kurze Zeit die Reise auch erst gedauert hatte, war es ihr doch bereits gelungen, mit allen Leuten an Bord Bekanntschaft zu machen. Alle wußten, daß sie Miß Hoggs hieß, und allen, sowohl den Seeleuten als auch den Passagieren, hatte sie erzählt, daß sie sich noch niemals gefürchtet habe. Sie hatte gesagt, daß sie nicht wüßte, wovor sie sich fürchten sollte. E i n m a l müßte sie ja doch sterben. Es bekümmere sie gar nicht, ob das früher oder später geschähe.

Sie war auch jetzt nicht im geringsten ängstlich, sie war nur schnell auf das Deck geeilt, um zu sehen, ob dort etwas Interessantes oder Erschütterndes passiert sei.

Das erste, was sie sah, waren ein paar Seeleute, die mit wilden, verstörten Gesichtern an ihr vorbeistürmten. Die Aufwärter kamen halbbekleidet angelaufen, sie eilten in die Kajüten hinab, um die Passagiere auf das Schiffsdeck zu befördern. Ein alter Matrose kam mit einem ganzen Pack von Rettungsgürteln belastet, die er auf einen Haufen warf. Ein kleiner Kajütenwächter saß im Hemde in einem Winkel, weinte und rief unablässig, daß er sterben müsse.

Den Kapitän erblickte sie hoch oben auf der Kommandobrücke und hörte seinen Befehl: „Die Maschine stoppen! Die Boote aussetzen!"

Die Heizer und die Maschinisten rasten auf dem rußgeschwärzten Treppen empor, die in den Maschinenraum mündeten, und riefen, daß das Wasser bereits die Kessel überflute.

Miß Hoggs war kaum einen Augenblick auf dem Schiffsdeck gewesen, als es auch schon von Menschen überfüllt war. Es waren die Passagiere der dritten und vierten Klasse, die in dichten Haufen herbeistürzten und riefen, man müsse schnell nach den Booten eilen, denn sonst würden die Passagiere der ersten und der zweiten Klasse zuerst gerettet werden.

Als aber die Verwirrung immer mehr und mehr zunahm, so daß Miß Hoggs erkannte, es sei wirklich Gefahr im Verzuge, schlich sie auf das Promenadendeck über dem Speisesaal, wo einige Rettungsboote außerhalb der Reling hingen.

Hier oben befand sich kein Mensch, und ohne daß irgend jemand sie bemerkte, kletterte Miß Hoggs in eins der Boote, die in Verschlägen und Tauen über der schwindelnden Tiefe hingen. Sobald sie dort saß, beglückwünschte sie sich im stillen zu ihrer Klugheit und Unerschrockenheit. So ginge es, wenn man einen klaren und besonnenen Kopf hätte.

Wenn das Boot erst ins Meer hinabgelassen worden wäre, so hätte man schwerlich Platz darin gefunden. Alle würden darauf losstürzen, in den Wasserluken und auf den Fallreeptreppen wäre es entsetzlich gewesen. Sie beglückwünschte sich immer wieder, daß sie auf den Einfall gekommen war, das Boot im voraus zu besteigen.

Miß Hoggs Boot hing weit hinten am Achterdeck, wenn sie sich aber über Bord lehnte, konnte sie auch die Fallreeptreppe sehen.

Sie sah nun, daß ein Boot mit der notwendigen Mannschaft herankam, und daß die Passagiere einzusteigen begannen. Plötzlich hörte man einen entsetzlichen Schrei. Es war jemand in der Angst fehlgetreten und ins Wasser gestürzt. Das mußte die anderen erschreckt haben, denn es erhob sich ein lautes Geschrei auf dem Schiff, und die Passagiere drängten sich besinnungslos durch die Wasserluken und begannen miteinander auf der Fallreeptreppe zu ringen. Viele stürzten bei diesem Kampf ins Meer, und

viele, die erkannten, daß es unmöglich sei, über die Treppe zu gelangen, warfen sich unbedenklich in die Wassertiefe, um das Boot schwimmend zu erreichen. Aber dann ruderte das Boot weg. Es war bereits sehr überlastet, und die darin sitzenden zogen ihre Messer heraus, um denen, die es versuchten, hineinzuklettern, die Finger abzuschneiden.

Miß Hoggs saß oben und sah, wie ein Boot nach dem anderen heranruderte. Sie sah auch, wie Boot auf Boot unter der Last der Menschen, die sich hineingestürzt hatten, kenterte.

Die neben ihr hängenden Boote wurden hinabgelassen. Aber durch irgend einen Zufall rührte niemand das Boot an, in dem sie sich niedergelassen hatte.

Gott sei Lob und Dank, daß sie mein Boot hängen lassen, bis das Schlimmste vorbei ist! dachte sie.

Miß Hoggs sah und hörte entsetzliche Dinge. Ihr schien, daß sie über einer Hölle schwebe.

Das Deck selber konnte sie nicht sehen, aber sie glaubte, Laute zu vernehmen, die auf einen schweren Kampf deuteten. Sie hörte den schwachen Knall von Revolverschüssen und sah blaue Rauchwolken vom Deck aufsteigen.

Endlich kam ein Augenblick tiefer Stille. Nun wäre die rechte Zeit gekommen, mein Boot hinunterzulassen, dachte Miß Hoggs.

Sie fürchtete sich nicht im geringsten, sondern saß so lange in ruhiger Sicherheit da, bis der Dampfer sich auf die Seite legte. Erst dann begriff Miß Hoggs, daß „L'Univers" zu sinken begann und daß ihr Boot vergessen worden war.

•

An Bord des Dampfers befand sich auch eine junge Amerikanerin, eine Mrs. Gordon, die nach Europa reisen wollte, um ihre alten Eltern zu besuchen, welche seit Jahren in Paris lebten.

Sie hatte ihre beiden Kinder mitgenommen. Es waren zwei kleine Knaben. Sie lagen schlafend in derselben Kajüte mit ihr, als die Katastrophe eintrat.

Sie erwachte sofort, es gelang ihr, die Kinder und sich selber ein wenig anzukleiden und in den schmalen Gang zwischen den Kajüten zu gelangen.

Dieser Gang war ganz voll von Menschen, die alle aus den Kajüten gestürzt waren, um auf das Schiffsdeck zu eilen. Aber hier war es noch nicht so schwer, vorwärts zu kommen. Auf der Treppe dagegen ging es viel schlimmer zu. Dort entstand ein furchtbares Gedränge, weil mehr als hundert Menschen zugleich hinaufstürzten.

Die junge Amerikanerin blieb stehen und hielt an jeder Hand eins ihrer Kinder. Sie blickte sehnsüchtig die Treppe hinauf und überlegte, wie sie dort mit den Kleinen hinaufgelangen könnte. Sie sah, daß die Menschen sich drängten und stießen, jeder nur an sich selber denkend. Keiner schien ihrer auch nur gewahr zu werden.

Mrs. Gordon war gezwungen, auf die anderen zu achten, weil sie der Hilfe bedurfte. Sie hoffte jemand zu finden, der den einen Knaben auf den Arm nehmen und die Treppe hinauftragen würde, während sie selber den anderen trüge.

Aber sie wagte es nicht, jemand anzureden. Die Männer kamen irgendwie bekleidet angestürzt, einige hatten sich in Decken gehüllt, andere hatten ihre Röcke über den Nachthemden angelegt. Mehrere trugen ihre Stöcke in den Händen, und als sie den starren Blick ihrer Augen gewahrte, wurde es ihr klar, daß sie alle gefahrdrohend aussahen.

Vor den Frauen fürchtete sie sich nicht, sie sah aber keine einzige, der sie ihr Kind hätte anvertrauen mögen. Sie alle benahmen sich ohne Sinn und Verstand, alle Vernunft war von ihnen gewichen, sie hätten gar nicht verstanden, was sie von ihnen verlangen wollte.

Sie blickte alle prüfend an und überlegte, ob eine einzige darunter sei, die eines klaren Gedankens fähig wäre. Aber wenn sie sich näherten und wenn sie sah, daß einige bemüht waren, die Blumen zu retten, die sie bei der Abreise in New-York erhalten hatten, während andere schrien und die Hände rangen, dann konnte sie sich nicht entschließen, eine einzige von ihnen um Hilfe zu bitten.

Schließlich versuchte sie einen jungen Mann anzuhalten, der ihr Tischnachbar gewesen war, und der viel Rücksicht für sie gehabt hatte.

„Ach, Mr. Martens . . .“

Er sah sie mit demselben starren Blick an, der auch in den Augen der anderen Männer glühte. Er hob den Stock ein wenig, und wenn sie versucht hätte, ihn länger zurückzuhalten, so würde er sie geschlagen haben.

Gleich darauf hörte sie ein Geheul, obwohl es eigentlich nicht als Geheul bezeichnet werden konnte, sondern eher den Lauten zischender Wut glich, so als ob ein heftiger Wind sich plötzlich in einer engen Gasse verfangen hätte. Es rührte von den Menschen auf der Treppe her, die in ihrem Vordringen behindert waren.

Ein Herr wurde die Treppe hinaufgetragen, er war ein Krüppel, der sich nicht selber bewegen konnte. Er war in so hohem Grade hilflos, daß sein Diener ihn auf dem Rücken zu den Mahlzeiten hatte tragen müssen. Es war ein großer schwerer Mann, und der Diener hatte ihn mühsam die halbe Treppe hinaufgetragen. Dort war er einen Augenblick stehengeblieben, um Atem zu schöpfen, und da hatten sich die Menschen so nachgedrängt, daß er auf die Knie gesunken war. Nun füllte er mit seinem Herrn die ganze Breite der Treppe aus und behinderte dadurch alle anderen, vorwärts zu kommen.

Da sah Mrs. Gordon, daß ein großer, starker Mann sich niederbeugte, den Krüppel hochhob, und ihn über das Treppengeländer hinabwarf. Aber sie sah auch, daß sich niemand darüber entsetzte oder erregte, so furchtbar es auch war. Niemand dachte an etwas anderes als daran, weiterstürzen zu können, um nach oben zu gelangen. Es war, als habe man einen Stein auf dem Wege in einen Graben geworfen, nichts weiter.

Es wurde der jungen Amerikanerin klar, daß von *diesen* Menschen keine Rettung für sie zu erwarten war. Sie und ihre kleinen Kinder waren dem Untergang geweiht.

Auf dem Schiff war auch ein junges Ehepaar, das seine Hochzeitsreise machte. Ihre Kajüte lag weit hinten im Achterdeck, und sie hatten so gut geschlafen, daß sie vom Zusammenstoß selbst nichts gehört hatten. Dort herrschte auch später viel Lärm, und da niemand daran gedacht hatte, sie zu rufen, schliefen sie noch, als alle anderen bereits oben

auf dem Deck waren und der Kampf um die Rettungsboote bereits begonnen hatte.

Aber sie erwachten, als der Propeller, der die ganze Nacht unter ihnen gedröhnt hatte, plötzlich aufhörte, sich zu bewegen. Der Mann warf einige Kleidungsstücke über und lief hinaus, um zu sehen, was geschehen sei.

Nach wenigen Augenblicken kam er zurück. Er schloß die Kajütentür sorgsam hinter sich, ehe er etwas sprach.

„Das Schiff sinkt“, sagte er dann.

Und er setzte sich nieder. Als aber seine junge Frau hinausstürzen wollte, bat er sie, bei ihm zu bleiben.

„Alle Rettungsboote sind schon abgefahren“, sagte er, „die meisten Menschen sind ertrunken, und alle, die noch an Bord sind, kämpfen oben auf dem Deck auf Leben und Tod um Planken und Rettungsgürtel.“

Auf einer Treppe hätte man über eine totgetretene Frau steigen müssen. Er hätte von allen Seiten Todesschreie vernommen.

„Es gibt keine Rettung“, sagte er. „Geh' nicht hinaus! Laß uns zusammen sterben!“

Die junge Frau fand, daß er recht habe und setzte sich gefügig neben ihn.

„Du möchtest doch wohl nicht alle diese Menschen sehen, die dort miteinander kämpfen?“ fragte der Mann. „Sterben müssen wir. Laß uns einen stillen Tod sterben!“

Sie begriff, daß es nicht zu viel wäre, daß sie diese kurzen Augenblicke, die sie noch zu leben hatten, bei ihm bliebe. Sie hatte ihm ja ihr ganzes Leben, von der frühesten Jugend bis zum spätesten Alter, weihen wollen.

„Ich hatte mir immer vorgestellt, daß du einst nach langjähriger Ehe an meinem Sterbebette sitzen würdest, und daß ich dir dann für ein langes, glückliches Leben danken könnte“, sagte er.

In demselben Augenblick sah sie einen schmalen Wasserstreifen unter der geschlossenen Tür hereinsickern. Das war zu viel für sie.

Sie streckte in Verzweiflung die Arme empor.

„Ich kann nicht!“ rief sie. „Laß mich gehen! Ich kann hier nicht eingeschlossen sitzen, um auf den Tod zu warten. Ich liebe dich, aber das kann ich nicht!“

Sie stürzte gerade in dem Augenblick heraus, als das Schiff vor dem Untergehen schwankte und schlingernd niedersank.



Die junge Mrs. Gordon lag im Wasser, der Dampfer war untergegangen, ihre Kinder waren ertrunken, sie selber war tief unten im Meer gewesen.

Jetzt war sie wieder zur Meeresoberfläche heraufgekommen, aber sie wußte, daß sie sofort von neuem versinken würde, und daß dann der Tod käme.

Da dachte sie nicht mehr an ihren Gatten und ihre Kinder oder an irgend etwas von dieser Welt. Sie dachte nur daran, ihre Seele zu Gott zu erheben.

Und ihre Seele erhob sich wie ein befreiter Gefangener. Sie empfand, wie der Geist sich freute, alle die schweren Fesseln des menschlichen Lebens abzustreifen und sich voller Jubel dazu bereitete, zu seiner wahren Heimat emporzuschweben.

„Wie ist es doch so leicht zu sterben!“

Als sie daran dachte, hörte sie, wie all der verworrene Lärm um sie her tobte: das Brausen der Wogen, das Sausen des Windes, das Jammergeschrei der Ertrinkenden, der Lärm und das Getöse all der Trümmer, die auf dem Wasser schwammen und donnernd aufeinander krachten, und es war ihr, als bilde alles zusammen Laute, die sie verstehen konnte, gerade so wie man zuweilen aus dem formlosen Gewölk ein klares Gebilde erstehen sieht.

Und sie vernahm eine Antwort, die lautete:

„Es ist wahr, daß das Sterben leicht ist. Schwer ist nur das Leben.“

Ja, so ist es, dachte sie, und überlegte, was wohl not täte, um das Leben ebenso leicht wie den Tod zu gestalten.

Ringsumher kämpften und rangen die Schiffbrüchigen um die umhertreibenden Schiffstrümmer und die gekenterten Boote. Aber inmitten all dieser wilden Rufe, Verwünschun-

gen und Flüche hörte sie wiederum, daß der wilde Lärm sich zu starken, dröhnenden Worten formte und ihr antwortete:

„Das, was not tut, um das Leben so leicht wie den Tod zu gestalten, das ist Einigkeit, Einigkeit, Einigkeit."

Und es deuchte ihr, daß es der Herr der Welt sei, der das Gedröhne und den Lärm zu seinem Sprachrohr gemacht habe, um ihr zu antworten.

Während diese Worte noch in ihren Ohren brausten, wurde sie gerettet. Sie wurde in eine kleine Jolle gezogen, in der nur drei Menschen saßen, ein hochgewachsener Matrose in seinem besten Anzug, eine alte Frau mit runden Eulenaugen und ein elender, verweinter Junge, der nichts weiter am Leibe hatte als ein zerrissenes Hemd.

*

Am späten Nachmittag des nächsten Tages kam ein norwegisches Schiff auf die großen Sandbänke und Fischereiplätze bei Newfoundland zugesegelt.

Es war ruhiges, schönes Wetter, die See lag fast spiegelblank da, und das Schiff kam kaum vorwärts. Es hatte alle Segel gehißt, um den letzten Hauch des hinsterbenden Windes aufzufangen.

Der Meeresspiegel sah wunderbar schön aus. Glänzend und lichtblau erschimmerte die weite Fläche, und wo eine leichte Brise sich bewegte, leuchtete sie silberweiß auf.

Als diese Nachmittagsstille eine Weile angehalten hatte, bemerkte die Schiffsmannschaft, daß ein dunkler Gegenstand auf dem Wasser herangeschwommen kam.

Er kam allmählich ganz nahe heran, und bald konnte man erkennen, daß es eine Leiche war. Der Kutter segelte ganz dicht an dem Toten vorbei; den Kleidern nach schien es ein Seemann zu sein. Er lag auf dem Rücken, mit ruhigem Gesicht und offenen Augen. Er hatte noch nicht lange im Wasser gelegen, denn sonst hätte er aufgedunsen aussehen müssen. Es machte den Eindruck, als ließe er sich behaglich von den kleinen, gekräuselten Wellen leicht hin und her schwingen.

Aber als die Seeleute die Blicke von ihm wandten, hätten sie fast aufgeschrien, denn ohne daß sie es bemerkt

hatten, war eine andere Leiche dicht am Vordersteven aufgetaucht. Es fehlte nicht viel, daß sie darüber fortgesegelt wären, aber im letzten Augenblick wurde sie von den Wellen des Kielwassers fortgetrieben. Alle stürzten zur Reling vor und starrten hinab. Diesmal war es ein Kind, ein feingekleidetes kleines Mädchen mit einem Hut auf dem Kopfe und in einem blauen Mäntelchen.

„Ach, lieber Gott!“ sagten die Seeleute und trockneten sich die Augen. „Ach, lieber Gott, lieber Gott, ein so kleines Dingchen!“

Das Kind schaukelte an ihnen vorüber und blickte mit altklugem, ernstem Gesichtsausdruck zu ihnen hinauf, als habe es eine hochwichtige Angelegenheit zu erledigen.

Gleich darauf rief einer der Männer, daß er noch eine Leiche sähe, und dasselbe verkündete ein zweiter, der aber nach einer anderen Seite geschaut hatte. Sie sahen plötzlich fünf Leichen, sie erblickten zehn, und dann schwamm ein ganzer Haufe heran; sie vermochten es nicht mehr, sie zu zählen.

Das Schiff schaukelte langsam zwischen allen diesen Toten dahin, die es zu umringen schienen, als ob sie etwas von ihm begehrten.

Manche kamen in sehr großen Gruppen angeschwommen. Es sah zuweilen aus, als käme Treibholz oder etwas anderes, das vom Ufer mitgerissen worden war, auf den Fluten herangezogen, aber es waren immer nur Leichen.

Alle Seemänner starrten darauf hinab und wagten nicht, sich zu rühren. Sie vermochten kaum zu glauben, daß es Wirklichkeit sei, was sie erblickten.

Plötzlich glaubten sie eine ganze Insel aus dem Meere emporsteigen zu sehen. Sie meinten bereits Land zu erkennen, als sie aber näher kamen, merkten sie, daß es wiederum nur Leichen waren, die ganz dicht nebeneinander schwammen.

Sie umringten das Schiff von allen Seiten und schienen ihm zu folgen, als wollten sie mit ihm zusammen die Fahrt über das Meer machen.

Die Schiffer wendeten das Steuer, um Wind in die Segel zu bekommen, aber es half wenig. Die Segel hingen schlaff herab, und die Toten folgten ihnen unaufhörlich nach.

Die Seeleute wurden immer bleicher und stummer. Der Kutter bewegte sich so langsam vorwärts, daß sie nicht von den Toten loskommen konnten. Und sie fürchteten, daß sie dies die ganze Nacht durch ertragen müßten.

Da stieg ein schwedischer Matrose auf den Vordersteven und begann mit lauter Stimme das Vaterunser zu beten. Dann stimmte er ein Kirchenlied an.

Als er mitten im Liede war, ging die Sonne unter, und die Abendbrise entführte das Schiff aus dem Bereich der Toten.



Hellgums Brief.

Aus einer Waldhütte tritt eine alte Frau. Obwohl es ein Wochentag ist, hat sie sich feiertäglich gekleidet wie zum Kirchgang. Sie zieht den Schlüssel aus dem Schloß und steckt ihn, wie immer, unter die Schwelle der Haustür.

Nachdem die alte Frau einige Schritte gemacht hat, wendet sie sich um und betrachtet ihre Hütte, die klein und altersgrau unter den mächtigen, schneebelasteten Tannen steht.

Sie blickt mit einem Ausdruck großer Liebe auf die kleine Kate zurück. „Hier habe ich viele glückliche Tage verlebt", sprach sie feierlich zu sich selber. „Ja ja, der Herr gibt, und der Herr nimmt."

Dann wandert sie den Waldweg hinunter. Sie ist sehr alt und gebrechlich, aber sie gehört zu denen, die sich gerade und aufrecht halten, wie sehr auch das Alter sie zu beugen sucht.

Sie hat ein schönes Gesicht und weiches, weißes Haar. Sie sieht so sanft aus, daß es wunderlich ist, sie mit einer Stimme reden zu hören, die streng und feierlich und schwerfällig klingt, wie die eines alten Propheten.

Sie hat einen weiten Weg vor sich, denn sie will zu einer Betstunde der Hellgumianer nach dem Ingmarshof gehen. Die alte Gunnarstochter Eva ist eine von denen, die Hellgums Lehren am eifrigsten erfaßt haben.

Ach, denkt sie nun, während sie ihren Weg geht, das war eine glückliche Zeit, als wir begannen Hellgum nachzufolgen, und als die größere Hälfte der Gemeinde sich ihm angeschlossen hatte und ihn verehrte. Wer hätte glauben sollen, daß so viele abfallen würden, und daß wir schon nach fünf Jahren nicht viel mehr als zwanzig sein würden, wenn man die unmündigen Kinder nicht mitzählen will.

Ihre Gedanken wandten sich jener Zeit zu, in der sie, die so viele Jahre einsam und vergessen im Waldesdunkel gesessen hatte, plötzlich eine Menge Brüder und Schwestern gewann, die sie in ihrer Einsamkeit aufgesucht hatten, die es niemals vergaßen, nach den großen Schneefällen einen Weg zu ihrer Hütte auszuschaufeln, und die ihren kleinen Holzstall mit trockenem, gehacktem Brennholz füllten, ohne daß sie darum gebeten hatte. Sie dachte an jene Zeit, als noch Karin, die Ingmarstochter, und deren Schwestern und viele andere Großbauern zu ihr kamen, um in ihrer kleinen, grauen Kate ihre Liebesmahle zu feiern.

Ach, daß so viele den Tag wahrer Glückseligkeit verpaßt haben! denkt sie. Nun kommt die Strafe über uns. Im nächsten Sommer müssen wir alle verderben, weil so wenige dem heiligen Rufe Folge geleistet haben, und weil jene, die ihm gefolgt waren, nicht ausgeharrt haben.

Die alte Frau richtet nun ihre Gedanken darauf, den Inhalt von Hellgums Briefen zu erwägen, dieser Briefe, die von den Hellgumianern als Apostelbriefe betrachtet und bei ihren Zusammenkünften vorgelesen werden, wie man in anderen Gemeinden die Bibel vorliest.

„Es gab eine Zeit, da war er wie Milch und Honig“, sagte sie. „Er gebot uns, mit den Unbekehrten Geduld zu haben, und gegen die Abtrünnigen milde zu sein. Er lehrte die Reichen, Werke der Barmherzigkeit an Gerechten und Ungerechten auszuüben. Aber nun ist er seit einiger Zeit bitter wie Galle und Ysop. Er schreibt nur noch von Strafgerichten und Prüfungen.“

Jetzt betrat die Greisin den Waldessaum, von wo aus sie die ganze Landschaft betrachten konnte.

Es war ein sehr schöner Tag im Februar. Die Schneedecke lag in ihrer weißen Reinheit über die ganze Gegend hingebreitet, das ganze Pflanzenreich war in tiefen Winterschlaf versenkt, und es war ganz windstill.

Aber die Greisin schritt vorwärts und dachte daran, daß diese ganze Gegend, die jetzt ihren ruhigen Winterschlaf hielt, dazu erwachen sollte, um mit glühenden Schwefelströmen verbrannt zu werden; sie sah alles von Feuersglut bedeckt, wie es jetzt mit Schnee bedeckt war.

Er hat es nicht mit klaren Worten gesagt, dachte die Greisin, aber er schreibt beständig von einer großen Prüfung. Ach ja, ach ja, wer könnte sich darüber verwundern, wenn dieses Kirchspiel wie Sodom gestraft und wie Babylon verwüstet würde!

Als Eva, die Gunnarstochter, nun durch die Gegend wanderte, sah sie nicht ein einziges Haus an, ohne daß sie sich in Gedanken ausmalte, wie das kommende Erdbeben es zerschmettern würde, als wäre es von Sand. Und wenn sie Menschen begegnete, dachte sie daran, wie die höllischen Ungeheuer sie verfolgen und verschlingen würden.

Sieh', da ist Schulmeisters Gertrud, dachte sie, als sie auf dem Wege ein schönes Mädchen traf. Ihre Augen leuchten und glänzen wie die Sonnenstrahlen auf dem Schnee. Sie ist wohl so froh, weil sie im Herbst mit dem jungen Ingmar Ingmarsson Hochzeit machen will. Ich sehe, daß sie einen Stoß Garn unter dem Arm trägt. Sie denkt wohl daran sich Bettvorhänge und Decken für ihr eigenes Heim zu weben. Aber ehe das Gewebe fertig ist, wird die Vernichtung über uns sein.

Die alte Frau warf finstere Blicke um sich, als sie durch das Kirchdorf wanderte, das sich in ihren Augen zu ganz undenkbarer Herrlichkeit entwickelt hatte. Aber alle diese weißen und gelben Häuser, die Holzverkleidungen und hohe Fenster aufwiesen, mußten fallen, ganz so wie ihre ärmliche Hütte, wo die Fenster kleinen Luken glichen, und wo Moos zwischen den Balken steckte.

Mitten im Dorfe blieb sie stehen und stieß mit dem Stock fest auf die Erde. Ein heftiger Zorn überkam sie. „Ja, ja“, rief sie mit so lauter Stimme, daß die Menschen, die draußen waren, stehen blieben und sich umblickten. „Ja, ja, in allen diesen Häusern wohnen solche, die das Evangelium Christi verworfen haben und sich zu den Feinden des Evangeliums halten. Warum vernahmen sie den Ruf nicht, warum wandten sie sich nicht von ihren Sünden ab? Das ist der Grund dafür, daß wir alle untergehen müssen. Gottes Hand trifft schwer. Gottes Hand trifft die Gerechten und die Ungerechten mit demselben Strafgericht.“

Als die Greisin den Fluß überschritten hatte, wurde sie von einigen Hellgumianern eingeholt. Es war der alte Korporal Fält und Kolås Gunnar mit seiner Frau Brita, der Ingmarstochter. Kurz darauf kamen auch Hök Matts Eriksson und sein Sohn Gabriel mit des Dorfschulzen Gunhild.

Es war ein sehr schöner und erfreulicher Anblick, alle diese Menschen in ihren bunten Bauerntrachten auf dem weißen Schneepfade daherwandern zu sehen. Aber Eva, die Gunnarstochter, dachte nur daran, daß sie wie Gefangene wären, die zum Richtplatz geführt wurden, wie Tiere, die man zur Schlachtbank trieb.

Alle diese Hellgumianer sahen sehr bedrückt aus. Sie gingen dahin und blickten zu Boden, wie von der bitteren Last schweren Unmuts bedrängt. Sie alle hatten erwartet, daß das Reich der Glückseligkeit sich schnell über die ganze Erde ausbreiten werde, und daß sie den Tag erleben würden, an dem das neue Jerusalem sich aus dem Gewölk des Himmels zur Erde herabsenken würde. Da sie nun so wenige geworden waren und erkennen mußten, daß ihre Hoffnungen vereitelt worden waren, schien etwas in ihrem Inneren zersprungen zu sein. Sie gingen langsam, mit schleppenden Schritten, sie seufzten oft und hatten einander nichts zu sagen. Denn ihnen war es mit dieser Sache ernst gewesen. Sie hatten ihr Leben auf diese eine Karte gesetzt, und sie hatten alles verloren.

Warum sind sie so betrübt? dachte die alte Frau. Sie glauben ja noch nicht einmal das Schlimmste, sie wollen

Hellgums Absicht nicht verstehen. Ich habe ihnen seine Worte ausgelegt, sie aber wollen nicht darauf hören. Ach, solche, die in der Ebene unter freiem Himmel wohnen, verstehen es nicht, in der Furcht des Herrn zu leben. Sie haben nicht dieselbe Vernunft wie jene, die einsam im Waldesdunkel hausen.

Sie merkte, daß die Hellgumianer ängstlich waren, weil Halfvor sie an einem Wochentage zusammenberufen hatte. Sie fürchteten, daß er einen neuen Abfall zu berichten hätte. Sie blickten einander unruhig an, musterten sich mit matten, argwöhnischen Blicken, die zu fragen schienen: Wie lange wirst du ausharren, und wie lange du?

Es wäre fast besser, ein Ende zu machen und die Gemeinschaft sofort aufzulösen, dachte sie, so wie es besser ist eines schnellen Todes zu sterben, als dahinzusiechen.

Ach, diese Gemeinschaft, diese Friedenslehre, dieses beglückende Leben in Einigkeit und Brüderlichkeit, das sie so hoch bewerteten, ach, daß es nun der Vernichtung preisgegeben war!

Während diese betrübten Menschen ihre Wanderung fortsetzten, zog die leuchtende Wintersonne heiter strahlend am hohen blauen Himmel hin. Von dem Schnee stieg eine frische Kälte empor, die Mut und Fröhlichkeit auslöste. Und von den tannenbedeckten Höhen, die das Kirchspiel umgürteten, senkte sich beruhigende Stille und tiefer Frieden auf die Erde herab.

Endlich waren sie beim Ingmarshof angelangt und schritten unter dem schneebedeckten Vorbau mit der Holzveranda ins Haus hinein.

In der großen Vorderstube auf dem Ingmarshof hing hoch oben, bis zur Decke reichend, ein Gemälde, das wohl schon vor hundert Jahren von einem alten Dorfmaler gemalt worden war. Es stellte eine Stadt dar, die von hohen Mauern eingeschlossen war, und man sah die Giebel und Dachfirste vieler Häuser über die Mauern hinausragen. Es gab dort auch rote Bauernhäuser mit grünen Rasendächern, andere hatten weiße Mauern mit Schieferdächern wie die Herrenhofgebäude, und wieder andere hatten schwere, mit

Kupfer beschlagene Türme, wie die Christina-Kirche in Falun.

Draußen vor der Stadt gingen Herren spazieren, die Kniehosen und Halbschuhe trugen, und sich auf spanische Rohrstöcke stützten, und aus dem Stadttor fuhr eine Karosse, in der Damen mit gepuderten Haaren und mit Schäferhüten saßen. Unterhalb der Mauern wuchsen Bäume mit dichtem, dunkelgrünem Laubwerk, und durch das hohe, wogende Gras der Wiesen und Felder rieselten glitzernde kleine Bächlein.

Unter dem Gemälde stand in Druckschrift mit großen verschnörkelten Buchstaben: „Dies ist Gottes heilige Stadt Jerusalem.“

Da das alte Gemälde hoch oben fast unter der Decke hing, geschah es nicht oft, daß jemand es betrachtete. Die meisten Besucher des Ingmarhofes wußten wohl kaum, daß es existierte.

Aber heute war es mit einer Girlande von grünem Preiselbeerlaub bekränzt, so daß es den Besuchern sofort in die Augen fiel. Eva, die Gunnarstochter, bemerkte es auch gleich und dachte: Seht doch, sie wissen es nun auch schon auf dem Ingmarshof, daß wir untergehen müssen. Und darum wollen sie, daß wir die himmlische Stadt betrachten.

Karin und Halfvor erschienen ihr nun noch schattenhafter und düsterer als die anderen. Ja, ja, die wissen jetzt auch, daß das Ende nahe ist, dachte sie.

Eva, die Gunnarstochter, bekam als älteste ihren Platz ganz oben am Tisch, und vor ihr auf der Tischplatte lag ein geöffneter Brief mit einer amerikanischen Postmarke.

„Ja, es ist wieder ein Brief von unserem lieben Bruder Hellgum angekommen“, sagte Halfvor. „Und um dieses Briefes willen habe ich die Brüder und Schwestern zusammenberufen.“

„Ich verstehe es so, daß Halfvor meint, es sei eine wichtige Botschaft“, sprach Kolås Gunnar bedächtig. — „Ja“, sagte Halfvor, „wir werden nun erfahren, was Hellgum damit meinte und beabsichtigte, als er letzthin schrieb, es stehe uns eine große Prüfung bevor.“ — „Ich denke, daß

niemand unter uns sich fürchtet, um des Herrn willen zu leiden", sprach Gunnar.

Mehrere Hellgumianer waren noch nicht angelangt, und man mußte lange auf sie warten. Die alte, greise Gunnarstochter Eva betrachtete Hellgums Brief mit sehnsüchtigen Blicken. Sie dachte an den Brief mit den vielen Siegeln in der Offenbarung St. Johannis. Sie glaubte, daß in demselben Augenblick, in welchem irgend eines Menschen Hand diesen Brief berühren würde, der Engel der Zerstörung vom Himmel niederfahren müsse.

Sie hob die Augenlider und schaute zu dem Bilde von Jerusalem auf. „Ja, ja", murmelte sie, „sicherlich möchte ich in diese Stadt gelangen, deren Tore von Gold und deren Mauern von Kristall sind." Und sie begann für sich selber herzusagen: „Und die Gründe der Mauern und der Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelsteinen. Der erste Grund war ein Jaspis, der zweite ein Saphir, der dritte ein Chalzedonier, der vierte ein Smaragd, der fünfte ein Sardonyx, der sechste ein Sardis, der siebente ein Chrysolith, der achte ein Beryll, der neunte ein Topasier, der zehnte ein Chrysopras, der elfte ein Hyazinth, der zwölfte ein Amethyst."

Die alte Frau war so versunken in ihr liebes Buch der Offenbarung, daß sie zusammenfuhr, wie wenn sie geschlafen hätte, als Halfvor Halfvorsson an den Tisch trat, auf dem der Brief lag. — „Nun wollen wir zu Beginn ein Lied singen", sagte Halfvor. „Ich denke, wir sollten Nr. 244 wählen."

Und die Hellgumianer stimmten an:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Wollt' Gott, ich wär' in dir!

Eva, die Gunnarstochter, seufzte erleichtert auf, weil der schwere Augenblick noch etwas hinausgeschoben worden war.

Ach, ach, daß ich, ein so altes Wrack, mich so vor dem Tode fürchte! dachte sie fast beschämt.

Als das Lied beendet war, nahm Halfvor den Brief und entfaltete ihn.

In demselben Augenblick kam der Geist über Eva, die Gunnarstochter, so daß sie sich erhob und in einem langen Gebet um Gnade flehte, auf daß sie die Botschaft, die der Brief ihnen verkünden sollte, auf die rechte Art empfangen möchten. Halfvor stand mit dem Brief in der Hand ruhig da und wartete, bis sie ihr Gebet beendigt hatte.

Darauf begann er in einem Tonfall zu lesen, als ob er eine Predigt hielte.

„Liebe Brüder und Schwestern! Der Friede Gottes sei mit euch!

Bisher hatte ich geglaubt, daß ich und ihr, die ihr zu meiner Lehre übergetreten seid, daß wir mit diesem Glauben allein ständen. Aber, Gott sei gelobt, haben wir jetzt in Chicago Gleichgesinnte und Brüder gefunden, die ganz so denken wie wir und nach denselben Vorschriften leben.

Denn ihr sollt wissen, daß hier in der Stadt Chicago am Anfang der achtziger Jahre ein Mann, namens Edward Gordon, lebte. Er und seine Frau waren gottesfürchtig. Sie grämten sich bitterlich über all das Elend in der Welt und baten Gott, sie zu begnaden, auf daß sie etwas zur Abhilfe der großen Not beitragen könnten.

Da geschah es, daß Edward Gordons Frau eine weite Reise über das Meer antreten mußte, bei der sie Schiffbruch erlitt und in den Wellen versank. Aber als sie sich in der äußersten Not befand, da vernahm sie die Stimme des Herrn. Und des Herrn Stimme gebot ihr, die Menschen zu lehren, daß sie in Einigkeit leben müßten.

Und die Frau wurde aus der Meerestiefe und aus der Lebensgefahr gerettet, und sie kam zu ihrem Mann und verkündigte ihm die Botschaft des Herrn. Da sprach er: ‚Das ist eine große Botschaft, die Gott uns gesandt hat, das Gebot, einig zu leben, und wir wollen es befolgen, es ist ein so erhabenes Gebot, daß es auf dem ganzen weiten Erdkreis nur einen einzigen Platz gibt, der würdig ist, es zu empfangen. Laß uns deshalb unsere Freunde versammeln und mit ihnen gen Jerusalem ziehen, wo wir vom Berge Zion das letzte heilige Gebot Gottes verkündigen wollen!‘

Darauf zog Edward Gordon mit seiner Frau und dreißig Gleichgesinnten, die Gottes letztem heiligen Gebot gehorchen wollten, gen Jerusalem. Dort lebten sie alle einträchtig in einem Hause. Sie teilten all ihr Hab und Gut, dienten einander und behüteten sich gegenseitig.

Und sie nahmen die Kinder der Armen zu sich und pflegten deren Kranke. Sie unterstützten die Altersschwachen und standen allen denen bei, die ihre Hilfe begehrten, aber sie verlangten weder Lohn noch Gegendienste.

Auch predigten sie nicht in den Kirchen oder auf den Marktplätzen, sondern sie sagten: Unser Leben soll für uns reden.

Aber die Menschen, die von solch einem Lebenswandel reden hörten, sagten von ihnen: Das müssen ja Verrückte sein.

Und die, so am heftigsten wider sie eiferten, waren jene Christen, die nach Palästina gegangen waren, um Juden und Mohammedaner durch Lehre und Predigt zu bekehren. Diese sprachen:

‚Wer sind jene, die nicht predigen? Sicherlich sind sie hergekommen, um ein sündiges Leben zu führen und unter den Heiden ihrer Sinnenlust zu frönen.‘

Und sie erhoben ein groß Geschrei wider jene, das weit über das Meer bis in deren Vaterland drang.

Und unter denen, die gen Jerusalem gezogen waren, befand sich auch eine Witwe. Sie lebte dort mit zwei unmündigen Kindern, und sie war sehr reich. Sie hatte in ihrer Heimat einen Bruder zurückgelassen und zu diesem sprachen die Menschen also: ‚Wie kannst du es zulassen, daß deine Schwester und deren Kinder inmitten jener leben, die einen anstößigen Wandel führen? Es sind ja nur Müßiggänger, die vom Vermögen der Deinigen leben!‘ Und der Bruder leitete einen Prozeß gegen seine Schwester ein, um sie zum mindesten zu zwingen, ihre Kinder in Amerika aufwachsen zu lassen.

Um dieses Prozesses willen reiste die Witwe mit ihren Kindern, und Edward Gordon und dessen Frau für kurze Zeit nach Chicago zurück. Und sie hatten vierzehn Jahre in Jerusalem gelebt.

Als sie nun aus dem fernen Lande zurückkamen, da wurde in allen Zeitungen viel über sie geschrieben, und einige nannten sie Betörte, aber andere hielten sie für Betrüger."

Als Halfvor all dies vorgelesen hatte, machte er eine Pause und gab mit seinen eigenen Worten den ganzen Bericht wieder, damit alle ihn richtig erfassen sollten.

Dann fuhr er fort zu lesen: „Nun seht, es gibt in Chicago ein Haus, das ihr kennt. Und dieses Haus ist voll von Menschen, die Gott in Gerechtigkeit dienen wollen, und die alles miteinander teilen und sich gegenseitig behüten und beschützen.

Wir, die wir in diesem Hause wohnen, lasen in einer Zeitung von diesen ‚Wahnsinnigen', die aus Jerusalem zurückgekehrt waren, und wir sprachen zueinander: ‚Diese Menschen haben unseren Glauben. Sie haben sich vereinigt, um ein rechtschaffenes Leben zu führen. Wir möchten jene sehen, die unseren Glauben teilen.'

Und wir schrieben an sie, daß sie uns besuchen möchten. Und sie, die von Jerusalem gekommen waren, folgten dem Rufe, und wir verglichen unseren Glauben mit dem ihren und sprachen: ‚Sehet, wir denken und glauben ganz das gleiche wie ihr. Es ist eine Gnade Gottes, daß wir einander gefunden haben.'

Sie aber berichteten uns von der Herrlichkeit der Stadt Gottes, die sich dort leuchtend auf ihrem weißen Berge erhebt, und wir priesen all jene glücklich, die auf den Wegen wandelten, auf denen einst Jesus wandelte.

Da sprach einer der Unsrigen: ‚Und warum sollten wir euch nicht nach Jerusalem folgen?'

Sie antworteten: ‚Ihr sollt uns nicht dorthin folgen, denn Gottes heilige Stadt ist voll von Zwietracht und Streit, von Not und Krankheit, von Tücke und Armut.'

Und sogleich rief ein anderer der Unsrigen: ‚Vielleicht hat Gott, der Herr, euch zu uns geführt, damit wir euch dorthin folgen und gegen all das kämpfen sollen?'

Da hörten wir allesamt Gottes Stimme durch unsere Herzen brausen: ‚Ja, ja, das ist mein Wille.'

Wir fragten sie, ob sie uns bei sich aufnehmen wollten, obwohl wir arm und unwissend wären, und sie antworteten, daß sie es tun wollten.

Da beschlossen wir Brüder und Schwestern zu werden und alles zu teilen, und sie nahmen unseren Glauben an und wir nahmen den ihrigen an, und die ganze Zeit durch war der Geist über uns, und wir waren voller Freudigkeit. Und wir sprachen: ‚Nun erkennen wir, daß Gott uns liebt, weil er uns in dasselbe Land sendet, wohin er einst seinen Sohn gesandt hat. Und nun wissen wir, daß unsere Lehre die rechte ist, weil es Gottes Wille ist, daß sie von seinem geheiligten Berge Zion verkündigt werden soll.‘

Aber da sprach jemand, der uns zugehörte: ‚Und unsere Brüder daheim in Schweden?‘ Und wir sagten zu den Jerusalemsfahrern: ‚Unserer sind noch viel mehr, als ihr hier sehet. Wir haben Brüder und Schwestern, die daheim in Schweden leben. Und sie werden schwer geprüft durch Abtrünnigkeit und führen einen harten Kampf um der Gerechtigkeit willen, weil sie unter Sündern leben müssen.‘

Da erwiderten die Jerusalemsfahrer: ‚Lasset eure Brüder und Schwestern aus Schweden zu uns nach Jerusalem kommen und an der geheiligten Arbeit teilhaben!‘

Und wir waren zuerst froh bei dem Gedanken, daß ihr uns nachfolgen solltet, um mit uns ein gemeinsames Leben der Freudigkeit in Jerusalem zu führen, aber gleich darauf waren wir bekümmert und sagten: ‚Sie könnten doch niemals ihre großen Bauernhöfe, ihren guten Ackerboden und ihre gewohnte Tätigkeit aufgeben.‘

Doch die Jerusalemsfahrer entgegneten: ‚Wir können ihnen keine Äcker und keine großen Bauernhöfe bieten, sie werden aber auf den Wegen wandeln, die Jesu einst betreten hat.‘

Wir waren aber zaghaft und sprachen: ‚Sie werden niemals in ein fremdes Land ziehen mögen, wo niemand ihre Sprache versteht.‘

Die Jerusalemsfahrer erwiderten: ‚Sie werden verstehen, was Palästinas Steine von ihrem Erlöser künden.‘

Wir sprachen: ‚Sie werden ihre Besitztümer nicht unter Fremdlinge verteilen wollen, um selber so arm zu werden

wie Bettler. Sie werden nicht ihre Macht fahren lassen, denn sie sind die ersten in ihrem Heimatsdorf.'

Die Jerusalemsfahrer antworteten: ‚Wir haben ihnen weder Macht noch Besitz zu bieten, aber wir bieten ihnen an, die Leiden Jesu, unseres Erlösers, zu teilen.'

Nach diesen Worten empfanden wir wieder eine große Freudigkeit und glaubten, daß ihr dennoch kommen würdet.

Aber nun sage ich euch, liebe Brüder und Schwestern, redet nicht gleich miteinander, nachdem ihr dieses gelesen habet, sondern lauschet schweigend der inneren Stimme! Und was Gottes Stimme euch zu tun gebeut, das tuet!"

Halfvor faltete den Brief zusammen und sprach: „Nun wollen wir tun, wie Hellgum geschrieben hat. Wir wollen schweigen und der inneren Stimme lauschen."

Da breitete sich ein tiefes langandauerndes Schweigen über das große Gemach auf dem Ingmarshof.

Die alte Greisin Eva, die Gunnarstochter, saß schweigend da wie die anderen und wartete, daß Gottes Stimme zu ihr rede. Sie verstand alles auf ihre eigene Art. Ja, ja, dachte sie, es ist Hellgums Absicht, daß wir nach Jerusalem ziehen sollen, um der großen Vernichtung zu entgehen. Der Herr will uns von der Schwefelflut erlösen und vor dem Feuerregen behüten. Und die Gerechten unter uns werden Gottes Stimme vernehmen, die ihnen erlaubt, zu fliehen.

Die alte Frau dachte keinen Augenblick daran, daß es für irgend jemand ein Opfer bedeuten könnte, sein Heim und sein Vaterland zu verlassen, wenn es so etwas Großes gelte. Sie vermochte es sich nicht vorzustellen, daß jemand im Zwiespalt darüber sein könnte, ob er die grünen Wälder seines Heimatdorfes, den traulich dahingleitenden Fluß und die guten Äcker verlassen solle. Viele der anderen dachten mit Angst und Schrecken daran, daß sie ihre ganze Lebensweise ändern, und daß sie Vaterhaus, Eltern und Angehörige verlassen sollten, sie aber dachte an nichts dergleichen. Denn es bedeutete ja, daß Gott sie retten wollte, wie er dereinst Noah und Lot errettet hatte. Sie wurden ja zu einem Leben überirdischer Herrlichkeit in Gottes heilige Stadt berufen. Es erschien ihr ganz so, als hätte Hellgum geschrieben, sie sollten noch lebend zum Himmel fahren.

Alle saßen mit geschlossenen Augen, ganz in sich selbst versunken. Einige rangen so schwer mit sich selber, daß kalter Schweiß auf ihren Stirnen hervorbrach. Ja, das war gewißlich die Prüfung, die uns Hellgum prophezeit hatte, seufzten sie.

Die Sonne sank, so daß sie vom Horizont her schräge Strahlen in diesen Raum sandte. Der Abendsonnenschein legte sich blutrot über die vielen bleichen Gesichter.

Endlich erhob sich Ljung Björns Frau Märta, die Ingmarstochter, von ihrem Platz und sank auf die Knie. Und dann kniete einer nach dem anderen nieder.

Plötzlich atmeten mehrere tief auf, und ein Lächeln erhellte ihre Gesichter.

Und dann sprach Karin, die Ingmarstochter, in einem Tone freudigen Staunens: „Ich höre, daß mich Gottes Stimme ruft."

Des Dorfschulzen Tochter Gunhild erhob voller Begeisterung die Hände, während Tränen über ihr Gesicht strömten. — „Auch ich werde gehen", sagte sie. „Gottes Stimme ruft mich."

Darauf riefen Krister Larsson und seine Frau fast gleichzeitig: „Es hat sich meinen Ohren kundgetan, daß ich hingehen soll. Ich höre Gottes Stimme nach mir rufen."

Der Ruf drang nun zu einem nach dem anderen, und zugleich verließ sie alle Angst und jeder Zweifel. Eine große, große Freudigkeit überkam sie. Sie gedachten nicht mehr ihrer Höfe und ihrer Anverwandten. Sie dachten einzig und allein nur daran, daß ihre Gemeinde aufs neue erblühen werde, sie dachten an die Herrlichkeit, die ihnen dadurch bevorstand, daß sie nach der Gottesstadt berufen worden waren.

Der Ruf war zu den meisten gedrungen, aber Halfvor Halfvorsson hatte ihn noch nicht vernommen. Er kämpfte betend einen harten Kampf und dachte in seiner Qual: Gott will mich nicht rufen, so wie er die anderen gerufen hat. Er erkennt, daß ich meine Felder und Wiesen mehr liebe als sein Wort. Ich bin seines Rufes nicht würdig.

Karin, die Ingmarstochter, trat auf Halfvor zu und legte ihre Hand auf seine Stirn. — „Du mußt ruhig bleiben,

Halfvor, und in der Stille darauf lauschen.“ Halfvor faltete seine Hände so heftig, daß alle Gelenke krachten. „Vielleicht hält mich Gott nicht für würdig mitzugehen“, sagte er.

„Doch, Halfvor, du darfst mitgehen, aber du mußt erst ruhig werden“, sprach Karin. Sie sank neben ihm auf die Knie und umschlang ihn mit ihrem Arm. „Lausche nun in der Stille, Halfvor, und fürchte dich nicht!“

Nach einigen Augenblicken wich die Spannung in Halfvors Zügen. — „Ich vernehme, ich vernehme etwas aus weiter Ferne.“ — „Das sind die Engelsharfen, die Gottes Stimme voranziehen“, sagte seine Frau. „Bleibe nun recht ruhig, Halfvor!“ Sie schmiegte sich immer enger an, wie sie es in Gegenwart anderer niemals zuvor getan hatte. — „Ach“, rief er und schlug die Hände zusammen, „jetzt hörte ich es! Und die Stimme sprach so laut, daß es in meinen Ohren dröhnte: „Du sollst nach meiner heiligen Stadt Jerusalem gehen!“ „Habt ihr alle es auch also vernommen?“ — „Ja, ja“, riefen sie, „wir alle haben dasselbe vernommen.“

Aber nun begann die alte Greisin Eva, die Gunnarstochter, zu wehklagen. — „Ich habe nichts vernommen. Ich darf euch nicht nachfolgen. Ich bin Lots Frau, ich darf nicht mit euch fliehen. Ich muß hier bleiben, um in eine Salzsäule verwandelt zu werden.“

Sie weinte vor Angst, und die Hellgumianer umringten sie, um zu beten. Aber sie vernahm noch immer nichts, und ihre Angst war schrecklich anzusehen. „Ich kann nichts hören“, sagte sie, „aber ihr müßt mich auf jeden Fall mitnehmen. Ihr dürft mich nicht hier lassen, ihr dürft mich nicht in der Schwefelflut ertrinken lassen.“

„Du mußt ruhig warten, Eva“, sagten die Hellgumianer. „Der Ruf kann kommen. Er wird sicherlich heute nacht oder morgen kommen.“

„Ihr antwortet“, sagte die Greisin, „ihr antwortet mir nicht auf das, was ich frage. Ihr wollt mich vielleicht nicht mitnehmen, wenn der Ruf nicht an mich ergeht.“

„Er kommt, er kommt!“ riefen die Hellgumianer.

„Ihr antwortet mir nicht!“ sprach die Greisin in voller Verzweiflung.

„Liebe Eva!“ sagten die Hellgumianer. „Wir können dich nicht mitnehmen, wenn Gott dich nicht ruft. Aber fürchte nichts! Der Ruf wird kommen.“

Da erhob sich die Greisin schnell aus ihrer knienden Stellung, richtete ihren gebrechlichen Körper hoch auf und stieß den Stock hart auf den Fußboden.

„Ihr beabsichtigt fortzugehen und mich verkommen zu lassen!“ sagte sie. „Ja, ja, ja. Ihr wollt fortziehen und mich untergehen lassen!“

Sie war wie rasend vor Zorn, und nun sah man noch einmal Eva, die Gunnarstochter, wie sie in der Jugend gewesen war, stark und heftig und feurig.

„Von euch will ich niemals mehr etwas wissen!“ rief sie. „Ich mag von euch nicht gerettet werden. Pfui über euch! Ihr würdet Frau und Kinder und Vater und Mutter verlassen, um euch selber zu erretten. Pfui, ihr seid Verrückte, die ihre guten Bauernhöfe verlassen. Ihr seid Blödsinnige, die falschen Propheten nachlaufen. Ihr seid es, über die es Feuer und Schwefel regnen wird. Ihr seid die, die untergehen werden. Aber wir, die wir in der Heimat bleiben, wir werden leben!“



Der Baumstamm.

In der späten Dämmerstunde dieses schönen Februartages stehen zwei junge Menschen auf der Landstraße und reden miteinander.

Der junge Mann kam aus dem Walde mit einem Baumstamm heruntergefahren, der so groß ist, daß das Pferd ihn kaum fortschleppen konnte. Nichtsdestoweniger hat das Pferd noch einen weiten Umweg machen müssen, weil der Stamm durch das Kirchdorf an dem großen, weißgetünchten Schulhause vorbeigefahren werden sollte.

Vor dem Schulhause hatte das Pferd Halt machen müssen, und ein junges Mädchen war fast zugleich durch die Zauntür getreten, um den Baumstamm zu betrachten.

Und sie wird gar nicht müde, ihn zu bewundern. Wie lang und dick er ist, und wie gerade, welche schöne, hellbraune Rinde er hat und welch ein festes, tadelloses Holz!

Der junge Mann erzählt mit großem Ernst, daß er auf sandiger Heide nördlich vom Olofshut gewachsen sei, er berichtet, wie er ihn gefällt habe, und wie lange er zum Austrocknen im Walde gelegen habe. Er macht ihr eindringlich klar, wieviel Zoll er im Umfang und wieviel Zoll er im Durchmesser ergäbe.

Das junge Mädchen hat Tausende und Abertausende von Baumstämmen auf dem Fluß vorüberschwimmen oder auf der Landstraße vorwärtsschleppen sehen. Sie hätte niemals geglaubt, daß sie so froh sein würde, wenn sie einen Baumstamm zu sehen bekäme.

„Ach, Ingmar", sagte sie, „das ist aber doch nur der erste!"

Mitten in ihrer Freude wurde sie ängstlich bei dem Gedanken, daß es fünf Jahre der Mühe und Arbeit bedurft hatte, ehe Ingmar soweit gekommen war, daß er nun den ersten Stamm zu dem Bauholz hatte holen können, das dazu verwandt werden sollte, um ihr gemeinsames Heim zu erbauen.

Wie lange Zeit würde wohl vergehen, um die anderen Stämme herbeizuschaffen und das Haus selber zu errichten?

Aber Ingmar meint, daß alle Schwierigkeiten überwunden wären.

„Warte, Gertrud!" sagte er. „Wenn ich nur das Bauholz herunterfahren kann, während Schlittenbahn ist, so wird das Haus bald fertig dastehen."

Es beginnt bitter kalt zu werden, die Sonne ist längst untergegangen. Das Pferd steht und friert, es schüttelt den Kopf und scharrt mit den Hufen. Die Stirnhaare und die Mähne sind weiß bereift.

Aber die beiden jungen Menschen frieren sicherlich nicht. Sie halten sich dadurch warm, daß sie ihr Haus vom Keller bis zum Boden fertig bauen.

Und sobald das Haus erbaut ist, fangen sie an es zu möblieren.

„An die lange Wand müssen wir das Sofa stellen", sagt Ingmar.

„Aber ich weiß ja gar nicht, daß wir ein Sofa haben", antwortet Gertrud.

Da beißt sich der junge Mann auf die Lippen. Er hatte es ihr noch lange nicht erzählen wollen, daß ein Sofa für sie fertig beim Schreiner stände, aber nun hat er dennoch sein Geheimnis verraten.

Da muß auch Gertrud etwas ausplaudern, was sie ihm fünf Jahre lang verheimlicht hatte. Sie erzählt nun, daß sie Haararbeiten verfertigt und Bänder gewebt habe, und von dem Gelde, das sie dafür erhalten, habe sie bereits allen möglichen Hausrat angeschafft, Kochtöpfe und Pfannen, Teller, Schüsseln und Tassen, Laken und Kissen, Decken, Leinengedeck und Teppichläufer.

Ingmar ist ganz glücklich über einen derartigen reichen Besitz, und weiß nicht, wie er sie genug loben und preisen soll. Aber mitten in seiner Lobrede bricht er ab. Er hat eben Gertrud angeblickt und verstummt nun wie stets, wenn er daran denkt, wie erstaunlich es ist, daß ein so liebliches und schönes Wesen sein eigen werden solle.

„Was ist dir, Ingmar?" fragt das Mädchen.

„Ich denke eben daran, daß es doch das beste von allem zusammen ist, dich selber zu bekommen."

Gertrud antwortet nichts, aber sie legt ihre Hand liebkosend auf den großen Baumstamm, der zum Bau jenes Hauses bestimmt ist, in dem sie und Ingmar ihr Heim finden sollen. Sie weiß, daß Sicherheit und Gemütlichkeit ihrer dort warten, denn der Mann, mit dem sie sich verheiratet, ist klug und gut, edelmütig und treu.

In diesem Augenblick geht eine alte Greisin vorüber. Sie geht schnell und redet heftig und laut, als ob sie sehr erregt wäre.

„Ja, ja, ja", sagt die alte Frau, „ihr Glück wird nicht länger währen, als vom Sinken des Tages bis zum Morgenrot. Wenn die Prüfung naht, dann wird ihr Glaube ver-

sagen wie ein Seil, das aus Moos gedreht wurde. Und ihr Leben soll zur langen Finsternis werden."

„Sie meint doch wohl nicht uns", sagt das junge Mädchen.

„Wie sollte uns das gelten können?" erwidert der junge Mann.

Auf dem Ingmarshof.

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Der Pfarrer war auswärts gewesen und fuhr nun am späten Abend in heftigem Schneegestöber nach Hause. Er kam von einem Kranken, der im nördlichsten Teil des Kirchsprengels am Hochwald wohnte, das müde Pferd arbeitete sich nur mühsam durch. Oft sank es tief in die Schneewehen ein, und der Schlitten war wiederholt nahe daran, umzustürzen, der Pfarrer und sein Knecht mußten oft aussteigen, um den Weg auszutreten. Es war nicht besonders dunkel. Der Mond zog groß und in seinem ganzen Umfang hinter dem Schneegewölk hervor, und der Mondschein erhellte es so stark, daß es eine lichtgraue Farbe bekam. Wenn der Pfarrer aufblickte, sah er Schneeflocken fliegen und umherwirbeln, so daß sie die ganze Luft mit kleinen weißen Punkten erfüllten.

Das Vorwärtskommen war nicht überall so schwierig. Es kamen kleine Wegstrecken, wo nichts von dem wirbelnden Schnee liegen geblieben war. Dort ging es leicht vorwärts wie auf glatter Eisbahn. An anderen Stellen lag zwar hoher Schnee, aber lose und gleichmäßig. Das machte keinerlei Schwierigkeiten. Das unangenehmste war, dort vorwärts zu kommen, wo der Wind den Schnee zu so hohen Haufen aufgetürmt hatte, daß man nicht darüber hinwegsehen konnte. Da mußte man den Weg verlassen und sich über Feld und Acker den Weg bahnen, immer in Gefahr, mit dem Schlitten in einen Graben zu geraten oder das Pferd von einem Zaunpfahl aufgespießt zu sehen.

Der Pfarrer und sein Knecht sprachen mit größter Besorgnis über die mächtige Schneewehe, die sich bei jedem

Schneegestöber außerhalb eines hohen alten Plankenzaunes ganz in der Nähe vom Ingmarshof aufzutürmen pflegte. „Wenn wir da gut durchkommen, dann sind wir schon so gut wie zu Hause“, sagten sie.

Der Pfarrer dachte daran, wie oft er schon früher Groß-Ingmar gebeten hatte, diesen hohen Bretterzaun zu beseitigen, der die Schuld trug, daß der Schnee sich dort immer so hoch auftürmte. Aber das hatte niemals einen Erfolg gehabt. Und ganz so war es noch heutigestags. Wenn sich auch alles andere auf dem Ingmarshof verändert hatte, soviel war sicher, daß der Zaun noch dort stand, wo er gestanden hatte.

Bald kam auch der Hof in Sicht, und sie fanden die Schneewehe auf dem gewohnten Platz, hoch wie eine Mauer und fest wie Felsgestein. Hier konnte man aber nicht zur Seite ausweichen, sondern man mußte direkt über das Ungetüm hinüberfahren. Das schien so unmöglich zu sein, daß der Knecht vorschlug, er wolle nach dem Hof gehen und um Hilfe bitten.

Aber der Pfarrer erlaubte es nicht. Er hatte seit mehr als fünf Jahren mit Karin und Halfvor kein Wort gewechselt. Der Gedanke, alten Freunden zu begegnen, mit denen man in Mißhelligkeiten geraten war, schien ihm ebenso unerfreulich, wie er jedem anderen erschienen wäre.

Das Pferd mußte also auf den Schneehügel hinauf. Der Schnee trug auch die Last, bis der Schlitten oben anlangte, aber dann versank das Pferd ganz plötzlich. Es verschwand, als ob es in ein Grab gesunken wäre, und die Fahrenden blieben sitzen und starrten ihm nach.

Zugleich mit dem Versinken des Pferdes brach auch eine Seitenstange des Schlittens, und sie konnten nicht weiterfahren.

Einige Minuten danach öffnete der Pfarrer die Tür zu der großen Vorderstube auf dem Ingmarshof.

Dort brannte ein knatterndes Holzfeuer im Kamin. An der einen Seite desselben saß die Hausfrau und spann feinfädige Wolle, und hinter ihr saßen die Mägde und Weiber in einer langen Reihe und spannen Werg und Flachs. Die Männer hatten die andere Seite des Kamins mit Beschlag

belegt. Sie waren eben vom Holzfahren gekommen: einige ruhten aus, andere beschäftigten sich mit solcher Arbeit, die ihnen spielend leicht war, sie schnitzelten Späne, schärften Fuchsfallen und verfertigten Axtschäfte.

Als der Pfarrer eintrat und berichtete, welch ein Mißgeschick ihn betroffen habe, kam alles in Bewegung. Die Knechte gingen hinaus, um das Pferd aus der Schneewehe auszugraben. Halfvor führte den Pfarrer an den Tisch und bat ihn, auf der langen Bank Platz zu nehmen. Karin schickte die Mägde in die Küche, um Kaffee zu kochen und ein besonders gutes Essen zum Abendbrot zu bereiten. Sie selber hängte den Pelz des Pfarrers zum Trocknen ans Feuer, zündete die Hängelampe an und rückte ihr Spinnrad an den Tisch, um am Gespräch der Männer teilnehmen zu können.

Besser hätte ich nicht aufgenommen werden können, wenn Groß-Ingmar noch gelebt hätte, dachte der Pfarrer.

Halfvor begann ein schwerfälliges Gespräch über die Beschaffenheit der Fahrwege und kam dann auf die Frage, ob man dem Herrn Pfarrer das Getreide gut bezahlt habe, und ob die Reparaturen ausgeführt worden seien, um die er schon so lange eingekommen wäre. Karin fragte nach der Frau Pfarrerin und wollte wissen, ob sich ihre schwere Krankheit in der letzten Zeit nicht gebessert habe.

Der Knecht des Pfarrers kam mit der Meldung, daß das Pferd ausgegraben und bereits wieder angeschirrt sei, so daß sie abfahren könnten. Karin und Halfvor baten und nötigten den Pfarrer, zum Abendbrot dazubleiben. Sie ließen darin nicht nach, bis der Pfarrer ihren Bitten willfahrte.

Der Kaffee wurde gebracht. Die größte Silberkanne blitzte auf dem Tablett, sogar die alte silberne Zuckerdose war da, die kaum bei Hochzeiten und Begräbnissen zum Vorschein kam, und drei Silberschalen waren hoch mit Weißbrot angefüllt.

Des Pfarrers kleine Augen weiteten sich vor Staunen. Er strich sich wiederholt mit der Hand über die Stirn, saß wie im Traume da und fürchtete zu erwachen.

Halfvor zeigte dem Pfarrer das Fell eines Elentieres, das im vergangenen Herbst im Walde des Ingmarshofes er-

legt worden war. Das Fell wurde auf dem Fußboden ausgebreitet, der Pfarrer hatte noch niemals ein größeres und schöneres gesehen. Karin trat auf Halfvor zu und flüsterte ihm leise etwas ins Ohr. Sofort bat Halfvor den Herrn Pfarrer, das Fell als Geschenk anzunehmen.

Karin ging hin und her, damit beschäftigt, herrliches altes Silberzeug aus den blaubemalten Schränken hervorzuholen. Sie legte ein Tischtuch mit breitem Hohlsaum auf den Tisch und brachte so viel Silbergerät herbei, als ob sie zu einem Festessen decken wollte. Milch und andere Getränke trug sie in mächtigen Silberkannen herbei.

Nach dem Essen wollte der Pfarrer abfahren. Halfvor Halfvorsson selber und zwei seiner Knechte begleiteten ihn, sie bahnten ihm den Weg durch die Schneewehen, stützten den Schlitten, sobald er umzustürzen drohte, und verließen den Pfarrer nicht eher, als bis er zu Hause im Pfarrhofe angelangt war.

Der Pfarrer stand wohlbehalten auf der Treppe des Pfarrhauses. Er dachte, wie schön es doch sei, alte Freunde wiederzufinden, und nahm sehr herzlichen Abschied von Halfvor. Der Bauer zögerte ein wenig. Er stand da und tastete nach etwas in seiner Tasche.

Endlich zog er ein zusammengefaltetes Papier heraus. Er überlegte erst, ob er es jetzt schon hier lassen könne. Es wäre eine Bekanntmachung, die morgen in der Kirche vorgelesen werden sollte. Vielleicht würde der Herr Pfarrer sie jetzt in Empfang nehmen, dann brauchte er keinen Boten damit zur Kirche zu senden, meinte er.

Als der Pfarrer in seiner Stube stand und das Licht angezündet hatte, entfaltete er das Papier und las:

„Infolge Wegzuges des Besitzers nach Jerusalem wird der steuerpflichtige Ingmarshof zum Verkauf ausgeboten — — —.“

Weiter kam der Pfarrer nicht im Lesen. Es kamen ihm allerlei tiefe und wunderliche Gedanken. „Ja, also nun ist es richtig über uns“, murmelte er, als ob er von einem Ungewitter spräche. „Das ist es, worauf ich seit Jahr und Tag gewartet habe.“

Hök Matts Eriksson.

Es ist ein herrlicher Frühlingstag. Ein Bauer und sein Sohn sind auf dem Wege zu dem großen Hüttenwerk, das unten am südlichen Ende des Kirchensprengels liegt.

Sie wohnen weit droben im nördlichen Teil, müssen also fast das ganze Kirchspiel durchwandern. Sie gehen an allen den frisch besäten Feldern vorüber, die eben die junge, aufkeimende Saat tragen. Sie sehen alle die saftig grünen Roggenfelder, alle die schönen Wiesen, auf denen sich bald der Klee röten und duften wird.

Sie gehen auch an einer ganzen Menge von Häusern vorüber, die man frisch anmalt und mit neuen Fenstern versieht oder durch Glasveranden verschönt. Sie gehen an Gärten vorüber, wo man gräbt und pflanzt. Alle Menschen, denen sie begegnen, kommen ihnen mit lehmigen Stiefeln und mit erdgeschwärzten Händen entgegen, weil sie draußen auf den Feldern oder in den Gemüsegärten gewesen sind, wo sie Kartoffeln und Kohl oder Rüben und Möhren gesetzt haben.

Der Bauer kann es nicht lassen, stehen zu bleiben und zu fragen, welche Sorte von Kartoffeln sie gesetzt und wie lange es her sei, daß sie Hafer gesät hätten. Sobald er ein Kalb oder ein Fohlen erblickt, muß er überlegen, wie alt es sein könnte. Er rechnet aus, wieviel Kühe sie sich wohl in diesem oder jenem Hof noch anschaffen könnten und denkt darüber nach, was die Fohlen wert sein würden, wenn sie erst eingefahren wären.

Der Sohn versucht immer wieder die Gedanken des Vaters von alledem abzulenken. „Ich denke daran, daß wir mitsammen nun bald das Tal zu Saron und die Wüste in Judäa durchwandern werden.“

Der Vater lächelt ein wenig, und sein Gesicht erhellt sich einen Augenblick. „Das wird herrlich sein, in den Fußtapfen unseres lieben Herrn Jesu zu wandeln“, antwortet er.

Aber einen Augenblick später werden seine Gedanken wieder von einigen Fuhren mit ungelöschtem Kalk in Anspruch genommen, die an ihnen vorbeifahren. „Ach, du,

Gabriel, wer mag es wohl sein, der diesen Kalk einfahren läßt? Die Leute sagen, daß der Kalk das Land unglaublich fruchtbar macht. Da wird man im Herbst etwas zu sehen kriegen."

„Zum Herbst, Vater!" sagt der Sohn in ermahnendem Tone.

„Ja, ich weiß", antwortet der Bauer, „im Herbst werde ich in Jakobs Hütten wohnen und im Weinberg des Herrn arbeiten."

„Ja", antwortet der Sohn, „also sei es, Amen, Amen."

Sie gehen eine Weile stumm nebeneinander her und betrachten die frühlingsfrische Landschaft. Das Wasser sickert aus den Gräben hervor, und selbst die Landstraße ist an vielen Stellen vom Frühlingsregen aufgerissen. Wohin man blickt, sieht man die wartende Arbeit. Jeder Mensch bekommt Lust, mit anzugreifen und zu helfen, sogar auch dann, wenn er über Grund und Boden geht, der ihm nicht gehört.

„Nun ja", sagt der Bauer nachdenklich, „wenn ich die Wahrheit sagen soll, muß ich schon zugeben, daß ich gewünscht hätte, mein Gütchen erst im Herbst zu verkaufen, wenn alle Arbeit getan ist. Es ist recht hart, es im Frühling verlassen zu müssen, gerade, wenn man alle seine Kräfte daransetzen möchte, es zu bearbeiten."

Der Sohn zuckt nur die Achseln. Er sieht ein, daß er den alten Mann schwatzen lassen muß.

„Es ist nun einunddreißig Jahre her, daß ich als junger Bursche weit draußen im Norden dieses Kirchspiels ein Stück ödes Land kaufte", sagt der Bauer. „Dort war noch niemals ein Spatenstich getan worden. Das halbe Besitztum war Moorboden und der Rest ein Steinbruch. Es sah ganz furchtbar aus. In diesem Steinbruch habe ich dann so lange Steine gebrochen, bis ich dachte, mein Kreuz sollte entzweibrechen. Und doch glaube ich, daß ich noch schlimmere Arbeit mit dem Moorboden hatte, bis er endlich richtig dräniert und ausgetrocknet war."

„Ja, Ihr habt ehrlich gearbeitet, Vater", sagt der Sohn. „Deshalb gedenket Gott an Euch und ruft Euch in sein heiliges Land."

„Und anfangs", fuhr der Bauer fort, „hauste ich in einer Hütte, die war nicht viel besser als eine Kohlenbrennerkate; sie war aus unbehauenen Baumstämmen errichtet und auf dem Dach lag nur festgestampfte Erde. Ich konnte das Dach niemals so dicht bekommen, daß es nicht hereinregnete. Das war sehr unangenehm, besonders nachts. Und die Kuh und das Pferd hatten es nicht besser als ich. Den ganzen ersten Winter standen sie in einer Erdhöhle, wo es so dunkel war wie in einem Keller."

„Vater", fragt der Sohn, „warum hängt Ihr so sehr an einem Ort, wo Ihr Euch so arg abgeschindet habt?"

„Aber bedenke doch nur, welche Freude es war, als ich dann den großen Viehstall bauen konnte, und wie der Viehstand sich von Jahr zu Jahr so vergrößerte, daß ich beständig darauf bedacht sein mußte, den Raum zu erweitern. Und wenn ich das Besitztum jetzt nicht verkaufen würde, so müßte ich das Dach vom Viehstall umlegen. Gerade jetzt wäre die richtige Zeit dafür gewesen, sobald ich mit der Aussaat fertig gewesen wäre."

„Vater, Ihr werdet in jenem Lande säen, wovon etliches auf den Weg, etliches auf das Steinige, etliches unter die Dornen und etliches auf gutes Land fallen wird", sagt der Sohn.

„Und die alte Hütte, die ich mir nach der ersten Kate gebaut hatte", sagt der Vater, „die wollte ich gerade in diesem Jahr niederreißen, um mir ein zweistöckiges Haus zu bauen. Was soll ich nun mit all dem Bauholz tun, das wir zusammen im Winter angefahren haben? Es war doch wahrhaftig eine schwere Arbeit, es herbeizuschleppen. Die Pferde hatten damit ihre liebe Not und wir auch."

Der Sohn wird ängstlich. Ihm scheint, daß der Vater ihm entgleite. Er fürchtet, daß der alte Mann nicht in der rechten Gemütsverfassung hingehe, dem Herrn sein Hab und Gut zu opfern.

„Ja", sagt der Sohn, „aber was bedeutet ein neues Haus und ein neuer Stall dagegen, daß wir nun ein reines Leben unter Gleichgesinnten führen dürfen?"

„Halleluja", antwortet der Vater, „ich weiß, daß uns ein schönes Los beschieden ist. Und nun gehe ich zum

Hüttenwerk hinunter, um der Aktiengesellschaft für Sägewerke mein Besitztum zu verkaufen. Wenn ich nächstes Mal diesen Weg gehe, so ist alles vorbei, und ich besitze nichts mehr."

Der Sohn antwortet nicht, er ist aber zufrieden, aus diesen Worten zu ersehen, daß der Vater seinen Entschluß aufrechterhält.

Nach einer Weile wandern sie an einem Hof vorüber, der sehr anmutig auf einem Berge daliegt. Man sieht ein weißgetünchtes Wohnhaus mit Balkon und Veranda, und das Haus ist ganz von Balsampappeln umgeben, deren schöne grauweiße Stämme vor Saft strotzen.

„Sieh' mal", sagt der Bauer. „Gerade eine solche Veranda mit einem Balkon darüber und mit vielen Schnitzereien gedachte ich an meinem Hause anzubringen. Und vor dem Hause auch einen solchen großen Rasenplatz mit dichtem, feinem Grase. Wäre das nicht schön gewesen, Gabriel?"

Der Sohn antwortet nicht, und der Bauer merkt, daß er von dem Hof nicht mehr reden hören mag. Nun verstummt auch er, aber seine Gedanken kreisen beständig um sein Heim. Er denkt mit Unruhe daran, wie es seinen Pferden unter dem neuen Besitzer ergehen werde, was überhaupt mit dem ganzen Gehöft geschehen solle. Ach, denkt er, ich begehe sicherlich eine Dummheit, wenn ich es an die Aktiengesellschaft verkaufe. Da wird doch nur der ganze Wald abgeholzt werden und der ganze Hof in Verfall geraten. Das Moor wird wieder zu Moor werden und der Birkenwald wird über die Felder hinabwachsen.

Sie sind nun beim Hüttenwerk angelangt, und dort erwacht von neuem sein Interesse. Er sieht Pflüge und Eggen von neuester Konstruktion, und er erinnert sich sofort daran, wie dringend er gewünscht hatte, sich eine Mähmaschine anzuschaffen. Er blickt Gabriel an, der ein schöner junger Bursche ist, und er malt es sich aus, wie er auf der stattlichen roten Mähmaschine sitzen würde, hoch über den Pferden, mit der Peitsche knallend und das lange Gras der Wiesen mähend, so wie ein starker Held seine Feinde niedermäht.

Beim Betreten des Kontors im Hüttenwerk glaubt er noch das Rasseln der Erntemaschine zu vernehmen. Er hört das leichte Niedergleiten des Grases und das leise Zwitschern und Summen der aufgescheuchten Vögel und Insekten.

Der Kaufkontrakt ist bereits aufgesetzt und liegt zur Unterzeichnung fertig da. Alle Unterhandlungen sind erledigt, der Preis ist bestimmt, er braucht nur noch zu unterschreiben.

Man liest ihm den Kontrakt vor, und er sitzt da und hört zu. Er hört, wieviel Morgen Wald und wieviel Morgen Feld und Wiese sie auszählen, und hört das tote und das lebende Inventar angeben, dessen er sich enteignen soll! Seine Züge werden hart. „Nein“, sagt er sich innerlich, „das wird niemals geschehen.“

Sobald das Vorlesen beendigt ist, will er gerade sagen, daß er es doch nicht tun könne. Da beugt sich sein Sohn vor und flüstert ihm zu: „Vater, es gilt mich oder den Hof, denn i ch gehe fort, was Ihr auch tun möget.“

Der Bauer war so gänzlich von den Gedanken an den Hof erfüllt, daß es ihm niemals eingefallen wäre, der Sohn könnte ihn verlassen wollen. Also der Sohn würde jedenfalls von dannen ziehen. Er vermag das nicht recht zu begreifen, e r würde nicht gegangen sein, wenn der Sohn daheimgeblieben wäre.

Aber das war ja klar, daß er mit dem Sohn ziehen mußte.

Er tritt an das Pult heran, wo der Kontrakt zu seiner Unterschrift bereit liegt. Der Verwalter des Hüttenwerks steckt ihm selber die Feder zwischen die Finger und weist auf das Papier hin. „Sehen Sie, hier, schreiben Sie hier: Hök Matts Eriksson!“

Er nimmt die Feder, und zugleich erinnert er sich ganz deutlich, wie er vor einunddreißig Jahren einen Kontrakt unterschrieben hatte, durch den er ein Stück ganz unkultivierter Wildnis erworben hatte.

Er erinnert sich, daß er nach der Unterzeichnung hinging, um sein Besitztum genau zu besehen. Da hatte er zu sich

selber gesprochen: „Ei, sieh', was Gott dir gegeben hat. Hier hast du Arbeit für dein ganzes Leben."

Der Verwalter glaubt, daß er zögere, weil er unsicher sei, wohin sein Name gesetzt werden solle und zeigt es ihm noch einmal: „Hier muß der Name stehen. Schreiben Sie hier: Hök Matts Eriksson!"

Er beginnt zu schreiben. „Diesen Namen schreibe ich um meines Glaubens und um meiner Seligkeit willen", denkt er, „für meine lieben Freunde, die Hellgumianer, für unser teures Zusammenleben, und um nicht allein hier gelassen zu werden, wenn sie alle von dannen ziehen." Und er kritzelt seinen ersten Vornamen „Hök" hin.

„Diesen", denkt er weiter, „schreibe ich um meines Sohnes Gabriel willen, um nicht diesen guten, geliebten Sohn zu verlieren, der immer so gut gegen seinen alten Vater gewesen ist, ich schreibe ihn, um ihm zu beweisen, daß er mir doch das allerteuerste Gut auf Erden ist." Und so wird der zweite Name „Matts" hingekritzelt.

„Aber diesen?" denkt er, als er von neuem die Feder ansetzen will. „Warum schreibe ich diesen Namen?" Und alsobald beginnt seine Hand sich unwillkürlich weiter zu bewegen und zieht kreuz und quer dicke Striche über das verhaßte Papier.

„Ja, das tue ich, weil ich ein alter Mann bin, der Acker und Feld bestellen muß, der denselben Grund und Boden pflügen muß, auf dem er immer mühevoll geschafft und gearbeitet hat."

Hök Matts Eriksson sieht sehr verlegen aus, als er sich zu dem Verwalter des Hüttenwerks umwendet und ihm das Papier zeigt.

„Der Herr Verwalter muß schon entschuldigen. Es war zwar meine Absicht, mich meines Besitztums zu entäußern, aber es ging nicht an."

———◆———

Die Auktion.

Im Mai fand die Auktion auf dem Ingmarshof statt. Gott, welch ein herrlicher Tag war das, eine richtige Sommerhitze. Alle Bauern hatten ihre langen, weißen Pelze abgelegt und kamen in kurzen Wämsern an, und die Bäuerinnen trugen bereits die weiten weißen Ärmel, die zu ihrer Sommertracht gehörten.

Die Schulmeisterin machte sich bereit, zur Auktion zu gehen. Gertrud wollte nicht mitgehen, und Storm war durch den Unterricht in Anspruch genommen. Als Mutter Stina fertig war, öffnete sie die Tür zum Schulsaal und nickte ihrem Mann zum Abschied zu. Er saß da und erzählte den Kindern von dem Untergang der großmächtigen Stadt Ninive, und tat es mit so grimmiger Miene, daß die armen Kleinen vor Entsetzen totenbleich waren.

Während der Wanderung nach dem Ingmarshof blieb Mutter Stina ruhig stehen, sobald sie einen blühenden Holunderbusch oder einen mit weißen, duftenden Maiblumen bedeckten Hügel sah. „Kann man wohl etwas Schöneres sehen, wenn man auch bis nach Jerusalem reisen wollte?“ fragte sie sich.

Sowohl die Frau des Schulmeisters als auch viele andere liebten ihr Dorf jetzt gerade mit doppelter Innigkeit, weil die Hellgumianer es ein Sodom nannten und es verlassen wollten.

Sie pflückte ein paar kleine Blumen, die am Wegrande wuchsen und betrachtete sie fast zärtlich. Wären wir so schlecht, wie sie sagen, dachte sie, so wäre es für Gott ein leichtes, uns zu verderben. Er brauchte nur die Kälte andauern zu lassen und die Erde nicht vom Schnee zu befreien. Da aber unser lieber Herrgott den Frühling und die Blumen für uns wiederkehren läßt, ist doch wohl mindestens anzunehmen, daß wir des Lebens wert sind.

Als Mutter Stina den Ingmarshof erreichte, blieb sie stehen und blickte ängstlich umher. Ich glaube, daß ich wieder heimgehe. Ich kann es nicht ertragen, mit anzusehen, wie dieses alte Heim in alle vier Winde zerstreut wird.

Aber in Wirklichkeit war sie viel zu neugierig darauf, wie es mit dem Bauernhof werden würde, um sich jetzt zu entfernen.

Sobald es bekannt geworden war, daß der Hof verkauft werden sollte, hatte Ingmar versucht, ihn zu erwerben. Aber Ingmar besaß etwa sechstausend Kronen, und die große Aktiengesellschaft für Sägewerke, die das Bergsåna-Hüttenwerk besaß, hatte Halfvor fünfundzwanzigtausend Kronen geboten. Ingmar war es zwar gelungen, Geld genug geliehen zu bekommen, um die gleich große Summe bieten zu können, aber sofort hatte die Aktiengesellschaft ihr Angebot auf dreißigtausend Kronen erhöht, und Ingmar wagte es nicht, eine so große Schuldenlast auf sich zu nehmen.

Das Betrübliche daran war nicht nur, daß der Hof auf diese Art und Weise der Familie für immer verloren sein würde, denn die große Aktiengesellschaft verkaufte niemals etwas, was sie einmal erworben hatte, sondern es war außerdem durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Aktiengesellschaft Ingmar das Sägewerk am Långforsen noch länger in Pacht lassen würde, und so würde er bald ohne jeden Lebensunterhalt dastehen.

Er würde nicht daran denken können, Gertrud im Herbst zu heiraten, wie es in seiner Absicht lag. Er würde vielleicht genötigt sein, sofort außerhalb Arbeit zu suchen.

Mutter Stina war auf Karin und Halfvor nicht gut zu sprechen, sobald sie an all dies dachte. „Ich hoffe nur inständig“, sagte sie zu sich selber, „daß die Ingmarstochter Karin nicht zu mir kommt, um mit mir zu reden, denn ich könnte es sonst nicht unterlassen, ihr zu sagen, wie schlecht sie gegen Ingmar handle. Ich könnte es nicht unterlassen, ihr zu sagen, es sei im Grunde doch nur i h r e Schuld, daß Ingmar nicht bereits den ganzen Hof besitze.

„Allerdings hörte ich davon reden, daß sie eine Masse Geld für ihre Jerusalemreise brauchen, aber es ist doch sonderbar, daß Karin das Herz hat, diesen alten Hof an eine Aktiengesellschaft zu verkaufen, die doch nur den ganzen Wald abholzen und die ganze Landwirtschaft zugrunde gehen lassen wird.“

Außer der Aktiengesellschaft hatte noch jemand die Absicht, den Hof zu erwerben, das war der reiche Gemeindevorsteher Berger Sven Persson. Und das wäre noch das beste für Ingmar, denn Sven Persson war ein großmütiger Mann, der ihm die Pacht des Sägewerks gewiß nicht entziehen würde.

Sven Persson wird es auch nicht vergessen, daß er einst auf diesem Hof als armer Hirtenknabe gelebt hat, dachte Mutter Stina, und daß es Groß-Ingmar war, der sich seiner angenommen hatte, und durch den er in die Höhe gekommen war.

Die meisten Leute, die zur Auktion gekommen waren, gingen nicht ins Haus hinein, sondern blieben draußen auf dem Hofplatz. Die Frau des Schulmeisters machte es wie die anderen. Sie setzte sich auf einen Bretterstapel und betrachtete alles ganz genau, so wie es jemand zu tun pflegt, der da weiß, daß er einen lieben Ort zum letztenmal sieht.

Auf drei Seiten war der Hof mit Wirtschaftsgebäuden bebaut und in der Mitte stand ein kleines Vorratshaus auf Pfosten. Nichts davon sah besonders altertümlich aus bis auf einen alten Vorbau, der zum Eingang des Wohnhauses führte, das ganze Dach des Altans war von geschnitzten Holzleisten umgeben, und ein noch älterer Vorbau mit schweren, gewundenen Säulen befand sich vor der Tür des Brauhauses.

Mutter Stina gedachte all der Ingmarssöhne, deren Füße diesen Hof betreten hatten. Es war ihr, als sähe sie diese Männer abends von der Arbeit heimkehren und an den Herd treten, große, etwas vorgebeugte Gestalten, immer besorgt, aufdringlich zu erscheinen oder einen besseren Platz einzunehmen, als es ihnen gezieme.

Sie gedachte all der Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit, die auf diesem Hof ihre Stätte gehabt hatten. „Das dürfte nicht geschehen“, dachte sie hinsichtlich der Auktion, „der König müßte es erfahren.“

Mutter Stina empfand es bitterer, als wenn es sich um ihr eigenes Heim gehandelt hätte.

Die Versteigerung hatte noch nicht begonnen, es war aber bereits eine ganze Menge von Leuten anwesend. Einige

gingen in die Ställe und besahen das Vieh, andere standen auf dem Hof, um die Gerätschaften zu betrachten, alle die Karren und Äxte, Sägen und Pflüge, die dort zusammengestellt waren.

Aber so oft Mutter Stina ein paar Bauernweiber aus dem Viehstall kommen sah, dachte sie ärgerlich: Seht doch, Mutter Inga und Mutter Stafva! Jetzt waren sie da drinnen, und jede hat sich ihre Kuh ausgesucht. Wenn man bedenkt, wie die später damit prahlen werden, daß sie Kühe von der alten, guten Rasse auf dem Ingmarshof haben!

Sie lächelte ein wenig höhnisch, als sie den Kötner Nils die Auswahl unter den Pflügen treffen sah.

Der Katen-Nils wird sich für einen großen Mann halten, wenn er sich einen Pflug anschafft, den Groß-Ingmar selber benutzt hat.

Allmählich sammelten sich viele Menschen um die Auktionsobjekte an. Die Männer gerieten über einen Teil der Gerätschaften in Verwunderung, weil manche so alt waren, daß niemand wußte, wozu sie einst benutzt worden waren. Und einige der Beschauer waren so unehrerbietig, daß sie über die alten Schlitten zu lachen wagten. Manche dieser Schlitten waren uralt: sie waren prächtig anzusehen, ganz in Rot und Grün gemalt, und das Pferdegeschirr war mit bunten Garnbüscheln und weißen Rosetten besetzt.

Wieder war es Mutter Stina, als sähe sie die alten Ingmarssöhne in diesen alten Schlitten in gemessener Fahrt herankommen. Sie fuhren zu einem Gastmahl fort, oder sie kehrten von einer Hochzeit zurück, die Braut neben sich auf dem Schlitten. Es sind sehr gute, prächtige Menschen, die jetzt unser Dorf verlassen, dachte sie. Denn sie hatte das Gefühl, als ob alle diese alten, würdigen Männer noch bis auf den heutigen Tag, an dem ihre Geräte und Fahrzeuge in alle Winde zerstreut wurden, hier gewohnt hätten.

Ich möchte nur wissen, wo Ingmar jetzt ist, und wie es ihm geht, dachte sie. Wenn es m i r schon so schwer wird, wie muß es ihm erst schwer werden.

Es war ein so herrlicher Tag, daß der Auktionator vorschlug, alle Verkaufsgegenstände auf den Hof hinauszuschaffen, um das Gedränge in den Stuben zu vermeiden.

Mägde und Knechte trugen nun die Truhen und Schreine herbei, die mit Tulpen und Rosen bemalt waren. Ein Teil derselben hatte viele hundert Jahre in ungestörter Ruhe auf den Kleiderkammern gestanden. Man trug auch Silberkannen und altertümliche Kupferkessel, Spinnrocken und Wollspindeln, Bettzeug und allerhand eigentümliches Webegerät heraus.

Um all dieses Inventar sammelten sich Bauernfrauen, die alles in die Höhe hoben und hin und her wendeten.

Mutter Stina hatte nicht die Absicht gehabt, etwas zu kaufen, aber sie erinnerte sich nun, daß hier ein Webstuhl existieren sollte, auf dem man den feinsten Drillich weben konnte, und sie ging näher, um ihn zu besehen. Aber gerade, als sie herantrat, kam eine Magd mit zwei riesigen alten Bibeln daher. Sie waren mit ihren Beschlägen und Ledereinbänden so schwer, daß man sie kaum heben konnte.

Mutter Stina war so bestürzt, als habe jemand sie ins Gesicht geschlagen, und sie kehrte wieder auf ihren Platz zurück. Sie begriff wohl, daß jetzt niemand mehr in diesen alten Bibeln mit ihrer längst veralteten Sprache lesen mochte, aber es war doch mehr als sonderbar, daß Karin sie verkaufen wollte.

Vielleicht war diese eine die Bibel, in der die Hausfrau las, als sie kamen, um ihr zu berichten, daß ihr Mann von einem Bären getötet worden sei.

Mutter Stina gedachte alles dessen, was sie jemals über die Ingmarssöhne vernommen hatte. Jedes Ding, das sie hier sah, schien ihr etwas erzählen zu wollen.

Jene alten Silberschnallen, die dort auf dem Tisch lagen, hatte einst ein Ingmar Ingmarsson den Trollen im Klackberge geraubt.

In dem alten Kabriolett, das da drüben stand, kam der alte Ingmar Ingmarsson angefahren, wenn er die Kirche besuchte, das war zu jener Zeit geschehen, als sie noch ein Kind war. Und jedes einzige Mal, wenn er an ihr und ihrer Mutter auf dem Wege zur Kirche vorüberfuhr, hatte die Mutter ihr die Hand auf die Schulter gelegt und zu ihr gesagt: „Nun mußt du einen Knicks machen, Stina, denn hier kommt Ingmar Ingmarsson.“

Sie hatte sich darüber gewundert, daß die Mutter es nie vergaß, sie an den Knicks für Ingmar Ingmarsson zu erinnern. Die alte Frau hätte es niemals so genau genommen, wenn es dem Kronvogt oder dem Gemeindevorsteher galt.

Schließlich hatte sie erfahren, daß damals, als ihre Mutter auf demselben Kirchenwege dahinschritt, diese dem Kinde die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt hatte: „Nun mußt du einen Knicks machen, denn hier kommt Ingmar Ingmarsson."

„Gott weiß es", seufzte Mutter Stina, „es macht mir nicht nur darum so schweren Kummer, hier alles zerstreuen zu sehen, weil ich gehofft hatte, Gertrud hier einstmals schalten und walten zu sehen. Mich dünkt, daß es dadurch mit dem ganzen Kirchspiel aus und vorbei ist."

In diesem Augenblick kam der Pfarrer angefahren. Er sah ernst und niedergeschlagen aus. Er ging sogleich ins Haus, und Mutter Stina war es klar, daß er jetzt nur kam, um Ingmars Sache bei Karin und Halfvor zu führen.

Etwas später kam der Verwalter aus Bergsåna als Bevollmächtigter der Aktiengesellschaft für Sägewerke, und gleich darauf der Gemeindevorsteher Berger Sven Persson. Der Verwalter ging sofort ins Haus, aber Sven Persson wanderte eine Weile draußen im Hof umher und besah die Sachen. Er ging dabei auch an einem kleinen Greise mit einem langen Bart vorüber, der auf demselben Bretterstapel saß, auf dem Mutter Stina Platz genommen hatte.

„Ihr wißt wohl nicht, Stark-Ingmar", sagte Sven Persson und blieb vor dem Greise stehen, „ob Ingmar Ingmarsson sich entschlossen hat, das Bauholz zu kaufen, das ich ihm angeboten habe."

„Er sagt zwar nein", antwortete der Greis, „es sollte mich aber nicht wundernehmen, wenn er seinen Entschluß bald ändert."

Dabei blinzelte der Greis mit den Augen und wies auf Mutter Stina hin, als wolle er Sven Persson zu verstehen geben, daß es nicht anginge, sie hören zu lassen, worüber sie sprachen.

„Ich meine doch, es wäre recht vorteilhaft für ihn“, sagte der Gemeindevorsteher. „Ich biete nicht alle Tage solche Ware an, aber dies tat ich um Groß-Ingmars willen.“

„Ja, das muß wahr sein, es ist ein gutes Angebot“, sagte der Greis, „aber er hat mir mitgeteilt, daß er bereits anderswo einen Kauf abgeschlossen habe.“

„Ich bezweifle, daß er richtig bedacht hat, was ihm damit entgeht“, sagte der Gemeindevorsteher und ging langsam weiter.

Noch hatte sich kein Familienmitglied auf dem Hofe gezeigt, aber jetzt erblickten die Menschen plötzlich den jungen Ingmar. Er stand etwas entfernt an einer Wand, ganz unbeweglich und mit fast geschlossenen Augen.

Mehrere traten vor, um ihn zu begrüßen, aber wenn sie in seine Nähe kamen, unterließen sie es und gingen auf ihren früheren Platz zurück.

Ingmar war totenbleich, und alle, die ihn sahen, begriffen, daß er gegen ein gewaltiges Leid anzukämpfen hatte, deshalb wagte auch niemand, ihn anzureden.

Ingmar stand so still da, daß viele ihn gar nicht bemerkt hatten. Aber jeder, der ihn einmal gesehen hatte, konnte an nichts anderes mehr denken. Von jener Lustigkeit, die sonst auf Auktionen zu herrschen pflegt, war nichts zu merken. Wer hätte auch den Mut finden können, zu lachen oder ein heiteres Wort zu reden, während Ingmar dort stand, fest an die Wand des alten Hauses gelehnt, das er nun bald für immer verlieren würde.

Und so kam die Stunde, wo die Auktion beginnen mußte. Der Auktionator stieg auf einen Stuhl und bot zuerst einen alten Pflug aus. Ingmar stand so unbeweglich da, als wäre er kein lebender Mensch, sondern ein Steingebilde.

„Herr Gott, wenn er doch nur von hier fortginge!“ sagten die Menschen. „Er brauchte doch dieses ganze Elend nicht mit anzusehen. Aber die Ingmarssöhne machen es niemals wie andere Leute.“

Da fiel der erste Hammerschlag. Man sah Ingmar zusammenzucken, als ob er ihn selber getroffen hätte. Gleich darauf stand er wieder unbeweglich, aber bei jedem Hammerschlag durchfuhr ihn ein Zittern.

Zwei Bauernfrauen gingen gerade an Mutter Stina vorüber und sprachen von Ingmar.

„Und denk' mal, wenn er nur um eine reiche Bauerntochter freien wollte, so hätte er Geld genug und könnte den Hof kaufen, er aber muß ja Schulmeisters Gertrud haben“, sagte die eine.

„Das muß aber ein großmächtiger Mann sein, der ihm den Ingmarshof als Mitgift versprochen hat, wenn er seine Tochter heiratet“, antwortete die andere. „Siehst du, die fragen nichts danach, daß er arm ist, weil er aus einer so guten Familie stammt“

„Das hilft natürlich auch, wenn man ein Sohn von Groß-Ingmar ist.“

Es wäre schon ein Segen gewesen, wenn Gertrud soviel gehabt hätte, um ihm ein wenig beizustehen, dachte Mutter Stina.

Allmählich waren die Wirtschaftsgeräte verkauft worden, und der Auktionator ging auf die andere Seite des Hofes hinüber. Er begann hausgewebte Leinensachen zu verkaufen, Tischtücher und Bettvorhänge, und er hielt sie hoch empor, so daß die gestickten Tulpen und die eingewebten bunten Muster über den ganzen Hof hin leuchteten.

Ingmar mußte wohl das Flattern der Stoffe bemerkt haben. Er hob unwillig die Augenlider. Einen Augenblick sah man die matten, rotgeränderten Augen, die über die Zerstörung hinblickten, dann schlossen sie sich von neuem.

„So etwas habe ich noch niemals gesehen“, sagte ein junges Bauernmädchen. „Jetzt glaube ich wahrhaftig, er stirbt. Wenn er es doch nur lassen wollte, hier zu stehen und sich zu quälen!“

Mutter Stina erhob sich, als wollte sie es herausschreien, daß es so nicht weitergehen könnte, und daß sie aufhören müßten, aber sie setzte sich wieder. „Ich darf ja nicht vergessen, daß ich armselig und ohnmächtig bin“, sprach sie seufzend.

Es wurde nun plötzlich so still auf dem Hofe, daß Mutter Stina aufblicken mußte. Sie merkte nun, daß dieses Schweigen entstanden war, weil die Ingmarstochter Karin aus dem Wohnhause getreten war. Nun erkannte man klar

und deutlich, was die Leute von Karin und ihrer Handlungsweise dachten, denn während sie über den Hof schritt, wichen die Menschen ihr aus, keiner streckte ihr die Hand hin, sie zu begrüßen, sondern alle standen stumm da und blickten ihr mißbilligend nach.

Karin sah abgezehrt und müde aus. Sie ging noch gebeugter als gewöhnlich. Ein paar rote Flecken brannten auf ihren Wangen, und sie sah gequält aus, wie zu jener Zeit, da sie so schwer mit Eljas zu kämpfen hatte.

Karin kam nur, um Mutter Stina aufzusuchen und sie zu bitten, mit hineinzukommen. „Ich habe es eben erst bemerkt, daß Ihr hier seid, Mutter Stina", sagte sie.

Die Frau des Schulmeisters machte ein wenig Umstände, aber Karin bezwang sie dadurch, daß sie sagte: „Wir möchten doch jetzt allen alten Streit vergessen sehen wollen, ehe wir unseres Weges ziehen."

Während sie über den Hof gingen, versuchte Mutter Stina zu fragen: „Das muß wohl ein schwerer Tag für Euch sein, Karin."

Karin seufzte, antwortete aber nicht.

„Ich weiß nicht, Karin, wie Ihr das Herz haben könnt, all diesen alten Besitz zu verkaufen?"

„Das was man am allermeisten liebt, muß man dem Herrn vor allem opfern", sprach Karin.

„Die Leute finden allgemein, daß es sonderbar ist", begann Mutter Stina, aber Karin unterbrach sie: „Der Herr würde es wohl auch ganz sonderbar finden, wenn wir etwas von dem beiseite brächten, was ihm dargebracht worden ist."

Mutter Stina biß sich auf die Lippen und vermochte nichts mehr zu sagen. Es schien also nichts aus all den Vorwürfen zu werden, die sie Karin eigentlich hatte machen wollen. Es lag eine solche Würde in Karins Wesen, daß niemand sie zu tadeln wagte.

Gerade als sie die breiten Treppenstufen des Altans hinaufsteigen wollten, legte Mutter Stina die Hand auf Karins Schulter. „Habt Ihr gesehen, Karin, wer dort steht?" fragte sie und wies auf Ingmar hin.

Karin schien ein wenig zusammenzusinken. Sie hütete sich gleichwohl, nach der Seite zu sehen, auf der Ingmar

stand. „Der Herr wird einen Ausweg finden“, murmelte sie. „Der Herr wird einen Ausweg finden.“

In der großen Vorderstube war trotz der Auktion wenig verändert worden, weil die Bänke und Bettgestelle da drinnen an den Wänden befestigt waren und nicht von der Stelle gerückt werden konnten. Aber die Kupfergefäße glänzten nicht mehr an den Wänden, die Bettgestelle gähnten einen ohne Vorhänge und ohne Betten leer an, und die blaubemalten Schranktüren, die früher oft nur angelehnt waren, um jeden Gast die hohen silbernen Kannen und Becher sehen zu lassen, die deren Regale belasteten, waren jetzt geschlossen, ein Zeichen, daß dort nichts mehr aufbewahrt wurde, was des Vorzeigens wert gewesen wäre.

Den einzigen Wandschmuck bildete das Gemälde von Jerusalem, das auch heute wieder mit einer Girlande von frischem Grün umkränzt war.

Der große Raum war mit Verwandten und Glaubensgenossen von Karin und Halfvor angefüllt. Einer nach dem anderen wurde mit großer Umständlichkeit an einen großen gedeckten Tisch geführt, um bewirtet zu werden.

Die Tür zu der kleinen Nebenstube war geschlossen. Drinnen gingen die Verhandlungen wegen des Gutsverkaufes vor sich. Dort wurde laut und lebhaft gesprochen, man vernahm besonders die Stimme des Pfarrers.

Aber in der Vorderstube waren alle verstummt, und wenn jemand sprach, so geschah es nur leise und flüsternd. Sie alle waren mit ihren Gedanken und Sinnen drinnen in dem Stübchen, wo das Schicksal des Hofes entschieden wurde.

Mutter Stina wandte sich an Gabriel Mattsson und fragte ihn: „Es ist wohl kaum möglich, daß Ingmar den Hof behält?“

„Sein Angebot ist schon längst überboten“, antwortete Gabriel. „Der Wirt aus Karmsund soll dreißigtausend geboten haben und die Aktiengesellschaft ist bis zu fünfunddreißigtausend hinaufgegangen. Nun sucht der Pfarrer sie zu überreden, lieber dem Wirt als der Aktiengesellschaft den Hof zu überlassen.“

„Und Berger Sven Persson?“ fragte Mutter Stina.

„Der soll heute überhaupt noch kein Angebot gemacht haben.“

Man hörte den Pfarrer mit fast flehender Stimme reden. Die Worte konnte man nicht unterscheiden, aber so lange er sprach, wußte man, daß noch nichts entschieden war.

Dann wurde es einen Augenblick ganz still, und gleich darauf hörte man den Gastwirt sprechen, nicht gerade laut, aber doch mit solchem Nachdruck, daß man jedes Wort verstehen mußte:

„Ich biete dreißigtausend, nicht etwa, weil ich glaube, daß das Objekt soviel wert sei, sondern weil ich nicht will, daß die Aktiengesellschaft Inhaberin des Gutes werde.“

Gleich darauf war es, als habe jemand mit der Faust auf den Tisch geschlagen, und man hörte den Verwalter des Hüttenwerks mit donnernder Stimme rufen:

„Ich biete vierzigtausend und glaube nicht, daß Karin und Halfvor noch ein besseres Angebot erwarten könnten!“

Mutter Stina erbleichte, sie stand auf und ging wieder auf den Hofplatz hinaus. Da draußen war es bedrückend und traurig, aber noch entsetzlicher war es, in der dumpfen Stube zu sitzen und dieses Feilschen mit anzuhören.

Die gewebten Sachen waren bereits versteigert, und der Auktionator wechselte von neuem seinen Platz. Er begann nun die Silbergeräte auszurufen, die großen, mit Goldmünzen verzierten Silberkannen und die Becher mit Inschriften aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Als der Auktionator die erste Silberkanne hoch hob, trat Ingmar ein paar Schritte vor, als wolle er den Verkauf verhindern. Aber er bezwang sich sofort und ging wieder auf seinen früheren Platz zurück.

Einige Minuten später trat ein alter Bauer mit der Silberkanne in der Hand vor Ingmar hin. Er stellte sie bescheiden zu Ingmars Füßen nieder und sagte: „Diese Kanne sollst du als Erinnerung an all das behalten, was von Rechts wegen dein sein müßte.“

Wieder ging ein Zucken durch Ingmars ganzen Körper. Seine Lippen zitterten, und er mühte sich, einige Worte hervorzubringen.

„Ja, du brauchst jetzt nichts zu sagen, das kann ein andermal geschehen“, sagte der Bauer. Er entfernte sich ein paar Schritte, kam aber eilig wieder. „Ich höre, daß die Leute davon reden, du könntest den Hof übernehmen, wenn du nur wolltest. Das wäre der größte Dienst, den du diesem Kirchspiel erweisen könntest.“

Auf dem Ingmarshof existierten mehrere alte, uralte Leute, die ihr Leben lang dort gedient hatten, und in ihrem hohen Alter dort wohnen bleiben durften. Diese waren von größerer Angst gepackt als jeder andere. Sie befürchteten, sobald der Hof in andere Hände überginge, aus der alten Heimat vertrieben zu werden und den Bettelstab ergreifen zu müssen. Aber wie es auch werden mochte, sie wußten es genau, daß sie niemals wieder so gut behandelt werden würden wie bei ihrer alten Gutsherrschaft.

Diese alten Leute irrten nun auf dem ganzen Hof umher, ihre Unruhe ließ sie nicht stille sitzen. Man empfand ein großes Mitleid, wenn man sie vorbeischleichen sah, gebrechlich und erschrocken, mit einem überaus ängstlichen Ausdruck in ihren schwachen, rotgeränderten Augen.

Schließlich verfiel ein fast hundertjähriger Greis darauf, auf Ingmar zuzugehen und sich neben ihm auf die Erde zu setzen Es war, als wäre dies die einzige Stelle, an der er Ruhe finden könne, indem er die alten, zitternden Hände auf den Krückstock stützte.

Sobald die alte Lisa und Lågards Märta sahen, wo Korp Bengt sich niedergelassen hatte, kamen sie auch herangehumpelt und setzten sich neben Ingmar nieder. Sie sagten nichts zu ihm, aber sicherlich hatten sie eine unklare Vorstellung davon, daß er ihnen helfen könnte und müßte, weil er doch nun Ingmar Ingmarsson war.

Seit diese Alten gekommen waren, hielt Ingmar die Augen nicht mehr geschlossen, sondern stand da und blickte auf sie nieder. Er schien alle die Jahre und die Mühseligkeiten zu berechnen, die darüber hingegangen waren, seit sie seiner Familie gedient hatten, und er dachte wohl daran, daß es seine erste Pflicht wäre, alles so einzurichten, daß sie in ihrer alten Heimat sterben könnten.

Er blickte über den Hof hin, bemerkte Stark-Ingmar, und nickte ihm bedeutungsvoll zu.

Ohne ein Wort zu reden, ging Stark-Ingmar in das Wohnzimmer, durchschritt die Vorderstube und trat in das kleine Nebenzimmer. Dort blieb er an der Tür stehen und wartete auf eine passende Gelegenheit, sein Anliegen vorzubringen.

Als Stark-Ingmar eintrat, stand der Pfarrer mitten in der Stube und sprach zu Karin und Halfvor, die unbeweglich und starr wie Tote dasaßen. Der Verwalter des Hüttenwerks saß am Tisch. Er sah recht selbstbewußt aus, wußte ja auch genau, daß er derjenige war, der Vollmacht hatte, das höchste Angebot zu stellen. Der Wirt aus Karmsund stand am Fenster. Er war sehr aufgeregt, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, und seine Hände zitterten. Berger Sven Persson saß auf einem Sofa am anderen Ende des Zimmers; das große gebieterische Gesicht verriet keine Spur von Erregung. Er hielt die Hände über dem Magen gefaltet und schien an nichts anderes zu denken als daran, wie er die Daumen mit größtmöglichster Geschwindigkeit umeinander drehen könnte.

Nun hörte der Pfarrer auf zu reden. Halfvor blickte auf Karin, als wolle er sie um Rat fragen, sie aber saß unbeweglich da und sah zu Boden.

„Karin und ich müssen wohl oder übel daran denken, daß wir in ein fremdes Land ziehen“, sprach Halfvor, „und daß sowohl wir als auch die Brüder von dem Gelde leben müssen, das wir für unseren Besitz bekommen können. Wir haben erfahren, daß schon allein die Reise nach Jerusalem für uns alle fünfzehntausend Kronen kosten wird, und dann müssen wir ein Haus mieten und Nahrung und Kleidung schaffen. Ich glaube nicht, daß wir ein Recht haben, etwas wegzuschenken.“

„Ist es nicht der reine Unsinn, von Karin und Halfvor zu verlangen, daß sie den Hof für ein so geradezu lächerliches Angebot losschlagen sollen, einzig und allein aus dem Grunde, weil ihn die Aktiengesellschaft nicht haben soll?“ sagte der Verwalter. „Ich denke, daß sie mein Angebot sofort annehmen sollten, wenn auch nur aus dem einen

Grunde, um endlich alle diese Überredungsversuche loszuwerden."

„Ja", bestätigte Karin, „wir müssen uns doch wohl an das höchste Angebot halten."

Aber der Pfarrer war nicht so leicht geschlagen. Sobald es sich um weltliche Dinge handelte, wußte er seine Worte sehr gut zu setzen. Jetzt war er ein anderer Mann, als wenn er auf seiner Kanzel stand.

„Karin und Halfvor lieben diesen alten Hof doch wohl genug, um ihn lieber an jemand zu verkaufen, der ihn zu bewirtschaften versteht, auch wenn sie sogar ein paar Tausend Kronen weniger daran verdienen sollten", sagte der Pfarrer.

Und gerade, weil Karin mit dabei war, begann er absichtlich von *einem* Hof nach dem *anderen* zu erzählen, die in Verfall geraten waren, sobald sie in den Besitz der Aktiengesellschaft übergegangen waren.

Karin blickte ein paarmal auf, und der Pfarrer fragte sich, ob es ihm nun wohl endlich gelungen wäre, Eindruck auf sie zu machen. Es wird doch wohl noch etwas von der alten, echten Bäuerin in ihr stecken, dachte er, während er von den verfallenen Bauernhäusern und den aussterbenden Viehherden sprach.

Endlich schloß er damit: „Ich weiß natürlich, daß die Aktiengesellschaft, sofern sie es fest beschlossen hat, den Ingmarshof anzukaufen, die Bauern so lange überbieten kann, bis keiner ihr mehr zu folgen vermag. Aber wenn nun Karin und Halfvor es verhindern wollen, daß dieser alte Hof ein verfallenes Aktiengesellschafts=Gut wird, dann müßten sie den äußersten Preis festsetzen, damit die Bauern wissen, woran sie sich zu halten haben."

Bei diesem Vorschlag des Pfarrers blickte Halfvor unruhig zu Karin hinüber. Karin hob langsam die Augenlider und antwortete:

„Es ist doch natürlich sicher, daß Halfvor und ich den Hof am liebsten an jemand unseresgleichen verkaufen würden, weil wir dann wüßten, daß hier alles so bliebe, wie es gewesen ist."

„Ja, wenn jemand anders als die Aktiengesellschaft vierzigtausend geben wollte, so würden wir uns mit dieser

Summe begnügen", sagte Halfvor, der nun verstand, was seine Frau wünschte.

Gleich darauf ging Stark-Ingmar mit langen Schritten durch das Zimmer und flüsterte Berger Sven Persson einige Worte zu.

Sofort erhob sich der Gemeindevorsteher und trat vor Halfvor hin. „Da Halfvor versprochen hat, sich mit vierzigtausend zu begnügen, so biete ich diese Summe", sagte er.

In Halfvors Gesicht begann es zu zucken. Er schluckte einigemal, bevor er antwortete. „Schönen Dank, Herr Gemeindevorsteher. Ich freue mich, den Hof in so guten Händen zu lassen."

Sven Persson wechselte auch mit Karin einen Händedruck. Sie war sichtlich bewegt und wischte eine Träne fort.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Karin, daß hier alles beim alten bleiben wird", sagte der Gemeindevorsteher.

Karin fragte ihn, ob er selber hierher übersiedeln würde.

„Nein", antwortete er und setzte mit feierlichem Nachdruck die Worte hinzu: „Ich verheirate im Sommer meine jüngste Tochter, und ich gebe den Hof ihr und ihrem Manne."

Dann wandte sich der Gemeindevorsteher an den Pfarrer und dankte ihm.

„Nun haben Sie auf alle Fälle Ihren Willen durchgesetzt, Herr Pfarrer. „Wie ich hier als armer Hirtenknabe umherlief, ahnte ich nicht, daß ich einst in der Lage sein könnte, es zu ermöglichen, daß wiederum ein Ingmar Ingmarsson zu seinem Ingmarshof käme."

Der Pfarrer und die anderen anwesenden Männer standen da und starrten ihn an, ohne gleich zu verstehen, was er damit meinte, Karin aber ging rasch aus dem Zimmer.

Als sie die Vorderstube durchschritt, richtete sie sich hoch auf, sie band ihr Kopftuch zurecht, so daß es in den richtigen Falten lag und breitete ihre Schürze aus.

Dann schritt sie mit großer Würde und Feierlichkeit über den Hof hin. Sie hatte die Augen gesenkt, hielt sich aber ganz gerade und ging so langsam, daß man kaum erkennen konnte, ob sie sich bewege.

So trat sie vor Ingmar hin und faßte seine Hand.

„Nun darf ich dich beglückwünschen, Ingmar“, sprach sie und ihre Stimme bebte vor Freude. „Wir sind in dieser Sache hart gegeneinander gewesen, aber da Gott mir nicht die Freude gewähren will, daß du dich anschließest, danke ich ihm dafür, daß du durch seine Fügung über diesen Hof herrschen darfst.“

Ingmar antwortete nicht, seine Hand lag schlaff in der ihren. Als Karin sie losließ, stand er wieder ebenso todestraurig da, wie er den ganzen Tag dort gestanden hatte.

Alle Männer, die bei der Abmachung zugegen gewesen waren, kamen zu Ingmar heraus, schüttelten ihm die Hand und beglückwünschten ihn: „Viel Glück, Ingmar Ingmarsson auf Ingmarshof!“ sagten sie.

Da huschte ein Freudenstrahl über Ingmars Gesicht, und er murmelte leise vor sich hin: „Ingmar Ingmarsson auf Ingmarshof“, und sah aus wie ein Kind, das ein langersehntes Geschenk erhalten hat. Aber im nächsten Augenblick trat ein Ausdruck in sein Gesicht, als ob er in grenzenlosem Widerwillen und Überdruß das eben errungene Glück von sich weisen wollte.

Die Neuigkeit hatte sich sofort über den ganzen Hof verbreitet. Die Leute redeten und fragten laut und erregt. Mehreren standen Freudentränen in den Augen.

Keiner achtete nunmehr auf die Angebote des Auktionators, sondern alle drängten sich herbei, um Ingmar zu beglückwünschen, Bauern und Herren, Bekannte und Unbekannte.

Als Ingmar von allen diesen frohen Menschen umgeben dastand, blickte er plötzlich auf und gewahrte Mutter Stina, die ein wenig hinter den anderen zurückgeblieben war und ihn betrachtete. Sie war sehr bleich und sah alt und erbärmlich aus. Als Ingmars Blick sie traf, wandte sie sich um und begann den Heimweg anzutreten.

Ingmar machte sich von den anderen frei und eilte ihr nach.

Er beugte sich zu ihr herab und sprach mit heiserer Stimme, während jeder Zug seines Gesichts schmerzverzerrt war:

„Geht nun heim zu Gertrud, Mutter Stina, und sagt ihr, daß ich sie betrogen und mich um des Hofes willen verkauft hätte! Bittet sie, daß sie niemals mehr an einen so Elenden, wie ich es bin, denken möge!“

Gertrud.

Eine sonderbare Stimmung hatte sich Gertruds bemächtigt, es war etwas in ihr, das sie nicht zu lenken und zu unterdrücken vermochte, etwas, das wuchs und wuchs und gänzlich Macht über sie zu gewinnen trachtete.

Es hatte in demselben Augenblick begonnen, als sie erfuhr, daß Ingmar sie getäuscht habe, und es bestand in einer großen Furcht, Ingmar irgendwo erblicken zu können, ihm plötzlich unterwegs oder in der Kirche oder sonstwo zu begegnen. Sie wußte nicht, weshalb das so entsetzlich sein würde, fühlte aber, daß es etwas wäre, was sie nicht ertragen könnte.

Gertrud hätte sich am liebsten Tag und Nacht eingeschlossen, um sicher zu sein, ihn nicht zu Gesicht zu bekommen, aber das war für ein armes Mädchen, wie sie, eine Unmöglichkeit. Sie mußte ja hinaus, um im Garten zu arbeiten, sie war gezwungen, täglich mehrere Mal den langen Weg nach dem Weideplatz zu wandern, um die Kühe zu melken, und sie wurde oft nach dem Kaufladen geschickt, um Zucker, Mehl und alles andere zu kaufen, was in einem Haushalt nötig ist.

Wenn Gertrud auf die Dorfstraße hinaustrat, zog sie ihr Kopftuch tief über das Gesicht herab, hielt die Augen stets zu Boden gesenkt und eilte so rasch vorwärts, als würde sie von bösen Geistern verfolgt. Sobald es ihr möglich war, suchte sie die Landstraße zu vermeiden, sie wählte die schmalen Stege, die sich an den Wassergräben und Feldrainen hinzogen, weil sie glaubte, daß ihr dort vielleicht keine Begegnung mit Ingmar drohe.

Aber dennoch war sie stets in Angst: es gab doch eigentlich keine einzige Stelle, wo sie einer Begegnung mit ihm

nicht ausgesetzt gewesen wäre. Wenn sie auf dem Fluß ruderte, konnte er dort sein und sein Holz stromabwärts treiben, und wenn sie tief in den Wald hineinschlich, dann konnte er ihr auf dem Wege zu seiner Arbeit mit der Axt über der Schulter begegnen.

Und wenn sie ihn dann zu sehen bekäme, würde es ihr unerträgliche Qualen bereiten.

Wenn sie das Unkraut auf den Gartenbeeten ausjätete, hob sie mal auf mal den Kopf, um ihn schon von weitem sehen zu können und zu entfliehen, ehe er auf der Dorfstraße vorüberging.

Sie dachte mit Bitterkeit daran, daß Ingmar auf ihrem Gehöft leider allzugut bekannt wäre. Ihr Hund würde bei seinem Kommen nicht einmal bellen, und ihre Tauben, die auf dem Gartenweg umhertrippelten, würden vor ihm nicht davonfliegen, sie nicht durch ihren Flügelschlag warnen.

Diese Angst Gertruds verminderte sich nicht, sie verschlimmerte sich eher noch von Tag zu Tag. All ihr Kummer hatte sich in Angst und Schrecken verwandelt. Und ihre Widerstandskraft wurde immer geringer. Bald wird der Tag kommen, an dem ich nicht mehr wagen werde, aus der Tür zu treten, dachte sie. Ich werde bereits ganz seltsam und menschenscheu, wenn ich nicht gar verrückt werde.

„Gott, mein Gott, befreie mich von dieser Angst!“ flehte Gertrud. „Ich sehe es Vater und Mutter an, daß sie bereits glauben, ich sei nicht mehr ganz bei Sinnen. Ich merke, daß alle, denen ich begegne, dasselbe glauben. Ach, Herr Gott im Himmel, hilf mir!“

Und gerade als diese Angst den höchsten Grad erreicht hatte, geschah es, daß Gertrud in einer Nacht von einem sonderbaren Traum heimgesucht wurde.

Ihr war es, als ginge sie in der Mittagsstunde mit dem Kübel am Arm zum Melken. Die Kühe grasten auf einem eingefriedigten Weideplatz, der weit entfernt am Rande des Waldes lag, und sie ging dorthin auf schmalen Stegen, die sich an den Wassergräben und zwischen Feldrainen hinzogen. Ihr schien es, daß das Gehen ihr große Mühe mache; sie war so müde und schwach, daß sie kaum die Füße bewegen konnte. „Was geht mit mir vor, warum wird mir das

Gehen so schwer?“ fragte sie sich im Traume. Und sie antwortete sich selber: „Du bist so müde, weil du einen so schweren Kummer zu tragen hast.“

Endlich glaubte sie den Weideplatz erreicht zu haben, aber als sie das Gehege betrat, konnte sie die Kühe nicht finden. Sie wurde sehr ängstlich und ging weiter, um sie überall zu suchen, wo sie sich aufzuhalten pflegten, aber sie fand ihre Kühe weder hinter dem Tannenwald noch am Bache, noch unter den Birken.

Während des Suchens merkte sie, daß der Zaun an der Seite, die am Walde lag, eine Öffnung hatte. Da schien es ihr klar zu werden, daß die Kühe sich durch diese Öffnung entfernt hatten. Sie war grenzenlos unglücklich und erschrocken und rang verzweifelt die Hände. „Und so müde wie ich bin“, sagte sie, „muß ich nun den ganzen weiten Wald durchwandern, um die Kühe zu suchen!“

Sie ging indessen in den Wald hinein und arbeitete sich mühsam durch, immer zwischen riesigen Tannen und dornigem Wacholdergebüsch vorwärts dringend.

Aber plötzlich schritt sie auf einem glatten, ebenen Waldpfade vorwärts, ohne zu wissen, wie sie dorthin gekommen sei. Der Pfad war weich und ein wenig glatt durch die braunen Tannennadeln, die ihn bedeckten. Die Tannen standen kerzengerade und himmelhoch am Wege, und der Sonnenschein spielte auf dem gelblichen Moos unter den Bäumen. Es war so schön und angenehm, daß ihre Angst fast dahinschwand.

Gerade während sie nun weiterging, sah sie ein altes Weib zwischen den Bäumen auftauchen. Es war die alte Finnen-Marit, die hexen konnte. Das ist ja schrecklich, daß dieses alte, böse Weib noch lebt, und daß ich es hier im Walde treffen muß, dachte Gertrud. Sie schlich so vorsichtig wie möglich vorwärts, damit das alte Weib sie nicht zu Gesicht bekäme.

Aber gerade als sie an ihr vorbeischleichen wollte, blickte die Alte auf.

„Warte nur, dann sollst du etwas zu sehen bekommen!“ rief die Finnen-Marit. Gleich darauf kniete sie auf dem Wege dicht vor Gertrud. Sie zog mit dem Zeigefinger einen

Kreis durch die Tannennadeln und stellte eine flache Messingschale in die Mitte desselben. Sie will gewiß hexen, dachte Gertrud. Es ist also doch wahr, daß sie hexen kann.

„Nun blicke in die Schale, dann bekommst du vielleicht etwas zu sehen", sagte das Finnenweib. Gertrud blickte hinein und zuckte zusammen. Sie sah ganz deutlich Ingmars Gesicht auf dem Grunde der Schale abgespiegelt. Sogleich steckte die Alte ihr eine lange Nadel in die Hand. „Sieh' her", sagte sie, „nimm diese Nadel und bohre sie in seine Augen! Tu' ihm das an, weil er dich betrogen hat!" Gertrud zögerte ein wenig, aber sie verspürte eine sonderbar heftige Begierde, es zu tun. „Warum soll e r es gut haben und reich und glücklich sein, während d u leidest?" sagte das alte Weib. Gertrud bekam eine unbezwingliche Lust, ihr zu gehorchen. Sie senkte die Nadel. „Sei darauf bedacht, die Mitte der Augen zu treffen!" sprach die Alte. Gertrud bohrte die Nadel zweimal sehr hastig mitten in Ingmars Augen hinein. Aber als sie die Nadel auf den Boden der Schale stieß, merkte sie, daß diese tief hinein ging, als ob sie nicht die Messingschüssel, sondern etwas Weiches getroffen hätte, und als Gertrud sie zurückzog, war sie blutig.

Beim Anblick dieser blutigen Nadel meinte Gertrud, sie habe Ingmar in Wahrheit die Augen ausgestochen. Da ergriff sie die entsetzlichste Angst wegen ihrer Tat, und ihr Entsetzen war so groß, daß sie dadurch erwachte.

Gertrud lag nun wach in ihrem Bette, und ein heftiges Weinen erschütterte ihren ganzen Körper; es dauerte lange, bis sie es sich klarzumachen vermochte, daß alles nur ein Traum gewesen sei. „Gott bewahre mich, Gott schütze mich davor, daß ich Lust bekommen könnte, mich an ihm zu rächen", schluchzte sie.

Kaum war sie ruhiger geworden und von neuem eingeschlafen, als auch schon derselbe Traum sich wiederholte.

Sie wanderte noch einmal auf den schmalen Pfaden nach dem Weideplatz. Wieder waren die Kühe verschwunden, und sie ging in den Wald, um sie zu suchen. Sie betrat auch wieder den schönen Waldweg und sah den Sonnenschein auf dem Moose spielen. Sie erinnerte sich sofort daran, was ihr vor kurzem im Traume geschehen war. Sie

schritt weiter, voller Angst, daß sie auch wieder das Finnenweib treffen könnte, und war von Herzen froh, als sie es nicht kommen sah.

Aber gerade als sie nun weiterging, schien es ihr, daß sich dicht vor ihr zwischen zwei Erdhügeln der Boden öffne. Zuerst erschien ein Kopf in der Öffnung, dann krabbelte ein kleines Männchen heraus. Seine Lippen brachten andauernd ein sonderbares Summen und Brummen hervor, und daran erkannte Gertrud, wem sie begegnet war. Das war ja der Surr-Peter, der halb närrisch war. Zeitweise lebte er unten im Dorf, aber im Sommer hauste er am liebsten im Walde in einer Erdhöhle.

Gertrud dachte sofort daran, daß man vom Surr-Peter behauptete, man könne sich seiner bedienen, wenn man seinen Feinden unerkannt Schaden zufügen wolle. Er wurde beargwohnt, schon mehrmals für andere Leute Brandstiftung begangen zu haben.

Gertrud näherte sich ihm und fragte ihn wie zum Scherz, ob er nicht Lust verspüre, den Ingmarshof in Brand zu stecken. Das sei ihr Wunsch, sagte sie, weil Ingmar Ingmarsson den Hof mehr liebe als er sie jemals geliebt habe.

Aber zu ihrem Entsetzen schien der Verrückte sofort auf ihren Vorschlag einzugehen. Er nickte ihr eifrig zu und rannte sofort zum Dorf hinunter. Sie eilte ihm nach, konnte ihn aber nicht einholen. Tannenzweige hielten sie fest, sie geriet in Sümpfe, sie glitt auf Felsplatten aus. Endlich hatte sie den Waldessaum erreicht, aber dort leuchtete ihr der Feuerschein zwischen den Bäumen schon entgegen. Er hat es bereits vollbracht, er hat den Hof bereits in Brand gesteckt! dachte sie und erwachte von neuem vor Entsetzen und Grauen über diesen Traum.

Gertrud setzte sich im Bett auf. Tränen strömten über ihre Wangen. Sie wagte nicht sich hinzulegen, weil sie fürchtete, weiterzuträumen.

„Gott, steh' mir bei, Gott, hilf mir!“ rief sie. „Ich weiß nicht, wieviel Böses in mir steckt. Aber Gott weiß es, daß ich während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal daran dachte, mich an Ingmar rächen zu wollen. Gott im Himmel, laß diese Sünde nicht über mich kommen!

Der Kummer ist gefährlich", rang es sich von ihren Lippen los, und sie faltete krampfhaft die Hände. „Das Leid ist gefährlich. Das Leid ist gefährlich."

Sicherlich war es ihr nicht ganz klar, was sie eigentlich damit meinte, aber sie fühlte, daß ihr armes Herz einem verwüsteten Garten glich. Und nun ging dort der Kummer als Gärtner einher und pflanzte Disteln und Giftblumen ein.

Den ganzen Vormittag hatte Gertrud ein Gefühl, als ob sie immer noch weiterträume. Sie war keineswegs gänzlich wach. Der Traum war so eindringlich und voller Leben gewesen, daß sie ihn nicht vergessen konnte.

Als sie sich der Freude entsann, mit der sie die Nadel in Ingmars Augen hineingebohrt hatte, da dachte sie: Es ist entsetzlich, daß ich so rachsüchtig und schlecht geworden bin. Ich weiß nicht, was ich tun soll, um davon loszukommen. Ich bin drauf und dran, ein schlechter, sündhafter Mensch zu werden.

Gegen Mittag hing Gertrud den Kübel an den Arm und ging zum Melken. Sie zog, wie immer, ihr Kopftuch tief ins Gesicht und hob die Blicke nicht vom Boden. Sie schritt auf den schmalen Fußpfaden dahin, über die sie im Traume gegangen war, sie erkannte die Blumen wieder, die am Wegrand standen. Und in ihrem seltsam halbwachen Zustande wußte sie kaum zu unterscheiden, was sie in Wirklichkeit sah, und was zu sehen sie sich einbildete.

Als Gertrud den eingefriedigten Weideplatz erreichte, erging es ihr insofern wieder wie im Traume, daß sie die Kühe nicht zu sehen bekam. Sie ging und suchte sie, wie sie es auch im Traume getan hatte, suchte sie am Bache, unter den Birken und im Tannendickicht. Nirgends waren sie zu finden, aber Gertrud hatte das Gefühl von ihrem Vorhandensein, und daß sie die gesuchten erblicken würde, sobald sie gänzlich erwache.

Bald bemerkte sie eine große Öffnung im Zaun und begriff sofort, daß das Vieh hier ausgebrochen war.

Gertrud ging nun die Flüchtlinge suchen. Sie folgte der tiefen Fährte, die deren Tritte in dem weichen Waldboden hinterlassen hatten und fand bald heraus, daß sie einen

Weg eingeschlagen hatten, der zu einer abgelegenen Sennhütte hinaufführte.

„Ach“, rief sie aus, „jetzt weiß ich, wo sie sind! Ich weiß, daß die Leute vom Lyckhof heute vormittag ihr Vieh zur Sennhütte hinauftreiben sollten. Als unsere Kühe das Geläute der Kuhglocken hörten, sind sie hier ausgebrochen, um ihnen durch den Wald nachzufolgen.“

Die Unruhe hatte das Mädchen für eine Weile gänzlich wach gemacht. Sie entschloß sich, zur Sennhütte hinaufzuwandern, um die Kühe zu holen. Es konnte ja niemand wissen, wann sie heimgetrieben werden sollten. Und schnell stieg sie auf dem steilen, steinigen Bergpfad empor.

Aber nachdem dieser eine Weile fast ganz gerade aufwärts geführt hatte, machte er plötzlich eine Wendung und nun lag er mit den glatten Tannennadeln ganz eben und gleichmäßig vor ihren Augen.

Sie erkannte ihn aus ihrem Traume wieder: da waren dieselben Sonnenflecken auf dem gelblichen Moos, und da standen auch dieselben hohen Bäume.

Als sie den Weg wiedererkannte, versank sie sogleich in denselben halbwachen Zustand, in dem sie den ganzen Tag zugebracht hatte. Sie begann fast darauf zu warten, daß sich etwas Übernatürliches ereignen solle. Sie starrte auf die Tannen hin, um zu erspähen, ob nicht eins der sonderbaren Wesen sich ihr nähere, dieser Wesen, die im Waldesdickicht umherschweifen.

Gertrud gewahrte nichts, aber in ihrer Seele regten sich seltsame Gedanken. Und wenn ich nun Rache an Ingmar nähme? Vielleicht könnte ich dadurch dem Grauen entgehen? Vielleicht würde ich dann nicht verrückt werden? Vielleicht täte es mir wohl, Ingmar leiden zu machen, wie ich selber leide?

Der schöne Waldpfad erschien ihr endlos lang. Sie schritt eine ganze Stunde dahin, sehr erstaunt, daß sich nichts Wunderbares ereignete. Schließlich führte dieser Pfad auf eine ebene Waldwiese.

Es war ein hübscher kleiner Anger mit frischem, saftigem Gras und einer Menge Blumen. Auf der einen Seite ragte eine steile Bergwand empor. Auf der anderen Seite standen

hohe Bäume; es waren meist Ebereschen mit großen, weißen Blütenbüscheln, aber man sah auch Birken und Erlen. Ein ziemlich breiter, wasserreicher Bach strömte von der Bergwand herab, bahnte sich seinen Weg über die Wiese hin und stürzte sich dann in eine Schlucht hinab, die voll von üppig sprießenden Bäumen und Gebüschen war.

Gertrud blieb stehen. Sie erkannte plötzlich diesen Platz. Der Bach wurde „das Schwarzwasser" genannt, und man erzählte merkwürdige Dinge davon. Es war mehrmals geschehen, daß Menschen, die gerade, als sie den Bach überschritten, seltsame Dinge sahen. Ein Knabe hatte, während er hinüberging, einen Brautzug gesehen, der weit unten im Dorf zur Kirche zog, und ein Köhler hatte einen König mit der Krone auf dem Haupt und mit dem Zepter in der Hand zu seiner Krönung reiten sehen.

Gertrud fühlte, daß ihr vor Herzklopfen der Hals wie zugeschnürt war. „Gott sei mir gnädig, was werde ich sehen müssen!" seufzte sie.

Sie fühlte sich fast versucht, umzukehren. „Aber ich muß ja dahin, ich armes Kind", jammerte sie. „Ich muß ja dahin, um meine Kühe wiederzubekommen!"

„Herr, mein Gott!" sagte sie und faltete in ihrer großen Angst die Hände. „Laß mich nichts Abscheuliches oder Böses sehen! Laß mich in keinerlei schwere Versuchung fallen!"

Sie erwartete so bestimmt irgend etwas zu erblicken, daß sie es kaum wagte, über die flachen Steine zu schreiten, die über den Bach führten.

Als sie inmitten des Baches stand, sah sie, daß sich im Waldesdickicht auf der anderen Seite etwas bewegte. Aber es war kein Hochzeitszug, sondern ein einzelner Mann, der langsam über die Wiese wandelte.

Er war hochgewachsen und jung und trug ein bis auf die Füße herabwallendes schwarzes Gewand. Er hatte ein längliches, sehr schönes Gesicht, und sein Haupt, von dem lange, dunkle Locken bis auf die Schultern herabfielen, war unbedeckt.

Der Fremdling schritt geradeswegs auf Gertrud zu. Seine Augen waren leuchtend und klar, als ob ihnen ein

mildes Licht entströme, und als er sie anblickte, wurde es ihr klar, daß er ihren ganzen Kummer erkannte. Und sie sah auch, daß er sie bemitleidete, weil sie von der Furcht um kleinliche irdische Dinge heimgesucht wurde, und weil ihre Seele von Rachsucht befleckt war, und des Kummers Disteln und Giftblumen darin Wurzeln gefaßt hatten.

Sobald er sich ihr näherte, fühlte Gertrud, daß Friede und Seligkeit und sanfte, sonnige Ruhe ihr ganzes Sein und Wesen überflutete. Und als er an ihr vorübergewandelt war, da war keinerlei Kummer oder Bitterkeit mehr in ihrem Herzen, sondern alles Böse war dahingeschwunden wie eine Krankheit, deren Heilung nur Gesundheit und Kraft zurückgelassen hat

Gertrud stand lange Zeit ruhig da. Die Erscheinung glitt vorüber, *sie* aber blieb in traumhafter Glückseligkeit stehen. Als sie sich endlich umschaute, war der Fremdling verschwunden, jedoch der Eindruck der ganzen Vision verschwand nicht. Sie erhob die gefalteten Hände und rief voller Begeisterung: „Ich habe Jesus gesehen!“ Und mit innigster Freude wiederholte sie: „Ich habe Jesus gesehen, er hat meinen Kummer von mir genommen, und ich liebe ihn. Nun kann ich keinen anderen auf dieser Welt lieben!“

Des Lebens Leid und Sorgen verschwanden und wurden unendlich nichtig. Und die langen Jahre des Lebens erschienen ihr wie eine kurze Zeitspanne. Und alles irdische Glück deuchte ihr arm und seicht und bedeutungslos.

Und gleichzeitig war sich Gertrud dessen auch klar bewußt, wie sie von nun an ihr Leben gestalten müsse.

Sie mußte diese Gegend verlassen, um nicht mehr in finsteres Grauen zu versinken oder zur Sünde und Rache verlockt zu werden. Sie wollte den Hellgumianern nach Jerusalem folgen.

Dieser Gedanke war in ihr erstanden, als Jesus an ihr vorüberwandelte. Sie glaubte, daß er von ihm selber gekommen wäre. Sie hatte ihn in seinen Augen gelesen.

*

An dem schönen Junitage, als Berger Sven Persson die Hochzeit seiner Tochter mit Ingmar Ingmarsson feierte,

kam ein junges Weib am frühen Morgen auf Perssons zur Hochzeit geschmückten Hof und bat, den Bräutigam sprechen zu dürfen. Sie war ziemlich groß und sehr schlank, sie hatte ihr Kopftuch so tief herabgezogen, daß man von ihrem Gesicht nichts weiter sah als eine weiche, zarte Wange und ein paar rote Lippen. Am Arm trug sie einen Korb, in dem man kleine Bündel selbstgewebter Bänder und einige Haarketten und Haararmbänder liegen sah.

Sie trug ihr Anliegen einer alten Magd vor, die sie auf dem Hof traf, und diese ging hinein und sagte es der Hausfrau. Frau Persson antwortete sogleich: „Geh' hinaus und sage ihr, daß Ingmar Ingmarsson jetzt eben zur Kirche fahren muß! Er hat durchaus keine Zeit, mit ihr zu reden."

Sobald die Fremde diesen Bescheid bekommen hatte, verließ sie den Hof. Den ganzen Vormittag hatte niemand sie zu Gesicht bekommen. Aber als die Hochzeitsgesellschaft wieder aus der Kirche zurückkehrte, kam sie zurück und bat, mit Ingmar Ingmarsson sprechen zu dürfen.

Diesmal beauftragte sie einen jungen Knecht, der müßig in der Stalltür stand, und dieser ging und trug ihr Anliegen dem Hausherrn vor. „Sag' ihr", antwortete dieser, „daß Ingmar Ingmarsson sich jetzt zum Hochzeitsmahl niedersetzen soll! Er hat keine Zeit, mit ihr zu reden."

Als sie diesen Bescheid bekam, seufzte sie, ging fort und kehrte erst am späten Abend bei Sonnenuntergang wieder.

Diesmal gab sie ihren Auftrag einem Kinde, das rittlings auf dem Zaun saß, und das Kind ging gleich ins Haus und sagte es der Braut. — „Sag' ihr", antwortete diese, „daß Ingmar Ingmarsson mit seiner Braut tanzt! Er hat keine Zeit mit irgend jemand zu reden."

Als das Kind mit diesem Bescheid herauskam, lächelte die Fremde und sprach: „Nein, jetzt redest du die Unwahrheit. Ingmar Ingmarsson tanzt nicht mit seiner Braut."

Sie ging nicht wieder fort, sondern blieb an der Zauntür stehen.

Kurz darauf dachte die Braut bei sich selber: „Nun habe ich an meinem Hochzeitstage gelogen!" Sie bereute es, trat auf Ingmar zu und sagte ihm, daß draußen auf dem Hof eine Fremde stände und mit ihm zu reden wünschte.

Ingmar ging hinaus und sah Gertrud wartend an der Hoftür stehen.

Gertrud ging nun voran auf die Landstraße hinaus, und Ingmar folgte ihr. Sie gingen schweigend vorwärts, bis sie sich eine gute Strecke vom Hof der Hochzeiter entfernt hatten.

Von Ingmar hätte man sagen können, daß er in wenigen Wochen gealtert hatte. Zum mindesten machte sein Gesicht den Eindruck von größerer Klugheit und Verschlossenheit. Er ging noch gebeugter und sah demütiger aus, seit er reich geworden war als jemals früher, wo er nichts besessen hatte.

Es war ihm sicherlich nicht angenehm, Gertrud hier zu sehen. Er hatte tagtäglich versucht, sich selber zu überreden, daß er mit dem Tausch, den er gemacht hatte, wohl zufrieden sei. „Ja, das ist nun einmal so, daß wir Ingmarssöhne an nichts so sehr hängen als auf dem Ingmarshof pflügen und säen zu dürfen“, sagte er zu sich selber.

Aber was ihn noch mehr peinigte als der Schmerz, Gertrud verloren zu haben, das war die Scham darüber, daß es nun einen Menschen gab, der von ihm sagen konnte, er habe ihm sein Versprechen nicht gehalten. Als er nun hinter Gertrud herging, dachte er nur an alle Worte der Verachtung, die sie ihm mit voller Berechtigung hätte sagen dürfen.

Gertrud setzte sich auf einen Stein am Wege und stellte ihren Korb auf die Erde. Sie zog ihr Kopftuch noch tiefer herab.

„Setz' dich nieder!“ sagte sie zu Ingmar und wies auf einen anderen Stein. „Ich habe viel mit dir zu reden.“

Ingmar setzte sich und war froh darüber, daß er solche Ruhe empfand. Das geht ja besser, als ich erwartete, dachte er. Ich glaubte, daß es viel schlimmer sein würde, Gertrud wiederzusehen und sie reden zu hören. Ich glaubte, daß die Liebe mich gänzlich überwältigen würde.

„Ich wäre nicht hergekommen, um dich gerade an deinem Hochzeitstage zu stören“, sagte Gertrud, „wenn nicht ein Zwang vorgelegen hätte. Ich werde jetzt ganz aus dieser Gegend fortziehen und niemals wiederkommen. Ich war bereits vor einer Woche reisefertig, aber da geschah etwas,

das mich veranlaßte, diese Reise aufzuschieben, um gerade heute mit dir zu reden."

Ingmar saß schweigend da, er war förmlich in sich zusammengesunken und sah aus wie jemand, der die Schultern einzieht und den Kopf senkt, in der Erwartung, daß ein schweres Unwetter über ihn hereinbrechen müsse.

Dabei dachte er: Was Gertrud auch denken mag, so ist es doch sicher, daß ich recht tat, den Hof zu wählen. Ich hätte ohne ihn das Leben nicht ertragen können. Ich wäre vor Sehnsucht zugrunde gegangen, wenn er in andere Hände gefallen wäre.

„Ingmar", sagte Gertrud, und sie errötete dabei, so daß die kleine Stelle, die von ihrer Wange sichtbar war, ganz rot wurde, „Ingmar, ich denke, du wirst dich erinnern, daß ich vor fünf Jahren die Absicht hatte, zu den Hellgumianern überzutreten. Damals hatte ich Christus mein Herz geweiht, aber ich entzog es ihm wieder, um es dir zu schenken. Und damit handelte ich sicherlich unrecht, deshalb ist auch all das Leid über mich gekommen. So wie ich damals von Christus abfiel, so ist der, den ich liebte, von mir abgefallen."

Sobald es Ingmar klar wurde, daß Gertrud ihm damit sagen wollte, daß sie sich den Hellgumianern anschließen würde, machte er eine Bewegung heftigen Unwillens. Diese Mitteilung löste in ihm ein Gefühl starken Unbehagens aus. Ich kann es nicht dulden, daß sie sich diesen Jerusalemfahrern anschließt und in ein fremdes Land geht, dachte er. Und dann widersprach er ihr so voller Eifer, wie er es getan haben würde, wenn er noch ihr Bräutigam gewesen wäre.

„So mußt du das nicht auffassen, Gertrud. Gott hatte nicht die Absicht, damit eine Strafe über dich zu verhängen."

„Nein, nein, Ingmar, keine Strafe, gewiß nicht. Aber er tat es, um mir zu zeigen, wie unrichtig ich damals gewählt hatte. Ach, nicht als Strafe kam es! Ich bin ja so glücklich. Ich entbehre nichts, alles Leid ist von mir genommen. Das mußt du doch begreifen, Ingmar, wenn ich dir sage, daß Gott der Herr selber mich auserwählt und berufen hat."

Ingmar stand stumm da, sein ganzes Gesicht verhärtete sich in Verschlossenheit und Berechnung. „Du bist wahrhaftig dumm“, tadelte er sich selber, „laß du doch Gertrud ruhig abreisen! Land und Meer zwischen euch, das ist das beste. Meer und Land, Meer und Land!“

Aber das Gefühl in ihm, das sich gegen Gertruds Abreise sträubte, war dennoch stärker als er selber, so daß er sprach: „Ich werde es niemals begreifen, daß deine Eltern dir die Erlaubnis geben, sie zu verlassen.“

„Nein, das täten sie auch nicht“, antwortete Gertrud, „und weil ich das so sicher weiß, wage ich nicht einmal, sie zu fragen. Vater würde niemals darauf eingehen. Ich glaube beinahe, daß er Gewalt brauchen würde, um mich daran zu verhindern. Es wird mir auch am allerschwersten, mich von Hause fortschleichen zu müssen. Sie glauben einstweilen, daß ich umherwandere, um meine Bänder zu verkaufen, und sie sollen nichts erfahren, ehe ich mich in Gotenburg den Jerusalemfahrern angeschlossen habe und mit ihnen zu Schiff gegangen bin.“

Ingmar war ganz empört darüber, daß Gertrud ihren Eltern einen so schweren Kummer bereiten wollte. Begreifst sie denn gar nicht, wie schlecht sie handelt? fragte er sich. Er wollte es ihr eben sagen, aber er bezwang sich. Was auch immer Gertrud tun mochte, dachte er, mir steht es nicht zu, ihr Vorwürfe zu machen.

„Ich weiß recht gut, daß ich gegen Vater und Mutter fehle“, sagte Gertrud. „Aber jetzt darf ich Jesu folgen.“ Sie lächelte, als sie von ihrem Erlöser sprach. „Er hat alle Bosheit von mir genommen und meine kranke Seele erlöst“, sagte sie inbrünstig und faltete ihre Hände.

Und als ob sie nun erst Mut dazu gefaßt hätte, schob sie ihr Kopftuch zurück und sah Ingmar fest in die Augen. Ingmar erkannte sofort, daß sie ihn mit dem Bilde desjenigen verglich, der ihr innerlich vor Augen stand, und er fühlte klar und deutlich, wie gering und unbedeutend sie ihn erfand.

„Es ist ein schweres Unrecht gegen Vater und Mutter“, wiederholte Gertrud. „Vater ist nun so alt, daß er die Schule aufgeben muß und dann noch weniger Einnahmen

haben wird als bisher. Und wenn er keine Arbeit hat, wird er sehr verstimmt und oft heftig sein. Mutter wird es schwer mit ihm haben, sie werden beide dasitzen und sich grämen. Das wäre ja ein ander Ding, wenn ich zu Hause bliebe und sie erheitern könnte."

Gertrud hielt inne, als ob sie zaudere, weiterzureden, aber Ingmar merkte, wie ihm innerlich bereits die Tränen aufstiegen, er hätte aufschluchzen mögen. Nun würde Gertrud ihn bitten, sich ihrer alten Eltern anzunehmen. Und ich glaubte, sie sei hierhergekommen, um mich zu beschimpfen und zu verhöhnen, dachte er, und statt dessen setzt sie so großes Vertrauen in mich!

„Du brauchst mich nicht um das zu bitten, was du jetzt sagen willst, Gertrud", sprach er. „Es ist eine große Ehre, die du mir erweisest, obwohl ich dich aufgegeben habe. Sicherlich werde ich besser gegen deine alten Eltern handeln als ich gegen dich gehandelt habe."

Ingmars Stimme bebte und zugleich schien etwas von der Verschlossenheit und Berechnung in seinem Gesichtsausdruck zu verschwinden. Wie gut Gertrud gegen mich ist, dachte er. Sie bittet mich nicht nur um ihrer Eltern willen darum, sondern auch, um mir zu beweisen, daß sie mir verziehen habe.

„Ja, das wußte ich, Ingmar, daß du bei einer solchen Bitte nicht nein sagen würdest", meinte Gertrud. „Und nun habe ich noch über etwas anderes mit dir zu reden." Ihre Stimme klang viel lebhafter und freudiger. „Jetzt kann ich dir ein großes Geschenk überreichen."

Wie schön Gertrud spricht! dachte Ingmar plötzlich. Ich glaube, daß ich noch keinen anderen Menschen mit einer so sanften, fröhlichen und klangvollen Stimme reden hörte.

„Vor etwa acht Tagen ging ich von Hause fort", sagte Gertrud, „und hatte die Absicht, sogleich nach Gotenburg zu gehen, um dort zu sein, wenn die Hellgumianer ankommen. Aber in der ersten Nacht lag ich in der Hütte einer armen Schmiedswitwe, die im Bergsåna-Hüttenwerk wohnt, sie heißt Maria Bouving. Das ist ein Name, dessen du dich erinnern sollst, Ingmar. Und wenn sie je in Not gerät, dann mußt du ihr beistehen."

Wie schön Gertrud ist! dachte Ingmar, und zugleich nickte er zustimmend und versprach, Maria Bouvings Namen in Erinnerung zu behalten. Wie schön Gertrud ist! Wie wird es mir ergehen, wenn ich sie nicht mehr zu sehen bekomme? Gott helfe mir, wenn ich unrecht gehandelt habe, als ich ihr um eines alten Hofes willen entsagte! Felder und Wälder können doch nicht dasselbe für mich sein wie ein Mensch. Die können nicht mit mir lächeln, wenn ich froh bin, und mich nicht trösten, wenn ich traurig bin. Es gibt nichts auf der Welt, das uns den Verlust des Menschen ersetzen kann, der uns liebt.

„Maria Bouving", fuhr Gertrud fort, „hat ein Kämmerchen hinter ihrer Küche, und das räumte sie mir ein. ‚Nun sollst du mal sehen, wie gut du heute nacht hier schlafen wirst', sagte sie zu mir, ‚du wirst auf Betten liegen, die ich bei der Auktion auf dem Ingmarshof kaufte.' Sobald ich mich hingelegt hatte, fühlte ich einen merkwürdig harten Gegenstand in dem Kissen, das unter meinem Kopf lag. Es waren eben nicht besonders gute Betten, die Maria sich gekauft hat, dachte ich. Aber ich war den ganzen Tag über gewandert und davon so müde, daß ich einschlief. Mitten in der Nacht erwachte ich und wendete das Kissen um, weil ich das harte Knäuel unter dem Kopf loswerden wollte. Da merkte ich, daß es in der Mitte zerschnitten und mit großen Stichen schlecht zusammengenäht war. Drinnen lag etwas Hartes, das wie Papier knisterte. Ich brauche doch nicht wie auf Steinen zu schlafen, dachte ich und versuchte den harten Gegenstand herauszuziehen. Da kam ein Paket zum Vorschein, das gut eingewickelt und verschnürt war."

Gertrud hielt einen Augenblick inne, um zu sehen, ob Ingmar neugierig sei, er aber hatte nicht sonderlich aufmerksam zugehört. Wie schön es ist, zuzusehen, wie Gertrud beim Sprechen die Hand bewegt! dachte er. Ich glaube, daß ich noch niemand gesehen habe, der so geschmeidig in allen Bewegungen ist, oder der einen so leichten Gang hat wie Gertrud. Ja, das ist eine alte Wahrheit, daß der Mensch den Menschen mehr als alles andere liebt. Und dennoch glaube ich, daß ich richtig handelte, denn nicht nur der Hof, sondern auch das ganze Kirchspiel bedurfte meiner.

Aber er empfand voller Angst, daß er sich nicht mehr so leicht wie vor einer Weile zu überreden vermochte, er liebe den Hof mehr als Gertrud.

„Ich legte das Päckchen neben mein Bett", fuhr Gertrud fort, „und dachte, daß ich es am nächsten Morgen Maria zeigen würde. Aber als der Tag anbrach, sah ich, daß dein Name auf dem Umschlag geschrieben war. Da besah ich es genauer und beschloß, es an mich zu nehmen und weder Maria noch irgend einem anderen Menschen etwas davon zu sagen. Hier hast du es nun, Ingmar. Es ist dein Eigentum."

Gertrud zog ein nicht besonders großes Paket aus ihrem Korbe und übergab es Ingmar, indem sie ihn so anblickte, als erwarte sie, daß er sehr freudig überrascht sein würde.

Ingmar nahm die Gabe, ohne recht daran zu denken, was das Paket enthalten könnte. Seine Gedanken arbeiteten, die bittere Reue nicht aufkommen zu lassen, die sich verstohlen in seinem Herzen regte.

Wenn Gertrud wüßte, wie gefährlich sie für mich ist, wenn sie mich so mild und gütig behandelt! Ach, es wäre weit besser gewesen, wenn sie gekommen wäre, um mit mir zu hadern!

Ich sollte froh darüber sein, dachte er, aber ich bin es nicht. Es ist ja gerade, als wäre Gertrud mir dankbar, daß ich sie aufgegeben habe. Und ich kann es nicht ertragen, daran zu denken.

„Ingmar", sagte Gertrud in einem Tone, daß er endlich begriff, sie habe ihm etwas höchst Wichtiges mitzuteilen, „da kam mir der Gedanke, daß Eljas sicherlich dieses Kopfkissen in Gebrauch hatte, als er auf dem Ingmarshof krank lag."

Sie nahm nun das Päckchen aus Ingmars Hand und öffnete es. Ingmar hörte das Knistern von ganz neuen Banknoten. Dann sah er, daß Gertrud zwanzig Scheine von je tausend Kronen herausnahm und abzählte. Sie hielt ihm das Geld vor die Augen. „Sieh' her, Ingmar, das ist dein ganzes väterliches Erbteil. Du begreifst nun wohl, daß Eljas selber es in dieses Kissen gestopft hat."

Ingmar hörte diese Worte und sah die Banknoten, aber ihm war es, als sähe und höre er alles wie durch einen Nebel. Gertrud reichte ihm das Geld, aber seine Hände vermochten nichts festzuhalten, und so fiel das ganze Bündel auf die Erde. Gertrud hob es auf und steckte es in seine Tasche. Ingmar fühlte, daß er heftig schwankte, als ob er betrunken wäre.

Plötzlich streckte er den einen Arm hoch empor, ballte heftig die Faust und schüttelte sie in der Luft, ganz so wie ein betrunkener Mensch es hätte tun können.

„O Gott! O Gott!" rief er. Er hätte gewünscht, ein Wort mit unserem lieben Herrgott reden zu können, ihn fragen zu können, warum dieses Geld nicht vorher und zur rechten Zeit gekommen sei. Weshalb es jetzt käme, wo er es nicht brauchte, da er Gertrud bereits verloren habe.

Im nächsten Augenblick sanken seine Hände schwer auf Gertruds Schultern nieder.

„Du verstehst, dich zu rächen."

„Nennst du das Rache, Ingmar?" fragte sie bestürzt.

„Wie soll ich es denn anders nennen? Warum kamst du mit diesem Gelde nicht sofort zu mir?" — „Nein, ich wollte bis zum Hochzeitstage warten." — „Wärest du gekommen, ehe ich verheiratet war, so hätte ich den Hof sicherlich von Sven Persson zurückkaufen können, und ich hätte dich heimführen dürfen." — „Ja, das wußte ich." — „Aber nun kommst du am Hochzeitstage selber, just wo es zu spät ist." — „Es war in jedem Fall zu spät, Ingmar. Es war vor einer Woche zu spät, und es ist jetzt zu spät, und es ist zu spät für immer."

Ingmar war wieder auf den Stein niedergesunken. Er hielt die Hände vor den Augen und stöhnte laut.

„Ach, ich glaubte, daß es nirgends Hilfe gäbe! Ach, ich glaubte, daß keine Menschenmacht es ändern könnte! Und nun sehe ich, daß sich Hilfe gefunden hätte! Nun sehe ich, daß wir alle hätten glücklich werden können!"

„Du mußt mich nur endlich recht verstehen, Ingmar", sagte Gertrud. „Als ich das Geld fand, war mir sofort klar, daß es uns helfen könnte, wie du eben sagtest, aber das war

keine Versuchung mehr für mich, nein, nicht einen Augenblick, denn ich gehöre einem anderen an."

„Du hättest es selber behalten sollen!" rief Ingmar aus. „Jetzt ist es mir, als ob ein Wolf mir die Brust zerreiße und zerfleische. Es war nichts, als ich wußte, daß es unmöglich sei. Aber jetzt, wo ich weiß, daß ich dich hätte bekommen können!"

„Ich kam nur hierher, um dir eine Freude zu machen, Ingmar."

Im Hochzeitshause waren sie bereits ungeduldig geworden. Sie traten auf die Treppe hinaus und riefen: „Ingmar, Ingmar!"

„Ja, und dort unten habe ich auch eine Braut, die auf mich wartet", sagte er in großer Angst. „Und daß du es gerade bist, Gertrud, die all das Unglück angerichtet hat! Als ich dich aufgab, geschah es in der schwersten Notlage, du aber hast alles vernichtet, nur um mich elend zu machen. Nun weiß ich, wie es Vater zumute war, als Mutter das Kind tötete", rief er heftig aus.

Er weinte ungestüm und maßlos. „Niemals hing ich so an dir wie heute abend", stöhnte er. „Niemals habe ich dich nur halb so sehr geliebt wie jetzt. Ach, ich wußte es nicht, daß die Liebe so bitter und schrecklich sein kann."

Gertrud legte ihre Hand sehr sanft auf sein Haupt. „Nie, niemals war es meine Absicht, mich an dir zu rächen, Ingmar. Aber so lange das Herz an die Dinge dieser Welt gebunden ist, bleibt es an Leid und Kummer gebunden."

Ingmar schluchzte lange; als er endlich aufblickte, war Gertrud verschwunden. Vom Hof kamen Leute herbeigelaufen, um ihn zu suchen.

Er schlug mit der Hand fest gegen den Stein, auf dem er saß, und ein Ausdruck von zäher Halsstarrigkeit lag auf seinem Gesicht. „Gertrud und ich können sich wohl auch noch ein andermal begegnen", sagte er laut, „und dann könnte alles ganz anders ablaufen als jetzt. Wir Ingmarssöhne sind dafür bekannt, daß wir erringen, wonach wir trachten."

Die alte Pröpstin.

Es muß nun auch noch erzählt werden, wie alle Menschen die Hellgumianer zu überreden suchten, nicht von dannen zu ziehen. Es war schließlich, als ob es von Berg und Tal widerhallte: geht nicht, geht nicht!

Auch die Gutsherren suchten die Bauern zu bestimmen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Der Kronvogt und der Landrat ließen ihnen keine Ruhe. Sie fragten, woher man wissen könnte, daß die Amerikaner keine Betrüger wären. Sie wüßten ja gar nicht, was das für Menschen wären, mit denen sie eine Gemeinschaft bilden wollten.

In jenem Lande herrsche weder Gesetz noch Ordnung. Dort könnte man noch heutigestags Räubern in die Hände fallen. Und es gäbe dort keine fahrbaren Wege, sie würden alle Lebensmittel und Waren auf dem Rücken der Pferde transportieren müssen, wie hoch im Norden in den finnischen Wäldern.

Der Doktor sagte ihnen, sie würden das Klima nicht vertragen. Und Jerusalem sei voller Pocken und Fieber. Sie zögen nur aus, um zu sterben.

Die Hellgumianer antworteten, daß sie all dies wüßten. Und daß sie gerade deshalb hinzögen. Sie gingen, um gegen die Pocken und das Fieber zu kämpfen, um Fahrstraßen anzulegen und die Erde urbar zu machen. Das Land Gottes sollte nicht länger brachliegen, sie wollten es in ein Paradies verwandeln.

Und niemand war imstande, sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Unten neben der Kirche wohnte eine alte Pröpstin. Sie war uralt, uralt. Sie wohnte in einer großen Dachstube des Posthauses, schrägüber der Kirche. Dort hatte sie gehaust, seit sie als Witwe den Pfarrhof verlassen mußte.

Es war eine althergebrachte Sitte, daß einige reichere Bäuerinnen, wenn sie Sonntags zur Kirche kamen, zu ihr hinaufgingen, um ihr frischgebackenes Brot, Butter und Milch zu bringen. Dann ließ sie sogleich den Kaffeetopf aufs Feuer setzen, und wer von ihren Gästen am lautesten schreien konnte, der redete mit ihr, denn sie war furchtbar

taub. Dann versuchte man, ihr alles zu berichten, was sich während der Woche ereignet hatte, man konnte aber niemals wissen, wieviel sie von dem, was man ihr erzählte, verstand.

Sie saß beständig in ihrer Stube, und mitunter vergaßen die Menschen ihrer fast gänzlich; dann ging aber gerade zufällig einmal wieder jemand dort vorüber und erblickte ihr altes Gesicht hinter den weißen, faltigen Gardinen. Dann dachte dieser: ich darf ihrer nicht vergessen, die da so einsam lebt. Morgen, wenn wir unser Kalb schlachten, werde ich hinaufgehen und ihr etwas frisches Fleisch bringen.

Niemand vermochte herauszubringen, was sie von den Ereignissen im Kirchspiel wußte, und was sie nicht wußte. Sie wurde immer älter und älter, und schließlich schien sie sich um weltliche Dinge gar nicht mehr zu kümmern. Sie saß nur immer da und las in ein paar alten Postillen, die sie bereits auswendig konnte.

Sie hatte eine alte Magd, die ihr beim Aus- und Anziehen half, und die ihr Essen kochte. Alle beide fürchteten sich vor Dieben und Ratten und vermieden am liebsten, abends Licht anzuzünden, aus Furcht vor Feuersgefahr.

Mehrere von denen, die Hellgumianer geworden waren, pflegten früher der Greisin kleine Geschenke zu bringen. Aber seit sie bekehrt waren und sich von allen Menschen abgesondert hatten, gingen sie nicht mehr zu ihr. Niemand wußte, ob sie begriffen hatte, aus welchem Grunde sie nicht mehr kamen.

Niemand hatte eine Ahnung, ob sie etwas von dem großen Auszug nach Jerusalem vernommen hatte.

Aber eines Tages befahl die Pröpstin ihrer alten Magd, Wagen und Pferd zu besorgen, weil sie ausfahren wollte.

Wie die alte Magd erstaunt ausgesehen haben mochte!

Als sie jedoch einige Einwendungen zu erheben versuchte, stellte sich die alte Dame stocktaub. Sie hob nur den rechten Zeigefinger hoch und sprach: „Ich will ausfahren, Sara Lena. Du mußt mir Wagen und Pferd besorgen.“

Sara Lena konnte nichts anderes tun als gehorchen. Sie mußte zum Pfarrer gehen, um von ihm anständiges Fuhrwerk zu erbitten. Dann hatte sie unglaubliche Mühe, einen

alten Pelzkragen und einen Samthut richtig auszulüften, die ohne Unterbrechung zwanzig Jahre lang in Kampfer verpackt gelegen hatten.

Mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt wußte sie dann die Greisin die Treppe hinab in den Wagen zu geleiten. Die Pröpstin war so gebrechlich, daß man die Empfindung hatte, sie könnte ganz ebenso leicht verlöschen wie eine Kerzenflamme im Sturm.

Als die Pröpstin im Wagen saß, befahl sie, daß man sie nach dem Ingmarshof bringen solle.

Dort oben waren die Leute nicht wenig erstaunt, als sie erkannten, wer dort angefahren kam.

Sie gingen hinaus, hoben die Greisin aus dem Wagen, und sie trat in die Vorderstube. Drinnen waren mehrere Hellgumianer versammelt. Sie saßen bei Tisch. Während dieser letzten Zeit pflegten sie hier zusammenzukommen, um gemeinsam dürftige Mahlzeiten zu verzehren, die sich aus Reis, Tee und anderen leichten Gerichten zusammensetzten; sie wollten sich dadurch für die bevorstehende Wüstenwanderung vorbereiten.

Als die Pröpstin die Schwelle betrat, blieb sie stehen und blickte ringsumher. Einige versuchten, mit ihr zu reden, aber an diesem Tage hörte sie durchaus nichts.

Sie erhob die Hand und sprach mit jener ausdruckslosen, harten Stimme, wie sie tauben Menschen oft eigen ist:

„Ihr kommt nicht mehr zu mir, darum komme ich zu euch, um euch zu sagen, daß ihr nicht nach Jerusalem ziehen sollet. Das ist eine schlimme Stadt. Dort war es, wo sie unseren Erlöser kreuzigten.“

Karin versuchte, ihr zu antworten, sie aber hörte nichts, sondern fuhr fort: „Das ist eine arge Stadt, dort wohnen schlechte Menschen. Dort war es, wo sie Christus kreuzigten. Ich komme hierher“, fuhr sie fort, „weil dies ein gutes Haus gewesen ist. Ingmarsson ist ein guter Name gewesen. Es ist allezeit ein guter Name gewesen. Ihr sollt in unserem Kirchspiel bleiben.“

Dann wandte sie sich um und ging hinaus; nun konnte sie in Ruhe sterben. Das war die letzte Tat, die das Leben von ihr forderte.

Karin, die Ingmarstochter, weinte, als die alte Pröpstin fortgefahren war. „Es ist vielleicht nicht recht, daß wir von dannen ziehen“, sagte sie. Aber gleichzeitig war sie erfreut darüber, daß die alte Pröpstin gesagt hatte: „Das ist ein guter Name. Das ist allzeit ein guter Name gewesen.“

Das war das erste und einzige Mal, daß jemand Karin, die Ingmarstochter, bei dem großen Vorhaben zaghaft und unschlüssig gesehen hatte.

Die Abreise.

Eines schönen Morgens im Juli fuhr ein langer Zug von Karren und Lastwagen vom Ingmarshof ab. Es waren die Jerusalemfahrer, die endlich ihre Vorbereitungen beendigt hatten und nun ihre Reise mit der langen Fahrt nach der Eisenbahnstation begannen.

Als der lange Zug das Dorf verließ, kam er auch an einem ärmlichen Hof vorbei, der „Myckelssumpf“ genannt wurde.

Dort wohnte eine schlecht beleumundetes Pack, ein sogenannter Abschaum von Menschen, wie sie nur entstehen, wenn unser lieber Herrgott gerade die Augen abgewendet hat oder ganz wo anders beschäftigt ist.

Es gab dort eine ganze Menge schmutziger und zerlumpter Kinder, die den ganzen Tag allen Vorüberfahrenden Schimpfworte nachzurufen pflegten, auch befand sich dort ein uraltes Weib, das betrunken am Wege saß, und dann lebten dort noch ein Mann und ein Weib, die sich immer zankten oder prügelten.

Niemals hatte man sie bei einer Arbeit gesehen, man wußte nicht, ob sie mehr erbettelten als stahlen, oder mehr stahlen als erbettelten.

Als nun der Zug an dieser elenden, erbärmlichen Hütte vorbeikam, die so aussah, wie ein Ort zu werden pflegt, wenn Wind und Wetter ihn jahrelang ungestört verheeren durften, da stand dort das uralte Weib ernst und aufrecht am

Wege, auf derselben Stelle, wo sie sonst betrunken zu sitzen pflegte und lallend hin und her schwankte, und vier Kinder umgaben sie, und diese fünf Menschen waren reingewaschen und gekämmt und so ordentlich gekleidet, wie es ihnen nur möglich war.

Als sie von den Leuten, die im ersten Gefährt saßen, bemerkt wurden, verlangsamten diese die Fahrt und fuhren Schritt vor Schritt vorüber und alle anderen taten dasselbe; sie fuhren so langsam vorbei, daß die Pferde sich kaum noch zu bewegen schienen.

Und alle die Fortziehenden begannen plötzlich aufs heftigste zu weinen; die Erwachsenen mit leisem Schluchzen, die Kinder aber mit Geschrei und lautem Jammer.

Die Jerusalemfahrer konnten später niemals begreifen, weshalb sie über nichts anderes so heftig geweint hatten wie über die Bettel-Lena, die so elend und gebrechlich am Wege gestanden hatte. Und sie können noch heute Tränen vergießen, wenn sie davon erzählen, wie die Alte an jenem Tage sich ihren Schnaps versagt hatte und mit den ordentlich gekämmten und gewaschenen Kindern nüchtern herausgekommen war, einzig und allein zu Ehren ihrer Abreise.

Als alle vorbeigefahren waren, begann auch die Bettel-Lena zu weinen. „Diese da fahren zum Himmel, um Jesu nahe zu sein“, sprach sie zu den Kindern. „Alle diese fahren zum Himmel, wir aber müssen für immer an der Landstraße sitzen bleiben.“



Als der lange Zug von Karren und Lastwagen durch das halbe Kirchspiel gefahren war, kam er an die lange Floßbrücke, die schaukelnd über den Fluß führt.

Es ist sehr schwierig, dort hinüberzufahren. Zuerst muß man einen steilen Hügel hinabfahren, um an den Wasserspiegel zu gelangen, dann erhebt sich die Brücke in ein paar scharfen Steigungen, damit Kähne und Holzflöße darunter durchfahren können, und jenseits des Flusses steigt das Ufer so plötzlich und steil empor, daß die Pferde und die Menschen schaudern, wenn sie nur daran denken, daß sie dort hinaufklimmen müssen.

Diese Brücke macht den Umwohnern auch sonst noch viel Mühe. Die Planken verfaulen oft und müssen unaufhörlich ausgebessert werden. Beim Eisgang muß Tag und Nacht aufgepaßt werden, damit sie nicht zerschmettert wird, und wenn im Frühling das Hochwasser kommt, dann reißt es große Stücke von der Brücke los und treibt sie bis an die Wasserfälle vom Bergsåna-Hüttenwerk.

Aber die Leute aus dem ganzen Kirchspiel sind stolz auf ihre Brücke und glücklich darüber, sie zu besitzen. Ja, wenn sie nicht da wäre, müßte man jedesmal ein Boot oder eine Fähre benutzen, um von einem Ufer zum anderen zu gelangen.

Die Brücke ächzte und schwankte, als die Jerusalemfahrer darüber hinfuhren, und das Wasser drang durch die Ritzen der Planken und spritzte den Pferden um die Beine.

Die Fortziehenden empfanden es als einen schweren Verlust, von der geliebten Brücke scheiden zu müssen. Sie dachten daran, daß diese Brücke ihnen allen gemeinsam angehörte. Die Häuser, die Bauernhöfe, die Felder und Wälder waren an verschiedene Besitzer verteilt worden, aber die Brücke war das Gemeingut aller, es war ein schmerzlicher Verlust für sie alle, diese Brücke zurückzulassen.

Aber besaßen sie denn nicht noch mehr Gemeinsames? Besaßen sie denn nicht die Kirche, die jenseits der Brücke unter den hohen Birken lag, besaßen sie nicht das schöne weiße Schulhaus und den Pfarrhof?

Und was besaßen sie denn noch gemeinsam? Sie besaßen wohl auch die Schönheit der ganzen Landschaft, die sie hier von der Brücke aus sahen. Die schöne Aussicht über den breiten, mächtigen Strom, der ruhig und sommerlich klar unter den schwankenden Baumwipfeln dahinfloß, den weiten Ausblick über das Tal hinaus bis zu den blauen Höhen.

Dies alles gehörte ihnen, ihre Augen hatten es in sich aufgesogen. Und nun würden sie es niemals mehr sehen.

Als die Fortziehenden mitten auf der Brücke waren, begannen sie eins der Sankey-Lieder zu singen.

„Einstmals treffen wir uns wieder, einstmals treffen wir uns wieder, einst in Edens heil'ger Flur."

Auf der Brücke war kein Mensch, der sie hören konnte.

Es war ihr Abschiedssang für die blauen Höhen, das lichtgraue Wasser und die sich neigenden Bäume des Heimatlandes.

Sie würden all das Schöne niemals mehr sehen und mit tränenerstickten Stimmen sangen sie ihren Abschiedsgesang.

Du schönes Heimatsdorf mit deinen freundlichen roten und weißen Höfen in den dichten, grünen Hainen, mit deinen fruchtbaren Feldern, mit deinen Laubwäldern und Weideplätzen, mit deinem langgestreckten Tal, das durch den anmutigen Fluß geteilt wird, höre uns! Lasset uns zu Gott beten, daß wir uns einst wiedersehen mögen! Möchten wir dich im Himmel wiedersehen.



Als der lange Zug von Karren und Lastwagen die Brücke passiert hatte, kam er am Kirchhof vorüber.

Drinnen auf dem Kirchhof lag ein großer, flacher Grabstein, der so alt war, daß er viele Sprünge zeigte. Er ließ weder Jahreszahl noch Namen erkennen, aber man wußte von altersher, daß ein Bauer aus dem Ljunggårdgeschlecht darunter begraben lag.

Einst, als Ljung Björn Olofsson, der jetzt nach Jerusalem zog und sein Bruder Per noch Kinder waren, hatten sie auf dieser Steinplatte gesessen und sich unterhalten.

Anfangs hatten sie wie gute Freunde geplaudert, aber schließlich waren sie über irgend etwas aneinander geraten, sie hatten sich ereifert und wurden immer lauter.

Worüber sie damals stritten, das hatten sie später vergessen, aber niemals vergaßen sie, daß sie ein deutliches und langsames Klopfen vernahmen, als sie am heftigsten stritten; es hatte gegen den Stein geklopft, auf dem sie saßen.

Sie waren sofort verstummt. Sie hatten einander bei der Hand gefaßt und waren davongeschlichen, und niemals konnten sie später den Stein ansehen, ohne daran zu denken.

Als nun Ljung Björn am Kirchhof vorbeifuhr, sah er seinen Bruder, den Kopf mit den Händen stützend, auf jener Steinplatte sitzen.

Ljung Björn hielt sein Pferd an und gab den anderen einen Wink, stehen zu bleiben und auf ihn zu warten. Er stieg aus seinem Wagen, kletterte über die Kirchhofsmauer, schritt auf seinen Bruder zu und setzte sich neben ihn auf den Stein.

Per Olofsson sagte sogleich: „Du hast den Hof also verkauft, Björn.“ — „Ja“, antwortete Björn, „ich habe all das Meine Gott gegeben.“ — „Ja, aber er war nicht dein“, warf der Bruder ruhig ein. — „Er war nicht mein?“ — „Nein, er gehörte der Familie.“

Ljung Björn antwortete nicht, sondern wartete schweigend. Er wußte, daß sein Bruder nur Worte des Friedens reden konnte, wenn er sich auf diesen Stein gesetzt hatte. Er fürchtete sich nicht vor dem, was der Bruder nun sagen würde.

„Ich habe den Hof zurückgekauft“, sagte der Bruder.

Ljung Björn zuckte zusammen. „Konntest du es nicht ertragen, daß er der Familie entging?“

„Ich bin nicht reich genug, um so etwas nur aus diesem Grunde tun zu können“, antwortete der Bruder.

Björn blickte ihn fragend an. „Ich tat es, damit du etwas hättest, wohin du einst zurückkehren könntest.“ Björn stiegen die Tränen bis in den Hals, und er fing an zu schluchzen. „Und damit deine Kinder etwas haben, um wiederzukehren.“ Björn legte seinen Arm um den Hals des Bruders und streichelte ihn zärtlich. „Und für meine liebe Schwägerin“, sagte Per, „es wird ihr wohltun, zu wissen, daß sie ein Haus und ein Heim hat, das immer bereit steht und sie erwartet. Die alte Heimat soll für jeden von euch, wer es auch sei, der wiederkehrt, immer offen stehen.“

„Per“, sagte Björn, „setz' dich auf jenen Wagen dort und ziehe du nach Jerusalem, dann bleibe ich daheim. Du bist würdiger, das gelobte Land zu betreten als ich es bin.“ — „Ach nein“, sagte der Bruder und lächelte, „ich verstehe recht gut, wie du das meinst, aber ich passe wohl am besten in die Heimat“ — „Ich glaube, daß du in den Himmel

passest", sagte Björn. Er lehnte seinen Kopf an des Bruders Schulter. „Nun mußt du mir alles verzeihen", sagte er.

Sie erhoben sich und schüttelten sich zum Abschied die Hände. „Diesmal haben sie uns kein Zeichen durch Klopfen gegeben", sprach Per. — „Es war doch seltsam, daß du hierher gingst, um dich auf diesen Stein zu setzen", sagte Björn. — „In der letzten Zeit wurde es uns Brüdern recht schwer, friedlich miteinander zu verkehren." — „Glaubtest du, daß ich heute streitsüchtig sein würde?" — „Nein, aber i ch werde böse bei dem Gedanken, dich verlieren und entbehren zu müssen."

Sie gingen auf die Landstraße hinaus, und Ljung Per drückte Björns Frau kräftig die Hand. „Ich habe Ljungården zurückgekauft", sagte er. „Und ich teile es dir jetzt mit, damit du weißt, daß du dorthin zurückkehren kannst, sobald du willst."

Ebenso faßte er die Hand des ältesten Kindes. „Mein Junge, denke stets daran, daß du hier Hof und Grund und Boden findest, wenn du ins Heimatland zurückkehren willst."

So wandte er sich an jedes einzelne Kind, bis er zu Klein-Erik kam, der erst zwei Jahre alt war und noch nicht verstehen konnte, was der Onkel mit diesen Worten meinte. „Und ihr Kinder insgesamt sollt stets daran denken, es später Klein-Erik zu erzählen, daß ihn hier der Hof und Grund und Boden erwartet, wann immer er einst heimkehren will."

Und der lange Zug setzte sich wieder in Bewegung.

*

Als der lange Zug von Karren und Lastwagen an dem Kirchhof vorbeigefahren war, erreichte er eine große Schar von Verwandten und Freunden der Auswanderer, die ihnen noch ein letztes Lebewohl sagen wollten.

Das gab einen langen Aufenthalt, denn alle wollten noch einmal einen Händedruck wechseln und einige Abschiedsworte reden.

Als sie dann durch das Kirchdorf fuhren, war der Weg dicht von Leuten besetzt, die den Ausgang mit ansehen wollten. Auf allen Treppenstufen standen Menschen, andere

bogen sich weit aus den Fenstern heraus, viele waren auf die Zäune geklettert, und die weiter entfernt Wohnenden standen auf Hügeln und Abhängen, von wo sie zum Abschied winkten und mit den Tüchern wehten.

Der lange Zug fuhr im Schritt an diesen Menschenscharen vorbei, bis er vor dem Hause des Dorfschulzen Lars Clementsson anlangte. Dort hielt er, und Gunhild stieg ab, um hineinzugehen und sich zu verabschieden.

Gunhild hatte auf dem Ingmarshof gewohnt, seit sie fest entschlossen war, mit nach Jerusalem zu ziehen. Sie hatte dies für richtiger gehalten, als in Streit und Hader mit den Eltern zu leben, die sich nicht mit dem Gedanken versöhnen konnten, daß sie von ihnen gehen wolle.

Als Gunhild abstieg, sah sie, daß ihr Elternhaus ganz wie ausgestorben dalag. Keine Menschenseele war weit und breit zu sehen, weder auf dem Hofplatz noch an den Fenstern.

Als sie an die Zauntür kam, fand sie diese verschlossen, aber Gunhild benutzte einen kleinen, versteckten Nebeneingang und gelangte so auf den Hof. Auch die Haustür war verschlossen. Gunhild ging rund um das Haus bis zur Küchentür; diese war von innen verriegelt. Gunhild klopfte einigemal, da aber niemand kam, um zu öffnen, zog sie die Lattentür ein wenig an und hob mit einem dünnen Stecken den Haken auf der Innenseite hoch. Auf diese Weise gelangte sie in das Haus.

In der Küche war kein Mensch, auch die Vorderstube war leer, und in der kleinen Nebenkammer war noch weniger jemand zu entdecken.

Gunhild wollte nicht fortgehen, ohne den Eltern ein Zeichen zu hinterlassen, daß sie hier gewesen sei, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie ging an den hohen Schreibsekretär und ließ die Klappe herunter. Sie wußte, daß der Vater dort immer Tinte und Feder aufzubewahren pflegte.

Sie fand die Tinte nicht und suchte danach in den Schubladen und Fächern. Dabei fiel ihr Blick auf ein Kästchen, das sie sofort wiedererkannte. Es gehörte ihrer Mutter, die es vom Vater als Brautgeschenk erhalten hatte, und als Gunhild noch ein kleines Kind war, hatte die Mutter ihr oft dieses Kästchen gezeigt.

Das Kästchen war weiß lackiert und ringsum mit einer Blumengirlande bemalt, auf der Innenseite des Deckels sah man das Bild eines Hirten, der einer Schar weißer Lämmer sein Hirtenlied vorbläst. Gunhild hob den Deckel, um noch einmal den Hirten zu sehen.

In diesem Kästchen hatte die Mutter früher stets ihre besten und liebsten Angedenken aufbewahrt. Dort hatte sie den schmalen Trauring ihrer Mutter und die abgenutzte Uhr ihres Vaters und ihre eigenen Ohrringe verwahrt.

Aber als Gunhild das Kästchen öffnete, sah sie, daß alles herausgenommen war, und daß nun statt dessen ein einziger Brief darin lag.

Es war ein von Gunhilds eigener Hand geschriebener Brief. Sie hatte vor mehreren Jahren eine Reise nach Mora gemacht und war mit einem Schiff über den Siljan gefahren. Beim Kentern desselben hatten mehrere Reisegenossen ihr Leben eingebüßt, und die Eltern hatten gehört, daß auch sie umgekommen sei.

Gunhild wurde es klar, daß ihre Mutter vor Freude über diesen Brief von ihrer dem Leben erhaltenen Tochter alles andere aus dem Brautkästchen entfernt hatte, um diesen Brief als ihren größten Schatz hineinzulegen.

Gunhild wurde totenbleich, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen.

„Nun weiß ich, daß ich meiner Mutter den Todesstoß versetze“, sagte sie.

Sie dachte nicht mehr daran, etwas aufzuschreiben, sondern eilte fort. Gunhild kam heraus und setzte sich auf den Wagen, ohne auf die vielen Fragen, ob sie die Eltern angetroffen habe, zu antworten. Während der ganzen Fahrt saß sie unbeweglich da, die Hände im Schoß, starrte sie vor sich hin. Ich morde meine Mutter, dachte sie. Ich weiß, daß ich meine Mutter töte. Ich weiß, daß Mutter daran sterben wird.

Für mich gibt es nunmehr keinen glücklichen Tag. In das heilige Land darf ich wohl ziehen, aber ich töte dadurch meine eigene Mutter.

*

Als der lange Zug von Karren und Lastwagen endlich das Kirchdorf und das Tal durchfahren hatte, kam er in ein Wäldchen.

Hier bemerkten die Jerusalemfahrer zum erstenmal, daß sie von zwei Personen begleitet wurden, die sie nicht kannten.

So lange die Fortziehenden sich noch unten im Dorf befanden, hatten sie so viel mit Abschiednehmen und mit dem Auftragen von Abschiedsgrüßen zu tun, daß sie nicht Zeit gehabt hatten, auf dieses fremde Gefährt zu achten, aber dort im Wäldchen bemerkten sie es alle.

Bald fuhr es an allen anderen Wagen vorüber, um an die Spitze des Zuges zu gelangen, bald verlangsamte es die Fahrt und ließ alle anderen an sich vorbeifahren.

Es war nur ein gewöhnlicher Arbeitswagen von der Art, wie man ihn täglich auf jedem Dorf sehen kann. Aber gerade deshalb war es unmöglich, herauszufinden, wem er angehöre.

Er wurde von einem alten Manne gelenkt, der sehr gebeugt dasaß und der runzlige Hände und einen langen weißen Bart hatte. Ihn kannte niemand, dessen war man ganz gewiß.

Aber neben ihm saß eine Frau, die man zu erkennen glaubte. Niemand konnte ihr Gesicht sehen, denn sie hatte ein schwarzes Schaltuch um den Kopf geschlungen und hielt es mit den Händen so dicht zusammen, daß nicht einmal das kleinste Fleckchen der Augen sichtbar wurde.

Manche versuchten, nach Haltung und Größe zu erraten, wer sie sei, aber jeder einzige nannte einen anderen Namen wie sein Nachbar.

Des Dorfschulzen Gunhild sagte sofort: „Das ist meine Mutter“, aber Israel Tomassons Frau behauptete, es sei ihre eigene Schwester.

Es war kaum ein einziger unter ihnen, der sich nicht seinen Vers daraus machte, wer dort im Wagen säße. Tims Halfvor glaubte, daß es die alte Gunnarstochter Eva sei, die ihnen nicht nach Jerusalem folgen durfte.

Der Wagen begleitete sie auf dem ganzen Wege.

Für einige wurde die Unbekannte zu einem Gegenstand der Liebe, für andere zu einem solchen der Furcht, jedoch

die meisten von ihnen hatten die Empfindung, es sei jemand, den sie einem schweren Schicksal überlassen hatten.

Mehrmals, wenn der Weg breit genug war, ließ die Fremde ihren Wagen umwenden und anhalten, um alle anderen Wagen an sich vorbeifahren zu lassen.

Da saß dann die Fremde den Fortziehenden zugewendet und betrachtete sie unablässig, aber keinem gab sie irgend ein Zeichen des Erkennens, und niemand vermochte mit Bestimmtheit zu sagen, wer sie sei.

Sie folgte ihnen bis zur Eisenbahnstation. Dort hofften sie, ihr Gesicht zu sehen. Aber als sie am Bahnhof ausgestiegen waren und sich nach ihr umblickten, da war sie verschwunden.

*

Als der lange Zug von Karren und Lastwagen durch das Kirchspiel fuhr, sah man niemand auf den Feldern mähen, niemand trug seinen Rechen, um draußen auf den Wiesen das bereits gemähte Heu in Stapeln aufzusetzen.

An diesem Morgen ruhte die Arbeit, und alle Menschen standen beharrlich an den Wegseiten oder kamen in ihrem Sonntagsstaat angefahren, um die Reisenden ein Stück Weges zu begleiten. Einige fuhren eine Meile weit mit, andere zwei Meilen, aber einige fuhren sogar bis zur Eisenbahnstation mit.

So lange der Zug durch das Kirchspiel fuhr, sah man auf dem ganzen Wege nur einen einzigen Mann, der arbeitete, und das war Hök Matts Eriksson.

Er war nicht hinausgegangen, um Gras zu mähen, denn diese Arbeit erschien ihm nur wie eine Spielerei, sondern er hatte sich vorgenommen, Steine auszugraben, wie er es in seiner Jugend getan hatte, als er seinen Steinacker ausrodete.

Gabriel Mattsson sah vom Wege aus beim Vorüberfahren seinen Vater. Hök Matts ging draußen auf dem steinigen Platz umher, brach die Steine aus der Erde und legte sie auf eine Steinmauer nieder. Er blickte nicht auf, er kümmerte sich nur um seine Steine, einige waren so schwer, daß Gabriel dachte, der Vater könnte sich beim Heben

sein Rückgrat brechen. Aber Hök Matts schleuderte sie mit solcher Wucht auf die Steinmauer, daß die Funken stoben und die gelockerten Ränder absplitterten.

Gabriel hatte eine Fuhre zu lenken, aber die Pferde mußten eine ganze Weile für sich selber sorgen, denn er hielt die Augen nur auf den Vater gerichtet.

Der alte Hök Matts arbeitete und arbeitete. Er hieb so mächtig auf die Steine ein wie damals, als der Sohn noch klein war, und der Vater danach strebte, seinen Besitz zu vergrößern.

Hök Matts litt schwer unter seinem Kummer, aber er brach immer schwerere und schwerere Steine, die er dann bis zur Mauer schleppte.

Eine Weile nach dem Vorbeifahren des Zuges brach ein schweres Gewitter mit heftigem Regen los. Alle Menschen beeilten sich, unter Dach und Fach zu kommen, und Hök Matts beabsichtigte auch, Schutz zu suchen, er besann sich aber eines anderen und blieb draußen. Er wagte es nicht, seine Arbeit zu verlassen.

Um die Mittagsstunde trat seine Tochter auf die Türschwelle der Hütte und rief ihn zum Mittagessen.

Hök Matts war zwar nicht sehr hungrig. Er dachte jedoch, daß ihm wohl ein wenig Nahrung nottun könnte. Aber er unterließ es dennoch, hineinzugehen; er wagte es nicht, mit der Arbeit aufzuhören.

Seine Frau hatte Gabriel bis zur Bahnstation begleitet. Spät abends kam sie allein nach Hause gefahren. Sie begann sogleich ihrem Manne zu erzählen, daß der Sohn nun abgereist sei, er aber hob und brach die Steine mit der Brechstange und ging bei der Arbeit hin und her. Er wollte nicht stehen bleiben und wollte ihr nicht zuhören.

Die Nachbarn hatten beobachtet, wie schwer Hök Matts an diesem Tage arbeitete. Sie gingen hinaus und betrachteten ihn, sie standen eine Weile still da und traten dann in ihre Hütten, um zu berichten: „Er ist noch immer da draußen bei der Arbeit, er hat den ganzen lieben langen Tag hintereinander durchgearbeitet."

Der Abend kam, aber es blieb noch eine Weile hell, und Hök Matts fuhr fort zu arbeiten. Es schien ihm, daß der

Kummer ihn überwältigen müßte, wenn er mit der Arbeit aufhörte, so lange er noch einen Schritt gehen konnte.

Seine Frau kam wieder heraus, blieb stehen und blickte ihn an. Der Erdboden für den Weideplatz war ausgerodet, die Steinmauer war höher geworden, aber immer noch schleppte dieser Mann Steine herbei, eine Arbeit, die eher für einen Riesen gepaßt hätte.

Einige Nachbarn gingen vorüber, um zu sehen, ob Hök Matts noch immer weiter arbeitete, aber niemand redete ihn an.

Dann kam die Dunkelheit, so daß man ihn nicht sehen konnte. Aber noch immer hörte man ihn arbeiten, und wenn er die Steine auf die Steinmauer schleuderte, stoben die Funken ringsumher.

Dann jedoch ganz plötzlich, als er die Brechstange ansetzte, entglitt sie seinen Händen. Als er sich bückte, um sie aufzuheben, sank er zu Boden. Er blieb auf der Erde liegen, und ehe er noch daran denken konnte, sich aufzurichten, war er eingeschlafen.

Eine Weile später trat er in die Hütte. Er sagte nichts, dachte auch gar nicht daran, sich ins Bett zu legen, sondern warf sich auf eine Holzbank und schlief ein.

•

Die lange Reihe von Karren und Lastwagen war endlich an der Eisenbahnstation angelangt.

Die Bahnlinie war neu angelegt und der Bahnhof war ein Neubau. Er lag auf einem mächtig großen Bauplatz mitten im allertiefsten, dunkelsten Walde. Dort gab es kein Dorf, keine Felder, keine Gärten, aber die Anlage war sehr großzügig, weil man hoffte, daß eine bedeutende Stadt in dieser Einöde entstehen würde.

Rund um das Stationsgebäude selbst war der Boden geebnet, eine breite, gepflasterte Plattform, große Abladeplätze und weite, leere, endlose Kiesplätze waren vorhanden.

Einige Kaufläden und Werkstätten, ein photographisches Atelier und ein Hotel waren bereits an den Kiesplätzen erbaut worden, aber was sonst noch von der abgeholzten weiten Fläche übrig blieb, war nichts anderes als unbebauter glatter Grund und Boden.

Der Dalelf floß auch hier vorüber. Wild und stürmisch kam er aus den tiefen Wäldern hervorgestürzt und rauschte schäumend in kleinen Wasserfällen nieder. Die Jerusalemfahrer konnten den breiten, ruhigen, majestätischen Fluß, den sie morgens verlassen hatten, gar nicht wiedererkennen.

Hier gab es kein anmutiges Tal, über das man hinschauen konnte, denn jeder Ausblick war durch dunkle, tannenbekleidete Höhen verschlossen.

Als die kleinen Kinder, die mit ihren Eltern nach Jerusalem fahren sollten, aus den Wagen gehoben wurden und diesen riesigen Platz sahen, wurden sie ängstlich und begannen zu weinen. Die Kinder hatten sich vorher die ganze Zeit über sehr darauf gefreut, daß sie nach Jerusalem reisen sollten, aber beim Scheiden von der Heimat hatten sie sehr geweint, und hier auf dem Bahnhof waren sie verzweifelter als jemals zuvor.

Die Erwachsenen waren alle damit beschäftigt, das Reisegepäck abzuladen und in einem Eisenbahnwaggon unterzubringen. Alle halfen dabei, und niemand hatte Zeit, danach zu sehen, was die Kinder indessen taten.

Die Kinder aber bildeten einen dichten Kreis und berieten etwas.

Nach einer Weile nahmen die älteren unter ihnen die kleineren bei der Hand und wanderten, zwei und zwei, je ein großes und ein kleines, vom Bahnhof fort. Sie gingen denselben Weg zurück, auf dem sie gekommen waren, über das Sandmeer und die mit Baumstümpfen bedeckte Fläche und über den Fluß in den tiefen Wald hinein.

Nach einer geraumen Zeit dachte eine der Frauen an die Kinder. Sie öffnete einen Vorratskasten und wollte ihnen etwas zu essen geben.

Sie rief nach ihnen, aber niemand antwortete. Sie waren alle verschwunden; ein paar Männer mußten sie suchen gehen.

Sie folgten den Fußtapfen, die die vielen kleinen Füße im Sande zurückgelassen hatten, und als sie eine Strecke in den Wald hineingegangen waren, erblickten sie die Kinder.

Sie gingen in einer langen Reihe vorwärts, je zwei und zwei, immer ein großes und ein kleines. Als die

Männer sie anriefen, blieben sie nicht stehen, sondern setzten ihre Wanderung fort.

Da mußten die Männer laufen, um die Kinder einzuholen.

Die Kleinen versuchten zu entkommen, aber die kleinsten vermochten nicht so schnell zu folgen, sondern fielen zu Boden.

Da blieben die Kinder verweint und unglücklich mitten auf dem Wege stehen.

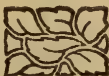
„Aber Kinder, wo wollt ihr denn hingehen?" fragte einer der Männer.

Da stimmten die kleinsten Kinder ein lautes Geheul an, während der älteste Knabe antwortete:

„Uns liegt gar nichts daran, nach Jerusalem zu fahren. Wir wollen nach Hause gehen."

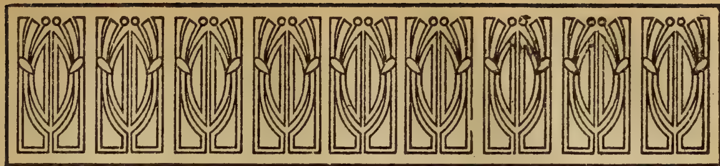
Und noch lange nachher, als die Kinder schon zum Bahnhof zurückgebracht worden waren und bereits in den Waggons saßen, fuhren sie fort zu weinen und zu jammern:

„Uns liegt gar nichts daran, nach Jerusalem zu fahren. Wir wollen nach Hause gehen."



Zweiter Teil

Im heiligen Lande



Erste Abteilung.

Der heilige Stein und das heilige Grab.

Es war ein heißer August in Palästina. Die Sonne zog jeden Tag sengend über die Häupter der Menschen dahin. Kein Gewölk war zu erblicken, und es hatte seit April nicht geregnet. Das war keineswegs schlimmer, als es dort stets um diese Jahreszeit zu sein pflegte, aber auf alle Fälle war es unerträglich. Man wußte nicht recht, was man tun sollte, um die Hitze ertragen zu können, oder ob man entfliehen sollte, um ihrer los und ledig zu sein.

Am besten war es vielleicht noch unten in Jaffa. Nicht gerade in der Stadt selber, die sich mit ihren zusammengedrängten Häusern auf ihrem steilen Felsen wie ein einziges großmächtiges Kastell erhob, und wo ein unerträglicher Geruch von den unsauberen Straßen und von den riesigen Seifensiedereien aufstieg. Aber die Stadt lag dicht am Meer, und von dort kam doch immerhin etwas Kühlung. Und man konnte sich das Leben in der dortigen Umgegend ziemlich erträglich gestalten, weil Jaffa zwischen mindestens fünfhundert Orangengärten eingebettet liegt, wo die unreifen Apfelsinen unter harten, dunkelgrünen Blättern hängen, die nicht einmal den Sonnenschein auf die Früchte einwirken lassen.

Aber welch eine Hitze herrschte selbst in Jaffa! Die hohen Rizinuspflanzen standen mit ihren riesenhaften Blättern zusammengeschrumpft und verdorrt in der glühenden Sonne, und nicht einmal die ausdauernden Pelargonien

vermochten weiterzublühen, sondern verkümmerten zwischen Steinhaufen und in Erdlöchern, fast begraben unter der Last des Staubes. Wenn man die roten Blüten der Kaktusspaliere sah, schien es einem, als ob alle die Glut, welche die dicken Stämme während des Sommers eingesogen hatten, nun in mächtigen roten Flammen herausschlüge. Aber man begriff erst ganz, wie heiß es war, wenn man sah, wie die Kinder, die über den Strand zum Meer hinabliefen, um zu baden, ihre Füßchen hochhoben und laut jammerten, daß der schöne weiße Sand so heiß sei wie glühende Kohlen.

Aber wenn man es nun nicht in Jaffa aushalten konnte, wohin sollte man dann seine Schritte lenken? Es war doch immerhin noch besser als auf der meilenweit hingestreckten Ebene von Saron, die zwischen dem Meer und den Bergen liegt. Es gab zwar auch Menschen in den kleinen Städten und Dörfern, die vereinzelt auf dieser Ebene liegen, aber es war kaum zu fassen, daß sie der Hitze und der Trockenheit nicht erlagen. Sie wagten sich auch nur selten aus ihren fensterlosen Heimstätten heraus und verließen niemals ihre Dörfer, wo die Mauern der Häuser und vereinzelt dastehende Bäume ihnen doch immerhin ein wenig Schutz gegen die Sonne gewährten.

Aber draußen auf der freien Ebene hätte man ebensowenig einen grünen Halm wie einen Menschen finden können. Alle Frühlingsblüten, die prächtigen roten Anemonen und Heckenrosen, alle kleinen Tausendschönchen und Nelken, die einen dichten, rotweißen Teppich über die Erde gebreitet hatten, waren vernichtet. Die Weizen-, Roggen- und Gerstensaat, die auf den urbar gemachten Äckern in der Nähe der Städte wuchs, war bereits abgemäht und eingefahren, und die Schnitter mit ihren Ochsen und Eseln, ihren Gesängen und Tänzen waren nach ihren Dörfern heimgezogen. Die einzige Spur, die des Frühlings Herrlichkeit hinterlassen hatte, waren die hohen, dürren Stauden, die aus dem verbrannten Boden aufragten, und die einst schöne, duftende Lilien getragen hatten.

Es gab eine ganze Anzahl von Menschen, die behaupteten, daß sie den Sommer noch am allerbesten in Jerusalem ertragen könnten. Sie sagten, daß die Stadt allerdings eng

und von Menschen überfüllt sei, aber da sie auf dem Kamm des langen Bergrückens liegt, der sich durch ganz Palästina erstreckt, könnte kein Windeshauch, aus welcher Himmelsrichtung er auch kommen mochte, das Land durchwehen, ohne daß er der heiligen Stadt etwas Kühlung brächte.

Aber wie es sich nun auch mit den gepriesenen Winden und der leichten Bergluft verhalten mochte, so war die Sommerglut selbst in Jerusalem groß genug. Die Menschen schliefen nachts auf den Dächern und schlossen sich bei Tage von der Außenwelt gänzlich ab. Sie mußten sich damit begnügen, übelriechendes Wasser zu trinken, das man während der Regenzeit im Winter in unterirdischen Zisternen aufgefangen hatte, und sie ängstigten sich davor, daß es nicht ausreichen würde. Jeder kleinste Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub auf, und wenn jemand auf den weißen Wegen außerhalb der Stadt dahinwanderte, versanken seine Füße in diesem dichten, seidenweichen Staube.

Aber das ärgste war, daß die Sommerglut den Menschen fast allen Schlaf raubte. Die meisten schliefen sehr wenig, aber manche lagen Nacht für Nacht wachend da. Und diese Schlaflosigkeit brachte es mit sich, daß die Einwohner Jerusalems am Tage niedergedrückt und reizbar waren und nachts beängstigende Gesichte hatten oder von angstvoller Verzweiflung gepeinigt wurden.

In einer solchen Nacht lag eine amerikanische Dame mittleren Alters, die bereits viele Jahre in Jerusalem ansässig war — und drehte und wendete sich auf ihrem Lager hin und her, ohne einschlafen zu können. Sie schob ihr Bett aus dem Zimmer in die offene Galerie hinaus, die das Haus umgab, und legte kalte Umschläge auf ihren heißen Kopf, aber nichts half ihr.

Sie wohnte in einem großen, palastähnlichen Hause, das fünf Minuten weit vom Damaskustor entfernt war und verlassen und einsam dalag. Dort sollte die Luft eigentlich rein und frisch sein, aber in dieser Nacht schien es ihr, daß der Qualm der ganzen Stadt sich um das Haus gelagert hätte. Wohl wehte ein leichter Wind, aber der kam von der Wüste her und war heiß und scharf, als wäre er von unsichtbarem Staub erfüllt. Zum Überfluß hatte sich auch noch

eine Schar von Straßenhunden auf einen Streifzug vor die Mauern der Stadt begeben und erfüllte die Luft mit einem jämmerlichen, beharrlichen Geheul.

Als sie mehrere Stunden wach gelegen hatte, erfaßte sie eine tiefe Niedergeschlagenheit. Sie suchte sich daran zu erinnern, daß ihr eigentlich alles geglückt sei, nachdem sie infolge einer göttlichen Offenbarung nach Jerusalem gekommen war. Sie hatte eine Gemeinde gegründet und mannigfache Verfolgungen und Schwierigkeiten überwunden. Aber nichts vermochte sie zu beruhigen, ihre Angst wuchs mit jedem Augenblick.

Sie lag da und bildete sich ein, daß sie und ihre Getreuen ermordet werden würden, daß ihre Feinde das Haus in Brand steckten, nachdem sie alle Ausgänge verrammelt hatten. Sie dachte, daß Jerusalem alle Fanatiker gegen sie aussende, und daß diese sie mit all der Gehässigkeit und Zerstörungswut überfallen würden, die in den Mauern der heiligen Stadt herrschte.

Sie versuchte ihre gewohnte heitere Zuversicht wiederzugewinnen. Weshalb sollte sie gerade jetzt verzweifeln, da ihre Sache so große Resultate aufzuweisen hatte und da die Gordonistische Kolonie durch einige fünfzig prächtige schwedische Bauern verstärkt worden war, die von Amerika herübergekommen waren, und da man noch viele dieser guten, vertrauenerweckenden Menschen aus Schweden erwartete? Und in Wahrheit hatte ihr Unternehmen niemals so hoffnungsvoll ausgeschaut wie eben jetzt.

Um der Angst zu entgehen, stand sie schließlich auf und warf einen langen, weiten Mantel über, um auszugehen. Sie öffnete ein kleines Hinterpförtchen und schritt auf Jerusalem zu. Aber bald wich sie von diesem Wege ab und stieg auf einen kleinen, steilen Hügel. Von dessen Gipfel konnte sie in der mondhellen Nacht die Stadt mit ihrer gezackten Mauerkrönung und ihren unzähligen großen und kleinen Kuppeln sich am Nachthimmel abzeichnen sehen.

Obwohl sie noch immer mit ihrer Angst und Unruhe kämpfte, ging ihr doch die feierliche Schönheit der Nacht auf. Palästinas grünlichweißer Mondschein überflutete alles und verlieh dem ganzen Bilde ein wunderbar geheimnisvolles

Gepräge. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß ebenso wie es in alten Schlössern Räume gäbe, in denen Gespenster umgingen, wohl auch hier diese altertümliche Stadt inmitten ihrer öden Hügel der Gespensterraum der alten Welt sein könnte, eine Stätte, an der man gewärtig sein konnte, vergangene Größe von den Bergen herabsteigen und die Toten der Vorzeit im Dunkel der Nacht umherschleichen zu sehen.

Mrs. Gordon empfand keinerlei Grauen bei diesen Vorstellungen. Sie erfüllten sie im Gegenteil mit freudiger Erwartung. Seit jener Nacht, in der sie auf „L'Univers" Schiffbruch erlitten und Gottes Stimme vernommen hatte, die zu ihr redete, war ihr wiederholt göttliche Botschaft aus einer anderen Welt gekommen. Sie glaubte nun, daß ihr auch jetzt etwas Ähnliches bevorstände. Ihr Gehirn schien sich zu weiten, und ihre Gedanken bewegten sich mit unglaublicher Leichtigkeit und Klarheit. Ihre Sinne waren außerordentlich geschärft, und sie erkannte, daß die Nacht nicht stumm, sondern von allerlei Stimmen und wunderbaren Lauten erfüllt sei.

Noch ehe sie sich der Veränderung, die mit ihr vorgegangen, voll bewußt war, hörte sie eine machtvoll brausende Stimme, die aus einer sehr alten, rauhen Kehle zu kommen schien, folgende Worte aussprechen: „Wahrlich, ich kann meinen Scheitel voller Stolz aus dem Staube erheben, nichts ist mir gleich an Macht und göttlicher Ehre und Heiligkeit."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich ein scharfer Glockenton von der mächtigen Glocke der heiligen Grabeskirche vernehmen ließ. Es war nur ein einziger Schlag, aber er klang stolz und schroff wie ein Widerspruch.

Die erste Stimme fuhr fort: „Bin i ch es nicht, der die Stadt in der Wüste aufgebaut und sie bis auf den heutigen Tag behütet hat? Bin ich es nicht, der die Welt mit Gottesfurcht erfüllt hat? Bin ich es nicht, der den Strom der Welt in seinem Lauf gehemmt und in eine neue Bahn gelenkt hat?"

Mrs. Gordon blickte jetzt umher. Die Stimme kam von Osten, von jener Seite der Stadt, wo einst der Tempel Salomos gestanden hatte, und wo sich jetzt die Omarmoschee

von dem graugrünen Nachthimmel abhob. Konnte das einer der Gebetsrufer sein, der, auf ein Minarett gestiegen, in dieser Weise deren Preis und Ruhm der stillen Nacht verkündigte?

„Höre", fuhr die Stimme von dem alten Tempelplatz fort, „ich entsinne mich dieser Gegend, ehe noch diese Stadt auf dem Berge errichtet war. Ich entsinne mich seiner als eines nur schwer zugänglichen Bergrückens. Anfangs war es ein einziges zusammenhängendes Hochgebirge, aber von all dem Wasser, das seit Erschaffung der Welt darauf herabgeströmt ist, wurde es auseinandergesprengt und zu zahllosen Hügeln zersplittert. Einige dieser Hügel hatten sanft ansteigende Abhänge, andere trugen weite Hochebenen mit steilen, abschüssigen Felswänden, wieder andere waren so schmal und abgestumpft, daß sie kaum zu etwas anderem dienen konnten, als Verbindungsrücken zwischen den ungleichen Berghöhen zu bilden."

Als die tiefe Stimme diese Schilderung beendigt hatte, vernahm man wieder einige kurze Glockenschläge von jener Seite her, wo die Kuppel der heiligen Grabeskirche sich erhob. Mrs. Gordon, deren Ohr sich nun daran gewöhnt hatte, die Laute der Nacht zu verstehen, erkannte sogleich, daß auch dies eine Stimme war, die deutliche Worte sprach. Sie glaubte einen kurzen Ausspruch zu verstehen: „Auch ich habe all dies gesehen."

Die erste Stimme erklang wieder: „Ich entsinne mich, daß sich auf dem höchsten Gipfel des Bergrückens ein Hügel befand, des Namens Moria. Er hatte ein düsteres, abstoßendes Aussehen, wie er mit seinen steilen Wänden und dem schroffen Gipfel aus den tiefen, dunklen Tälern emporragte, in deren Gründen wilde Ströme brausten. Gen Osten, Süden und Westen erhob sich der Berg Moria senkrecht und unzugänglich, nur gen Norden war er durch eine breite Landstrecke wie durch eine Brücke mit den Höhen verbunden, die sich jenseits der tiefen Talgründe auftürmten."

Mrs. Gordon setzte sich auf einen kleinen Hügel, der sich aus Steinen und Trümmern gebildet hatte. Sie stützte die Stirn mit den Händen und lauschte.

Sobald die erste Stimme, wie vom Reden erschöpft, schwieg, kamen von der anderen Seite die Worte: „Auch ich entsinne mich der ersten Gestaltung des Berges."

„Eines Tages geschah es", erklang es wiederum vom Tempelplatz her, „daß einige Hirten, die mit ihren Herden die Berggegend durchstreiften, diesen Hügel zu Gesicht bekamen, der so gut geschützt zwischen Felsen und Tälern lag, als berge er große Schätze oder wunderbare Geheimnisse. Sie erklimmten seinen höchsten Gipfel und fanden dort einen Gegenstand von der allergrößten Heiligkeit."

Hier wurde der Redende ganz schroff von der Stimme mit dem Glockenklang unterbrochen. „Sie fanden nichts anderes als einen Steinblock, der auf der Ostseite des Berges lag. Es war eine große, runde, etwas flache Felsplatte, die in der Mitte durch eine Steinstütze ein wenig emporgehoben war, so daß sie fast einem Riesenpilz glich."

„Aber die Hirten", fuhr die erste Stimme fort, „die alle heiligen Sagen von Anbeginn der Welt kannten, empfanden bei diesem Anblick eine mächtige Freude. Das ist der große schwebende Stein, von dem die Alten so viel zu erzählen wissen, sagten sie. Das ist der Stein, den Gott als Uranfang der Welt erschuf. Von hier aus breitete er die Oberfläche der Erde nach Osten, Westen, Norden und Süden hin, von hier aus türmte er die Berge auf und ließ das Meer weithin bis an die Himmelsfeste rollen."

Der Redende hielt einen Augenblick inne, als erwarte er einen Widerspruch, aber die Glockenstimme schwieg still.

Das ist sonderbar, dachte Mrs. Gordon. Es können nicht Menschen sein, die also reden. Aber eigentlich erschien es ihr gar nicht so seltsam. Der erstickende Wind und die blaßgrüne Nacht bewirkten, daß selbst das allerwunderbarste ganz natürlich zu sein schien.

„Die Hirten eilten hurtigst vom Hügel herab", sprach die alte Stimme weiter, „um in der ganzen Gegend zu verkünden, daß sie den Grundstein der Welt gefunden hätten. Und bald sah ich Scharen von Menschen zum Berge Moria hinaufziehen, um auf mir, der ich der schwebende Stein bin, dem Herrn Opfer darzubringen und ihm für seine herrliche Schöpfung zu danken."

Als dies ausgesprochen war, erhob sich die Stimme zu etwas, das einem Gesang glich. Und in dem hohen, klagenden Tonfall, in dem die Derwische den Koran herzusagen pflegen, rief sie aus:

„Damals wurde mir zum erstenmal Anbetung und Opfergabe dargebracht. Das Gerücht von meinem Dasein verbreitete sich nah und fern. Fast jeden Tag sah man lange, sich vorwärts schlängelnde Karawanen von den grauweißen Bergen niedersteigen, um nach Moria zu pilgern. Wahrlich, ich kann voller Stolz meinen Scheitel erheben. Durch mich hatte die Einsamkeit und Verlassenheit des steilen Bergkegels ein Ende genommen. Um meinetwillen strömten so viele Menschen nach Moria, daß die Kaufleute ihren Gewinn daraus zogen, hinaufzugehen, um ihre Waren feilzubieten. Um meinetwillen bekam der Hügel ständige Bewohner, die davon lebten, den Opfernden Holz und Wasser, Räucherwerk und Feuerzeug, Tauben und Lämmer zu liefern."

Die andere Stimme schwieg noch immer, aber Mrs. Gordon hob mit einem Ausdruck der Überraschung die Stirn. Der Redende mußte wohl der heilige Stein selber sein. Es war also der große Steinblock, der unter dem überaus prächtigen Mosaikgewölbe der Omarmoschee ruhte, dessen Stimme sie vernahm.

Nun ertönte sie von neuem: „Ich bin der Erste und der Einzige, ich bin d e r , mit dessen Anbetung die Menschen nie und nimmer aufhören werden."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als in lauten Tönen von der Grabeskirche die Antwort kam: „Du vergißt zu berichten, daß sich ungefähr in der Mitte derselben Hochebene, wo du einst ruhtest, ein kleiner, unbedeutender Hügel befand, der einen Hain von wilden Oliven trug. Und du möchtest wohl am liebsten vergessen, daß der alte Patriarch Sem, der Sohn Noahs, unseres zweiten Stammvaters, eines Tages den Berg Moria aufsuchte. Er war so hochbejahrt, daß er sich dem Rande des Grabes näherte, er ging langsam und mit schleppenden Schritten. Zwei Diener begleiteten ihn, die solche Werkzeuge trugen, deren man bedarf, um ein Felsengrab auszuhauen."

Nun war es die alte, rauhe Stimme, die schwieg.

„Du stellst dich so, als ob du nicht wüßtest, daß Sems Vater, Noah, den Schädel Adams, des ersten Menschen, besessen und aufbewahrt hatte, er hütete ihn als kostbares Andenken an den Urvater des Menschengeschlechts. Als er starb, hinterließ er diesen Schädel als Erbe Sem und keinem seiner anderen Söhne, weil er es voraussah, daß das vornehmste Volk der Völker von Sem abstammen würde. Und als Sem nun seine letzte Stunde herannahen fühlte, beschloß er, diese heilige Reliquie auf dem Berge Moria zu begraben. Aber da er die Prophetengabe besaß, begrub er den Schädel nicht unter dem heiligen Stein, sondern unter dem kleinen, unbedeutenden Hügel, der mit Oliven bewachsen war, und der von jenem Tage an Golgatha oder die Schädelstätte genannt wurde.“

„Ich entsinne mich dieses Geschehnisses recht wohl“, erwiderte die rauhe Stimme, „und ich erinnere mich auch, daß jene, die den Steinblock verehrten, es sonderbar fanden. Sie glaubten, daß der Patriarch zu alt und zu todkrank wäre, um zu wissen, was er tat.“

Ein einziger schriller Ton erklang von der Kirche her. Mrs. Gordon dachte, daß er am meisten einem kurzen Hohnlachen gliche.

„Aber was bedeutet ein so armseliges Geschehnis?“ erklang es wieder von seiten der Moschee. „Der große Stein nahm dauernd an Macht und Heiligkeit zu. Fürsten und Völker wanderten dorthin, um in Gebeten für ihr Glück und ihre Erfolge Opfer darzubringen. Ich entsinne mich auch des Tages, als ein Patriarch, der größer war als Sem, den Berg aufsuchte. Ich habe Abraham weißbärtig und würdig daherwandern sehen, und sein Sohn Isaak schritt an seiner Seite. Und Abraham suchte nicht dich, o Golgatha, sondern auf dem schwebenden Stein schichtete er den Holzstoß und band den Knaben darauf fest.“

Aber hier erfolgte eine entrüstete Unterbrechung durch die Grabeskirche. „Das soll dir natürlich immer zur Ehre angerechnet werden, aber vergiß nur nicht ganz und gar, auch mir ein wenig von dieser Ehre zukommen zu lassen! Entsinnst du dich nicht, daß der Patriarch, nachdem der

Engel Gottes ihm das Messer aus der Hand gerissen hatte, auf dem Berge umherwanderte, um ein Opfertier zu suchen, und daß er auf Golgatha einen Widder fand, der in einem Olivengesträuch mit den Hörnern stecken geblieben war?"

Mrs. Gordon fuhr fort, mit gespanntester Aufmerksamkeit zu lauschen. Aber je mehr sie von dem Zwist der beiden Heiligtümer vernahm, desto mutloser gedachte sie ihrer eigenen Berufung. „Ach, mein Gott, warum hast du mich dazu berufen, das Gebot der Einigkeit zu verkünden? Streit und Zersplitterung sind das einzig Beständige seit Erschaffung der Welt."

Plötzlich begann wiederum die alte Stimme.

„Ich vergesse nichts von dem, was der Erinnerung wert ist. Somit vergesse ich auch nicht, daß die Hochebene bereits zu Abrahams Zeiten eher alles andere als eine Wüste war. Hier befand sich eine Stadt mit einem König, der des heiligen Steines Oberpriester war, und der über ein Volk von Priestern und anderen Dienern des heiligen Steines herrschte. Dieser König war Melchisedek. Er war der erste, der regelmäßig wiederkehrende Opfergaben einführte, und schöne, heilige Handlungen beging, die auf dem heiligen Stein stattfanden."

Sofort kam die Antwort von der anderen Seite. „Auch ich erkenne Melchisedek als einen heiligen Mann und einen Propheten an. Nichts beweist besser, daß er einer der Auserwählten Gottes war, als sein Wunsch, in einer Felsenhöhle unter Golgatha begraben zu werden, an derselben Stätte, wo Adams Schädel ruhte. Hast du niemals daran gedacht, welche prophetische Vorbedeutung darin liegt, daß der *erste Sünder* und der *erste Hohepriester* an jener Stätte begraben worden sind?"

„Ich habe es vernommen, daß du diesem Faktum eine große Bedeutung beilegst", antwortete der heilige Stein, „ich aber weiß etwas, das noch größeres Gewicht hat. Die Stadt auf dem Berge wuchs und dehnte sich weit aus. Die Täler und Bergeshöhen ringsumher wurden bevölkert und erhielten ihre bestimmten Namen. Bald war es nur noch die Ostseite der Berghöhe, dort, wo der heilige Stein lag, die Moria genannt wurde. Die südliche Höhe wurde seither

Zion genannt, die westliche Gareb, und die nördliche Bethsaida."

„Es war aber immerhin doch nur eine kleine Stadt, die hier auf dem Berge lag", kam die Erwiderung von der Kirche. „Hier wohnten fast nur Hirten und Priester. Die Menschen empfanden keine große Neigung, in diese Steinwüste hinauszuziehen."

Darauf kam die Antwort mit einer so scharfen und siegesgewissen Stimme, daß Mrs. Gordon fast zusammenzuckte, während sie dort lauschend saß.

„Ich habe König David gesehen, er trug ein rotes Gewand und einen funkelnden Harnisch, er stand da und betrachtete diese Stadt, ehe er seinen Königssitz hierher verlegte. Warum wählte er nicht das reiche, lachende Bethlehem, warum nicht Jericho in dem fruchtbaren Tal? Warum machte er nicht Gilgal und nicht Hebron zur Hauptstadt Israels? Wahrlich, ich sage dir, er wählte diese Stätte um des schwebenden Steines willen. Er wählte sie deshalb, weil Israels Könige auf dem Berge wohnen sollten, der seit vielen Jahrhunderten von meiner Heiligkeit überschattet worden war."

Und nun begann die Stimme zum zweitenmal mit langen, gedehnten Tönen einen Lobgesang herzusagen.

„Ich denke an die große Stadt mit ihren Mauern und Türmen. Ich denke an die Königsburg mit den tausend Wohnungen auf dem Berge Zion. Ich denke an die Verkaufsstände und Werkstätten, an die Schutzmauern und die hohen Tore und Türme. Ich denke an das Menschengewühl auf den Straßen, an all die Schönheit und den Glanz in Davids Stadt.

Und wenn ich daran denke, dann darf ich wohl sagen: Groß ist deine Macht, o heiliger Stein! durch dich ist all dies hervorgezaubert worden. Stolz kannst du deinen Scheitel erheben. Niemand ist dir gleich an Anbetung und Heiligkeit.

Jedoch du, Golgatha, warst nur ein Flecken auf der Erde, ein nackter Hügel vor der Stadtmauer. Wer zollte dir Verehrung, wer betete dich an, wer wußte etwas von deinem Ruhm zu sagen?"

Aber als dieser Lobgesang zur Stadt emporstieg, hörte man gleichzeitig die Glockenstimme ganz entrüstet reden, jedoch leiser als vorher, wie durch Ehrfurcht gedämpft. „Man merkt, daß du alt wirst, du übertreibst alles, was du in deiner Jugend gesehen hast, ganz wie die Alten es zu tun pflegen. Davids Stadt erstreckte sich nur über Zion, dort auf der Südseite. Sie drang nicht einmal bis zu mir nach der Mitte des Berges vor. Es war also ganz natürlich, daß ich außerhalb der Stadtmauer liegen bleiben mußte."

Aber die singende Stimme fuhr fort, ohne sich unterbrechen zu lassen: „Deinen größten Ruhm, o Felsen, erreichtest du doch unter Salomo. Der Berggrund um dich her wurde zu einer glatten Fläche geebnet und mit Steinmosaiken ausgelegt. Und rund um diese Fläche errichtete man Säulengänge wie um die Festsäle der Könige. In deren Mitte erhob sich der Tempel mit dem Heiligen und mit dem Allerheiligsten. Und ü b e r dir, o heiliger Stein, wurde der Tempel errichtet, und a u f dir, dem Grundstein der Welt, ruhte die Bundeslade mit den Gesetzestafeln im Allerheiligsten."

Nun vernahm man keinerlei Widerspruch von der Kirche, nur einen dumpfen Laut, der einer Klage glich. „Und zur Zeit Salomos wurde das Wasser aus der Tiefe der Täler zu den Hochebenen um Jerusalem hinaufgeleitet, denn Salomo war der weiseste aller Könige. Da sproßten Bäume aus dem trockenen, grauweißen Boden hervor, und zwischen den Steinen wuchsen Rosen. Und im Herbst pflückte man in den Lustgärten, die das Gebirge bedeckten, Feigen und Trauben, Granatäpfel und Oliven zur Freude Salomos. Aber du, Golgatha, warst noch immer ein nackter Hügel außerhalb der Stadtmauer. Du warst so armselig und unfruchtbar, daß keiner der reichen Männer zu Salomos Zeit dich seinem Lustgarten einverleiben mochte, und daß kein Armer einen Weinstock auf deinem Rücken pflanzte."

Als dieser neue Angriff kam, schien jedoch der Gegner Mut zur Verteidigung gefaßt zu haben.

„Du vergißt jedoch, daß gerade zu dieser Zeit etwas geschah, das Golgathas einstigen Glanz vorausahnen ließ. Denn gerade damals kam die weise Königin von Saba,

um Salomo zu besuchen, und der König empfing sie in seinem Palast, den man das Haus vom Walde Libanon nannte, weil es aus dem Holz vom fernen Libanon erbaut worden war.

Als Salomo aber der Königin von Reicharabien dieses außerordentliche Bauwerk zeigte, dessengleichen sie nie zuvor erschaut hatte, wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen der in die Wand eingefügten Balken gefesselt. Er hatte einen ungewöhnlichen Umfang, und wenn man ihn ganz genau betrachtete, konnte man erkennen, daß er aus drei zusammengewachsenen Stämmen bestand.

Die weise Königin erbebte sichtlich, als sie erkannte, daß dieser Baum zum Palast des Königs gebracht worden war, und sie beeilte sich Salomo dessen Geschichte zu berichten. Sie erzählte ihm, daß der Engel, der nach der Austreibung der ersten Menschen das Paradies bewachte, einst Adams Sohn Seth gestattet hatte, den herrlichen Lustgarten zu betreten. Er hatte ihn so weit hineingehen lassen, bis er den Baum des Lebens erschaute. Als nun Seth sich wieder entfernen mußte, gab der Engel ihm als Abschiedsgabe drei Samenkörner dieses wunderbaren Baumes. Seth pflanzte diese Samenkörner in die Erde von Adams Grab auf dem Berge Libanon und von diesen waren aus dem Staube drei Stämme emporgewachsen, die einen einzigen Baum bildeten.

‚Und das ist dieser Baum', sagte die Königin, ‚den König Hirams Holzhauer für dich gefällt haben, o König, und der nun in dein Königsschloß eingebaut worden ist. Aber es ist prophezeit worden, daß auf diesem Baum einst ein Mensch sterben würde, und daß nach diesem Geschehnis Jerusalem fallen und alle Geschlechter Israels über die Welt verstreut werden sollten.'

Auf daß nun eine so schlimme Weissagung nicht in Erfüllung gehen sollte, riet sie dem König diesen Baum zu zerstören und Salomo ließ ihn aus der Wand seines Palastes entfernen und befahl, daß er in den Teich von Bethesda versenkt würde."

Nach diesem langen Bericht trat Schweigen ein. Mrs. Gordon glaubte fast, daß nichts mehr zu vernehmen sein würde.

Endlich begann die Glockenstimme von neuem: „Ich gedenke harter Zeiten. Ich entsinne mich, wie der Tempel zerstört und das ganze Volk in die Gefangenschaft fortgeführt wurde. Wo war damals dein Ruhm und dein Glanz geblieben, o Stein?"

Erst nach einer ganzen Weile kam die Antwort von dem Steinblock: „Bin ich etwa allmächtig? — Aber obwohl ich gefallen war; habe ich mich allzeit wieder erhoben. Entsinnst du dich des Glanzes, der mich zu Herodes' Zeiten umstrahlte? Gedenkst du der drei Vorhöfe, die den Tempel umgaben? Entsinnst du dich des Feuers auf dem Brandopferaltar, das in den Nächten mit so lodernder Flamme hoch emporstieg, daß es die ganze Stadt erhellte? Erinnerst du dich an Herodes' Säulenhalle, die man ‚die Schöne' nannte, wo er über hundert Porphyrsäulen hatte errichten lassen? Entsinnst du dich des Weihrauchduftes aus dem Tempel, den man bei Westwind noch unten in Jericho verspürte? Denkst du noch an das Dröhnen beim Öffnen der Kupferportale des Tempels? Entsinnst du dich noch, wie der babylonische Vorhang vor dem Allerheiligsten mit Rosen aus starrem Golde durchwebt war?"

Kurz und herb erklang es von der Kirche her:

„Ich entsinne mich alles dessen, aber ich erinnere mich auch, daß Herodes zu jener Zeit den Teich Bethesda reinigen ließ. Ich entsinne mich, daß seine Arbeiter auf dem Grunde dieses Teiches den Baum des Lebens fanden, der in Salomos Palast eingebaut worden war, und daß sie den dicken Baumstamm auf das Teichufer warfen."

„Besinnst du dich darauf", fuhr die Stimme vom Felsendom mit mächtigem Jubel fort, „gedenkst du der strahlenden Stadt, wo die Fürsten und das Volk von Juda auf Zion wohnten, und wo die Römer und Fremdlinge in der Gegend von Bethsaida lebten? Gedenkst du der Burg Mariamne und der Burg Antonia? Entsinnst du dich der starken Tore? Erinnerst du dich der turmgekrönten Ringmauern?"

„Ich entsinne mich alles dessen", erklang es von der Kirche, „doch erinnere ich mich auch, daß zu derselben Zeit Joseph von Arimathia, der Ratsherr, in seinem Lustgarten,

der ganz nahe bei Golgatha lag, ein Felsengrab ausbauen ließ."

Die Stimme aus der Moschee bebte ein wenig, fuhr aber ohne Zögern fort:

„Entsinnst du dich der gewaltigen Völkerwanderung zu den großen Festen Jerusalems? Erinnerst du dich, wie damals alle Wege in Palästina von Menschen wimmelten und wie die Bergabhänge vor der Stadt mit Zelten besetzt waren? Erinnerst du dich der Männer aus Rom, aus Athen, aus Damaskus, aus Alexandria, die herbeiströmten, um die Herrlichkeit des Tempels und der Stadt zu erschauen? Gedenkst du jenes stolzen Jerusalems?"

Der Glockenklang antwortete mit unerschütterlichem Ernst: „Wohl erinnere ich mich alles dessen, aber ich habe es auch nicht vergessen, daß eben damals die Henkersknechte Pilati am Ufer des Teiches Bethesda den Baum des Lebens fanden und daraus ein Kreuz verfertigten, an dem ein zum Tode verurteilter Verbrecher gerichtet werden sollte."

„Verachtet und übersehen bist du stets gewesen", erklang es bitter von der Moschee. „Jedoch bis dahin warst du nur ein unbeachteter Erdenflecken. Nun aber widerfuhr dir Schmach und Schande, denn die Henkersknechte benutzten dich als Richtstätte. Ich erinnere mich des Tages, an dem sich drei Kreuze auf dem Hügel von Golgatha erhoben."

„Verworfen wäre ich, wenn ich jemals dieses Tages vergäße", entgegnete die Kirche in einem feierlichen Ton, der in die Luft hinausströmte, als würde er von Hymnen singenden Chören begleitet. „Und ich erinnere mich auch, daß gerade die große Osteropferung auf dem Berge Moria stattfand, als man das Holzkreuz auf dem Felsenhügel von Golgatha errichtete. Die Israeliten betraten in ihren Feiertagsgewändern die von Säulen umgebenen Vorhöfe. Sie trugen lange Stangen, an denen die Opferlämmer hingen. Und als die Vorhöfe so von Menschen überfüllt waren, daß niemand mehr Platz finden konnte, da wurden die Tempelportale geschlossen, und man gab mit Trompetenstößen das Zeichen zum Beginn der Feierlichkeit.

Alsdann wurden die Tiere zwischen den Säulen an Haken aufgehängt und geschlachtet. Die Priester hatten sich

in einer langen Reihe quer über den ganzen Säulenhof gestellt und fingen das Blut der Opfertiere in Schalen von Silber und Gold für den Opferaltar auf. Und es wurde soviel Blut ausgegossen, daß der ganze Tempelhof davon überflutet war, und die Priester standen auf Schemeln, damit die Säume ihrer seidenen weißen Gewänder nicht von Blut durchtränkt würden. Aber in demselben Augenblick, da der Gekreuzigte auf Golgatha verschied, wurde das große Opferfest im Tempel unterbrochen. Eine tiefe Finsternis senkte sich auf das Heiligtum hernieder, das ganze Gebäude erzitterte durch ein Erdbeben, und der babylonische Tempelvorhang zerriß in zwei Hälften, zum Zeichen, daß die Macht und die Anbetung und die Herrlichkeit in dieser Stunde fortan von Moria auf Golgatha übergehen würde."

„Jenes Erdbeben erschütterte auch Golgatha", fiel die alte Stimme ein. „Der ganze Hügel spaltete sich."

„Ja freilich", begann die Kirche wiederum mit dem gleichen vollen, an Hymnen gemahnenden Ton. „In dem Hügel von Golgatha öffnete sich ein tiefer Spalt, und durch diesen floß das Blut vom Kreuze hinab bis ins tiefste Innere des Felsengrabes und verkündete dem ersten Sünder und dem ersten Oberpriester, daß die Versöhnung vollendet sei."

In demselben Augenblick vernahm man von der Kirche her ein starkes, andauerndes Glockenläuten, und zugleich stiegen von dem Minarett der Moschee die langen klagenden Rufe empor, die den Gläubigen das Zeichen zum Gebet geben. Mrs. Gordon wurde es klar, daß eine der heiligen Stunden der Nacht angebrochen war, aber es geschah so unmittelbar nach dem Gespräch über die Kreuzigung, daß es ganz den Anschein hatte, als wollten die beiden Alten diese Gelegenheit benutzen, um dem Stolz und der Demütigung, die sie erfüllten, Luft zu schaffen.

Kaum war das Getöse verklungen, als auch schon die Moschee in feierlichem Ton begann: „Ich bin der große Fels, der ewig bestehende, aber was ist Golgatha? Ich bin der, der ich bin, niemand kann im Zweifel sein, wo er mich suchen soll, aber wo existiert Golgatha? Wo ist der Hügel, in dessen Tiefen das Kreuz hinabgesunken ist? Nie-

mand weiß es. Wo ist das Grab, in das Christus hineingelegt wurde? Niemand kann mit Sicherheit die Stätte auffinden."

Sogleich kam die Antwort von Golgatha: „Kommst auch du mit diesen Anschuldigungen? Du solltest es doch besser wissen. Du bist so alt, daß du dich der Lage Golgathas wohl entsinnen kannst. Du hast Jahrtausende lang den Hügel auf seinem Platz vor dem Tor der Gerechtigkeit gesehen."

„Ach ja, ich bin wahrlich alt, ich bin uralt", entgegnete die Moschee. „Aber du sagtest ja, daß die Alten ein schlechtes Gedächtnis haben. Es lagen viele kahle Hügel vor den Toren Jerusalems. Wie sollte ich mich dessen entsinnen können, welcher von ihnen der von Golgatha war? Und es gibt eine Unzahl von Gräbern in den tiefen Felsengründen. Wie kann ich wissen, welches das richtige ist?"

Mrs. Gordon empfand eine sich immer steigernde Ungeduld. Sie hatte wahrhaftig Lust, sich in das Gespräch zu mischen. Wie? Diese sonderbaren Stimmen erklangen in ihren Ohren nur, um sie an alte Sagen zu gemahnen, die sie schon vor langer Zeit vernommen hatte? Sie hätte ihnen zurufen mögen, daß sie ihr die tiefen Geheimnisse aus dem Reiche Gottes offenbaren sollten, während die beiden Alten einzig und allein daran dachten, in der erbärmlichsten Weise um den Vorrang ihrer Macht und Ehre zu streiten und zu hadern.

Auch die Glockenstimme klang ungeduldig: „Es ist hart, wieder und wieder auf diese Anklagen zu antworten, daß ich nicht das sei, wofür ich mich ausgebe. Du entsinnst dich doch, daß bereits die ersten Christen mich aufzusuchen pflegten, um die Erinnerung an die großen Ereignisse, die rund um Golgatha stattgefunden hatten, wieder aufleben zu lassen?"

„Ja", erwiderte die Moschee, „das mag wohl sein, aber ich bin fast sicher, daß die Christen dich zwischen den neuangelegten Straßen und Häuserreihen verloren haben, als Herodes Antipas die Stadt erweiterte und die neue Ringmauer baute."

„Sie verloren niemals meine Spur", antwortete das heilige Grab, „sie sammelten sich stets um Golgatha, bis die

Belagerung Jerusalems begann, wo sie die Stadt verließen."

Hierauf erwiderte der heilige Stein kein einziges Wort. Er schien von den traurigen Erinnerungen überwältigt zu sein, die vor ihm emporstiegen.

„Dein ganzer Tempel wurde zerstört", rief die Kirche. „Das geheiligte Tempelgebiet war mit Trümmern bedeckt, und der römische Kaiser befahl, daß diese Trümmer nicht fortgeschafft werden sollten. Sechshundert Jahre lagst du, o Stein, unter Schutt und Asche verborgen."

„Was bedeuten sechshundert Jahre für mich?" erwiderte der Stein mit zürnendem Stolz. „Niemand kann doch bezweifeln, daß ich mich noch immer auf meinem Platz befinde, aber um deinetwillen wird stets gestritten."

„Wie kann man um mich streiten, bin ich doch durch ein Wunder Gottes wieder gefunden worden", entgegnete die Kirche in froher Demut. „Du hast doch wohl nicht vergessen, daß die Kaiserin Helena, die eine Christin und eine Heilige war, in einem Traum Gottes Gebot vernahm, in das heilige Land zu ziehen, um auf dessen erinnerungsreichen Stätten Heiligtümer zu errichten.

Ach, ich gedenke noch der Zeit, als die Kaiserin nach Jersualem kam. Ich erinnere mich ihres Gefolges von Frommen und Gelehrten. Ich entsinne mich, wie sie anfangs vergeblich nach der rechten Lage des heiligen Grabes zu forschen suchte.

Aber damals erhob sich fast inmitten der Stadt ein Venustempel, und die Kaiserin brachte in Erfahrung, daß er von Hadrian auf einem Platz errichtet worden war, den die Christen stets heilig gehalten hatten. Sie ließ den Tempel niederreißen und es erwies sich jetzund, daß er auf Golgatha erbaut worden war. Und nun entdeckte man unter dem Fundament des Tempels ganz unbeschädigt und dadurch der Nachwelt erhalten sowohl das heilige Grab als auch den Felsenhügel Golgatha mit dem Felsengrabe Melchisedeks, und mit dem Spalt im Berge, aus welchem, wie man behauptet, noch immer Blut fließe. Man fand wieder den Einsalbungsstein und — — —"

Nun aber unterbrach die Moschee diesen Bericht mit einem langen höhnischen Lachen.

Doch ohne sich dadurch stören zu lassen, fuhr die Kirche fort: „Aber nun höre den letzten und wichtigsten Beweis! Die Kaiserin wünschte nichts sehnlicher, als das heilige Kreuz wiederzufinden, das war jedoch gänzlich verschwunden. Nach langem vergeblichen Suchen, kam ein alter, weiser Mann zur Kaiserin und erzählte ihr, daß das Kreuz tief verborgen unter der Erde läge. Er bezeichnete die Stelle, wo sie es zu suchen habe. Man mußte sehr tief graben, denn die Kriegsknechte hatten das Kreuz in einen Wallgraben geworfen, der dann noch bis zum Rande mit Erde und Steinen ausgefüllt wurde. Ich entsinne mich noch der frommen Kaiserin, wie sie am Grabenrande saß und ihre Arbeiter zur Arbeit anfeuerte. Ich entsinne mich auch des Tages, an dem das heilige Kreuz auf dem Grunde des Wallgrabens wiedergefunden wurde."

Die Kirche sprach nun ganz allein. Sie ließ sich nicht dadurch stören, daß von der Moschee halb höhnische Ausrufe und halb bezweifelndes Lachen zu vernehmen waren.

„Ich entsinne mich der verschiedenen Wunder, die nach der Wiederauffindung des Kreuzes geschahen. Ich glaube nicht, daß selbst du sie zu leugnen wagst. Auch d u hast die Jubelrufe der Kranken vernommen, die durch die heilige Reliquie wieder genesen sind. Und auch du entsinnst dich der Pilgerzüge, die aus allen Ländern herbeiströmten. Du erinnerst dich der in Wildnissen lebenden frommen Männer, die sich in Palästinas Felsenhöhlen ansiedelten. Du entsinnst dich der Klöster und Kirchen, die aus der Erde emporwuchsen.

Oder hast du, o Stein, die herrlichen Bauten vergessen, die Konstantin und seine Mutter über dem heiligen Grabe errichten ließen? Auf der Stätte, an der man das Kreuz gefunden hatte, erhob sich eine Basilika und über der Felsengrotte des heiligen Grabes erbaute man eine schöne, pantheonartige Kirche.

Gewißlich erinnerst du dich, o Stein, der griechischen Baumeister, die diese Bauwerke in ebenso großer Pracht und Herrlichkeit errichteten, als wären es die Gemächer eines

Kaiserschlosses. Du erinnerst dich sicherlich auch der Karawanen, die über die Berge herabzogen, und die mit den kostbaren Steinarten und dem Golde belastet waren und alles herbeischafften, dessen man zur Ausschmückung der Kirche bedurfte. Du entsinnst dich der Porphyrsäulen mit den silbernen Kapitälen in der Basilika. Du erinnerst dich des Mosaikgewölbes in der Grabeskirche und der schmalen Fenster, durch die das Licht hereinstrahlte, das sich zwischen den Scheiben aus Alabaster und farbigem Glase brach, so daß jeder Strahl aufblitzte und funkelte, als ginge er von Edelsteinen aus. Du erinnerst dich der geschnitzten Gitterwerke vor den Emporen, der doppelten Säulenreihen und der Kuppel, die leicht und doch sicher über dem Bau schwebte. Du entsinnst dich der heiligen Grabesgrotte inmitten des Raumes, die schmucklos und unverändert in all diesem Glanze dalag.

Und die Zeit nach Errichtung dieser Bauwerke! Du erinnerst dich doch wohl auch, daß alle Christen des Morgenlandes Jerusalem als ihre heilige Stadt betrachteten, daß es nicht mehr eilig von dannen ziehende Pilger waren, die es aufsuchten. Erinnerst du dich nicht, daß Bischöfe mit ihrem Gefolge von Priestern ankamen und ihre Paläste und Kirchen rings um die Grabeskirche erbauten? Sahst du nicht den armenischen Patriarchen hier seinen Thron aufrichten, sahst du nicht auch die griechischen und assyrischen Patriarchen nachfolgen? Sahst du nicht die Kopten aus dem alten Ägypten und die Abessinier aus dem Herzen Afrikas herbeikommen? Du sahst das wiedererbaute Jerusalem, eine Stadt von Kirchen und Klöstern, von Herbergen und frommen Stiftungen. Du weißt, daß sein Glanz größer war, als je zuvor.

Aber all das war mein Werk, o Stein. Du lagst unbeachtet und vergessen auf Moria. Du warst in Trümmer eingebettet, du warst unter einem Aschenhügel verborgen. Niemand gedachte deines Daseins."

Auf diese Herausforderung kam die Antwort vom Felsendom:

„Was sind für mich Jahre der Erniedrigung? Bin ich nicht dennoch allzeit der, der ich war? Es vergingen nur

einige Jahrhunderte, da kam in einer Nacht ein alter, ehrwürdiger Mann im gestreiften Beduinenmantel mit einer Binde von Kamelshaar auf dem Kopfe zu mir her. Dieser Mann war Mohammed, der Prophet Gottes. Er wurde lebend im Himmel aufgenommen und sein Fuß ruhte auf m e i n e m Scheitel, als er von der Erde gen Himmel fuhr. In demselben Augenblick erhob ich mich aus eigener Kraft einige Fuß über die Erde empor, nur aus Sehnsucht ihm nachzufolgen. Ich erhob mich aus Asche und Schutt. Ich bin der Ewige, der nimmer verschwinden kann."

„D u hast dein Volk verlassen, du Verräter!" klagte die Kirche. „Du hast den Ungläubigen zur Macht verholfen."

„Ich habe kein Volk, ich diene niemand, ich bin der ewige Fels. Wer mich anbetet, den beschütze ich. Bald kam der Tag, da Omar seinen Einzug in Jerusalem hielt, der große Kalif begann den Tempelplatz zu reinigen, und er hob selber einen Korb voller Trümmer und Schutt auf sein Haupt und trug ihn fort. Und einige Jahre später errichteten Omars Anhänger über mir das herrlichste Bauwerk, das das Morgenland jemals erschaut hatte."

Hier fiel die Glockenstimme sehr heftig ein: „Ja, dieses Gebäude ist schön, aber weißt du nicht, wo es herstammt? Glaubst du, ich erkenne dieses Mosaikgewölbe nicht wieder, diese schöne Kuppel, diese Marmarwände, inmitten derer du in schmuckloser Einfachheit ruhst, gerade so wie ehedem das heilige Grab in Helenas Kirchenrund? Deine ganze Moschee ist nach dem Muster der ersten Grabeskirche erbaut worden."

Mrs. Gordon wurde immer ungeduldiger. Der Streit der beiden Heiligtümer erschien ihr erbärmlich und kleinlich.

Sie widmeten den verschiedenen Religionen, die sie vertraten, nicht einen einzigen Gedanken. Sie dachten nur daran, mit den Gebäuden zu prahlen, die sie schützten.

Die Moschee fuhr fort: „Ich erinnere mich an vielerlei, aber ich entsinne mich nicht, die schöne Grabeskirche gesehen zu haben, von der du redest.

Sie hat allerdings auf Golgatha gestanden, aber sie wurde sehr bald von Feinden zerstört. Sie wurde dann wieder erbaut und abermals zerstört."

„Dagegen erinnere ich mich", sprach der Felsendom, „daß auf Golgatha eine Menge kleiner und großer Gebäude stand, die als geheiligt betrachtet wurden. Sie waren armselig und verfallen, und der Regen tropfte durch ihre Dächer."

„Ja, das ist wahr", antwortete die Kirche. „Das war deine Zeit und die Zeit der Finsternis. Aber wie du sagst, kann auch ich sagen: was frage ich nach Jahren der Erniedrigung? Ich habe gesehen, wie sich das ganze Abendland erhob, um mir beizustehen. Ich habe Jerusalem von eisengepanzerten Männern aus Europa erobern sehen, die um meinetwillen hierher gezogen waren. Ich sah deine Moschee in eine christliche Kirche umwandeln, und die Kreuzfahrer haben auf dir, o Stein, einen Altar errichtet. Ich habe es gesehen, wie die Kreuzfahrer ihre Pferde in das Gewölbe unter dem Tempelplatz führten."

Der alte Stein erhob seine Stimme und sang klagend, wie ein Derwisch singen würde.

Die Kirche ließ sich jedoch in ihrem Wortschwall nicht unterbrechen: „Ich erinnere mich, daß die Ritter des Abendlandes ihre Eisenharnische ablegten und nach dem Steinbrecher und der Mauerkelle griffen, um die heilige Grabeskirche wieder aufzurichten. Ich erinnere mich, daß sie ein mächtig großes Gebäude errichteten, damit alle die heiligen Stätten darin Platz fänden. Ich erinnere mich, wie sie das graue Felsengrab sowohl von der Außenseite als auch von innen mit weißem Marmor ausschmückten."

Die alte Stimme unterbrach diese Beschreibung: „Was frommt es dir, daß du von Kreuzfahrern erbaut wurdest? Du bist dennoch wieder in Verfall geraten."

„Ich bin von Erinnerungen und heiligen Stätten ganz erfüllt", rief die Grabeskirche mit weithin tönender Stimme. „Ich kann innerhalb meiner Mauern den Olivenstrauch aufweisen, in dessen Buschwerk Abraham den Widder fand, ich kann die Kapelle aufweisen, in der Adams Schädel begraben wurde. Ich kann Golgatha und das Grab und den Stein aufweisen, auf dem der Engel saß, als die Frauen kamen, um den Toten zu beweinen. Meine Mauern umfassen den Platz, den die Kaiserin Helena betrat, um die Arbeiter anzuspornen, und die Stätte, an der das Kreuz gefunden

wurde. Ich besitze die Säule, vor der der Gekreuzigte saß, als man ihm die Dornenkrone auf sein Haupt setzte, und ich besitze den Einsalbungsstein und das Grab Melchisedeks. Ich besitze das Schwert von Gottfried von Bouillon. Noch immer werde ich von Kopten und Abessiniern, von Armeniern und Jakobiten, von Griechen und Römern hoch verehrt. Pilger erfüllen meine — — —"

Der alte Felsendom unterbrach diese Rede: „Was ist deine Absicht, du Berghügel, du Grab, dessen Lage niemand kennt? Willst du dich etwa an Bedeutung mit dem ewigen Felsen messen? Bin i ch es nicht, auf dem man Jehovas heiligen, unaussprechlichen Namen eingemeißelt sieht, diesen Namen, den niemand, außer Jesus, zu deuten vermochte? Ist es nicht mein Tempelhof, auf den Mohammed am Jüngsten Tage herniedersteigen soll?"

Als der Streit und Hader zwischen den Kirchen in dieser Weise an Heftigkeit wuchs, erhob sich Mrs. Gordon. Sie vergaß, daß ihre Stimme nicht genügende Kraft besäße, um sich zugleich mit diesen beiden machtvollen Stimmen vernehmlich zu machen. „Weh' euch, weh' euch!" rief sie. „Was für Heiligtümer seid ihr? Ihr hadert und streitet, und durch euren Zwist ist die Welt von Unfrieden, Haß und Verfolgung erfüllt. Und dennoch heißt Gottes letztes Gebot Einigkeit, vernehmet dieses Wort! Gottes letztes Gebot, das ich empfangen habe, heißt Einigkeit."

Als diese Worte ausgesprochen waren, schwieg sowohl das heilige Grab als auch der heilige Stein. Mrs. Gordon überlegte einen Augenblick, ob es wohl ihre Worte gewesen sein mochten, die die Macht gehabt hätten, die beiden zu veranlassen, ihren Hader und Streit abzubrechen. Aber da sah sie, daß alle Kreuze und Halbmonde, die auf den großen Kuppelbauten der heiligen Stadt emporragten, sich zu vergolden begannen und im Morgenschimmer aufleuchteten. Die Sonne stieg über dem Ölberg empor, und alle Stimmen der Nacht mußten verstummen.

Bo Ingmar Månsson.

Unter den Leuten, die in Amerika zu Hellgums Gemeinde gehört hatten, und die mit ihm nach Jerusalem gezogen waren, befanden sich drei Personen, die dem alten Ingmargeschlecht angehörten. Es waren die zwei Töchter Groß-Ingmars, die kurz nach dem Tode ihres Vaters nach Chicago gingen und deren Vetter Bo Ingmar Månsson, ein junger Mann, der nur zwei bis drei Jahre draußen in den Vereinigten Staaten gelebt hatte.

Bo war hochgewachsen, hatte blondes Haar und lichte Augenbrauen. Er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe und einen gutmütigen Ausdruck. Seine Züge erinnerten kaum an das alte Geschlecht, nur wenn er eine mühsame Arbeit zu bewältigen hatte oder wenn er erregt war, trat die Ähnlichkeit hervor.

Als Bo heranwuchs und in Storms Schule ging, war er träge und nachlässig gewesen. Der Schulmeister hatte sich oft darüber gewundert, daß jemand, der einem so klugen Menschenschlag angehörte, eine so schwere Auffassungsgabe besitzen konnte. Aber jene Trägheit war gänzlich verschwunden, seit Bo in Amerika lebte. Dort erwies er sich im Gegenteil als hellhörig und erfinderisch, er hatte jedoch in seiner Kindheit so oft zu hören bekommen, er sei dumm, daß er noch immer ein großes Mißtrauen gegen sich selber hegte.

Die Dorfbewohner waren nicht wenig verwundert, als Bo damals nach Amerika ging. Seine Eltern waren wohlhabende Leute und besaßen einen großen Bauernhof. Sie hätten den Sohn gern zu Hause behalten. Zwar ging das Gerücht, Bo liebe Schulmeisters Gertrud und zöge fort, um sie zu vergessen, aber niemand wußte genau Bescheid, wie es sich damit verhielt. Bo hatte sich keinem, außer seiner Mutter, anvertraut, und die war nicht umsonst Groß-Ingmars Schwester: niemand konnte ihr ein Wort mehr entlocken, als sie gerade sagen wollte.

An dem Tage, da Bo seine Heimat verließ, übergab seine Mutter ihm einen Gürtel und bat ihn, diesen stets am bloßen Leibe anzulegen. Als Bo ihn nahm, fühlte er seine Schwere.

Die Mutter hatte Geld hineingenäht. „Du mußt mir geloben, daß du dich ohne die äußerste Not niemals davon trennen wirst“, sagte die Mutter. „Es ist keine große Summe, nur soviel, daß du damit heimkehren kannst, wenn es dir dort nicht glücken sollte.“

Bo versprach, das Geld nur in der äußersten Not aus dem Gürtel zu nehmen. Er hatte es auch mit diesem Versprechen seither sehr genau gehalten. Übrigens hatte er keine schwere Versuchungen zu bestehen, da es ihm in Amerika meistenteils gut ergangen war, immerhin war er aber einige Mal so arm gewesen, daß es ihm an Essen und Obdach gebrach. Es war ihm jedoch stets gelungen, einen Ausweg zu finden, so daß er die Gabe der Mutter nicht anzutasten brauchte.

Als Bo zu den Hellgumianern übertrat, schwankte er ein wenig, was er mit dem Gürtel tun sollte. Seine neuen Kameraden suchten es ja den ersten Christen gleichzutun. Sie teilten untereinander all ihren Besitz und gaben alles, was sie verdienten, für die gemeinsame Kasse hin. Bo gab auch alles hin, was er besaß, außer dem Inhalt des Gürtels. Er vermochte nicht, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was in diesem Fall recht und was unrecht sei, aber er empfand es innerlich als recht, dieses Geld zu behalten. Und er war dessen ganz gewiß, daß unser lieber Herrgott wohl verstehen würde, er täte es nicht aus Geiz, sondern auf Grund des Versprechens, das er seiner Mutter gegeben hatte.

Bo behielt diesen Gürtel stets allein für sich, auch als er sich mit den Gordonisten in Jerusalem vereinigte. Aber er begann mit einer gewissen Angst daran zu denken. Bo erkannte bald, daß Mrs. Gordon und mehrere ihrer Anhänger sehr hervorragende Menschen waren, und er hegte eine große Verehrung für sie. Er erbebte bei dem Gedanken, was so gewissenhafte Menschen von ihm glauben würden, falls sie eines Tages entdeckten, daß er heimlich Geld bei sich trage, trotz seiner heiligen Versicherung, daß er alles, was er besessen hatte, der Gemeinschaft abgeliefert habe.

Hellgum war mit seiner Gemeinde bereits im Mai in Jerusalem angelangt, gerade zu derselben Zeit, als die Bauern im Heimatsdorf ihre Höfe verauktionieren ließen.

Im Juni kam ein Brief nach Jerusalem, der berichtete, daß der Ingmarshof verkauft sei, und daß Ingmar Ingmarsson Gertrud aufgegeben habe, um den Familienhof wiederzugewinnen.

Bo hatte sich bisher in Jerusalem sehr wohl gefühlt und hatte oft davon gesprochen, wie zufrieden er mit der Übersiedlung sei. Aber von dem Tage an, da er erfuhr, daß Gertrud frei wäre, wurde er trübsinnig und wortkarg.

Keiner der Kolonisten konnte begreifen, was Bo so schwermütig stimmen mochte. Einige suchten ihn zu veranlassen, ihnen seine Sorgen anzuvertrauen, Bo aber wollte nicht über das sprechen, was ihn bedrückte. Er konnte ja auch nicht annehmen, daß die Kolonisten mit seinem Herzenskummer großes Mitleid haben würden. Sie predigten immer nur, daß es um der Einigkeit willen unerläßlich sei, niemals einen einzelnen Menschen lieber zu haben, als alle anderen, und sie behaupteten stets, daß sie alle Menschen in gleicher Weise lieb hätten. Sie alle, Bo eingeschlossen, hatten es gelobt und beschworen, niemals eine Ehe einzugehen, sondern ein reines, lauteres Leben zu führen, wie die Mönche und Nonnen.

Seit Bo erfahren hatte, daß Gertrud frei sei, dachte er nicht eine Sekunde an dieses Gelübde. Er wollte sich sofort von der Kolonie trennen, um heimzureisen und Gertrud zu erringen. Nun war er sehr froh, den Gürtel behalten zu haben, weil er nun Geld hatte und ganz nach Belieben seines Weges ziehen konnte.

In den ersten Tagen ging er wie betäubt umher und dachte einzig und allein daran, in Erfahrung zu bringen, wann irgend ein Dampfer von Jaffa abginge. Aber es gab gerade jetzt keine Gelegenheit, und Bo begann auch bald einzusehen, daß es einen besseren Eindruck machen würde, wenn er mit der Reise noch etwas zögerte. Denn wenn er gerade jetzt heimkehrte, so würde das ganze Dorf meinen, er käme wegen Gertrud. Und wenn es ihm nun nicht gelänge, sie zu erringen, so würden ihn alle Menschen auslachen.

Bo hatte gerade zu dieser Zeit eine Arbeit für die Kolonie übernommen. Das kam daher, daß die alten Gordonisten immer in Jerusalem selbst gewohnt hatten. Aber

nun hatte die Kolonie durch die schwedische Einwanderung einen so großen Zuwachs erhalten, daß man einen großen Palast vor dem Damaskustor mieten mußte, und dieser wurde eben jetzt zweckentsprechend eingerichtet. Man hatte Bo den Bau eines Backofens in dem neuen Hause anvertraut. Er hatte beschlossen, sich zu gedulden und erst nach Vollendung dieser Arbeit abzureisen.

Indessen sehnte er sich so schmerzlich nach der Heimat, daß ganz Jerusalem ihm nicht besser als ein Gefängnis erschien. Zuweilen nahm er nachts seinen Gürtel und befühlte die Geldstücke, die hineingenäht waren. Er wurde ordentlich froh, wenn er die kleinen, runden Münzen zwischen den Fingern fühlte; dann sah er im Geiste Gertrud vor sich, vergaß, daß sie niemals etwas von ihm hatte wissen wollen und fühlte sich dessen ganz sicher, daß es nur seiner Rückkehr bedürfe, um sie als seine Frau heimzuführen.

Da Ingmar sich als so falsch und treulos erwiesen hatte, würde Gertrud wohl endlich Bo zu würdigen gelernt haben, der sein ganzes Leben lang einzig und allein *sie* geliebt hatte.

Der Bau des Backofens machte bei Bo aber nur schrecklich langsame Fortschritte. Entweder war er kein geschickter Maurermeister, oder er hatte ungeeignete Ziegel und schlechten Mörtel. Er begann zu glauben, daß er mit dieser Arbeit niemals fertig werden würde. Einmal stürzte das Gewölbe ein, und ein andermal hatte er so verkehrt gemauert, daß der ganze Rauch in die Backstube drang.

So zog sich Bos Abreise noch bis zum August hin. Indessen hatte er viel vom Leben und Treiben der Gordonisten zu sehen bekommen, und es gefiel ihm immer besser. Bo hatte noch niemals Menschen auf diese Art nur dafür leben sehen, Kranken, Armen und Betrübten zu dienen. Und diese Menschen sehnten sich nicht nach der Welt zurück, obwohl einige von ihnen so reich waren, daß sie sich jeden Wunsch hätten erfüllen können und andere so kenntnisreich, daß es nichts zwischen Himmel und Erde gab, worüber sie nicht Bescheid wußten. Sie hielten täglich sehr erbauliche Betstunden, in denen sie den Neuankömmlingen ihre Lehre auslegten, und wenn Bo sie reden hörte, fand er, daß es doch etwas Großes und Erhabenes sei, mithelfen zu dürfen, das

einzig rechte Christentum wieder zu erwecken, das fast zwei Jahrtausende der Vergessenheit anheimgegeben war, und er konnte sich dann kaum entschließen, Jerusalem zu verlassen.

Aber in der Nacht nahm Bo den Gürtel in die Hände, und wenn er das tat, dann traten ihm vor Sehnsucht nach Gertrud Tränen in die Augen. Und falls er dann daran dachte, daß er nach seiner Heimreise nicht mehr mithelfen könnte, das einzig wahre Christentum wiederherzustellen, so suchte er sich zu überzeugen, daß es ja so viele gäbe, die würdiger dazu wären, als er es war. Es konnte keinen großen Schaden anrichten, wenn ein so beschränkter und einfältiger armer Bursche die Kolonie verließe.

Aber am meisten zitterte Bo vor der Stunde, da er sich in der Versammlung erheben würde, um zu verkünden, daß er heimziehen wolle. Es durchschauerte ihn, wenn er daran dachte, daß Mrs. Gordon und die alte Miß Hoggs und die schöne Miß Young und Hellgum und seine Vettern und Basen, alle jene Menschen, die nur danach strebten, der Sache Gottes zu dienen, ihn von nun an als einen Verworfenen betrachten würden.

Und was würde Gott im Himmel selber zu seiner Flucht sagen? Und wenn Bo nun gar seine Seligkeit dadurch verwirkte, daß er diese große Aufgabe verließ!

Mit jedem Tage, der verging, fühlte Bo sich unentschlossener und unsicherer. Jetzt erkannte er es deutlich, wie unrecht er gehandelt hatte, als er das Geld seiner Mutter zurückbehielt. Wenn er nicht diesen Gürtel besessen hätte, so ständen ihm ja auch keine Mittel für diese Reise zur Verfügung. Er hätte sich dadurch jeder derartigen Versuchung entzogen.

Die Kolonisten hatten in dieser Zeit große Ausgaben, teils wegen der Übersiedlung und teils wegen eines Prozesses, den sie drüben in Amerika führen mußten. Dazu gab es auch noch eine Masse armer Leute in Jerusalem, die dauernd ihres Beistandes bedurften. Da sie durchaus keinerlei Lohn für irgend eine Arbeit, die sie anderen leisteten, annehmen wollten, weil sie fanden, daß gerade durch das Geld Uneinigkeit in die Welt käme, war es nicht zu verwundern, daß ihr Leben oft recht kümmerlich war. Einige-

mal, als die erwarteten Geldsendungen aus Amerika nicht rechtzeitig eingetroffen waren, hatten sie kaum das tägliche Brot gehabt. So manches Mal lag die ganze Gemeinde auf den Knien und flehte Gott an, Hilfe zu senden.

Bei solcher Gelegenheit war es Bo, als verbrenne der Gürtel seinen Leib. Aber jetzt konnte er ihn doch nicht mehr abgeben, jetzt, da er eine solche Reisesehnsucht hatte. Er sagte sich auch selber, daß es nun zu spät sei. Es wäre ihm ganz unmöglich gewesen, zu bekennen, daß er während all dieser Notstände umhergegangen sei und Geld bei sich getragen habe.

Im August wurde Bo endlich mit dem Ofen fertig, und nun wollte er mit dem ersten Dampfer abreisen. Eines Tages suchte er einen einsamen Platz außerhalb der Stadt auf, setzte sich dort nieder, zertrennte den Gürtel und nahm das Geld heraus. Als er die kleinen Goldstücke in seinen Händen hielt, erschien er sich wie ein Verbrecher. „Ach, lieber Gott und Vater, vergib mir!" rief er aus. „Als ich mich diesen guten Menschen anschloß, wußte ich ja noch nicht, daß Gertrud frei werden sollte. Für nichts anderes auf dieser Welt hätte ich die Kolonie verlassen."

Als Bo nach der Stadt zurückging, schlich er mit unsicheren Schritten dahin und hatte die Empfindung, daß jemand hinter ihm hergehe, um ihn auszuspionieren. Als er einige Goldstücke auf den Ladentisch eines Wechslers in der Davidstraße niederlegte, sah er so aus, daß der Armenier, der sein Gold nachwog, glaubte, daß er ein Dieb sei und ihn zum mindesten um die Hälfte der Summe betrog.

Am nächsten Tage stahl sich Bo in aller Herrgottsfrühe aus der Kolonie fort. Er ging ostwärts auf den Ölberg zu, damit niemand argwöhne, was er beabsichtigte, und so machte er einen riesigen Umweg, ehe er die Bahnstation erreichte.

Er war noch eine Stunde zu früh gekommen und erlitt während des Wartens unsägliche Qualen. Vor jedem Menschen, der kam oder ging, zuckte er zusammen, obwohl er sich selber vergebens zu überreden suchte, daß er nichts Böses tue, und daß er ein freier Mann sei, der hingehen könne

wie und wo es ihm beliebe. Er wußte wohl, daß es besser und richtiger gewesen wäre, offen mit den Kolonisten zu reden, als sich so im geheimen von ihnen fortzustehlen. Die Angst, gesehen und erkannt zu werden, verursachte ihm eine solche Pein, daß er fast drauf und dran war wieder umzukehren.

Gleichwohl bestieg Bo den Zug. Alle Waggons waren überfüllt, aber er sah keinen einzigen Bekannten. Er saß da und dachte an die Briefe, die er an Mrs. Gordon und an Hellgum schreiben würde. Er malte es sich aus, wie sie nach der Morgenandacht der ganzen Gemeinde vorgelesen werden würden, und er konnte sich genau die Verachtung vorstellen, die sich auf allen Gesichtern zeigen würde. Heute tue ich sicherlich etwas ganz Schreckliches, dachte er und entsetzte sich darüber, daß er sich durch eine Tat beflecke, die durch nichts wieder abgewaschen werden könne. Es kam ihm immer erbärmlicher und elender vor, daß er sich fortgeschlichen hatte.

Er erreichte Jaffa und verließ den Zug. Als er den sonneglühenden Platz vor der Station überschritt, sah er eine Gruppe armer rumänischer Pilger. Als Bo sich hinstellte, um sie zu betrachten, erzählte ihm ein syrischer Dragoman, die Pilger wären krank von dem Dampfer gekommen, der sie nach Jaffa gebracht hatte. Sie hätten beabsichtigt zu Fuß nach Jerusalem zu pilgern, vermochten es aber nicht. Sie hätten hier auf der Station bereits den ganzen Tag gelegen. Niemand nähme sich ihrer an, Geld hätten sie nicht, so würden sie wohl dort sterben, wo sie jetzt in der Sonnenglut lagen.

Bo verließ schnellen Schrittes die Station. Er sah diese Leute mit ihren fieberglühenden Gesichtern vor sich. Einige lagen vollständig besinnungslos da und vermochten nicht einmal die Fliegen zu verjagen, die ihnen über die Augen hinkrochen. Er erkannte deutlich, daß Gott ihm diese Armen auf seinen Weg gesandt hatte, auf daß er ihnen helfe. Bo dachte daran, daß kein anderer unter den Kolonisten an solch einer Anzahl Notleidender hätte vorbeigehen können, ohne den Versuch zu machen, ihnen beizustehen. Auch er würde sich ihrer angenommen haben, wenn er nicht ein so schlechter

Mensch geworden wäre. Er mochte wohl seinen Nächsten nicht mehr dienen, weil er Geld besaß und heimreisen konnte.

Bo ging durch das Stadttor, wanderte ein paar Straßen entlang und kam auf einen kleinen Marktplatz, der ganz dicht am Meeresstrande lag. Hier konnte man über die Reede und das ganze weite Meer hinausblicken. Die Wasserfläche lag ganz glatt und blauschimmernd vor ihm, die Wellen spielten nur ganz leicht um die beiden schwarzen Basaltfelsen, die mitten in der Einfahrt zum Hafen lagen. Es war ein schöner Tag, um Jaffa zu verlassen. Draußen auf der Reede lag ein großer europäischer Dampfer, der unter deutscher Flagge segelte. Bo hatte beabsichtigt, mit einem französischen Dampfer zu reisen, der an demselben Tage in Jaffa ankommen sollte, aber der war noch nicht zu erblicken. Er hatte wohl Verspätung.

Der deutsche Dampfer mußte kurz vorher angelangt sein. Eine Schar Ruderer brachte in größter Eile die Boote in Ordnung, um nach den Passagieren hinauszurudern. Sie wetteiferten miteinander, lärmten, schrien und drohten einander mit den Rudern. Dann ruderten sie in etwa zehn Booten zugleich fort. Die starken, rüstigen Bootsführer erhoben sich und ruderten stehend, um besser und schneller vorwärts zu kommen. Anfangs waren sie ein wenig vorsichtig; als sie aber an den beiden gefährlichen Felsenklippen vorübergekommen waren, begannen sie das schärfste Wettrudern. Bo hörte vom Ufer aus, wie sie lachten und einander durch Zurufe anfeuerten.

Er bekam riesige Lust, gerade in diesem Moment abzureisen. Er konnte ja ebensogut mit einem wie mit dem anderen Dampfer abfahren. Es wäre ganz einerlei, wenn er nur nach Europa hinüber käme.

Er bemerkte, daß noch ein kleines Boot am Ufer zurückgeblieben war. Darin saß ein alter Ruderer, der wohl nicht so schnell wie die anderen hatte losrudern können. Bo glaubte schlechterdings, daß der Mann sich um seinetwillen verspätet hatte. Er sprang in das Boot, und sie stießen vom Lande ab.

Im ersten Augenblick dachte Bo, es wäre gut, daß nun alles abgemacht sei, aber als er ein paar Ruderschläge getan

hatte und draußen auf dem Meer war, überkam ihn ein großes Angstgefühl. Was sollte er seiner Mutter sagen, wenn er vor sie hintrat? Sollte er ihr erzählen, daß er ihr Geschenk dazu verbraucht habe, um Verachtung und Schmach auf sich herabzuziehen?

Bo sah der Mutter Antlitz mit den vielen Furchen und mit dem scharfen Zug um das Kinn vor sich. Sie war ein wenig kurzsichtig, darum pflegte sie dicht an die Leute heranzutreten und ihnen gerade ins Gesicht zu sehen. Wenn nun die Mutter bei ihm wäre und so dicht heranträte und fragen würde: „Hast du es gelobt, Bo, dich zu jenen Leuten zu halten, um ihnen bei dem guten Werk zu helfen?“ — „Ja, Mutter, das habe ich getan“, mußte Bo dann antworten. — „So mußt du auch bei ihnen ausharren“, würde die Mutter sagen. „Wir haben genug an einem Wortbrüchigen in unserer Familie.“

Bo stieß einen schweren Seufzer aus, aber eins war ihm nun doch klar geworden, und das war die Erkenntnis, daß er nicht mit Schmach beladen zu seiner Mutter heimkehren durfte. Es gab für ihn keinen anderen Ausweg, als wieder nach der Kolonie zurückzukehren.

Er gebot dem Ruderer, umzuwenden, aber der Mann verstand ihn nicht und fuhr fort, nach dem Dampfer hinauszurudern. Bo erhob sich im Boot und wollte ihm die Ruder wegnehmen. Der Ruderer ließ sie nicht los, und sie waren nahe daran, das Boot zum Kentern zu bringen, während sie miteinander rangen. Bo merkte, daß ihm nichts anderes zu tun übrig blieb, als still zu sitzen und sich zum Dampfer rudern zu lassen. Aber zugleich bekam er Angst, daß der Augenblick vorüberstreichen könnte, in dem er die Kraft zur Umkehr besäße. Wenn ich an Bord des Dampfers komme, wird die Reiselust vielleicht von neuem Macht über mich gewinnen, dachte er.

Doch nein, das sollte nicht geschehen! Nun wollte er der Versuchung für immer ein Ende machen. Und er steckte seine Hand in die Tasche, zog seine guten Goldstücke heraus und warf sie ins Meer.

Kaum war es geschehen, da empfand Bo eine brennende Reue. Ja, nun konnte er wohl sagen, daß er sein Glück

weggeworfen habe, nun hatte er Gertrud für immer verloren. Er rang die Hände, daß sie in den Gelenken knackten.

Als sie noch einige Minuten gerudert hatten, begegneten sie einigen Booten, die von dem Dampfer zurückkamen, sie waren von Passagieren überladen, die in Jaffa an Land wollten.

Bo fuhr mit der Hand über seine Augen. Er glaubte wahrhaftig eine Erscheinung zu haben. Es war ganz so, als ob ein paar jener Kirchenboote, die an Sonntagen daheim auf dem Fluß herbeizukommen pflegten, ihm jetzt auf dem sonnenerglänzenden Meer entgegengerudert kämen.

In den langen Booten saßen Menschen, die ebenso feierlich und ernst aussahen wie die Leute im Heimatsdorf, wenn sie am Landungsplatz unterhalb der Kirche anlegten.

Bo konnte im ersten Augenblick nicht klar erfassen, was er erblickte. Er erkannte ja alle diese Gesichter. „Ist der dort nicht Tims Halfvor?“ fragte er sich. „Sitzt da nicht Karin, die Ingmarstochter? Ist jener nicht Birger Larsson, den ich so oft in seiner Schmiede an der Landstraße stehend Nägel schmieden sah?“

Bo war in Gedanken so weit fortgewesen, daß eine ganze Weile verging, ehe er begreifen konnte, daß es die Pilger aus Dalekarlien waren, die einige Tage früher anlangten, als man sie erwartet hatte.

Er erhob sich im Boot, winkte mit der Hand und rief: „Guten Tag.“ Die schweigsamen Menschen in den Booten blickten auf, einer nach dem anderen, und bewegten ein wenig die Köpfe, um zu zeigen, daß sie ihn wiedererkannt hätten. Bo begriff, daß er sich unrichtig benommen hatte, weil er sie in diesem Augenblick störte. Gerade jetzt konnten und wollten sie an nichts anderes denken, als an den feierlichen Moment, in dem sie den Boden Palästinas betreten würden.

Bo hatte niemals etwas Schöneres gesehen als diese strengen Gesichter. Er war gleichzeitig herzlich froh und tiefbetrübt. Seht, solche Leute haben wir in der Heimat, dachte er, und empfand eine solche Sehnsucht, daß er sich ins Meer hätte stürzen mögen, um seine Goldstücke wieder aufzulesen.

Ganz hinten in einem der Boote saß eine Frau, die das Kopftuch so tief auf die Stirn herabgezogen hatte, daß Bo ihr Gesicht nicht zu sehen vermochte. Aber gerade als das Boot vorbeiglitt, schob sie das Tuch zurück und blickte zu ihm hinüber. Und Bo erkannte Gertrud.

Da erbebte Bo in tiefster Gemütsbewegung vom Scheitel bis zur Sohle. Er setzte sich nieder und hielt sich am Bootsrande fest. Er fürchtete sich davor, daß es ihm einfallen könnte, ins Meer zu springen, um nur schneller zu Gertrud hinzugelangen.

Tränen entstürzten seinen Augen, während er die Hände faltete und Gott für seine Gnade dankte. Nein, niemals zuvor war irgend jemand so dafür belohnt worden, daß er von einer Sünde abgelassen hatte! Niemals zuvor war Gott gegen irgend jemand so gut gewesen.



Der Kreuzträger.

Während der ganzen Jahre, welche die Kolonie der Gordonisten in Jerusalem verlebt hatte, erschien täglich in den Straßen der heiligen Stadt ein Mann, der ein schweres, plumpes Holzkreuz schleppte. Er redete mit niemand, und keiner redete mit ihm. Niemand wußte, ob der Mann ein Wahnsinniger wäre, der sich einbildete, Christus zu sein, oder ob es ein armer Pilger sei, der eine Bußübung vollbrachte.

Der arme Kreuzträger schlief nachts in einer Höhle auf dem Ölberge. Jeden Morgen trat er bei Sonnenaufgang aus der Höhle hinaus und schaute auf Jerusalem nieder, das auf einem etwas tieferen Höhenzuge ihm genau gegenüber lag. Er pflegte die Stadt wie ein Suchender zu überblicken, indem er seine Augen mit einem eifrig forschenden Ausdruck von Haus zu Haus, von Kuppel zu Kuppel schweifen ließ, als habe er erwartet, daß über Nacht irgend eine große Veränderung eingetreten sein müßte. Wenn er dann endlich einzusehen schien, daß alles sich gleich geblieben war, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Er ging in seine Höhle zurück,

hob das schwere Kreuz auf seine Schultern und setzte einen aus spitzen Dornen gewundenen Kranz auf sein Haupt.

Dann begann er von dem Berge hinabzuwandern, indem er seine schwere Last zwischen Weinbergen und Olivenpflanzungen hinschleppte, bis er die hohe Mauer erreichte, die den Garten von Gethsemane umgibt. Hier pflegte er vor einer niedrigen Pforte stehen zu bleiben, legte das Kreuz auf die Erde nieder und lehnte sich gegen den Türpfosten, wie um zu warten. Mal auf mal beugte er sich nieder und blickte durch das Schlüsselloch in den kleinen Garten hinein. Wenn er dann jemand von den Franziskanern, die den Garten pflegten, zwischen den alten Olivenbäumen und den Myrtenhecken einhergehen sah, nahm sein Gesicht einen gespannten Ausdruck an, und er lächelte in froher Erwartung. Aber gleich darauf schüttelte er sein Haupt, er schien darüber Klarheit erlangt zu haben, daß der, den er suchte, nicht kommen würde. Wieder hob er sein Kreuz empor und wanderte weiter.

Und alsdann hatte er die Gewohnheit, über die tiefer gelegenen Terrassen in das Tal Josaphat hinabzusteigen, wo der große Friedhof der Juden liegt. Das lange Kreuz schleifte den Boden hinter ihm, es schlug gegen die vielen flachen Grabsteine und fegte die kleinen, darüber hingestreuten Steine weg. Wenn er dieses Rasseln hörte, blieb er wiederholt stehen und blickte sich um, sichtlich in dem Glauben, daß jemand ihm nachfolge. Jedesmal, wenn er bemerkte, daß es ein Irrtum war, stieß er wieder einen seiner schweren Seufzer aus und wanderte weiter.

Diese Seufzer wandelten sich zu einem tiefen Stöhnen, sobald er den Talgrund erreicht hatte und es ihm bevorstand, das gewaltige Kreuz den Berg hinaufzuschleppen, auf dessen Grat Jerusalem liegt. Auf dieser Seite befinden sich die Gräber der mohammedanischen Bevölkerung, und oft sah er dort eine trauernde Frau sitzen, die sich, dicht in ihr weißes Überkleid eingehüllt, auf einem der flachen, sargähnlichen Grabdenkmäler niedergelassen hatte. Er streifte dann wohl auch stolpernd ihren Stein, worauf sie ihm, erschrocken über das Klirren, das entstand, weil er sein Kreuz über die Steinplatten zog, ihr Gesicht zuwandte, das von

einem dichten, schwarzen Schleier bedeckt war und die Vorstellung erweckte, es befände sich unter dem Gewebe nur eine leere, finstere Höhlung statt des Gesichtes. Dann wandte er sich schaudernd ab und zog von dannen.

Er erklimmte mit unsäglicher Mühe den Grat der Berghöhe, dort wo die Stadtmauer sich erhebt. Darauf pflegte er auf einem schmalen Pfade außerhalb der Stadtmauer nach dem Berge Zion auf der Südseite des Höhenzuges zu wandern und erreichte die kleine armenische Kirche, die den Namen „Haus des Kaiphas“ führt.

Hier legte er wiederum sein Kreuz auf die Erde nieder und guckte durch das Schlüsselloch. Aber damit begnügte er sich nicht, sondern griff nach dem Glockenstrang und läutete. Wenn er eine Weile später Pantoffeln über die Steinfliesen schlurfen hörte, lächelte er und hob die Hände bereits empor, um die Dornenkrone von seinem Haupt zu heben.

Sobald jedoch der Kirchendiener, der die Tür öffnete, den Kreuzträger zu Gesicht bekam, machte er eine verneinende Kopfbewegung.

Der Büßer beugte sich vor und blickte durch die halboffene Tür. Er ließ die Augen über den kleinen Garten schweifen, in dem Petrus, der Sage nach, den Heiland verleugnet hatte, und der Kreuzträger vergewisserte sich, daß der Garten ganz leer war. Ein Ausdruck tiefen Grames überflog sein Gesicht, er zog ungeduldig die Pforte zu und wanderte weiter.

Das schwere Kreuz schlug gegen den mit Steinen und alten Baurestén bedeckten Boden Zions. Es wurde nun mit größerer Eile vorwärts geschleift, als ob die ungeduldige Erwartung dem Träger frischere Kräfte verliehen hätte. Er wanderte der Stadt zu und legte das Kreuz nicht auf die Erde nieder, bevor er ein schwerfälliges, graues Gebäude erreichte, das als König Davids Grab verehrt wird, das aber auch den Raum einschließen soll, in dem Jesus das heilige Abendmahl gehalten hat.

Der Greis pflegte hier das Kreuz liegen zu lassen, während er selber in den Hof hineinging. Wenn der mohammedanische Türhüter, der sonst allen Christen zornige Blicke

zuwarf, ihn kommen sah, neigte er sich vor ihm, dem Gott der Herr, den Verstand genommen hatte, und küßte seine Hand. Jedesmal, wenn dem Alten diese Ehrfurchtsbezeugung widerfuhr, schaute er dem Manne erwartungsvoll ins Gesicht. Aber im nächsten Augenblick riß er seine Hand zurück, wischte sie an seinem langen groben Mantel ab, wandte sich um, trat ins Freie hinaus und hob das Kreuz wieder auf seine Schultern.

Alsdann pflegte er unendlich langsam die Stadt zu durchqueren, bis zum nördlichsten Teil, wo sich der Leidensweg Christi in so schwermütiger Trostlosigkeit hinzieht. Solange er sich in den volksbelebten Straßen befand, blickte er in jedes Gesicht, blieb stehen, forschte darin und wandte sich in ewig getäuschter Hoffnung wieder ab. Gutmütige Wasserträger, die sahen, daß er von seiner schweren Wanderung ganz schweißbedeckt war, reichten ihm oft einen kleinen Zinnbecher voll Wasser, und die Gemüsehändler pflegten ihm eine Handvoll Bohnen oder Pistazien zuzuwerfen. Wenn ihm diese Gaben dargeboten wurden, empfing er sie zuerst mit strahlender Freundlichkeit, dann aber wandte er sich ab, als hätte er etwas ganz anderes und Besseres erwartet.

Wenn er in die engen Straßen gelangte, die auf den Passionsweg hinausführten, sah er hoffnungsfreudiger aus, als während des ersten Teils der Wanderung. Er stöhnte weniger tief unter der Kreuzeslast. Er richtete sich auf und blickte umher wie ein Gefangener, der nun endlich seiner Befreiung sicher ist.

Er begann bei der ersten der vierzehn Stationen von Christi Passionsweg, welche die ganze Straße entlang durch kleine Steintafeln gekennzeichnet sind. Aber er blieb nicht stehen, bevor er das Kloster der Zionsschwestern erreichte, das in der Nähe des Ecce Homo-Bogens liegt, an dem Pilatus der Volksmenge Christus zeigte. Hier schleuderte er das Kreuz zu Boden, wie eine Bürde, die aufzuheben er niemals wieder genötigt sein würde, und pochte mit drei starken, eindringlichen Schlägen an die Klosterpforte. Noch bevor jemand hätte öffnen können, hatte er sich die Dornenkrone vom Haupt heruntergerissen, und zuweilen war er

seiner Sache so sicher, daß er sie einem der Hunde zuwarf, die ihre Schlafstätte in der Nähe des Klosters hatten.

Drinnen im Kloster erkannte man stets sein Pochen. Eine der frommen Schwestern öffnete die Türluke und reichte ihm ein kleines, rundes Brot.

Dadurch geriet er in einen schrecklichen Zorn. Er nahm ihr das Brot nicht ab, sondern ließ es zu Boden fallen. Er stampfte mit den Füßen und erhob ein wildes, verzweifeltes Geschrei. Eine lange Weile blieb er vor der Pforte stehen. Endlich zeigte er wieder den Ausdruck geduldigen Leidens. Er bückte sich nieder, um das Brot aufzuheben und verzehrte es mit gierigem Hunger. Er versuchte den Dornenkranz in Ordnung zu bringen und hob wieder sein Kreuz auf.

Nur einige Augenblicke später stand er in strahlender Erwartung vor der kleinen Kapelle, die das Haus der Sankta Veronika genannt wird, und auch dort wanderte er, von getäuschter Hoffnung niedergedrückt, von dannen. Er ging die ganze Straße hinauf von Station zu Station, erwartete mit derselben Gewißheit seine Befreiung sowohl an der Kapelle, die die Lage des Tores der Gerechtigkeit bezeichnet, durch das Jesus die Stadt verließ, als auch auf dem Platze, wo der Erlöser zu den Frauen von Jerusalem redete.

Wenn er auf diese Art und Weise den Leidensweg Christi zurückgelegt hatte, begann er unruhig suchend die ganze Stadt zu durchwandern. Auf der engen, volksbelebten Davidsstraße bildete er ein ebenso störendes Hindernis für den Verkehr wie ein mit Reisigbündel belastetes Kamel, aber kein einziger Mensch fluchte über ihn oder beunruhigte ihn.

Während dieser Wanderungen geschah es ihm zuweilen, daß er den engen Vorhof der heiligen Grabeskirche betrat. Aber hier legte der arme Kreuzträger seine Bürde nicht nieder, hier zerrte er sich nicht die Dornenkrone vom Haupt. Sobald er die düstere, graue Fassade erblickte, wandte er sich ab und entfloh. Bei keiner der glänzenden Prozessionen, nicht einmal bei dem großen Osterfest war er hier zu erblicken. Der alte Büßer schien davon überzeugt zu sein, daß dies die einzige Stätte sei, auf der er unmöglich das finden konnte, was er suchte.

Aber im übrigen ließ er es sich angelegen sein, den Karawanen zu begegnen, die ihre Waren am Jaffator abluden. Er saß vor der Herberge und betrachtete aufmerksam und mit forschenden Blicken alle Fremden. Seit die Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem verkehrte, unternahm er fast täglich eine Wanderung zur Eisenbahnstation. Er suchte die Patriarchen und Bischöfe in ihren Wohnungen auf, und jeden Freitag fand er sich auf dem Platze vor der Klagemauer ein, wo die Juden sich an die kalten Steine drängten und klagten, sie weinten über den Palast, der zerstört worden war, über die eingestürzte Mauer, über die entschwundene Macht, über die großen Männer, die im Grabe lagen, über die Priester, die sie irregeführt hatten, über die Könige, die des Allmächtigen gespottet hatten.

An einem sehr heißen und schönen Tage im August war der Kreuzträger durch das Damaskustor hinausgegangen und wanderte über die kahlen, öden Felder, die die Kolonie der Gordonisten umgaben. Während er am Wegrande vorwärts stolperte, erblickte er eine lange Reihe von Wagen, die von der Eisenbahnstation kamen und nach der Kolonie fuhren. In diesen Wagen saßen Menschen mit strengen, ernsten Gesichtern. Einige von ihnen waren sehr häßlich, sie hatten blondes, etwas rötliches Haar, schwere Augenlider und hervorstehende Unterlippen.

Als diese Leute an dem Kreuzträger vorüberfuhren, tat er, was er stets zu tun pflegte, wenn neue Pilger in Jerusalem einzogen. Er lehnte das Kreuz gegen seine Schulter, sein Gesicht verklärte sich, und er hob die Arme gen Himmel.

Als die Fahrenden ihn erblickten, wie er mit dem Kreuze dastand, zuckten sie zusammen, aber nicht vor Staunen und Bestürzung. Es schien eher, daß sie es erwartet hatten, gerade diesen Eindruck als ersten in Jerusalem zu empfangen.

Mehrere von ihnen erhoben sich voll innigen Mitleids. Sie streckten die Arme aus, und man merkte ihnen an, daß sie gern aus dem Wagen gestiegen wären, um dem alten Mann beim Fortschleppen seiner Bürde zu helfen.

Einige der Kolonisten, die bereits in Jerusalem ganz heimisch waren, sagten zu den Neuangekommenen: „Das ist

ein armer Wahnsinniger. So geht er hier täglich umher. Er glaubt das Kreuz Christi zu tragen und meint, er müsse es so lange selber schleppen, bis er jemand fände, der ihm das Kreuz abnehmen und es statt seiner tragen würde."

Die Insassen des Wagens wandten sich um und blickten dem armen Wanderer nach. So lange sie ihn sahen, stand er dort mit emporgestreckten Armen in einer Stellung von unbeschreiblicher Begeisterung.

Aber dies war das letztemal, daß jemand den alten Kreuzträger in Jerusalem erblickte. Am nächsten Tage harrten die Aussätzigen, die vor den Toren der Stadt lagerten, vergeblich seines Kommens. Er störte nicht mehr die Trauernden auf den Friedhöfen, er belästigte niemals wieder den Wächter in Kaiphas' Haus; die frommen Frauen Zions hatten keine Gelegenheit mehr, ihm das Brot zukommen zu lassen, das er täglich abzuholen pflegte. Der türkische Türhüter in der heiligen Grabeskirche wartete unwillkürlich noch immer auf ihn, um ihn kommen und fliehen zu sehen, und die gutmütigen Wasserträger wunderten sich darüber, daß er sich nicht auf den von Menschen überfüllten Straßen einfand.

Der arme Alte zeigte sich niemals mehr in der heiligen Stadt. Man wußte nicht, ob er tot in seiner Höhle auf dem Ölberge lag, oder ob er in seine ferne Heimat gewandert war.

Das einzige, was man sicher über ihn erfuhr, war, daß er nicht mehr seine schwere Bürde trug. Denn am Morgen nach der Ankunft der dalekarlischen Bauern in Jerusalem fanden die Gordonisten sein langes schweres Kreuz auf der hohen Treppe vor dem Eingang ihres Hauses liegend.

„Mauern von lauterem Gold und Tore von lichtem Kristall."

Unter den Jerusalemsfahrern befand sich ein Schmied, der Birger Larsson hieß. Er hatte sich die ganze Zeit über auf diese Reise gefreut. Niemand hatte sich so leichten Herzens von der Heimat getrennt wie er, und niemand

empfand eine solche Freude wie er, Jerusalems Herrlichkeit erschauen zu dürfen.

Aber Birger erkrankte fast in demselben Augenblick, als er in Jaffa an Land stieg. Er mußte mehrere Stunden lang auf dem glühendheißen Bahnhof zubringen, ehe der Zug abging, und es wurde schlimmer und schlimmer mit ihm. Als er dann in eins der heißen Coupés kam, begann sein Kopf so heftig zu schmerzen, als sollte er zerspringen. Und bei der Ankunft in Jerusalem stand es so übel um ihn, daß Tims Halfvor und Ljung Björn ihn unter die Arme fassen und ihn beinahe auf den Perron hinaustragen mußten.

Bo hatte aus Jaffa telegraphiert, um die Kolonisten über die Ankunft der Dalekarlier zu unterrichten. Mehrere der aus Amerika gekommenen Schweden waren zum Zuge heruntergekommen, um Freunde und Verwandte zu begrüßen. Birger hatte bereits so hohes Fieber, daß er die alten Dorfinsassen nicht erkannte, obwohl einige von ihnen seine nächsten Nachbarn gewesen waren. Dennoch war er sich dessen bewußt, daß er jetzt in Jerusalem angelangt sei, und er hatte nur den einen Gedanken, sich noch so lange aufrechtzuerhalten, bis er die heilige Stadt zu sehen bekäme.

Von der Eisenbahnstation aus, die eine ganze Strecke von Jerusalem entfernt liegt, konnte Birger nichts von der Stadt sehen. So lange er dort war, lag er mit geschlossenen Augen schweigend da. Aber endlich hatten alle in den wartenden Wagen Platz gefunden. Sie fuhren in das Tal Hinnom hinunter, und auf dem Grat des vor ihnen liegenden Höhenzuges erschien nun Jerusalem.

Birger hob die schweren Augenlider und sah eine Stadt, die von einer hohen, mit Zinnen und Türmen gekrönten Mauer umgeben war. Hinter der Mauer ragten hohe, gewölbte Gebäude empor, und einige Palmen wiegten sich im Bergwinde.

Aber es war gegen Abend, und die Sonne stand fast am Rande der westlichen Hügel. Sie war sehr rot und groß, und sie ergoß einen leuchtenden Glanz über den Himmel. Auch die ganze Erde leuchtete und schimmerte wie rotes Gold. Jedoch Birger meinte, daß dieser Glanz, der über der Erde lag, nicht von der Sonne, sondern von der Stadt

die dort über ihm lag, ausginge. Der Schein ergoß sich von deren Mauern, die wie lauteres Gold erschimmerten und von deren Türmen, die Kuppeln von lichtem Kristall trugen.

Birger Larsson lächelte darüber, daß er zwei Sonnen erblickte: eine am Himmel und die andere auf Erden, die das heilige Jerusalem, die Stadt Gottes war.

Einen Augenblick fühlte sich Birger wie genesen durch diese heilbringende Freude. Aber bald gewann das Fieber wieder Macht über ihn, und auf der ganzen Fahrt nach der Kolonie, die sich auf der anderen Seite der Stadt befand, lag er bewußtlos im Wagen.

Birger wußte auch nichts von dem Empfang in der Kolonie. Er konnte sich ebensowenig über das große Haus freuen wie über die weißen Marmortreppen oder die schöne Galerie, die ringsum den Hof abschloß. Birger konnte weder Mrs. Gordon schönes, kluges Gesicht sehen, als sie zur Bewillkommnung auf die Treppe hinaustrat, noch Miß Hoggs mit den Eulenaugen, er sah auch niemand von seinen anderen neuen Brüdern und Schwestern. Er wußte nicht einmal, daß man ihn in einen großen hellen Raum brachte, wo er und seine Familie ein Heim finden sollten, und wo eiligst das Bett für ihn hergerichtet wurde.

Am nächsten Tage war er zwar noch ebenso krank, jedoch zeitweise bei Bewußtsein. Und nun war er in großer Sorge, daß er vielleicht sterben sollte, ohne in Jerusalem selber gewesen zu sein und dessen Herrlichkeit in nächster Nähe geschaut zu haben.

„Bedenkt doch nur, wie weit her ich gekommen bin“, sagte er, „und nun soll ich sterben, ohne Jerusalems Palast und seine Straßen von Gold gesehen zu haben, in denen die Heiligen in seidenen, weißen Gewändern und mit Palmenzweigen in den Händen umherwandeln.“

Zwei Tage lang klagte er darüber. Das Fieber steigerte sich, und auch noch im Fiebertaumel war er voller Angst, daß er die goldglänzenden Mauern und die leuchtenden Türme nicht wiederzusehen bekäme, die Gottes wundersame Stadt bewachten.

Seine Verzweiflung und Angst war so groß, daß Ljung Björn und Tims Halfvor sich seiner erbarmten und fest

beschlossen, ihn zufriedenzustellen. Sie glaubten, daß sein Zustand sich bessern würde, wenn sein brennendes Verlangen gestillt wäre. Sie zimmerten also eine Tragbahre und trugen ihn eines Abends, als die Luft sich ein wenig abzukühlen begann, nach Jerusalem hinein.

Sie trugen ihn geraden Weges zur Stadt, und Birger lag ganz klaren Sinnes da und starrte den steinigen Boden und die kahlen Hügel an. Als sie soweit gekommen waren, daß sie das Damaskustor und die Stadtmauer sehen konnten, setzten sie die Bahre nieder, damit der Kranke sich des ersehnten Anblicks erfreuen könne.

Birger sprach kein Wort, er beschattete die Augen mit der Hand und mühte sich, alles zu erkennen.

Er sah jedoch nichts anderes vor sich als eine graubraune Mauer, die aus Stein und Lehm erbaut war wie alle anderen Mauern. Das große Tor mit seinem niedrigen Eingang und seiner vielzackigen Krönung machte ihm einen unheimlichen Eindruck.

Wie er so matt und entkräftet dalag, kam ihm die Idee, daß die anderen ihn nicht nach dem rechten Jerusalem trügen. Hatte er doch vor wenigen Tagen gegen Abend ein anderes gesehen, das so strahlend wie die Sonne gewesen war.

Daß meine alten Freunde und Heimatsgenossen so übel gegen mich handeln können, dachte der Kranke, und es mir nicht vergönnen wollen, das rechte Jerusalem zu schauen!

Die Bauern trugen ihn von dem steilen Abhang bis zum offenen Tor hinab. Birger meinte, sie trügen ihn in die Tiefe der Erde hinab.

Als man Birger durch das Torgewölbe getragen hatte, setzte er sich ein wenig auf. Nun würde er sehen, ob sie ihn in die goldene Stadt hineingetragen hatten.

Birger war sehr erstaunt darüber, daß auf allen Seiten nur häßliche, graue Häusermauern zu sehen waren, und noch bestürzter war er über den Anblick all der verstümmelten Bettler, die am Tor saßen, und über die mageren schmutzigen Hunde, die zu vier und fünf Stück schlafend auf den Gemüllhaufen lagen.

Er hatte noch niemals zuvor einen so sonderbaren, widerlichen Gestank wahrgenommen, noch solch eine drückende Hitze empfunden, wie sie ihm hier entgegenschlug. Er fragte sich, ob es wohl jemals einen so starken Wind geben könnte, der imstande wäre, diese schwere Luft in Bewegung zu setzen.

Als Birger das Straßenpflaster betrachtete, sah er, daß eine eingetrocknete Schmutzschicht darauf lag. Er wunderte sich über all diesen Kehricht, nebst Kohlblättern und Obstschalen, die man auf die Straße geworfen hatte.

„Ich weiß nicht, weshalb Halfvor es sich angelegen sein läßt, mir diesen armseligen, erbärmlichen Ort zu zeigen“, murmelte er vor sich hin.

Die Bauern trugen Birger rasch durch die Stadt. Sie waren bereits mehrmals dort gewesen und konnten dem Kranken all die Stätten nennen und erklären, an denen sie vorbeikamen.

„Das dort ist das Haus des reichen Mannes“, sagte Halfvor und zeigte auf ein Gebäude, das Birger ganz baufällig erschien.

Sie bogen nach einer Straße ein, die so dunkel aussah, als wäre noch niemals ein Sonnenstrahl hineingedrungen. Birger lag hingestreckt und betrachtete die Schwibbogen, die sich von Haus zu Haus quer über die Straße spannten. Das haben sie auch nötig, dachte er; denn wenn diese Ruinen nicht so gut gestützt wären, würden sie sofort einstürzen.

„Dies ist der Leidensweg Christi“, sagte Halfvor zu Birger, „hier war es, wo Jesus mit dem Kreuz wandelte.“

Birger lag stumm und tief erbleicht da. Das Blut jagte nicht so fieberhaft durch seinen Körper wie den ganzen Tag über, es schien erstarrt zu sein. Er war kalt wie Eis.

Wohin er auch kam, nirgends sah er etwas anderes als baufällige, graue Mauern und ab und zu ein niedriges Tor. Selten erblickte er ein Fenster, und wo solche vorhanden waren, zeigten sie zerbrochene Scheiben, und Lumpen waren in die leeren Rahmen hineingestopft.

Halfvor und Ljung Björn blieben mit der Bahre stehen. „Hier stand der Palast Pilati“, sagte er, „und hier war es,

wo sie Jesus hinausführten und von ihm sagten: ‚Ecce homo.‘“

Birger Larsson winkte Halfvor zu sich heran und faßte feierlich seine Hand. „Nun mußt du mir ein Wort sagen, weil du mein Blutsverwandter bist“, sagte er. „Meinst du, daß dies das rechte Jerusalem ist?“

„Jawohl, natürlich ist dies das rechte Jerusalem“, antwortete Halfvor.

„Ich bin krank und ich kann morgen sterben“, sagte Birger. „Da wirst du doch verstehen, daß es da nicht angeht, mich zu belügen.“

„Es fällt ja auch keinem ein, dich zu belügen“, sagte Halfvor.

Birger hatte zuversichtlich gehofft, Halfvor zu bestimmen, ihm die Wahrheit zu sagen. Die Tränen traten ihm in die Augen, da er daran dachte, daß Halfvor und die anderen so übel gegen ihn handeln konnten.

Plötzlich kam ihm eine gute Idee. Sie tun das jetzt nur, damit ich mich desto mehr freuen kann, wenn sie mich später durch die hohen Tore in die Stadt der Ehre und Herrlichkeit hineintragen werden, dachte er. Nun werde ich sie ruhig gewähren lassen. Sie meinen es schon gut mit mir. Wir, die wir Hellgumianer sind, haben es ja gelobt, wie Brüder gegeneinander zu handeln.

Die Bauern trugen ihn immer noch durch die dunklen Straßen. Einige von diesen waren mit mächtigen Zelttüchern überspannt, die aber große Risse und Löcher zeigten. Überall, wo diese Zelttücher hingen, war die Finsternis, der Gestank und die drückende Hitze fast unerträglich.

Zunächst hielt die Bahre dann auf dem Vorhof eines großen, grauen Gebäudes an. Der offene Platz war von Bettlern und armen Hökern überfüllt, die Perlschnüre, Holzstäbe, kleine Bilder und anderen Kram feilboten.

„Hier siehst du nun die Kirche, die über dem Grabe Christi und über Golgatha erbaut worden ist“, sagte Halfvor.

Birger Larsson blickte mit seinen matten Augen zu dem Gebäude empor. Es hatte freilich große Tore und breite Fenster, und war ziemlich hoch. Aber niemals hatte Birger

eine Kirche so eingeklemmt zwischen anderen Häusern liegen sehen. Er erblickte weder den Turm noch das Chorgestühl oder die Empore. Er würde es sich keineswegs einreden lassen, daß dies irgend ein Gotteshaus sei. Und er könnte es auch niemals glauben, daß so viele Höker und Trödler im Vorhof weilen dürften, wenn hier das Grab Christi läge. Er wußte sehr wohl, wer es gewesen war, der die Wechsler aus dem Tempel hinausgetrieben und die Käfige der Taubenhändler umgestürzt hatte.

„Ich sehe, ich sehe“, sagte Birger und nickte Halfvor zu. Aber bei sich selber dachte er: Ich bin neugierig, was sie beim nächsten Mal ersinnen werden.

„Ich weiß nicht, ob du für heute noch mehr vertragen kannst?“ fragte Halfvor.

„O ja, ich könnte schon“, sagte der Kranke, „wenn es euch nur nicht zu viel wird.“

Die Männer hoben die Bahre auf und wanderten weiter. Sie kamen nun in die südlichen Stadtteile.

Diese Straßen glichen den anderen auf ein Haar, nur waren sie hier von Menschen überfüllt. Halfvor ließ die Bahre an einer Querstraße halten und zeigte Birger dunkelfarbige Beduinen, die Büchsen auf den Schultern und Dolche in den Gürteln trugen. Er zeigte ihm halbnackte Wasserträger, die in schweinsledernen Schläuchen Wasser umhertrugen. Er ließ ihn russische Popen betrachten, die ihr Haar im Nacken als Knoten aufsteckten, wie die Weiber, und er machte ihn auf die mohammedanischen Frauen aufmerksam, die wie Gespenster aussehen, wenn sie ganz in weiße Gewänder gehüllt, mit einem schwarzen Tuch vor dem Gesicht, dahergeschritten kommen.

Birger wurde dessen immer sicherer, daß seine Freunde einen ganz besonderen Scherz mit ihm vorhatten. Diese Leute glichen ja ganz und gar nicht den friedfertigen Palmenträgern, die durch die Straßen des rechten Jerusalems schreiten sollten.

Als jedoch Birger in das Menschengewühl geriet, begann er wieder zu fiebern. Halfvor und die anderen Bahrenträger merkten, daß er immer kränker wurde. Seine Hände

tasteten unruhig auf der Decke umher, die über ihn gebreitet war, und Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Aber sobald sie davon sprachen, umzukehren, fuhr er empor und sagte, daß es sein Tod sein würde, wenn sie ihn nicht so weit trügen, daß er die Stadt Gottes schauen könnte.

Und damit trieb er sie an, bis sie ihn zu den Höhen Zions emporgetragen hatten. Als er nun das Tor Zions gewahrte, da rief er, daß er durch dieses Tor hinausgetragen werden wolle. Er setzte sich aufgerichtet hin, von neuer Hoffnung belebt, daß er jenseits der Mauer die schöne Gottesstadt, das Ziel seiner Sehnsucht, endlich erschauen würde.

Aber auch von diesem Tor erblickte er nichts anderes als verdorrten, unfruchtbaren Ackerboden, der mit Steinen, Trümmern und Schutthaufen bedeckt war.

Ganz dicht neben dem Tor hockten einige arme Menschen. Sie krochen näher heran, um zu betteln, und streckten dem Kranken ihre Hände entgegen, von denen die Finger abgefault waren. Sie riefen ihn mit Stimmen an, deren Ton dem Knurren von Hunden glich, ihre Gesichter waren halb zerfressen, dem einen fehlte die Nase, der andere hatte keine Wangen mehr.

Birger schrie vor Entsetzen auf. In seiner Hinfälligkeit begann er vor Angst zu weinen und jammerte, daß man ihn in die Hölle hineingetragen habe.

„Das sind ja nur Aussätzige“, sagte Halfvor. „Du weißt es doch, Birger, daß es hierzulande solche gibt?“

Die Bauern beeilten sich indessen, ihn weiter auf den Hügel hinauszutragen, damit ihn der Anblick dieser unglücklichen Krüppel nicht mehr peinige.

Hier setzte Halfvor mit den anderen die Bahre nieder, trat zu dem Kranken heran und richtete sein Haupt in den Kissen auf. „Nun mußt du versuchen aufzublicken, Birger, von hier kannst du bis zum Toten Meer und zum Berge Moab hinaussehen.“

Birger hob noch einmal seine müden Augen. Er ließ seine Blicke über die öde, wilde Gebirgsgegend östlich von Jerusalem hingleiten. In weiter, weiter Ferne erglänzte

ein Wasserspiegel, hinter dem ein Berg aufragte, der in leuchtendem, von Gold überflutetem Blau erstrahlte.

Das Bild war so herrlich, so zart und durchsichtig, daß man kaum zu glauben vermochte, es gehöre dieser Erde an.

Birger erhob sich voller Entzücken und Begeisterung von seiner Bahre und wollte dem fernen Gebilde zueilen. Er tat einige wankende Schritte, sank jedoch bald ohnmächtig nieder.

Die Bauern glaubten zuerst, Birger sei tot, aber er erwachte nochmals und lebte noch zwei Tage. Noch bis zu seiner Todesstunde phantasierte er von dem rechten Jerusalem. Er jammerte darüber, daß es stets weiter und weiter zurückweiche, sobald er es zu erreichen suchte, so daß weder er noch irgend einer von den anderen jemals dorthin gelangen könnte.

Jerusalem, die heilige Gottesstadt.

Es verhält sich wirklich so, daß nicht alle Menschen hinreichend kräftig sind, um das Leben in Jerusalem lange zu ertragen. Auch solchen, die das Klima ertragen, und die nicht von Krankheiten angesteckt werden, passiert es, daß sie auf irgend eine Weise untergehen. Die heilige Stadt macht sie milzkrank oder wahnsinnig, ja, sie tötet sie geradezu. Man kann kaum einige Wochen dort sein, ohne die Leute von dem oder jenem Verstorbenen sagen zu hören: „Den hat nur Jerusalem getötet."

Jeder, der so etwas hört, ist natürlich sehr erstaunt. Wie kann das möglich sein? fragt man sich. Wie könnte eine Stadt jemand töten? Diese Leute meinen wohl nicht, was sie reden.

Und während man hier und dort in Jerusalem umherwandert, kann man den Gedanken nicht loswerden: Ich möchte zu gern wissen, was die Leute damit meinen, daß Jerusalem Menschen töte. Ich möchte wohl wissen, wo das Jerusalem liegt, das entsetzlich genug ist, um Menschen ums Leben zu bringen.

Und so könnte es z. B. geschehen, daß man sich vornimmt, eine Wanderung durch ganz Jerusalem zu machen. Man geht dann durch das Jaffator, geht links an dem mächtigen, viereckigen Davidsturm vorbei und wandert dann auf einem schmalen Fußsteig, der sich außerhalb der Stadtmauern hinzieht, nach dem Ziontor. Ganz innerhalb der Mauer liegt eine türkische Kaserne, aus der Kriegsmusik und Waffengetöse dringt. Alsdann geht man an dem großen armenischen Kloster vorüber, das eher einer Festung mit starken Mauern und verrammelten Toren gleicht. Ein Stück Weges davon entfernt trifft man auf das schwerfällige graue Gebäude, das „Davids Grab" genannt wird, und wenn man seiner ansichtig wird, so erinnert man sich plötzlich, daß man auf dem heiligen Zion, dem Berge der Könige, wandelt.

Dann muß man daran denken, daß der ganze Berg unter uns ein mächtiges Gewölbe ist, wo der König David in einem goldenen Mantel auf einem Thron von Feuer sitzt und noch bis auf den heutigen Tag das Zepter über Jerusalem und Palästina hält. Man erinnert sich, daß die Trümmerreste, die den Boden bedecken, Überbleibsel der gesunkenen Königsburgen sind, daß der Hügel dicht vor uns der Berg des Ärgernisses ist, wo Salomo sündigte, daß das Tal dort unten, das tiefe Tal Hinnom, einst bis zum Rande mit den Leichen jener Menschen angefüllt war, die in Jerusalem getötet worden waren, als die Römer es zerstörten.

Es ist ein sonderbares Gefühl, das einen dort umfängt. Man glaubt Schlachtgetöse zu vernehmen, große Heere zum Angriff auf die Mauern heranziehen zu sehen und Könige auf ihren Kriegswagen zu gewahren. Dies ist das Jerusalem der Gewalt, der Macht und des Krieges, denkt man und entsetzt sich über alle die Bluttaten und Schrecknisse, die in unserer Erinnerung vorüberziehen.

Dann geschieht es wohl auch, daß man sich einen Augenblick fragt, ob dies das Jerusalem sein könnte, das die Menschen tötet. Aber gleich darauf zuckt man die Achseln und sagt: „Es ist unmöglich, das ist ja schon viel zu lange her, seit der krachende Schwerterklang ertönte und das rote Blut dahinströmte."

Und man wandert weiter.

Aber sobald man an der Ecke eingebogen ist und den östlichen Stadtteil erreicht hat, bietet sich dem Auge ein ganz anderes Bild dar. Nun kommt man an die geheiligte Seite. Hier denkt man nur an alte Hohepriester und Tempeldiener. Dicht an der Mauer sieht man die Klagestätte der Juden, dort stehen Rabbiner in langen roten oder blauen Samtkaftanen und weinen über Gottes Strafgerichte. Hier erhebt sich der Berg Moria mit dem herrlichen Tempelplatz. Außerhalb der Mauer senkt sich der Boden zum Tale Josephat mit allen seinen Gräbern hinab, und jenseits des Tales gewahrt man Gethsemane und den Ölberg, von dem Christus gen Himmel fuhr. Und hier sieht man den Pfeiler in der Mauer, wo Christus am Tage des Gerichts stehen und das eine Ende eines langen, haarfeinen Drahtes festhalten wird, während Mohammed, auf dem Ölberge stehend, das andere Ende hält. Aber die Toten werden dann auf jenem Draht über das Tal Josephat wandeln müssen, und die Gerechten werden die andere Seite des Tales erreichen, aber die Ungerechten werden in das Feuer Gehennas hinabstürzen.

Und während man dort umhergeht, denkt man: „Dies ist das Jerusalem des Todes und des Jüngsten Gerichtes. hier öffnet sich sowohl der Himmel als auch die Hölle.“ Aber nach einer Weile sagt man: „Auch dies ist nicht das Jerusalem, welches tötet. Die Posaunen des Jüngsten Gerichtes sind noch zu weit entfernt und Gehennas Feuer ist erloschen.“

Man wandert immer weiter der Ringmauer entlang und kommt an die Nordseite der Stadt. Nun schreitet man über dürre, öde, einförmige Landstrecken hin. Hier liegt der kahle Hügel, der das wahre Golgatha sein soll, hier befindet sich die Höhle, in der Jeremias seine Klagelieder dichtete. Hier liegt innerhalb der Mauer der Teich Bethesda, hier zieht sich die Via Dolorosa unter düsteren Halbbogen hinauf. Hier liegt das Jerusalem der Trostlosigkeit, des Leidens, der Qual und der Versöhnung.

Man bleibt einen Augenblick stehen und betrachtet sinnend die strenge Düsterheit. Und dennoch ist auch dies nicht jenes

Jerusalem, das Menschen tötet, denkt man und wandert weiter.

Man wendet sich also nach Nordwesten und nach Westen, welch ein Umschwung! In diesem neuen Stadtteil, der außerhalb der Ringmauer entstanden ist, erheben sich die stattlichen Missionspaläste und die großen Hotels. Hier liegt der weitgestreckte Baugrund der Russen, ihre Kirche, ihr Krankenhaus und ihre riesigen Karawansereien, die zwanzigtausend Pilger beherbergen können. Hier bauen ihre Konsuln und Popen schöne Villen, hier wandern die Pilger zwischen den Butiken umher, die mit allerlei heiligem Kram angefüllt sind. Hier finden sich Gartenanlagen und helle, breite Straßen, hier fahren Wagen, hier liegen Kaufläden, Banken und Reisebureaus.

Auf dieser Seite breiten sich auch die stattlichen jüdischen und deutschen landwirtschaftlichen Kolonien aus, die großen Klöster und die mannigfaltigen Wohltätigkeitsanstalten. Hier wandeln Mönche und Nonnen, Krankenwärterinnen und Diakonissinnen, Popen und Missionäre. Hier wohnen Männer der Wissenschaft, die Forschungen über Jerusalems Vorzeit anstellen, und hier leben alte englische Damen, die nirgendwo anders existieren können.

Hier gibt es prächtige Missionsschulen, die ihren Zöglingen unentgeltlich Unterricht, Beköstigung, Kleidung und Wohnung gewähren, um Gelegenheit zu haben, deren Seelen zu gewinnen, hier stehen Missionskrankenhäuser, deren Inhaber die Kranken flehentlich bitten, zu ihnen zu kommen und sich pflegen zu lassen, nur um sie bekehren zu können. Hier werden Betstunden und Gottesdienste abgehalten, in denen man um Seelen ringt.

Hier ist der Ort, wo alle Menschen Schlechtes und Böses voneinander reden: die Katholiken von den Protestanten, die Methodisten von den Quäkern, die Lutheraner von den Reformierten, die Russen von den Armeniern. Hier schleicht Neid und Mißgunst umher, hier mißtraut der Schwärmer dem Gesundbeter, hier hadert der Rechtgläubige mit dem Ketzer, hier wird nicht Barmherzigkeit geübt, hier haßt man um der höheren Ehre Gottes willen jeden Menschen.

Und eben hier ist die Stätte, an der man findet, was man sucht. Hier liegt das Jerusalem der Seelenjagden, hier herrscht das Jerusalem der bösen Zungen, hier zeigt sich das Jerusalem der Lüge, der Verleumdung, der Schmähung. Hier verfolgt man ohne Unterlaß, hier mordet man ohne Waffen. Und dies ist das Jerusalem, das Menschen tötet.

•

Von dem Augenblick an, da die schwedischen Bauern in der heiligen Stadt angelangt waren, bemerkten alle Mitglieder der gordonistischen Kolonie eine große Veränderung in der Art und Weise, wie die Leute sich gegen sie benahmen.

Anfangs waren es nur Kleinigkeiten. Es geschah nichts anderes, als daß der englische Methodistenprediger es unterließ, sie zu grüßen, oder daß die frommen Zionsschwestern, die im Kloster neben dem Ecce-Homo-Bogen wohnten, auf die andere Seite der Straße hinübergingen, sobald sie ihnen begegneten, als ob sie fürchteten, von etwas Bösem befleckt zu werden, wenn sie ihnen nahekämen.

Keiner der Kolonisten dachte daran, sich darüber Sorge zu machen, auch fragten sie nicht sonderlich danach, daß einige durchreisende Amerikaner, die ihre Kolonie aufgesucht und einen ganzen Abend mit ihren Landsleuten plaudernd dort gesessen hatten, am nächsten Tage, trotz ihres Versprechens, nicht wiederkamen und Mrs. Gordon wie auch Miß Young nicht wiederzuerkennen schienen, als sie ihnen auf der Straße begegneten.

Aber die Sache wurde ernster, als die jungen Frauen aus der Kolonie in die großen, neuen Kaufläden draußen am Jaffator kamen, und die griechischen Kaufleute sich erlaubten, ihnen einige Worte entgegenzurufen, die sie nicht verstanden, die aber mit einer Miene und in einem Tone gesprochen wurden, daß sie darüber erröteten.

Die Kolonisten versuchten an reine Zufälligkeiten zu glauben. „Sie haben dort im christlichen Stadtteil sicherlich eine Verleumdung über uns in Umlauf gesetzt", sagten sie, „aber das wird wohl bald vorübergehen." Die alten Gordonisten erinnerten sich, daß auch früher einigemal

unliebsame Gerüchte über sie umgegangen waren. Man hatte von ihnen gesagt, daß sie ihren Kindern keinerlei Erziehung angedeihen ließen, daß sie auf Kosten einer alten, reichen Witwe lebten, die sie gänzlich ausplünderten, daß sie ihre Kranken ohne Wartung und Pflege sterben ließen, um nicht gegen Gottes Ratschluß einzugreifen, und daß sie ein üppiges und müßiggängerisches Leben führten, während sie sich den Anschein gäben, nur für die Einführung des rechten Christentums zu arbeiten.

„Von alledem wird sich irgend etwas wiederholt haben", sagten sie. „Aber die Verleumdung trägt ihren Todeskeim in sich, wie sie auch damals ersterben mußte, weil ihr jeder Schimmer von Wahrheit zur Berechtigung fehlt."

Nun aber geschah es, daß die bethlehemitische Frau, die ihnen täglich Obst und Gemüse zu bringen pflegte, ganz plötzlich ausblieb. Man suchte sie auf, um sie zu bitten, wiederzukommen, sie aber lehnte es auf das Bestimmteste ab, ihnen jemals wieder ihre Bohnen und Kohlrüben zu verkaufen.

Das war ein deutliches Zeichen. Sie begriffen, daß etwas sehr Ehrenrühriges über sie verbreitet sein mußte. Es war etwas, das sie alle betraf und das in allen Volksklassen bekannt sein mußte.

Es dauerte nicht lange, daß sie eine neue Bestätigung dafür erhielten. Einige Schweden standen eines Tages in der heiligen Grabeskirche, als eine Schar russischer Pilger durch diese zog. Die gutmütigen Russen lächelten sie an und nickten; sie sahen, daß es Bauersleute waren, wie sie selber. Aber ein griechischer Priester schritt gerade an ihnen vorüber und sprach einige Worte zu den Pilgern. Diese schlugen sofort das Kreuz und ballten die Fäuste gegen die Schweden. Sie sahen aus, als hätten sie Lust, sie aus der Kirche zu treiben.

Ganz in der Nähe Jerusalems gibt es eine Kolonie deutscher Bauern, die Sektierer sind. Sie waren bereits vor vielen Jahren nach dem heiligen Lande gezogen. Sie hatten sowohl in ihrer Heimat als auch in Palästina viel Verfolgung erleiden müssen. Man hatte versucht, sie gänzlich

auszurotten. Nichtsdestoweniger war ihnen alles so geglückt, daß sie jetzt große, prächtige Kolonien in Kaifa und Jaffa, außer der in Jerusalem angelegten Kolonie, besaßen.

Von diesen Deutschen kam eines Tages jemand zu Mrs. Gordon und sagte ihr ganz aufrichtig, daß er böse Gerüchte über ihre Anhänger gehört habe. „Die Missionäre dort drüben verleumden euch", sagte er, auf den westlichen Stadtteil weisend. „Und wahrhaftig, wenn ich nicht selber die Erfahrung gemacht hätte, daß man ganz unschuldigerweise verfolgt werden kann, so würde ich euch weder Fleisch noch Mehl verkaufen mögen. Aber mir ist es ja klar geworden, daß sie sich nicht beruhigen können, weil ihr in der letzten Zeit so viele Anhänger gewonnen habt."

Mrs. Gordon fragte ihn nun, was man ihnen eigentlich vorwerfe.

„Sie behaupten, daß ihr hier einen unmoralischen Lebenswandel führt. Ihr laßt die Menschen nicht in den Ehestand treten, was doch wider das Gebot verstößt; deshalb hat man angefangen zu behaupten, daß es hier keineswegs richtig zugehen kann."

Die Kolonisten wollten ihm anfangs nicht Glauben schenken. Aber bald merkten sie, daß er wahr gesprochen habe, und daß die Menschen in Jerusalem glaubten, sie führten ein unsittliches Leben. Niemand von den Christen in Jerusalem wollte mit ihnen reden. Die Fremden in den Hotels wurden gewarnt, sie zu besuchen. Reisende Missionäre wagten es aber dennoch zuweilen, in die Kolonie hinauszuwandern. Wenn sie von dort zurückkamen, schüttelten sie bedeutungsschwer die Köpfe. Sie hatten zwar nichts irgendwie Anstößiges bemerken können, aber dennoch glaubten sie, daß da draußen viel Unfug getrieben werden könnte, obwohl er nach außen hin nicht zum Vorschein käme.

Die Amerikaner, vom Konsul bis zur geringsten Krankenpflegerin, waren diejenigen, die am allerlautesten gegen die Gordonisten eiferten. „Es ist für uns alle, die wir Amerikaner sind, eine Schmach und Schande, daß diese Menschen nicht aus Jerusalem hinausgejagt werden!" sagten sie.

*

Die Kolonisten waren klug genug, sich natürlich selber zu sagen, daß dagegen nichts zu tun sei, daß man die Leute schwatzen lassen müsse, und daß ihre Widersacher mit der Zeit ihr Unrecht wohl einsehen würden. „Wir können doch nicht von Haus zu Haus gehen“, sagten sie, „und erzählen, daß wir unschuldig sind.“ Sie trösteten sich damit, daß sie einander treulichst anhingen, und daß sie einig und glücklich wären. „Jerusalems Arme und Kranke haben noch nicht angefangen, uns zu meiden“, sagten sie. „Es ist eine Prüfung, die Gott uns auferlegt hat; wir müssen warten, bis sie vorübergeht.“

Die Schweden ertrugen diese schwere Verleumdung mit außerordentlicher Ruhe. „Wenn sie hier draußen so toll sind, daß sie glauben, wir armen Bauern hätten gerade d i e s e heilige Stadt aufgesucht, wo unser Erlöser gestorben ist“, sagten sie, „und wären dazu hierhergekommen, um einen bösen Lebenswandel zu führen, so ist ihre Meinung nicht viel wert, und es kann uns ganz gleich bleiben, was sie reden.“

Als die Leute immer noch damit fortfuhren, ihnen ihre Verachtung zu zeigen, empfanden sie eine große Freude bei dem Gedanken, daß Gott sie für würdig hielt, Verfolgung und Hohn in derselben Stadt zu erleiden, in der man Christus verspottet und gekreuzigt hatte.

Aber als der Oktober herangekommen war, erhielt des Dorfschulzen Tochter, Gunhild, einen Brief. Er kam von ihrem Vater. Der alte Mann schrieb, um ihr mitzuteilen, daß Gunhilds Mutter gestorben sei. Es war kein harter Brief, wie Gunhild ihn hätte erwarten können. Der Vater enthielt sich aller Anklagen, er schrieb nur von der Krankheit und von dem Begräbnis der Mutter. Man merkte, daß der alte Dorfschulze dabei gedacht hatte: Ich werde ihr schonend schreiben, sie wird ohnehin schon unglücklich genug sein.

Er hatte den ganzen Brief in gleichmäßig mildem Tone geschrieben, bis er seinen Namenszug unterzeichnete. Aber dann hatte ihn der zurückgehaltene Zorn plötzlich übermannt, er hatte die Feder hastig und tief in das Tintenfaß getaucht.

und mit großen, ungeschlachten Buchstaben hatte er auf den Rand des Briefes geschrieben:

„Deine Mutter wäre wohl über den Kummer, den Deine Abreise ihr bereitet hatte, fortgekommen, aber sie starb vor Gram, weil sie in der Missionszeitung las, daß ihr da draußen in Jerusalem ein schlimmes Leben führtet. So etwas hätte hier niemand von Dir noch von Deinen Reisegefährten erwartet."

Gunhild steckte den Brief in die Tasche, sie trug ihn den ganzen Tag bei sich, ohne mit irgend jemand darüber zu reden.

Sie bezweifelte nicht, daß der Vater die Wahrheit darüber geschrieben, was den Tod der Mutter verursacht hatte. Die Eltern waren stets sehr darauf bedacht gewesen, in gutem Ansehen zu stehen. Und mit ihr war es ebenso: niemand hatte gerade so sehr wie sie darunter gelitten, der Verleumdung ausgesetzt zu sein. Das Bewußtsein ihrer Unschuld half ihr dabei nicht, sie fühlte sich dennoch entehrt und meinte, sich nicht mehr unter Menschen zeigen zu können. Sie ging die ganze Zeit über vergrämt umher, und das böse Gerede peinigte sie wie eine brennende Wunde. Und nun hatten diese bösen Zungen ihrer Mutter den Tod gebracht.

Gertrud und Gunhild wohnten zusammen in einem Zimmer. Sie waren stets die besten Freundinnen gewesen. Aber Gunhild offenbarte nicht einmal Gertrud, was der Vater geschrieben hatte. Sie glaubte, es wäre geradezu eine Sünde, Gertrud in ihrem Glück zu stören. Diese war ganz überwältigt von der Freude über ihren Aufenthalt in Jerusalem, wo ihr alles die Erinnerung an ihren Heiland erweckte.

Aber Gunhild nahm wieder und wieder den Brief zur Hand und betrachtete ihn. Sie wagte nicht, ihn nochmals zu lesen, wenn sie ihn nur ansah, krampfte sich ihr Herz zusammen, und sie empfand einen brennenden Schmerz. Wenn ich nur sterben könnte! dachte sie. Ich kann niemals mehr froh werden; wenn ich doch nur sterben könnte!

Sie saß da und starrte den Brief an. Sie hatte die Empfindung, daß er ein Gift enthalte, das ihr den Tod

bringen könnte, und hoffte nur, es werde schnell gehen und bald überstanden sein.

Am nächsten Tage war Gunhild nach der Stadt gegangen und trat durch das Damaskustor ihren Rückweg zur Kolonie an.

Es war ein unglaublich heißer Tag, eine Hitze, wie sie sich Ende Oktober oft einzustellen pflegt, ehe die anhaltenden Herbstregen beginnen. Als Gunhild aus der dunklen Stadt heraustrat, wo die Häuser und die Gewölbebogen immerhin Schutz gegen die Sonne verliehen, hatte sie die Empfindung, daß der blendende Sonnenschein ihr einen förmlichen Stoß versetzte, und sie wäre am liebsten nach dem kühlen, schattigen Torgewölbe zurückgeeilt. Der sonnige Weg, den sie zu gehen hatte, schien ihr geradezu gefährlich auszusehen. Es war so, als sollte man über einen Schießplatz wandern, während die Truppen dem Scheibenschießen oblagen.

Gunhild mochte aber doch nicht wegen dieses Sonnenscheins umkehren. Sie hatte wohl gehört, daß er gefährlich werden könne, aber sie glaubte nicht so recht daran. Statt dessen tat sie, was man zu tun pflegt, wenn man von einem starken Regenschauer überrascht wird. Sie zog den Kopf zwischen die Schultern, schob ihr Halstuch höher in den Nacken hinauf und eilte so schnell wie möglich nach Hause.

Während sie dahineilte, war es ihr, als säße die Sonne mit einem blitzenden Bogen in den Händen da und schieße einen glühenden Pfeil nach dem anderen ab, und daß alle diese Pfeile auf sie gerichtet wären. Die Sonne hatte wahrhaftig gar nichts anderes zu tun, als sie zur Schießscheibe zu wählen. Stechendes Feuer regnete auf sie herab, und es kam nicht nur vom Himmel her. Alles ringsumher glimmte und drang wie Pfeile in ihre Augen. Kleine, scharfe Pfeile kamen aus dem Glimmerschiefer auf dem Wege angesaust. Die grünen Fensterscheiben eines in der Nähe liegenden Klosters blitzten so stark, daß sie nicht darauf hinzusehen wagte. Der stählerne Schlüssel in der einen Tür sandte ihr einen kleinen boshaften Strahl zu, und auch die blanken Blätter einer Rizinusstaude schienen den Sommer nur deshalb überlebt zu haben, um sie mit ihrem Glänzen und Flimmern zu peinigen.

Wohin sie auch schaute, am Himmel und auf der Erde glänzte und flimmerte es. Sie war nicht so sehr durch die Glut gepeinigt, obwohl diese sehr stark war, aber was sie so leiden machte, das war dieser entsetzliche, weißliche Sonnenschein, der tief in die Augen drang und das Gehirn ausdörrte.

Gunhild war von solch einem Zorn und Haß gegen die Sonne erfüllt, wie ihn wohl ein armes, gehetztes Tier gegen den empfindet, der ihm nach dem Leben trachtet. Sie fühlte einen sonderbaren Drang, ihrem Verfolger ins Gesicht zu sehen. Eine Weile widerstand sie, dann aber wendete sie sich plötzlich um und schaute zum Himmel empor. Ja, da droben stand die Sonne wie eine mächtige, blauweiße Flamme. Während Gunhild hinaufsah, wurde der Himmel ganz schwarz, und die Sonne kroch zu einem kleinen Funken zusammen, der einen scharfen und gefährlichen Schein hatte, und sie glaubte zu erkennen, daß dieser kleine Funke sich von seinem Platze am Himmel loslöste und sausend herabfuhr, um sie im Nacken zu treffen und sie auf der Stelle zu töten.

Gunhild stieß einen Angstschrei aus. Sie hob die eine Hand und hielt sie schützend über den Nacken. Dann begann sie zu laufen.

Als sie eine kleine Strecke des Weges laufend zurückgelegt hatte, wo der weiße Kalkstaub wie eine erstickende Wolke aufwirbelte, gewahrte sie einen großen Steinhaufen. Es war die Ruine eines eingestürzten Hauses. Sie eilte dorthin, und es glückte ihr auch sogleich, den Eingang zu einem Kellerraum zu finden.

Gunhild trat in das kühle wohltuende Dunkel ein. Sie vermochte nicht zwei Schritte weit zu sehen.

Sie stellte sich mit dem Rücken vor den Eingang und ließ die Augen in der Dunkelheit ausruhen. Nichts funkelte, nichts glitzerte hier. Sie begriff nun, wie es einem kleinen, armen Füchslein zumute sein muß, wenn er in seine Höhle hineinkriechen kann, während die Jäger ihn verfolgen. Nun standen die Glut und die Schwüle, das blendende Licht und das Sonnenflimmern wie betrogene Jäger vor ihrem Zufluchtsort. Die ganze Schar stand da draußen mit blitzenden

Speeren und wartete, sie aber war geborgen und in Sicherheit.

Gunhilds Augen begannen sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Sie gewahrte einen Stein und setzte sich nieder, um zu warten. Sie würde wohl kaum den Mut finden, diesen Raum vor einigen Stunden zu verlassen. Sie wollte erst weitergehen, wenn die Sonne im Westen so weit gesunken wäre, daß sie ihre Macht am Himmel verloren hatte.

Aber Gunhild hatte kaum ein Weilchen drinnen in der Dunkelheit gesessen, als bereits tausend Sonnen und Funken vor ihren Augen aufleuchteten und in ihrem überhitzten Gehirn umherzuwirbeln begannen. Sie bekam einen heftigen Schwindelanfall, und es schien ihr, daß die Kellerwände sich unaufhörlich im Kreise schwängen. Sie war so taumlig, daß sie sich gegen die Wand stützen mußte, um nicht zu Boden zu fallen.

„O Gott, sie verfolgt mich auch hier drinnen!“ sagte Gunhild.

„Ich habe wohl etwas Böses getan, da die Sonne mich auf Erden nicht mehr leiden mag“, fuhr sie fort.

Plötzlich kam ihr der Gedanke an den Brief, an den Tod der Mutter, an ihren furchtbaren Kummer und an ihren Wunsch, sterben zu dürfen. Sie hatte sich all dessen gar nicht mehr erinnert, während sie in wirklicher Lebensgefahr geschwebt hatte, sondern einzig und allein daran gedacht, sich zu retten.

Gunhild zog schnell den Brief aus der Tasche, sie entfaltete ihn und trat damit zum Eingang hin, so daß sie ihn lesen konnte. Sie sah, daß die Worte genau so dastanden, wie sie in ihrer Erinnerung hafteten, und sie stöhnte klagend auf.

Aber gleich darauf kam ihr ein Gedanke, der sie leicht und lieblich und tröstend anmutete.

Begreifst du nicht, daß es Gottes Wille ist, dich vom Leben zu befreien?

Das erschien ihr herrlich und als eine große Gnade Gottes. Sie konnte es sich nicht so ganz klarmachen, denn sie hatte nicht mehr ihr volles Bewußtsein. Der Schwindel

erfaßte sie aufs neue, der ganze Keller schwang sich im Kreise und über ihrem Auge tanzte ein funkelnder Feuerstrahl.

Aber sie hielt dennoch an dem Gedanken fest, daß Gott ihr die Gnade gewähre, aus dem Leben zu scheiden, zu ihrer Mutter in den Himmel hinaufzuschweben und all ihrem Leid zu entrinnen.

Sie erhob sich, faltete anfangs die Hände im Nacken, zog sie aber wieder zurück und trat dann ganz ruhig in den Sonnenschein hinaus, als schritte sie durch den Mittelgang einer Kirche.

Sie war ein wenig abgekühlt. Als sie hinaustrat, bemerkte sie anfangs weder Jäger noch Speerspitzen noch glänzende Pfeile.

Als sie aber ein paar Schritte gegangen war, stand alles wieder über ihr, als wäre es aus einem Hinterhalt hervorgestürzt. Alles ringsumher leuchtete und funkelte und sprühte, die Sonne kam wie ein stechender Funken hinter ihr hergesaust und traf sie im Nacken.

Sie ging noch einige Schritte. Dann aber stürzte sie, wie vom Blitz getroffen, zu Boden.

Es waren Leute aus der Kolonie, die sie einige Stunden später fanden. Sie lag entseelt am Boden, die eine Hand hatte sie an ihr Herz gepreßt, die andere lag ausgestreckt und hielt den Brief umklammert, wie um zu zeigen, was sie getötet habe.

Auf den Flügeln der Morgenröte.

An demselben Tage, an dem Gunhild, vom Sonnenstich getroffen, starb, war auch Gertrud ausgegangen und wanderte durch eine der breiten Straßen in der westlichen Vorstadt. Sie brauchte Knöpfe und Band für ihre Näherei; da sie dort aber noch nicht besonders heimisch war, mußte sie lange umhersuchen, ehe sie das Gewünschte fand. Sie beeilte sich auch durchaus nicht; sie war froh, im Freien umherwandern zu können. Gertrud hatte bisher noch nicht viel von Jerusalem gesehen. Sie hatte so wenig Sachen von

Hause mitgebracht, daß sie den größten Teil ihrer Zeit mit Nähen verbringen mußte, um etwas zum Anziehen zu haben.

Wie immer, wenn sie auf die Straße hinaustrat, umspielte ein glückliches Lächeln Gertruds Lippen. Sie fühlte zwar die entsetzliche Glut und den stechenden Sonnenschein, litt aber nicht so darunter wie die anderen Menschen. Bei jedem Schritt, den sie tat, dachte sie daran, daß Jesus vielleicht auf demselben Boden, den sie nun betrat, gewandelt hatte. Sie war dessen sicher, daß seine Blicke auf jenen Hügeln geruht hatten, die sie am Ende der Straße aufschimmern sah. Staub und Hitze hatten ihn gequält, wie sie jetzt auch ihr lästig waren, und wenn sie daran dachte, empfand sie seine Nähe so lebhaft, daß sie nur von überwältigender Freude erfüllt war.

Das was Gertrud seit ihrer Ankunft in Palästina so unendlich beglückte, war eben das Gefühl, Jesus viel näher gekommen zu sein als je zuvor. Hier dachte sie niemals daran, daß über tausend Jahre dahingegangen waren, seit er mit seinen Jüngern in diesem Lande umhergewandert war, sondern sie hatte die beglückende Vorstellung, daß er noch vor ganz kurzer Zeit hier gelebt habe. Sie sah in ihrer Phantasie seine Fußtapfen auf der Erde, und sie hörte den Widerhall seiner Stimme in den Straßen von Jerusalem.

Gerade als Gertrud über den steilen Abhang ging, der zum Jaffator hinabführte, kamen einige hundert russische Pilger des Weges gezogen. Sie waren einige Stunden umhergewandert, um die heiligen Stätten außerhalb Jerusalems aufzusuchen und waren so müde und erschöpft von der Wanderung in der heißen Sonnenglut, daß es den Anschein hatte, als würden ihre Kräfte kaum dazu ausreichen, daß sie bis zur russischen Herberge, die auf dieser Anhöhe lag, gelangen könnten.

Gertrud blieb stehen und betrachtete sie, während sie an ihr vorüberzogen. Es waren lauter Bauern, und sie fand, daß es doch merkwürdig sei, diese Pilger den Leuten in ihrer Heimat so ähnlich zu finden, wie sie dort in ihren Friesröcken und in den gestrickten Jacken dahinschritten. Das ist gewiß die Bewohnerschaft eines ganzen Dorfes, die sich zugleich nach Palästina begeben hat, dachte sie, während sie

dort stand und die Leute betrachtete. Der dort mit der Brille auf der Nase ist der Schulmeister, und jener mit dem dicken Stock hat einen großen Hof und regiert das ganze Dorf. Dieser, der so aufrecht dahingeht, ist ein alter Soldat, und jene Gestalt mit den schmalen Achseln und den langen Händen ist der Dorfschneider.

Sie stand dort in recht froher Laune und legte sich, ihrer alten Gewohnheit gemäß, allerlei kleine Geschichten über alles, was sie sah, zurecht. Jene Greisin mit dem seidenen Kopftuch ist reich, dachte sie, aber sie hat erst auf ihre alten Tage von Hause abkommen können, weil sie erst ihre Söhne und Töchter verheiraten und dann ihre Enkelkinder aufziehen mußte. Und die Alte, die ihr zunächst geht und ein so kleines Bündel in der Hand trägt, ist sehr arm. Sie ist eine von denen, die ihr ganzes Leben lang schwer arbeiten und sparen müssen, um das Geld zur Jerusalemfahrt aufbringen zu können.

Es genügte, diese Pilger heranziehen zu sehen, um sie gern zu haben. Obwohl sie so staubig und erhitzt waren, sahen sie zufrieden und heiter aus, kein einziges Gesicht zeigte einen unzufriedenen Ausdruck. Wie fromm und geduldig müssen sie sein, dachte Gertrud, und wie müssen sie Jesus lieben, wenn sie so froh sind, durch sein Land zu wandern, daß sie kein Leiden zu kennen scheinen!

Am Ende des Zuges befanden sich einige, die gänzlich erschöpft waren und sich kaum vorwärts zu schleppen vermochten. Es war rührend, mitanzusehen, wie deren Freunde und Verwandte zurückgingen und sie bei den Händen faßten, um ihnen beim Ersteigen der Anhöhe zu helfen. Aber die Allerelendesten mußten allein gehen. Sie schienen so übel daran zu sein, daß niemand Kraft genug in sich fühlte, ihnen beizustehen.

Die letzte in der Schar war ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren. Sie war fast die einzige junge Pilgerin, die übrigen waren meistenteils alt oder in mittleren Jahren. Als Gertrud sie erblickte, sagte sie sich sofort, daß dieses junge Mädchen so tief ins Unglück geraten sein müsse, daß ein Leben in der Heimat ihr unerträglich geworden sei. Vielleicht hatte auch sie im Walde Jesus auf

sich zuschreiten sehen, um ihr zu raten, nach Palästina zu pilgern.

Das junge Mädchen sah recht krank und leidend aus. Sie war von zartem Körperbau, und ihre groben, schweren Sachen, vor allem die plumpen Stiefel, die sie gleich all den anderen Frauen trug, schienen sie außerordentlich zu beschweren. Sie wankte noch einige Schritte weiter, dann blieb sie stehen, um tief Atem zu holen. Es war eine große Gefahr für sie, die dort unbeweglich mitten auf der Straße stand, von einem Kamel oder von einem Wagen überfahren zu werden.

Gertrud empfand einen unwiderstehlichen Drang, ihr beizustehen. Sie überlegte nicht lange, sondern trat auf sie zu, legte den Arm um ihren Leib und zeigte der Kranken, wie sie ihre Schultern umfassen müsse, um gut gestützt zu werden. Das Mädchen sah mit einem stumpfen Blick zu ihr auf. Halb bewußtlos nahm sie die Hilfe an und ließ sich von Gertrud einige Schritte vorwärtsschleppen.

Eine der älteren Frauen wandte sich plötzlich um. Sie blickte Gertrud scharf an und rief mit gestrenger Stimme der Kranken einige Worte zu. Diese schien ganz entsetzt zu sein, sie richtete sich auf, stieß Gertrud fort und suchte allein weiterzugehen, mußte aber bald wieder stehenbleiben.

Gertrud konnte nicht begreifen, weshalb das Mädchen sich nicht ihrer Hilfe bedienen wolle. Sie glaubte, es beruhe darauf, daß die Russen zu rücksichtsvoll und bescheiden wären, um von einer Fremden Hilfe anzunehmen. Sie eilte nochmals auf die Kranke zu und legte von neuem ihren Arm um deren Leib. Da verzerrte sich das Gesicht der Fremden in größtem Entsetzen und Abscheu. Nicht genug, daß sie sich von Gertrud losriß, sie schlug mit der Hand nach ihr und begann zu laufen, um ihr zu entfliehen.

Nun begriff Gertrud, daß die andere wirklich Angst vor ihr hatte. Sie verstand, daß so etwas von nichts anderem herrühren konnte als von der böswilligen Verleumdung, die über die Gordonisten ausgesprengt worden war. Gertrud war ärgerlich und zugleich betrübt. Das einzige, was sie für das arme Wesen tun konnte, war, sie in Ruhe zu lassen, um sie nicht noch mehr zu erschrecken. Aber als sie nun still-

stand und ihr mit den Blicken folgte, bemerkte sie, daß das Mädchen vor ihr fliehend in seiner Verwirrung und Furcht gerade auf einen Wagen zulief, der in voller Fahrt von dem Abhang herunterstürmte. Gertrud sah voller Schrecken, daß nichts anderes zu erwarten bliebe, als daß die Fremde überfahren und getötet würde.

Gertrud wollte die Augen schließen, um das entsetzliche Unglück nicht mitansehen zu müssen, sie hatte aber die Gewalt über sich gänzlich verloren und vermochte nicht einmal die Augenlider zu senken. Sie stand also mit weitgeöffneten Augen da und sah, wie die Pferde auf die Kranke zukamen und sie umwarfen. Aber im nächsten Moment hielten sich die klugen Tiere von selbst zurück. Sie drängten sich nach rückwärts, stemmten die Füße fest gegen den Boden, um die ganze Last des vorwärtsrollenden Wagens zurückzuhalten, warfen sich dann geschmeidig zur Seite und setzten die Fahrt fort, ohne daß ein Huf oder ein Wagenrad die Hingesunkene berührt hatte.

Gertrud glaubte schon, daß alle Gefahr vorüber sei Das russische Mädchen lag noch immer auf der Erde, ohne sich zu bewegen, aber das rührte wohl nur daher, daß sie vor Angst ohnmächtig geworden war.

Von allen Seiten stürzten nun Menschen herbei, um der Verunglückten beizustehen. Gertrud war die erste von allen, die an sie herantrat. Sie beugte sich nieder, um sie aufzurichten. Da sah sie, daß unter ihrem Kopf Blut hervorsickerte und den Kies rot färbte, und sie sah auch, daß ihr emporgewandtes Gesicht auf eine sonderbare Art erstarrte. Sie ist tot, dachte Gertrud, und ich bin es, die sie in den Tod getrieben hat!

Zugleich packte ein Mann Gertrud ungeduldig am Arm und schleuderte sie beiseite. Er brüllte ihr einige Worte zu, die, wie sie begriff, soviel bedeuteten, als daß ein verworfenes Geschöpf wie sie nicht wert sei, die fromme, junge Pilgerin zu berühren. Im nächsten Augenblick wurden dieselben Worte rings um sie her wiederholt. Man hob drohend die Hände gegen sie empor, drängte und stieß sie, bis sie sich außerhalb der dichten Schar befand, die sich um die Verunglückte angesammelt hatte.

Einen Augenblick war Gertrud so zornig über diese Behandlung, daß sie die Hände ballte. Sie wollte sich verteidigen, wollte nochmals zu dem russischen Mädchen vordringen, sie mußte doch erfahren, ob es wirklich tot sei. „Nicht ich bin es, die unwürdig ist, ihr zu nahen, sondern ihr alle seid es!“ rief sie laut in schwedischer Sprache. „Ihr seid es, die ihr sie getötet habt. Es ist eure elende Verleumdung, die sie in den Tod gejagt hat.“

Niemand verstand sie und Gertruds Zorn wich bald einem unendlichen Entsetzen. Wenn nun jemand zugesehen hätte, wie alles zugegangen war und es jetzt den Pilgern erzählte? Dann würden sich alle diese Menschen erbarmungslos auf sie stürzen und sie totschlagen.

Sie floh in großer Hast von diesem Platze und lief, so schnell sie konnte, obwohl niemand sie verfolgte. Sie hemmte ihren Lauf nicht eher, bis sie die kahle Gegend hinter der Nordseite Jerusalems erreicht hatte.

Hier blieb sie stehen, strich mit der Hand über die Stirn und preßte ihre gefalteten Hände fest auf den Scheitel.

„O Gott! O Gott!“ rief sie. „Bin ich nun eine Mörderin? Habe ich nun den Tod eines Menschen verschuldet?“

Im nächsten Augenblick wandte sie sich gegen die Stadt, deren hohe, düstere Mauern sich dicht neben ihr erhoben.

„Nicht ich bin es, sondern du bist es!“ rief sie. „Nicht ich bin es, sondern du bist es!“

Mit einem Schauder wandte sie sich von der Stadt ab, um nach der Kolonie zu gehen, deren Dach sie in der Entfernung erkennen konnte. Aber sie blieb wiederholt stehen und versuchte, ein wenig Ordnung in alle die Gedanken zu bringen, die auf sie einstürmten.

Es verhielt sich nämlich so, daß Gertrud bei ihrer Ankunft in Palästina gedacht hatte: „Hier bin ich nun im eigenen Lande meines Herrn und Königs, nun stehe ich unter seiner besonderen Obhut, hier kann mir nichts Übles widerfahren.“ Und sie hatte sich in den Glauben eingewiegt, daß Christus ihr geboten habe, in sein heiliges Land zu ziehen, weil er gesehen hatte, daß sie einen so schweren Kummer erlitten, und daß sie nun nichts mehr im Leben

durchzumachen habe, sondern nur noch in ruhiger Sicherheit und im Frieden leben würde.

Aber nun hatte Gertrud ein Gefühl, wie es jemand haben mag, der in einer stark befestigten Stadt wohnt und plötzlich die schützenden Türme und Mauern zu Boden stürzen sieht. Sie sah, daß sie schutzlos war. Es gab keine Wehr und Waffen, sie vor dem hereinbrechenden Übel zu bewahren. Das Unglück schien im Gegenteil sie hier noch schlimmer treffen zu können als anderswo.

Voller Mut wies sie den Gedanken von sich, den Tod der jungen Russin verschuldet zu haben, sie wollte sich um dieses Todes willen keinerlei Gewissensbisse machen. Dennoch empfand sie eine dunkle Furcht vor dem Schaden, den dieses Ereignis ihr noch bringen konnte. „Ich werde es jetzt wohl stets vor Augen sehen, wie die Pferde auf sie zukamen“, klagte sie. „Ich kann wohl niemals mehr einen frohen Tag genießen!“

Auch stieg eine Frage in ihr empor, die sie eiligst zu unterdrücken suchte, die aber immer wieder auftauchte. Sie begann sich selber zu fragen, weshalb Christus sie in dieses Land gesandt habe. Es war eine große Sünde, eine solche Frage zu stellen, aber sie konnte es nicht lassen. Was hatte Christus beabsichtigt, als er sie in dieses Land gesandt hatte?

„O Gott“, sprach sie in großer Verzweiflung, „ich glaubte, du hättest mich lieb und wolltest alles zu meinem Besten lenken! O Gott, ich war so glücklich, als ich glaubte, daß du mich beschütztest!“

Als Gertrud nach der Kolonie zurückkehrte, fiel ihr sofort die eigentümliche Stille und Feierlichkeit auf, mit der sie empfangen wurde. Der Knabe, der ihr das Tor öffnete, sah ganz ungewöhnlich ernst aus, und als sie in den Hof trat, merkte sie, wie leise alle über das Steinpflaster hinglitten und daß niemand laut redete. Hier ist der Tod eingekehrt, dachte sie, ehe noch jemand ein Wort zu ihr gesprochen hatte.

Bald erfuhr sie, daß man Gunhild tot auf der Landstraße liegend gefunden hatte. Sie war bereits nach Hause gebracht worden und lag auf einer Bahre in der Wasch-

küche des Kellergeschosses. Gertrud wußte, daß im Morgenlande die Toten sehr schnell beerdigt werden müssen, sie war aber dennoch entsetzt, daß die Vorbereitungen zum Begräbnis bereits in vollem Gange waren. Tims Halfvor und Ljung Björn zimmerten einen Sarg, und einige der älteren Frauen waren dabei, die Tote in Leichentücher zu hüllen. Mrs. Gordon hatte sich zum Vorsteher einer der amerikanischen Missionsanstalten begeben, um die Erlaubnis zu erwirken, Gunhild auf dem amerikanischen Kirchhof beerdigen zu dürfen. Bo und Gabriel standen mit Spaten in den Händen auf dem Hofe und warteten nur auf Mrs. Gordons Rückkehr, um fortzugehen und das Grab zu bereiten.

Gertrud ging in die Waschküche hinunter. Sie stand lange in Betrachtung Gunhilds versunken und brach in heftiges Weinen aus. Sie hatte immer viel von ihr gehalten, die nun tot dalag, aber während sie dort stand und Gunhild betrachtete, wurde es ihr plötzlich klar, daß weder sie selber noch irgend ein anderer Mensch Gunhild so viel Liebe entgegengebracht hatte, wie sie es verdiente. Wohl hatten alle erfaßt, daß sie rechtschaffen, gut und wahrheitsliebend sei, aber sie hatte sich und anderen das Leben schwer gemacht, weil sie in Kleinigkeiten sehr pedantisch war, und das hatte die Menschen etwas abgestoßen. Jedesmal, wenn Gertrud daran dachte, empfand sie es als ein schreckliches Unrecht gegen Gunhild, und ihre Tränen begannen von neuem zu fließen.

Aber plötzlich hörte Gertrud auf zu weinen und blickte Gunhild mit Unruhe und voller Schrecken an. Sie hatte bemerkt, daß sie dort mit demselben Ausdruck in ihrem Antlitz lag, den sie im Leben gehabt hatte, so oft sie über etwas nachgrübelte, das ihr schwer und verwickelt erschien. Es war so wunderlich, wie sie mit einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen und mit etwas vorgeschobenen Lippen dalag, als ob sie noch immer nachgrübelte.

Gertrud trat langsam von der Toten zurück. Als sie den fragenden Ausdruck in Gunhilds Gesicht bemerkt hatte, wurde sie wieder auf ihren eigenen Kummer hingelenkt. Sie fand, daß auch Gunhild so dalag, als frage sie, weshalb Jesus sie in dieses Land gesandt habe. Weshalb mußte ich

hierher kommen, wenn es doch nur geschah, um hier zu sterben? schien sie sich selber zu fragen.

Als Gertrud wieder den Hof betrat, eilte Bo ihr entgegen. Er bat sie mitzukommen und ein paar Worte mit Hök Gabriel Matsson zu reden. Gertrud stand da und blickte Bo ganz verwirrt an, sie war so sehr in ihre eigenen Gedanken vertieft, daß sie nicht gleich begriff, was er meinte. „Gabriel war es, der Gunhild auf der Landstraße fand", sagte Bo erklärend. Gertrud hörte ihn nicht, sie stand immer noch da und grübelte darüber nach, weshalb Gunhild einen solchen Gesichtsausdruck hatte. — „Es war ganz schrecklich für Gabriel, sie tot am Wege liegend zu finden, während er ahnungslos ausging und so gar nicht auf dieses Unglück gefaßt war", sprach Bo, und als Gertrud ihn noch immer nicht verstand, fuhr er mit tief erregter Stimme fort: „Wenn hier in der Kolonie jemand wäre, den ich liebte, und ich fände ihn tot am Boden liegen, so weiß ich nicht, was mit mir geschähe."

Gertrud blickte sich um, wie jemand, der eben vom Schlafe erwacht. Ja, natürlich, ja gewiß, sie wußte es ja seit lange, daß Gabriel stets Gunhild geliebt hatte. Sie hätten sich ja auch verheiratet, wenn nicht diese Jerusalemsfahrt dazwischen gekommen wäre. Aber beide waren übereingekommen, daß sie nach Palästina gehen wollten, wenn sie auch niemals Mann und Frau werden sollten. Und nun hatte Gabriel seine Gunhild tot am Wege gefunden.

Gertrud ging zu Gabriel hin, der unbeweglich am Hoftor stand und ihr nicht einen Schritt entgegenkam. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen blickten ganz starr, während er dastand und den Spaten zwischen ein paar Steinen in die Erde bohrte. Als Gertrud vor ihm stand, begann er die Lippen zu bewegen, aber es drang kein vernehmbarer Laut hervor.

„Es wäre gut für Gabriel, wenn er weinen könnte", flüsterte Bo Gertrud zu.

Gertrud reichte Gabriel, ohne ein Wort zu sagen, die Hand, wie man es bei einem Begräbnis bei den nächsten Anverwandten zu tun pflegt. Gabriels Hand lag schlaff und kalt in der ihren.

„Bo sagt, daß du es warst, der sie fand", sprach Gertrud. Gabriel stand unbeweglich da. — „Das war recht schwer für dich", fuhr sie fort, während Gabriel wie ein Steinbild vor ihr stand. Aber nun war Gertrud innerlich so weit, sich in seinen Schmerz hineindenken zu können. Sie begriff, wie entsetzlich es für ihn gewesen sein mußte. — „Aber ich glaube, daß es Gunhild lieb gewesen wäre, gerade von dir aufgefunden zu werden", sagte sie.

Gabriel zuckte zusammen. Er blickte Gertrud erstaunt an. — „Glaubst du, daß es ihr lieb gewesen ist?" — „Ja, gewiß", sagte Gertrud, „ich begreife, daß es schwer für dich war, aber ich glaube, daß sie es sich gewünscht hat, gerade durch dich aufgefunden zu werden." — „Ich wich nicht einen Augenblick von ihrer Seite", sprach Gabriel leise, „bis Leute kamen, die mir helfen konnten, und ich trug sie behutsam und gut." — „Ja, das tatest du sicherlich", antwortete Gertrud.

Gabriels Lippen begannen zu beben, und plötzlich entstürzten seinen Augen die Tränen. Bo und Gertrud standen schweigend neben ihm und ließen ihn weinen. Gabriel preßte das Gesicht gegen den Türpfosten. Er weinte mit heftigem Schluchzen.

Nach einer kleinen Weile beruhigte er sich ein wenig Er trat an Gertrud heran und faßte ihre Hand. — „Ich möchte dir danken, daß du mich zum Weinen gebracht hast", sagte er. Seine Stimme klang nun weich und mild. Man hätte fast glauben können, daß der alte Hök Matts, sein Vater, gesprochen habe. „Ich will dir nun etwas zeigen, was ich eigentlich keinen Menschen sehen lassen wollte", fuhr er fort. „Als ich Gunhild fand, lag sie da und hielt einen Brief ihres Vaters, und ich nahm ihn an mich; ich dachte, daß ich wohl der nächste dazu wäre, ihn zu lesen. Nun denke ich daran, daß auch du alte Eltern zu Hause hast, und du sollst diesen Brief zu lesen bekommen, weil du mich zum Weinen gebracht hast."

Gertrud nahm den Brief und las ihn. Dann blickte sie zu Gabriel auf. — „Also darum ist sie gestorben", sagte sie. Gabriel nickte. — „Ich denke mir, daß es so war", sagte er. — Gertrud sprach fast schreiend: „Jerusalem, Jerusalem.

du nimmst unser aller Leben! Ich glaube, daß Gott uns verlassen hat!"

Eben trat Mrs. Gordon durch das Tor herein. Sie schickte Gabriel und Bo nach dem Kirchhof. Gertrud ging in das kleine Stübchen, das sie mit Gunhild zusammen bewohnt hatte. Dort blieb sie den ganzen Abend über.

Ein Entsetzen hatte sie erfaßt, das so heftig und unüberwindlich war wie die Furcht vor Gespenstern. Sie glaubte, daß dieser Tag noch etwas Schlimmes bringen würde und fürchtete sich davor, als läge es hier, auf sie lauernd, in einem Winkel des Zimmers. Zugleich wurde sie von Zweifeln gepeinigt. Ich weiß nicht, weshalb Christus uns hierhergesandt hat, dachte sie. Wir bringen ja nur Unglück über uns selber und über alle die anderen.

Eine Weile kämpfte sie gegen ihre Zweifel, aber gleich darauf ertappte sie sich selbst dabei, daß sie dasaß und alle diejenigen aufzählte, die um der Auswanderung willen ins Unglück geraten waren. Nichts schien doch so sicher und gewiß gewesen zu sein, wie ihrer aller Überzeugung, daß es Gottes Wille sei, sie nach Palästina ziehen zu sehen, wie war es möglich, daß diese Tat nur Jammer und Elend über sie brachte?

Sie hatte Papier und Feder herbeigeholt, um an ihre Eltern zu schreiben, aber sie vermochte es nicht. „Was soll ich schreiben, um bei ihnen Glauben zu finden?" rief sie aus. „Wenn ich nun auch so aus dem Leben scheiden könnte wie Gunhild, so würden sie vielleicht meiner Beteuerung, daß wir unschuldig sind, Glauben schenken."

Der Abend schlich langsam dahin, und endlich brach die Nacht herein. Gertrud fühlte sich so tief unglücklich, daß sie nicht einschlafen konnte. Sie sah Gunhilds Antlitz vor sich und mußte unaufhörlich an den grüblerischen Ausdruck der armen Toten denken. Es wurde ihr zur Gewißheit, daß Gunhild mit derselben Frage auf den Lippen gestorben sei, mit der sie selber sich quälte.

Ehe es noch zu tagen begann, stand Gertrud auf und kleidete sich an, um auszugehen.

Während dieses letzten Tages und in dieser Nacht hatte sie sich so weit von Christus entfernt, daß sie kaum wußte,

wie sie sich wieder zu ihm zurückfinden sollte. Jetzt am frühen Morgen überfiel sie eine wahre Sehnsucht, die einzige Stätte aufzusuchen, von der sie ganz sicher wußte, daß e r sie einst betreten hatte. Und diese einzige Stätte, deren Lage niemals jemand bezweifelt hatte, war der Ölberg. Sie hatte das Gefühl, sich ihm dort oben wieder mehr nähern zu können; wenn sie dort hinaufginge, würde sie sich von seiner Liebe überschattet fühlen und seine Ratschlüsse und Absichten hinsichtlich ihres Lebens begreifen können.

Als sie in das nächtliche Dunkel hinaustrat, verdoppelte sich anfangs ihre Angst. Sie mußte immer wieder an all das Unglück und das Unrecht denken, das dieser eine Tag gezeitigt hatte.

Aber je weiter sie den Berg erstieg, desto deutlicher fühlte sie, wie wunderbar licht es in ihr wurde. Die drückende Last ward von ihr genommen. Eine Deutung aller dieser Vorgänge begann ihr aufzudämmern.

Das wäre ja die einzige Möglichkeit, dachte sie. Wenn solche Ungerechtigkeiten begangen werden können, dann muß der Untergang der Welt wohl nahe sein. Sonst wäre es ja gar nicht zu begreifen, daß Recht zum Unrecht würde, daß Gott nicht Macht hätte, das Böse zu verhindern und daß die Lüge keinen Widerspruch fände.

Sie blieb stehen und begann nachzugrübeln. Ja, so war es sicherlich, die Stunde der Wiederkehr des Herrn war gekommen, und bald würde sie ihn aus dem Gewölk des Himmels herabschweben sehen.

Wenn es sich wirklich so verhielt, dann konnte sie begreifen, weshalb sie alle nach Jerusalem berufen worden waren. Sie und ihre Freunde waren durch die Gnade Gottes hierher gesandt worden, um Jesus zu begegnen. Sie schlug in freudigem Staunen die Hände zusammen, als sie daran dachte, wie unendlich erhaben das sei.

Sie erstieg mit eiligen Schritten den Bergabhang, bis sie seinen Gipfel erreicht hatte, von dem Jesus einst zum Himmel emporgefahren war.

Den eingehegten Platz selber konnte sie nicht betreten, aber sie stand möglichst dicht davor und blickte zum Himmel

empor, der nun in der schnell hereinbrechenden Morgendämmerung aufleuchtete.

Vielleicht erscheint er schon heute, dachte sie. Sie faltete ihre Hände und blickte zum Morgenhimmel auf, der von lichtem, zartem Gewölk bedeckt war.

Plötzlich nahmen diese Wölkchen einen rosigen Schimmer an, dessen Widerschein sich über Gertruds Gesicht zu breiten schien. „Er kommt“, sprach sie, „es ist sicher, daß er kommt“

Sie starrte die Morgenröte an, als erschiene sie ihr zum erstenmal. Sie glaubte tief in den Himmel hineinschauen zu können. Ganz im Osten gewahrte sie ein tiefes Gewölbe mit einem hohen, breiten Tor, und sie erwartete nur noch, die beiden Torflügel sich weit öffnen zu sehen, um Christus mit seinen Engelscharen hindurchziehen zu lassen.

Bald darauf öffnete sich auch in Wirklichkeit das Tor des Ostens, und die Sonne ging am Himmel auf. Gertrud stand unbeweglich in gespannter Erwartung da, während die Sonne ihren Schein über die Gebirgsgegend, westlich von Jerusalem, warf, wo die Hügelreihen wie Meereswellen zu wogen schienen. Sie wartete geduldig, bis die Sonne so hoch stand, daß ihre Strahlen das Kreuz auf der Kuppel der Grabeskirche erschimmern ließen.

Da erinnerte sich Gertrud, daß sie vernommen hatte, Christus würde einst bei Sonnenaufgang auf den Flügeln der Morgenröte wiederkehren. Sie begriff, daß sie ihn also an diesem Tage nicht mehr erwarten konnte. Dennoch fühlte sie sich deshalb weder bedrückt noch beunruhigt. „Er wird also morgen kommen“, sagte sie sich mit der größten Zuversicht.

Sie stieg vom Berge herab und kehrte glückstrahlend zur Kolonie zurück. Aber sie mochte keiner Menschenseele die große, beglückende Zuversicht, die ihr Herz erfüllte, anvertrauen. Den ganzen Tag über saß sie wieder wie sonst bei ihrer Arbeit und sprach von gleichgültigen Dingen.

Am nächsten Morgen aber stand sie von neuem vor Tagesanbruch auf dem Ölberge.

Und Morgen für Morgen kehrte sie dorthin zurück, weil sie unter allen Menschen die erste sein wollte, die Christus in der Herrlichkeit des Morgens herabschweben sähe.

Ihre Wanderungen erregten sehr bald die Aufmerksamkeit der Kolonie, und man bat Gertrud, daß sie zu Hause bleiben möge. Die Kolonisten stellten ihr vor, daß es sie alle schädigen könnte, wenn die Menschen sie jeden Morgen auf dem Ölberg knien sähen, um Christi Wiederkehr zu erwarten. Wenn sie diese Wanderungen fortsetzte, so würde man womöglich auch noch von ihnen sagen, sie wären Wahnsinnige.

Gertrud versuchte, sich zu fügen und daheim zu bleiben. Aber in den frühesten Morgenstunden erwachte sie, und dann stand es ihr wieder lebhaft vor Augen, daß Jesus gerade an diesem Tage erscheinen müsse. Nichts vermochte sie dann daran zu hindern, aufzustehen und hinauszueilen, um ihren König und Erlöser zu empfangen.

Diese Erwartung hatte ihr ganzes Sein und Wesen durchdrungen. Sie konnte ihr nicht widerstehen, sich nicht davon befreien. In allem anderen war sie sich gleich geblieben. Ihr Sinn war durchaus nicht verwirrt, sie hatte sich nur insofern verändert, daß sie heiterer und sanfter als früher war.

Nach einiger Zeit hatte man sich so an ihre Morgenwanderungen gewöhnt, daß sie gehen und kommen konnte, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Aber wenn sie am Morgen hinausging, dann sah sie einen dunklen Schatten wie ihrer wartend am Tore stehen. Solange sie bergauf wanderte, vernahm sie den Tritt eisenbeschlagener Stiefelabsätze. Sie redete niemals mit diesem Schatten, aber sie empfand ein Gefühl der Sicherheit, wenn diese schweren Tritte ihr nachfolgten.

Zuweilen, wenn sie vom Berge herabstieg, traf sie unten Bo, der an eine Mauer gelehnt dastand und mit dem Blick eines treuen Hundes auf sie wartete. Bo wurde flammend rot und wandte die Blicke ab, und Gertrud schritt weiter, ohne es sich anmerken zu lassen, daß sie ihn gesehen hatte.

Baram Pascha.

Die Kolonisten waren sehr befriedigt, daß sie dieses neue, prächtige Haus vor dem Damaskustor hatten mieten können. Es war so groß, daß es sie fast allesamt beherbergen konnte, und daß nur ein paar Familien sich anderswo einmieten mußten. Das Haus mit seinen Dachterrassen und seinen offenen Säulengängen bot ihn einen sehr behaglichen Aufenthalt und eine herrliche Zuflucht in der Sommerglut. Sie konnten nicht umhin zu glauben, daß es eine ganz besondere Gnade Gottes gewesen sei, ein solches Haus leerstehend gefunden zu haben. Sie sagten oft, daß sie nicht wüßten, wie sie ein gewisses Behagen und den Zusammenhalt der Kolonie hätten erzielen sollen, wenn sie nicht ein Haus für sich allein gefunden hätten und in verschiedenen Stadtgegenden wohnen würden.

Doch nun lag die Sache so, daß dieses Haus Baram Pascha gehörte, dem damaligen Gouverneur von Jerusalem. Er hatte vor ungefähr drei Jahren dieses Haus für seine Gattin erbaut. Er liebte diese Frau über alles in der Welt. Er wußte, daß er ihr keine größere Freude bereiten konnte, als ein Haus bauen zu lassen, in dem sie mit ihrem ganzen großen Haushalt, mit ihren Söhnen und Schwiegertöchtern, mit ihren Töchtern und Schwiegersöhnen, wie auch mit deren Kindern und mit der ganzen Dienerschaft wohnen konnte.

Als aber das Haus fertig geworden war und Baram Pascha mit seiner ganzen Familie hineinzog, hatte ihn ein furchtbares Unglück getroffen. Während der ersten Woche, in der er dort wohnte, starb eine seiner Töchter, während der zweiten starb eine andere Tochter, und während der dritten Woche schied seine geliebte Frau aus dem Leben. Dieser tiefe Gram griff Baram-Pascha so ans Herz, daß er sofort aus seinem Palast wegzog, ihn verschloß und einen Schwur tat, ihn niemals mehr zu betreten.

Seit jener Zeit hatte der Palast leer gestanden, bis die Gordonisten in diesem Frühling zu Baram Pascha gekommen waren, um ihn zu bitten, ihnen das ganze Haus zu vermieten. Alle waren sehr erstaunt, daß er seine Einwilligung

dazu gegeben hatte, denn jedermann hatte sicher erwartet, daß Baram Pascha niemals wieder einen Menschen in diesen Mauern hausen lassen würde.

Als aber gegen den Herbst hin die schwere Verleumdung gegen die Gordonisten erhoben wurde, berieten einige amerikanische Missionäre miteinander, wie sie wohl am besten diese ihre Landsleute zwingen könnten, Jerusalem zu verlassen. Und sie beschlossen, Baram Pascha aufzusuchen, um mit ihm über seine Mieter zu reden. Sie berichteten ihm alles Böse, was sie von ihnen wußten, und sie fragten ihn, ob er es zulassen könne, daß solche verachtenswerte Menschen in dem Hause wohnen sollten, das er für seine Gattin erbaut hatte.

* *
*

Es war an einem schönen Novembermorgen um die achte Stunde.

Die tiefe Nacht, die die Stadt in ihr Dunkel gehüllt hatte, war bereits entflohen, und Jerusalem hatte wieder das Aussehen, das es jeden Tag zeigte. Am Damaskustor hatten die Bettler schon längst ihre Plätze eingenommen, und die Straßenhunde, die die ganze Nacht durch in Bewegung gewesen waren, suchten nun ihre Schlupfwinkel und Kehrichthaufen auf, um den Tag zu verschlafen. Eine kleine Karawane hatte am vergangenen Abend am Tor ihr Lager aufgeschlagen. Sie machten sich nun zum Aufbruch bereit, die Führer schnallten den liegenden Kamelen die Warenballen fest auf den Rücken, und die Tiere brüllten, als sie die schwere Last auf dem Rücken fühlten. Von der Landstraße draußen kamen die Bauern, die mit großen Körben voller Gemüse in die Stadt eilten. Hirten kamen aus den Berggegenden und schritten feierlich durch das Torgewölbe, gefolgt von großen Herden von Schafen, die geschlachtet und von Ziegen, die gemolken werden sollten.

Gerade als das ärgste morgendliche Gedränge im Tor stattfand, kam ein alter Mann auf einem schönen, weißen Esel angeritten. Er war äußerst prächtig gekleidet, sein Anzug war von weicher, gestreifter Seide, und über diesem

trug er einen lang herabwallenden pelzverbrämten Kaftan von hellblauem Brokat. Sowohl sein Turban als auch sein Gürtel waren mit reichen Stickereien von goldfarbiger Seide geschmückt. Sein Gesicht war sicherlich einst schön und ehrfurchtgebietend gewesen. Jetzt war es vom Alter verheert, die Augen tränten, der Mund war eingefallen, und der große, weiße Bart hing in Zotteln mit gelblichen Spitzen herab.

Alle Leute, die sich durch das Tor drängten, staunten und sprachen untereinander: „Warum reitet Baram Pascha durch das Damaskustor nach jener Landstraße hinaus, die er seit drei Jahren nicht mehr hat sehen wollen?"

Andere fragten: „Will Baram Pascha hinausreiten, um sein Haus zu besuchen, das niemals wieder zu betreten er geschworen hat?"

Während Baram Pascha durch das Volksgewimmel im Tor ritt, sagte er zu seinen Diener Machmud, der ihm folgte:

„Hörst du, Machmud, wie alle diese Menschen, denen wir begegnen, sich wundern und einander fragen: ‚Was bedeutet das nun? Will Baram Pascha nach seinem Hause reiten, das er drei Jahre lang nicht gesehen hat?'"

Und sein Diener antwortete ihm, daß er es vernommen habe, wie die Leute sich darüber wunderten.

Da sprach Baram Pascha mit großer Entrüstung: „Glauben sie denn, ich sei so alt, daß man mit mir machen kann, was man will? Glauben sie, ich würde es dulden, daß die Fremdlinge ein schändliches Leben in jenem Hause führen, das ich für meine Gattin erbaut habe, die eine gute und tugendhafte Frau war?"

Baram Paschas Diener suchte seines Herrn Zorn zu beschwichtigen und sagte zu ihm: „Herr, du hast vergessen, daß wir nicht zum erstenmal die Christen einander verleumden hören."

Baram Pascha streckte in seinem Zorn die Arme empor und rief: „Flötenbläser und Tänzerinnen treiben ihr Wesen in den Räumen, wo meine Lieben starben! Dieser Tag soll sich nicht neigen, ehe diese Missetäter aus meinem Hause verjagt sind."

Als der alte Pascha diese Worte gesprochen hatte, begegnete ihm eine kleine Schar von Schulkindern, die je zwei zu zwei mit schnellem Schritt ihres Weges gezogen kamen. Und als er sie betrachtete, fand er ihr Aussehen ganz anders als das aller anderen Kinder, die sich auf den Straßen von Jerusalem umhertummeln, denn diese Kinder waren sauber gewaschen, sie hatten ganze Kleider und starkes Schuhwerk, und ihr Haar war blond und glattgekämmt.

Baram Pascha hielt seinen Esel an und sagte zu seinem Diener: „Gehe hin und frage, wer sie sind!“

„Ich brauche nicht zu fragen, Herr, wer sie sind“, antwortete sein Diener, „denn ich habe sie hier täglich gesehen. Es sind die Kinder der Gordonisten, und sie sind auf dem Wege zur Schule, die diese Leute in der Stadt in jenem Hause eingerichtet hatten, ehe sie dein großes Haus mieten konnten.“

Während der Pascha noch ruhig dasaß und den Kindern nachblickte, kamen zwei Männer, die auch zur Kolonie gehörten, und die einen kleinen Holzwagen zogen, in dem die kleinsten Schulkinder saßen, die noch nicht bis zur Stadt zu gehen vermochten. Und der Pascha sah, daß die Kleinen vor Freude in die Händchen klatschten, weil sie fahren durften, und die Männer, die den Wagen zogen, lachten ihnen zu und liefen schneller, um ihnen Freude zu machen.

Da faßte sein Diener Mut und fragte ihn: „Scheint es dir nicht, Herr, daß diese Kinder gute Eltern haben müssen?“

Aber Baram Pascha war ein alter Mann und beharrlich in seinem Zorn, wie es alte Leute zu sein pflegen. „Ich habe ihre eigenen Glaubensgenossen über sie reden hören“, antwortete er, „und ich sage dir, daß sie noch vor Anbruch des Abends aus meinem Hause gejagt werden sollen.“

Als Baram Pascha noch eine Strecke weiter geritten war, begegnete er einer Gruppe von Frauen in europäischer Tracht, die nach der Stadt wanderten. Sie gingen sehr ruhig und sittsam ihres Weges, ihre Kleidung war einfach, fast dürftig, und sie trugen schwere, wohlgefüllte Körbe in den Händen.

Der Pascha wandte sich an seinen Diener und sprach zu ihm: „Gehe hin und frage, wer sie sind!“

Und der Diener antwortete: „Ich brauche nicht zu fragen, Herr, denn ich begegne ihnen hier alle Tage. Es sind die Frauen der Gordonisten, die mit Eßwaren und Heilmitteln nach Jerusalem wandern, um jenen Kranken beizustehen, die zu schwach sind, um draußen in der Kolonie Hilfe zu suchen.“

Baram Pascha antwortete: „Und wenn sie auch ihre Schlechtigkeit und Tücke unter Engelsfittichen verbergen sollten, so werde ich sie dennoch aus meinem Hause jagen.“

Er ritt weiter bis zu dem großen Hause. Und als er sich diesem näherte, vernahm er von dorther das Gemurmel vieler Stimmen und ab und zu einen lauten Schrei.

Er wandte sich an seinen Diener und sprach: „Nun höre, wie die Spielleute und die Tänzerinnen in meinem Hause lärmen!“

Als er jedoch um die Ecke des Hauses ritt, sah er allerlei Kranke und Verwundete zusammengekauert vor dem Eingang zum Hause sitzen. Sie klagten sich gegenseitig ihr Leid und einige von ihnen stießen Jammerrufe aus.

Und Machmud, sein Diener, faßte wieder Mut und sagte: „Hier siehst du die Spielleute und die Tänzerinnen, die du in deinem Hause lärmen hörtest. Diese Leute kommen jeden Morgen hierher, um den Arzt der Gordonisten um Rat zu fragen und sich von deren Krankenpflegerinnen verbinden zu lassen.“

Baram Pascha antwortete: „Ich sehe, daß diese Gordonisten dich betört haben, ich aber bin zu alt, um mich durch deren Lügen irremachen zu lassen. Ich sage dir, wenn ich die Macht besäße, würde ich sie alle an meinem Dachgebälk aufhängen lassen.“

Und Baram Pascha war noch voller Zorn, als er von seinem Esel stieg und die Treppe hinaufschritt

Als der alte Mann den Hofplatz betrat, kam ihm eine hochgewachsene, stattliche Frau entgegen und begrüßte ihn. Ihr Haar war weiß, obgleich sie kaum älter als vierzig Jahre zu sein schien. Ihr Gesicht zeigte einen gebieterischen, klugen Ausdruck, und wiewohl sie nur ein einfaches, schwarzes Kleid trug, merkte man ihr an, daß sie daran gewöhnt war, vielen Menschen Befehle zu erteilen.

Baram Pascha wandte sich an Machmud und fragte ihn: „Diese Frau sieht so gut und klug aus wie Chadidscha, das Weib des Propheten Was hat sie in diesem Hause zu schaffen?“

Und Machmud, sein Diener, antwortete ihm: „Das ist Mrs. Gordon, die die Kolonie leitet, seit ihr Mann im Frühjahr starb.“

Da verbitterte sich des alten Mannes Gemüt aufs neue, und er sprach in strengem Tone zu Machmud: „Du sollst ihr sagen, daß ich hergekommen bin, um sie und ihre Leute aus meinem Hause zu jagen!“

Und sein Diener erwiderte darauf: „Wird der gerechte Baram Pascha diese Christen nur deshalb fortjagen, weil er vernommen hat, wie ihre Brüder sie verleumdet haben? Wäre es nicht besser, Herr, daß du zu dieser Frau sprächest: ‚Ich bin hierhergekommen, um mein Haus zu besichtigen.‘ Und wenn du dann findest, daß sie solch ein Leben führen, wie die Missionare es dir schilderten, dann sage ihr: ‚Du mußt diese Stätte verlassen, denn nichts Böses darf hier geschehen, wo meine Lieben gestorben sind‘“

Und Baram Pascha antwortete: „Du sollst ihr mitteilen, daß ich mein Haus besichtigen will“

Machmud sagte es Mrs Gordon und sie antwortete: „Wir sind erfreut, Baram Pascha zeigen zu können, wie wir uns in seinem Palast eingerichtet haben“

Mrs Gordon ließ nun sofort die jugendliche Miß Young herbeiholen, die von Kindheit an in Jerusalem lebte und wie eine Eingeborene Arabisch sprechen konnte, und bat sie Baram Pascha umherzuführen.

Baram Pascha stützte sich auf den Arm seines Dieners und begann die Wanderung Und da er das ganze Haus sehen wollte, führte Miß Young ihn zuerst in das Kellergeschoß hinunter, wo die Waschküche eingerichtet war Und mit großem Stolz zeigte sie ihm eine ganze Menge frischgewaschener Sachen, die prächtigen Kupferkessel und Waschfässer, wie auch die fleißigen, ernsten Arbeiterinnen, die an den Waschtrögen und mit den Bügeleisen hantierten.

Dicht daneben lag die Bäckerei Und Miß Young sagte zu Baram Pascha: „Sieh’, Herr, welch einen vortrefflichen

Backofen die Brüder gemauert haben! Und sieh', wie gut das Brot ist, das wir selber backen!"

Aus der Bäckerei führte sie ihn in die Tischlerwerkstatt, wo einige alte Männer bei der Arbeit standen. Und Miß Young zeigte Baram Pascha mehrere einfache Stühle und Tische, die in der Kolonie angefertigt worden waren.

„Ach, Machmud, diese Menschen sind mir sicherlich zu schlau", sagte der alte Pascha auf türkisch, in der Annahme, daß Miß Young es nicht verstände. „Sie haben die Gefahr geahnt, und sie haben mein Kommen vorher bemerkt. Ich glaubte sie bei Weingelagen und Würfelspiel anzutreffen. Und nun finde ich sie alle bei der Arbeit."

Baram Pascha wurde durch die Küche und durch die Schneiderstube geführt, und dann gelangten sie zu einem anderen Raum, dessen Tür man mit einer gewissen Feierlichkeit öffnete Das war die Webstube, wo die Webstühle klapperten, und wo die Spinnrocken und die Krempelmaschinen in vollem Gange waren.

Da faßte Baram Paschas Diener sich ein Herz und bat seinen Herrn und Gebieter, den festen, starken Stoff, der hier gewebt wurde, zu betrachten. „Herr", sagte er, „das sind nicht leichte Stoffe für Tänzerinnen oder luftige Gewänder für leichtfertige Weiber."

Baram Pascha schwieg jedoch und schritt weiter.

Überall, wo er hinkam, erblickte er Menschen mit biederen, klugen Gesichtern. Alle saßen still und ernst bei ihrer Arbeit, aber wo er auch ins Zimmer trat, da leuchtete ihm Wohlwollen aus jedem Blick entgegen.

„Ich erzählte ihnen eben", sagte Miß Young zu Baram Pascha, „daß Ihr der gute Gouverneur seid, der uns dieses prächtige Haus gegen Miete überlassen hat, und sie bitten mich, Euch dafür zu danken, daß Ihr so gütig gegen uns gewesen seid."

Aber Baram Pascha hatte die ganze Zeit über einen harten, strengen Gesichtsausdruck und antwortete Miß Young kein einziges Mal Und sie begann ängstlich zu werden und dachte bei sich: „Weshalb will er nicht zu mir reden? Hat er vielleicht böse Absichten gegen uns?"

Sie führte den Pascha in die langen, schmalen Eßzimmer, wo eben nach dem Morgenimbiß die Tischtücher abgenommen wurden, und wo man das Porzellangeschirr spülte. Auch hier bemerkte er nur die strengste Ordnung und die größte Einfachheit.

Und noch einmal nahm sein Diener Machmud seinen Mut zusammen und sprach zu ihm:. „Herr, wie sollte es möglich sein, daß diese Menschen, die ihr eigenes Brot backen und ihre eigene Kleidung anfertigen, sich nachts in Flötenbläser und Tänzerbanden verwandelten?"

Baram Pascha wußte ihm darauf nichts zu erwidern.

Und Baram Pascha durchwanderte unermüdlich alle Räume seines Hauses. Er betrat den großen Schlafsaal der ledigen Männer und sah die einfach gebetteten Lagerstätten. Er ging in die Zimmer der verschiedenen Familien, in denen Eltern und Kinder beisammen wohnten. In allen diesen Zimmern gewahrte er sauber gescheuerte Fußböden, weiße Bettvorhänge, zierliche Möbel aus hellgebeiztem Holze, hausgewebte Teppichläufer und karierte Baumwollenbezüge.

Da schien Baram Pascha noch viel zorniger zu werden, und er sprach zu Machmud: „Diese Christen sind mir zu schlau. Sie verstehen es gar zu gut, ihr sündiges Leben zu verbergen. Ich hatte erwartet, die Fußböden mit Obstabfällen und Zigarrenasche bedeckt zu sehen. Ich glaubte, daß die Frauen schwatzend beisammen sitzen würden, während sie ihre Wasserpfeifen rauchen oder ihre Nägel bemalen."

Schließlich erstieg er die blendendweiße Marmortreppe, die zu dem großen Versammlungssaal emporführte. Dieser Raum war der große Empfangssaal des Paschas gewesen, jetzt war er nach amerikanischem Stil eingerichtet; Gruppen bequemer Stühle umgaben die Tische, die mit Büchern und Zeitschriften bedeckt waren, ein Klavier und eine Orgel waren vorhanden, und an den hellgetünchten Wänden hingen einzelne Photographien.

Hier empfing sie wiederum Mrs. Gordon und Baram Pascha sagte zu seinem Diener: „Du sollst ihr sagen, daß sie

und ihre Anhänger dieses Haus noch vor Abend verlassen müssen."

Aber Machmud, der Diener Baram Paschas, antwortete ihm: „Herr, die eine dieser Frauen kann deine Sprache sprechen. Laß sie deinen Willen durch deinen eigenen Mund vernehmen!"

Da blickte Baram Pascha auf und sah Miß Young an, die seinem Blick mit einem sanften Lächeln begegnete. Und Baram Pascha wandte sich von ihr ab und sprach zu seinem Diener: „Ich habe niemals ein Antlitz gesehen, dem der Allmächtige größere Schönheit und Reinheit verliehen hat. Ich wage es nicht, ihr zu sagen, daß ich vernahm, ihre Genossen wären der Sünde und dem leichtfertigen Leben anheimgefallen."

Und Baram Pascha sank auf einen Stuhl nieder und verbarg sein Gesicht in den Händen, während er sich klar zu machen suchte, ob das, was er gehört oder das, was er gesehen, die Wahrheit sei.

Da öffnete sich ganz leise die Tür, und ein alter, armer Wanderer trat herein. Er trug einen abgenutzten grauen Mantel, und die Füße waren mit Lumpen umwickelt. Er trug einen schmutzigen Turban auf dem Kopf, dessen grüne Farbe ihn als einen Nachkommen Mohammeds kennzeichneten.

Ohne den Pascha zu beachten, trat der Mann ins Zimmer und setzte sich etwas abseits von den anderen auf einen Stuhl. Man ließ ihn gewähren, ohne ihn nach seinem Anliegen zu befragen.

„Wer ist jener Mann, und was wünscht er?" fragte Baram Pascha, indem er sich an Miß Young wandte.

„Wir kennen ihn nicht", antwortete Miß Young, „er ist niemals zuvor hier gewesen. Ihr müßt es nicht übel aufnehmen, daß er hereinkommt. Unser Haus steht all jenen offen, die hier eine Zuflucht suchen wollen."

„Machmud", sprach der Pascha zu seinem Diener, „gehe hin und frage diesen Wanderer, der ein Nachkomme des Propheten ist, was er hier bei diesen Christen zu schaffen habe!"

Machmud entledigte sich seines Auftrages und kehrte zum Pascha zurück.

„Er antwortete, daß er hier nichts zu vollbringen habe, daß er aber nicht vorbeigehen wollte, ohne hereinzutreten, weil geschrieben steht: ‚Lasse deine Füße nicht sündigen dadurch, daß du an der Wohnstätte des Gerechten vorübergehst.‘“

Baram Pascha saß eine Weile schweigend da.

„Du hast sicherlich falsch gehört“, sprach er dann zu Machmud gewendet. „Frage ihn noch einmal, was er in diesem Hause zu schaffen habe!“

Machmud ging und kehrte zurück. Er wiederholte Wort für Wort denselben Bescheid.

„Alsdann laß uns Gott danken, mein Freund Machmud!“ sagte Baram. „Er hat diesen Mann hergesandt, um uns zu erleuchten. Er hat ihn hier eintreten lassen, auf daß meine Augen sich der Wahrheit erschließen. Wir wollen nun heimreiten, mein Freund Machmud, und ich werde diese Christen nicht aus deren Wohnstätte vertreiben.“

Baram Pascha ritt kurz darauf von der Kolonie weg, aber nach einer Stunde kehrte Machmud dorthin zurück und führte den schönen weißen Esel des Paschas an der Hand. Er überbrachte ihn den Kolonisten mit der Botschaft von Baram Pascha, daß es sein Wunsch sei, er solle von nun an den Wagen mit den kleinen Kindern morgens zur Schule ziehen.

Blumen aus Palästina.

Der Februar geht zu Ende, die Winterregen sind gefallen, und der Frühling beginnt. Aber er ist noch nicht weit vorgeschritten. Noch haben die Knospen der Feigenbäume nicht zu schwellen begonnen, die Ranken und Blätter drängen sich nicht aus den schwarzbraunen Weinstöcken hervor, und die großen Blütenbüschel der Orangenbäume haben sich noch nicht erschlossen.

Nur die kleinen Feldblumen haben sich in der frühen Jahreszeit hervorgewagt.

Wo man hinblickt, wachsen diese Blumen. Große, brennendrote Anemonen bedecken alle die steinigen Bergabhänge, auf allen Felsenvorsprüngen blühen violette Zyklamen, auf allen Feldern wachsen rote Feldnelken und Tausendschönchen, jedes feuchte Gebüsch ist voll von Krokusblüten und Küchenschellen.

Und wie man in anderen Ländern Beeren und Früchte einsammelt, so geht man in Palästina Blumen einheimsen. Aus allen Klöstern, aus allen Missionsanstalten zieht man zur Blütenernte hinaus. Arme jüdische Gemeindemitglieder, fremde Touristen und syrische Arbeiter begegnen sich unten in den wilden Felsentälern, mit Blumenkörben in den Händen. Und am Abend kehren alle diese Leute von der Ernte zurück, beladen mit Anemonen und Perlhyazinthen, mit Veilchen und Tulpen, mit Narzissen und Orchideen.

Auf den Höfen der vielen Klöster und Herbergen der heiligen Stadt stehen mächtig große Steinfässer, in denen die Blumen mit Wasser frisch erhalten werden, und in Klosterzellen und in Zimmern sind fleißige Hände in Tätigkeit, um die Blumen auf großen Papierbogen auszubreiten und sie dann zu pressen.

Und sobald die kleinen Feldnelken und Hyazinthen glattgepreßt und getrocknet sind, werden sie zu kleinen und großen Sträußen vereinigt und in häßlichen und schönen Zusammenstellungen auf Karten oder in kleine Albums geklebt und mit Buchdeckeln von Olivenholz versehen, auf denen die Worte eingeritzt sind: „Blumen aus Palästina.“

Und bald wandern alle diese Blumen von Zion, Blumen vom Ölberge, Blumen aus Jericho in die weite Welt hinaus.

Sie werden in Läden verkauft, in Briefen verschickt, als Andenken verschenkt oder gegen milde Gaben eingetauscht. Weiter als die Perlen aus Indien und die Seidenstoffe aus Brussa werden diese kleinen Wiesenblumen über die Welt verbreitet, der einzige Reichtum des armen heiligen Landes.

*

Es war an einem schönen Frühlingsmorgen. In der Kolonie der Gordonisten herrschte große Geschäftigkeit, alle Leute machten sich bereit, um zum Blumensammeln hinauszuziehen. Die Kinder, die für den ganzen Tag von der Schule befreit waren, rannten überall in tollem Übermut umher und baten alle, ihnen Körbe zum Blumenpflücken zu leihen. Die Frauen waren um vier Uhr morgens aufgestanden, um den Proviant vorzubereiten, sie waren eben noch in der Küche mit Eierkuchenpfannen und Einmachbüchsen beschäftigt. Einige der Männer verpackten in Lederranzen Butterbrote, Milchflaschen, kaltes Fleisch und Gebäck. Andere nahmen Wasservorrat in Flaschen oder Körbe mit Teekannen und Tassen in die Hand. Endlich wurde das Haustor geöffnet, die Kinder stürmten zuerst hinaus, dann folgten alle die anderen in großen und kleinen Gruppen, wie es ihnen eben behagte. Niemand blieb zurück. Das große Haus stand bald gänzlich verödet da.

Bo Ingmar Mansson war an diesem Tage sehr glücklich. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß er an Gertruds Seite bleiben konnte, und er half ihr, die noch allerlei hinter den anderen hertrug, eifrig beim Tragen. Gertrud hatte ihr Kopftuch tief auf die Stirn herabgezogen, so daß Bo nur ihr Kinn und die zartweiße Wange sehen konnte. Er mußte über sich selber lächeln, daß er so befriedigt war, nur neben Gertrud hergehen zu dürfen, obwohl er weder ihr Gesicht sehen konnte, noch mit ihr zu reden wagte.

Karin, die Ingmarstochter, und ihre Schwestern folgten ihnen. Sie stimmten einen Morgenpsalm an, den sie einst auf dem Ingmarshof mit ihrer Mutter gesungen hatten, wenn sie in aller Herrgottsfrühe am Spinnrocken saßen. Bo erinnerte sich noch der alten Weise:

Gesegnet sei, o herrlicher Tag, der uns vom Himmel beschieden.

Dicht vor Bo wanderte der alte Korporal Fält. Er ging, wie jetzt immer, inmitten einer Kinderschar; sie klammerten sich selbst an seinen Stock und faßten seine Rockschöße. Bo, der sich lebhaft der Zeit entsann, da alle Kinder, sobald sie ihn nur erblickten, die weitesten Umwege machten, dachte bei sich: Ich habe ihn niemals so unnahbar und

selbstbewußt gesehen wie jetzt. Er ist so stolz darauf, daß die Kinder sich an ihn halten, darum stehen seine Schnurrbartzipfel wohl auch aufrecht wie Borsten, und sicherlich hat er einen noch schärfer gebogenen Nasenrücken als früher.

Während der Wanderung erblickte Bo auch Hellgum, der jetzt Hand in Hand mit seiner Frau ging, und an der anderen Hand sein schönes, kleines Töchterchen führte. Es ist merkwürdig mit Hellgum, dachte Bo, er ist doch sehr zurückgesetzt worden, seit wir uns den Amerikanern angeschlossen haben, und das konnte ja auch nicht anders sein, da diese so hervorragende Menschen sind und die große Gabe haben, Gottes Wort auszulegen. Ich möchte wohl wissen, was er davon denkt, daß die Menschen sich auf einer solchen Wanderung nicht um i h n scharen. Aber wer sich glücklich dadurch fühlt, ihn ganz für sich allein zu haben, das ist seine Frau. Man merkt es an ihrer Haltung und an ihrem ganzen Wesen. Sie ist in ihrem ganzen Leben nicht so stolz und glücklich gewesen.

Ganz an der Spitze des Zuges ging die schöne Miß Young. Neben ihr wanderte ein junger Engländer, der sich vor einigen Jahren der Kolonie angeschlossen hatte. Bo wußte es wie jedermann in der Kolonie, daß der junge Mann Miß Young liebte, und daß er sich der Gemeinde nur angeschlossen hatte, weil er hoffte, sich dann mit ihr verheiraten zu können. Das junge Mädchen liebte ihn sicherlich auch, aber die Gordonisten wollten nicht um ihretwillen von ihren strengen Grundsätzen abweichen, und so lebten die beiden seit einigen Jahren in hoffnungsloser Erwartung. An diesem Tage gingen sie nebeneinander, unterhielten sich während des ganzen Weges und hatten nur Augen eins fürs andere und für keinen sonst. Und wie sie nun so leicht und geschmeidig an der Spitze des Zuges dahineilten, war es, als wollten sie, die ganze Schar hinter sich lassend, von dannen gehen und in die weite Welt hinausfliehen, um endlich einmal ihr eigenes Leben durchleben zu können.

Aber am Ende des Zuges erblickte Bo den jungen Gabriel. Er hatte einen alten Mann untergefaßt und half ihm bei den vielen beschwerlichen Steigungen. Dieser Mann war ein französischer Matrose, der schon bei der Gründung

der Kolonie mitgeholfen hatte, jetzt war er jedoch alt und gebrechlich. Das tut Gabriel in Erinnerung an seinen greisen Vater, dachte Bo.

Anfangs ging der Zug geraden Weges östlich nach einer öden wilden Gebirgsgegend hinauf. Da gab es noch keinerlei Blumen; von den steilen Bergabhängen war die Erde fortgespült, alles war nacktes, graugelbes Gestein.

Das ist doch sonderbar, dachte Bo. Ich habe noch niemals einen so blauen Himmel gesehen, wie den, der sich über diesen gelblichen Hügeln wölbt. Und diese Berge sind trotz ihrer Kahlheit nicht häßlich. Wenn ich sie in ihrer schönen Rundung betrachte, so muß ich an die großen Kuppeln denken, mit denen man hierzulande Kirchen und Häuser überwölbt.

Als die Wanderer etwa eine Stunde dahingegangen waren, erblickten sie das erste Felsental, dessen Grund mit roten Anemonen übersät war. Das war eine Überstürzung und eine Freude, alle eilten mit Rufen und Lachen den Bergabhang hinunter und begannen Blumen einzusammeln. Und man pflückte mit großem Eifer Anemonen, bis man nach einer Weile ein anderes Tal fand, das mit Veilchen angefüllt war, und dann ein drittes, in dem alle möglichen Frühlingsblumen nebeneinander wuchsen.

Anfangs pflückten die Schweden viel zu eifrig, sie rafften alle Blumen zusammen. Da kamen aber die Amerikaner herbei und zeigten ihnen, wie sie es anstellen müßten. Sie sollten mit Sorgfalt die Wahl treffen und nur solche Blumen nehmen, die sich zum Pressen eigneten. Das war eine mühsame Arbeit.

Bo ging, Blumen pflückend, neben Gertrud. Einmal richtete er sich auf, um sich ein wenig zu recken. Da sah er ganz nahe einige Großbauern, die wohl viele Jahre keine Blume beachtet hatten, ebenso eifrig pflücken wie alle anderen. Bo konnte kaum ein Lachen unterdrücken.

Plötzlich wandte er sich ganz zu Gertrud um und sagte: „Eben denke ich daran, was Christus damit meinte, da er sprach: ‚Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch

umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen[1])!"

Gertrud hob den Kopf und blickte Bo an. Es war so ungewöhnlich, daß er sie direkt anredete. „Es ist allerdings ein merkwürdiger Ausspruch", antwortete sie.

„Ja", sagte Bo sehr nachdenklich und langsam, „ich habe schon oft bei Kindern bemerkt, daß sie niemals artiger sind, als wenn sie sich als Erwachsene aufspielen. Niemals hat man so völlig vor ihnen Ruhe, als wenn sie einen Acker pflügen, den sie sich mitten auf der Landstraße abgesteckt haben, wenn sie den Ackergäulen zuschnalzen oder mit einer Peitsche aus Bindfaden knallen und mit einem Tannenzweig Furchen im Kies der Landstraße ziehen. Sie sind ordentlich vergnügt und artig, wenn sie sich überlegen, ob sie mit ihrer Aussaat eher fertig werden könnten als ihre Nachbarn, und wenn sie darüber klagen, daß sie noch niemals auf einen so schwer pflügbaren Ackerboden getroffen hätten."

Gertrud ging mit gesenktem Kopfe und pflückte ihre Blumen, sie erwiderte kein Wort. Sie verstand nicht, worauf hinaus Bo kommen wollte.

„Ich entsinne mich dessen selber, wie vergnüglich ich es fand", sagte Bo mit demselben Ernst, „als ich mir einen Viehstall aus Holzklötzen aufbaute und Tannenzapfen als Kühe hineinstellte. Jeden Morgen und Abend brachte ich den Kühen pünktlich frischgemähtes Gras, und zuweilen tat ich so, als sei es Frühling, und als müßte ich meine Kühe zur Sennhütte hinauftreiben. Ich tutete in meine Faust hinein wie in ein Horn und rief nach meinen Kühen — Stern und Goldlilie — daß man es im ganzen Gehöft hörte. Und ich pflegte mit meiner Mutter darüber zu reden, wieviel meine Kühe Milch gäben, und wieviel ich wohl von der Meierei für meine Butter erhalten könnte. Ich band dem Stier auch sehr sorgsam das Brett vor den Kopf und rief allen, die mir begegneten, zu, sie sollten sich vor dem Stier in acht nehmen, weil er wild sei."

Gertrud pflückte jetzt weniger eifrig. Sie hörte Bo aufmerksam zu und wunderte sich darüber, daß er ebensolche

[1]) Matth. 18,3. Anmerk. der Übersetzerin.

Gedanken und phantastische Vorstellungen zu haben schien, wie sie ihren eigenen Kopf zu erfüllen pflegten.

„Aber ich glaube, am allernettesten war es, wenn wir Knaben uns als reife Männer aufspielten und eine Sitzung abhielten“, fuhr Bo fort. „Ich erinnere mich, daß ich und meine Brüder und ein paar andere Jungen zusammengekauert auf einem Bretterhaufen saßen, der mehrere Jahre auf unserem Hof lag. Der Wortführer schlug mit einem Holzlöffel auf die Bretter, und wir saßen ganz andächtig im Kreise um ihn her und beschlossen, wer von uns Armenunterstützung erhalten und wie hoch der und jener besteuert werden sollte. Dort saßen wir, die Daumen in die Armlöcher der Westen gesteckt und redeten mit dicken Stimmen, als ob wir Grützbrei im Munde hätten, und wir benannten einander nie anders als Dorfschulze und Kantor und Kirchenvorsteher und Bezirksrichter.“

Bo hielt inne und rieb sich die Stirn, als ob es sich nun darum handle, endlich mit dem zu beginnen, was er eigentlich sagen wollte. Gertrud hatte mit dem Blumenpflücken gänzlich aufgehört. Sie saß auf der Erde, das Kopftuch war zurückgesunken, und sie blickte zu Bo empor, als erwarte sie etwas ganz Neues und Merkwürdiges zu vernehmen.

„Nun könnte es ja sein“, sagte Bo, „daß gerade so wie die Kinder gern Erwachsene spielen, die Großen sich zuweilen in Kinder verwandeln möchten. Wenn ich diese alten Männer betrachte, die daran gewöhnt sind, um diese Jahreszeit im wilden Walde zu arbeiten und sich mit dem Fällen der Bäume und dem Einfahren von Holz zu plagen, und wenn ich nun sehe, daß sie hier einer solchen Kinderarbeit wie Blumenpflücken obliegen, dann denke ich, daß wir auf dem Wege sind, Jesus zu gehorchen und wieder wie die Kinder zu werden.“

Bo sah, daß Gertruds Augen aufleuchteten. Sie verstand nun, was er sagen wollte, und sie freute sich von Herzen über diesen Gedanken. „Ich finde, daß wir allesamt hier wieder wie die Kinder geworden sind“, sagte sie.

„Ja“, sagte Bo, „wir sind hier doch mindestens darin Kinder gewesen, daß wir in allem möglichen Belehrung

brauchten. Wir haben sozusagen gelernt, wie wir Gabel und Löffel halten müssen, und wir lieben nun auch allerlei Speisen, die wir nie zuvor gekostet hatten. Und es war doch auch recht kindlich von uns, daß wir anfangs Führer brauchten, wenn wir ausgingen, um uns nicht zu verirren, und daß wir vor manchen Menschen gewarnt wurden, die gefährlich wären, und vor Stätten, die zu betreten nicht erlaubt war."

„Wir Schweden waren wie die richtigen kleinen Kinder, wir mußten ja vor allem sprechen lernen", sagte Gertrud. „Wir mußten nach den Benennungen von Tisch und Stuhl, von Schrank und Bett fragen. Und bald werden wir uns gewiß wieder auf die Schulbank setzen müssen, um diese neue Sprache lesen und schreiben zu lernen."

Beide beeiferten sich nun, allerlei weitere Ähnlichkeiten mit den Kindern herauszufinden. „Ich habe gelernt, alle Gewächse und Bäume des hiesigen Bodens kennen zu lernen, ganz so wie meine Mutter es mich lehrte, als ich ein kleiner Knabe war", sagte Bo, „ich kenne nun die Unterschiede der Pfirsiche und Aprikosen, des knorrigen Feigenbaumes und des verästelten Olivenbaumes. Ich habe es gelernt, den Türken an seiner kurzen Jacke und den Beduinen an seinem gestreiften Mantel, den Derwisch an seiner Filzmütze und den Juden an seinen kleinen, krausen Hängelocken, die neben seinen Ohren herunterhängen, zu erkennen."

„Ja", sagte Gertrud, „es ist genau so wie damals, als wir in der Kindheit die Bauern aus Floda und Gagnef an ihren sich unterscheidenden Röcken und Hüten erkennen lernten."

„Das kindlichste ist aber wohl, daß wir andere über uns bestimmen lassen", sprach Bo, „und daß wir kein eigenes Geld haben, sondern jeden Pfennig von anderen erbitten müssen. So oft ein Obsthändler mir eine Apfelsine oder eine Traube anbietet, erinnere ich mich lebhaft des Gefühls, das ich als Kind hatte, wenn ich auf dem Jahrmarkt an einer Bude mit Naschwerk vorübergehen mußte, weil ich keinen einzigen Heller in der Tasche hatte."

„Ich glaube ganz gewiß, daß wir vollständig umgewandelt sind", antwortete Gertrud. „Wenn wir jetzt nach

Schweden zurückkehrten, würden uns unsere Landsleute nicht wiedererkennen."

„Wir können es wohl nicht anders ansehen, als daß wir wiederum Kinder seien, die umhergehen und einen Kartoffelacker umgraben, der nicht größer ist als eine Scheunentenne", sagte Bo eifrig, „und daß wir es dann mit einem Pfluge umpflügen, der aus einem Baumast gemacht ist, und daß wir einen solchen kleinen Esel statt Pferd benutzen, und daß wir gar keinen richtigen Acker zu bearbeiten haben, nur ein wenig Wein lesen sollen."

Bo schloß die Augen, um besser nachdenken zu können. Gertrud erkannte plötzlich, daß er Ingmar Ingmarsson merkwürdig ähnlich wurde, das ganze Gesicht drückte jetzt eben nur Klugheit und Bedächtigkeit aus.

„Und sieh' doch, ist nicht dies das wichtigste", sprach Bo nach einer Weile. „Das wichtigste ist wohl, daß wir auch wieder kindliche Gedanken über die Menschen bekommen haben, daß wir zu glauben beginnen, sie alle meinten es gut mit uns, obwohl einige auch streng gegen uns sind."

„Ja, Christus dachte bei seinen Worten wohl auch hauptsächlich an diese Auffassung", erwiderte Gertrud.

„Aber die Auffassung hat sich eben auch umgewandelt", fiel Bo ein, „das ist sicher. Hast du es nicht bemerkt, daß wir jetzt, wenn uns ein schwerer Kummer bedrückt, nicht tage- und wochenlang darunter leiden, sondern ihn nach einigen Stunden vergessen sein lassen?"

Gerade als Bo diese Worte sprach, rief man ihnen zu, daß sie zum Frühstück kommen sollten. Bo wurde ganz ärgerlich, er hätte gern den ganzen Tag über so neben Gertrud hergehen können, ohne hungrig zu werden.

Jedenfalls erfüllte ihn an diesem Tage eine solche Ruhe und Befriedigung, daß er dachte: es ist ganz sicher, daß die Kolonisten darin recht haben: die Menschen brauchen nur, wie wir, in Frieden und Eintracht zu leben, um glücklich zu sein. Ich bin jetzt ganz zufrieden, daß alles so ist, wie es ist. Ich zerbreche mir nicht mehr den Kopf, wie ich Gertrud erringen und sie als mein Weib heimführen könnte, ich fühle nicht mehr ein so schmerzliches Liebesverlangen, wie es mich einst peinigte. Ich bin vollkommen befriedigt, wenn ich sie

nur täglich ein wenig zu sehen bekomme und ihr dienen und sie beschützen darf.

Er hätte Gertrud sagen mögen, daß er ganz umgewandelt sei und sich auch hierin als ein Kind fühle, aber er war zu schüchtern, er vermochte nicht die rechten Worte dafür zu finden.

Bo grübelte auf dem ganzen Heimweg darüber nach. Er hielt es für notwendig, Gertrud einige Worte darüber zu sagen, wie umgewandelt er sei, damit sie sich in seiner Gesellschaft ganz sicher fühlen und auf ihn bauen könnte wie auf einen Bruder.

Sie kamen bei Sonnenuntergang nach Hause. Bo setzte sich unter einen alten Maulbeerbaum, der neben der Haustür stand. Er wollte so lange wie möglich im Freien bleiben. Als alle anderen hineingegangen waren, kam Gertrud und fragte ihn, ob er nicht auch ins Haus gehen wolle.

„Ich sitze hier und denke noch immer an unser heutiges Gespräch", sagte Bo. „Ich stelle mir vor, wie es wohl sein würde, wenn Christus nun des Weges daherkäme, wie er es bei Lebzeiten so oft getan hat, und sich unter diesem Baum niedersetzte und zu mir spräche: ‚Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Bo sprach mit einem träumerischen Ausdruck in der Stimme, als ob er laut denke. Gertrud stand still da und lauschte seinen Worten.

„Dann würde ich ihm also antworten: ‚Herr, wir helfen und stützen einander, ohne Lohn zu begehren, so wie die Kinder zu tun pflegen, und wenn wir uns erzürnen, so gilt das nicht fürs Leben, sondern wir sind wieder gute Freunde, ehe der Tag sich neigt. Siehst du nicht, daß wir ganz den Kindern gleichen?'"

„Und was glaubst du, würde Christus dir dann antworten?" fragte Gertrud mit sanfter Stimme.

„Er antwortet mir nicht", sagte Bo. „Er sitzt nur ganz still da und spricht nochmals: ‚Ihr müsset sein wie die Kindlein, wenn ihr in mein Reich eingehen wollet.' Und ich sage ungefähr zu ihm: ‚Herr, wir lieben alle Menschen,

ganz wie die Kinder zu tun pflegen. Wir machen keinen Unterschied zwischen Juden und Armeniern, zwischen Beduinen und Türken, zwischen Weißen und Schwarzen. Wir lieben Gelehrte und Ungelehrte, Hoch und Niedrig, wir teilen unseren Besitz mit Christen und Mohammedanern. Herr, sind wir nun nicht wie die Kinder, und können wir in dein Reich eingehen?'"

„Was antwortet Christus alsdann?" fragte Gertrud noch einmal.

„Er antwortet nichts", sagte Bo. „Er sitzt noch immer unter dem Baum und sagt sehr leise: ‚So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in mein Reich eingehen.' Und nun verstehe ich, was er meint, und ich sage zu ihm: ‚Herr, auch darin bin ich wie ein Kind geworden, daß ich nicht mehr solche Liebe fühle wie in früheren Tagen, sondern meine Geliebte ist mir wie eine Spielgefährtin und eine liebe Schwester, mit der ich hinauswandere und im Grünen Blumen pflücke. Herr, bin ich alsdann nicht — — —'"

Bo brach plötzlich ab, denn gerade als er diese Worte aussprach, fühlte er, daß er log. Es war ihm, als wäre Christus in Wahrheit dort gewesen und hätte in sein Innerstes geschaut. Und Bo dachte, Jesus müßte dessen gewahr werden, wie die Liebe sich in ihm emporreckte und wie ein Raubtier an ihm zerrte, weil er sie in der Geliebten Gegenwart verleugnen wollte.

Und in heftiger Erregung verbarg Bo das Gesicht in den Händen und stieß die Worte hervor: „Nein, Herr, ich bin nicht wie ein Kind, und ich kann nicht in dein Reich eingehen. Vielleicht können es andere, ich aber kann das Feuer in meiner Seele und das Leben in meinem Herzen nicht auslöschen. Denn ich liebe und glühe, wie kein Kind glühen kann. Aber wenn es dein Wille ist, Herr, so soll dieses Feuer bis zu meinem Lebensende an mir zehren, ohne daß ich Befriedigung für mein Sehnen suche."

Bo saß noch eine geraume Zeit dort und weinte, überwältigt von dieser Liebe. Als er wieder aufblickte, hatte Gertrud ihn verlassen. Sie war so leise davongeglitten, daß er ihr Fortgehen nicht bemerkt hatte.

In Gehenna.

Außerhalb der Mauern Jerusalems, auf dem südlichen Bergabhang von Zion, besaß eine der amerikanischen Missionsanstalten einen Kirchhof, und die gordonistischen Kolonisten hatten ein für allemal die Erlaubnis erhalten, dort ihre Toten zu begraben. Sie hatten bereits eine ganze Menge der Ihrigen dort bestattet, von dem kleinen Jacques Garnier an, der Kajütenjunge auf dem großen Dampfer „L'Univers" gewesen war, und der von den Gordonisten zuerst starb, bis zu Edward Gordon selber, der gleich nach seiner Heimkehr aus Amerika einem Fieber erlag.

Dieser Begräbnisplatz war der einfachste und dürftigste, den man sich vorstellen konnte. Er bestand nur aus einem kleinen, viereckigen Stück Erdboden, war aber von einer so hohen, breiten Mauer umgeben, daß sie eher einer Festung angestanden hätte. Man sah dort weder Bäume noch grünen Rasen, man hatte nur Sorge dafür getragen, Steine und Trümmer fortzuschaffen, so daß der Erdboden nun sauber und geebnet war. Auf den Grabhügeln lagen flache Kalksteinplatten, wie man sie in Jerusalem so vielfach findet, und neben einigen Gräbern standen grüne Bänke und Stühle.

Unten in der östlichen Ecke, von wo man eine so schöne Aussicht auf das Tote Meer und den goldschimmernden Moabsberg hätte haben können, wenn eben nicht diese Mauer im Wege gestanden hätte, hatten die Schweden ihre Gräber. Dort lagen bereits viele von ihnen, gerade als ob unser lieber Herrgott fände, sie hätten genug für ihn getan, da sie ihre Heimat verließen, und sie nun, ohne noch weiteres von ihnen zu begehren, in sein himmlisches Reich eingehen ließ. Dort lagen Birger Larsson, der Schmied, und Ljung Björns kleiner Sohn Erik und des Dorfschulzen Gunhild und Brita, die Ingmarstochter, die kurz nach dem frohen Tage, an dem die Kolonisten zum Blumenpflücken ausgezogen waren, an den Blattern starb. Dort lagen auch Per Gunnarsson und Märta, die Eskilstochter, die beide schon in Amerika Hellgums Gemeinde angehört hatten. Der Tod hatte so viele von ihnen weggerafft, daß die Kolonisten sich

fast beschämt fühlten, weil sie von dem beengten Kirchhofsgebiet gar so viel für sich in Anspruch genommen hatten.

Auch Tims Halfvor Halfvorsson hatte jemand von den Seinigen auf diesem Kirchhof liegen. Es war die jüngste seiner Töchter, ein kleines Wesen von etwa drei Jahren. Er hatte dieses Kind über alle Maßen geliebt, und von allen seinen Kindern war es ihm auch am ähnlichsten gewesen. Ihm schien es, daß ihm nichts auf der Welt so teuer gewesen sei wie dieses Töchterchen. Da sie nun tot war, blieb er dessen stets eingedenk. Was auch immer er vornahm, seine Gedanken weilten stets bei diesem Kinde.

Wenn sie in Dalekarlien gestorben und auf dem Kirchhof des Heimatsdorfes begraben worden wäre, so hätte er sich von dieser unablässigen Erinnerung an sie vielleicht losreißen können, aber nun schien es ihm stets, sein kleines Töchterchen müsse sich auf diesem unheimlichen Kirchhof einsam und verlassen fühlen. In den Nächten war es ihm, als sähe er sie auf ihrem kleinen Grabstein sitzen, wo sie weinend und frierend darüber klagte, daß sie sich vor dem Dunkel und vor der fremden Umgebung fürchte.

Eines Nachmittags wanderte Halfvor nach dem Tal Josaphat und pflückte eine Menge roter Anemonen, die schönsten und lichtesten, die er finden konnte, er wollte sie zu ihrem Grabe tragen. Als er auf dem grünenden Boden des tiefen Talgrundes dahinschritt, sprach er: „Ach, wenn ich mein kleines Mädchen hier draußen im Freien unter einem grünen Rasenhügel hätte, so daß sie wenigstens nicht von jener entsetzlichen Mauer eingeschlossen wäre!“ Er hatte diese hohe Mauer, die den Begräbnisplatz umgab, stets gehaßt. So oft er an die Tote dachte, war es ihm, als habe er das arme, kleine Wesen in ein dunkles und kaltes Haus eingesperrt und sie dort ohne Aufsicht gelassen. Und immer glaubte er, sie klagen zu hören: „Ich friere und ich habe solche Angst. Es ist hier so kalt und so dunkel.“

Halfvor stieg aus dem Tal empor und folgte dem schmalen Fußpfad, der sich längs der Ringmauer hinzieht, bis er den Berg Zion erreicht hatte. Der Kirchhof lag ein wenig westlich vom Zionstor, unterhalb des großen Gartens der Armenier.

Halfvor dachte die ganze Zeit über an sein Kind. Er wanderte auf dem bekannten Wege dahin, ohne seine Blicke vom Boden zu erheben. Aber plötzlich empfand er, daß hier draußen etwas verändert worden sei. Er blickte auf und gewahrte, daß einige Männer etwas abseits daran arbeiteten, eine Mauer niederzureißen. Halfvor blieb stehen und beobachtete sie. Was für eine Mauer mochte hier gestanden haben? Gehörte sie zu einem Gebäude oder war es eine Gartenmauer gewesen? Eigentlich mußte dort ja der Kirchhof liegen, oder hatte er vielleicht die falsche Richtung eingeschlagen?

Es dauerte ein paar Minuten, ehe er sich zurechtfinden konnte, dann aber begriff er, was geschehen war. Es war gerade jene hohe Kirchhofsmauer, die die Arbeiter niedergelegt hatten.

Halfvor versuchte es sich einzureden, daß sie niedergerissen worden sei, weil man beabsichtigte, den Platz zu erweitern, oder die Mauer durch ein Eisengitter zu ersetzen. Er dachte daran, daß es sicherlich drinnen weniger feucht und kalt sein würde, wenn die Mauer entfernt wäre. Aber trotz alledem packte ihn eine so heftige Unruhe, daß er zu laufen begann. Wenn sie nur nichts mit dem Grabe gemacht haben! dachte er. Es liegt ja ganz dicht an der Mauer, wenn sie das Kind nur nicht angerührt haben!

Er war aber ganz atemlos, als er über die Mauerreste kletterte und den Begräbnisplatz betrat. Endlich war er soweit gekommen, daß er erkennen konnte, wie es da drinnen stand. Aber gleichzeitig fühlte er, daß mit seinem Herzen etwas Sonderbares vorging. Es schien plötzlich stillzustehen, dann kamen ein paar heftige Schläge und dann stockte es wieder. Es war wie ein beschädigtes Uhrwerk.

Halfvor mußte sich auf einen Stein niedersetzen, während sein Herz heftig wie zum Zerspringen schlug. Nur ganz allmählich begann es wie früher zu arbeiten, obwohl mit Mühe und Anstrengung. „O, ich lebe noch", sagte er leise. „Ich muß ja noch leben."

Er faßte Mut und blickte nochmals auf die Begräbnisstätte hin. Alle Gräber waren offen und die einst dort versenkten Särge waren verschwunden. Auf der Erde lagen

ein paar Schädel und Knochen. Sie waren wohl aus einigen vermorschten Särgen herausgefallen. Alle Grabsteine waren in einer Ecke des Kirchhofs aufgestapelt worden.

„Ach, mein lieber Gott, was haben sie nur mit den Toten angefangen?“ rief er aus.

Halfvor trat auf die Arbeiter zu. „Was habt ihr mit Klein-Greta getan?“ fragte er in schwedischer Sprache. Er war nicht ganz bei Sinnen und war sich nicht klar darüber, was er sprach. Dann merkte er aber, daß er in seiner alten Sprache geredet hatte. Er strich sich über die Stirn und wurde befangen.

Er versuchte daran zu denken, was er sich selber schuldig sei. Er war ja kein leicht schreckhaftes Kind, sondern ein alter, kluger Mann. Er war ein Großbauer, in der Heimat hatte einst die ganze Gemeinde zu ihm aufgeblickt. Für solch einen Mann, wie er einer war, schickte es sich ganz und gar nicht, die Fassung so zu verlieren.

Halfvor nahm eine steife, stramme Haltung an und fragte die Arbeiter in englischer Sprache, ob sie wüßten, weshalb der Kirchhof zerstört worden sei.

Es waren zwar Eingeborene, die diese Arbeit verrichteten, aber einer von ihnen konnte ein wenig englisch reden.

Er berichtete Halfvor, daß die Amerikaner diesen Begräbnisplatz an die Deutschen verkauft hätten, und daß diese hier ein Krankenhaus erbauen wollten. Deshalb müßten die Toten aus der Erde heraus.

Halfvor stand eine Weile stumm da und grübelte über die Antwort nach. Ja, also hier, gerade hier sollte ein Krankenhaus herkommen. Ja — man konnte also auf keiner dieser kahlen Höhen einen Platz finden, sondern mußte es gerade hierher verlegen! Wenn diese hinausgeworfenen Toten nur nicht an einem dunklen Abend herbeikämen, um Einlaß begehrend an der Pforte des Krankenhauses zu läuten. Und sie würden in einer langen Reihe dastehen, Birger Larsson und Klein-Erik und Gunhild und als allerletzte sein kleines Mädchen.

Halfvor kämpfte mit den Tränen, aber noch immer versuchte er so auszusehen, als ob ihn die Sache nichts an-

ginge. Er nahm eine gleichgültige Miene an, stellte den Fuß vor und schwang seinen Strauß roter Anemonen hin und her.

„Aber was habt ihr denn mit den Toten getan?" fragte er.

„Die Amerikaner sind hier gewesen und haben ihre Särge abgeholt", antwortete der Arbeiter. „Alle, die hier Tote liegen hatten, bekamen eine Aufforderung, daß sie herkommen und sie abholen sollten."

Hier unterbrach sich der Redende und betrachtete Halfvor. „Kommst du vielleicht aus dem großen Hause vor dem Damaskustor?" fragte er. „Sie, die dort wohnen, haben nicht einen einzigen ihrer Toten abgeholt."

„Wir haben keinerlei Aufforderung erhalten", sagte Halfvor. Er schwang noch immer seine Blumen hin und her. Sein Gesicht sah wie versteinert aus, während er sich bemühte, den fremden Männern zu verbergen, wie schmerzlich er litt.

„Alle, die nicht abgeholt wurden, liegen dort", sagte der Arbeiter und wies auf einen Hügel hin. „Ich werde dir zeigen, wo sie liegen, damit ihr sie begraben könnt."

Der Mann ging voran und Halfvor folgte ihm. Als sie über die niedergerissene Mauer kletterten, hob Halfvor einen Stein auf. Der Arbeiter schritt ruhig und unbefangen vor ihm her, während Halfvor mit dem Stein in der Hand ihm folgte. „Es ist seltsam, daß er sich nicht vor mir fürchtet", sagte Halfvor ganz laut in schwedischer Sprache, „und daß er es wagt, mir so nahe zu kommen. Und auch er hat geholfen, sie hinauszuwerfen. Er hat Klein-Greta auf den Kehrichthaufen geworfen."

„Klein-Greta, Klein-Greta", fuhr er fort, „sie war so fein und zart, daß sie wohl verdient hätte, in einem Marmorsarkophage zu ruhen. Und nun hat man sie nicht einmal in diesem armseligen Grabe ruhen lassen."

„Vielleicht war es gerade dieser Kerl, der sie aufhob", murmelte Halfvor und zielte mit dem Stein. „Ich habe noch niemals eine solche Lust verspürt etwas zu zerschmettern wie diesen rasierten Schädel unter der roten Kappe."

„Ich will dir erzählen, daß es Klein=Greta vom Ingmarshof war“, sagte er, während er sich hoch aufrichtete, „und sie sollte von Rechts wegen an Groß=Ingmars Seite liegen. Sie hätte ihrer Abstammung nach das Recht gehabt, bis zum Tage des Jüngsten Gerichts in einem eigenen Grabe zu ruhen. Hier wurde nicht einmal ein ordentlicher Leichenschmaus für sie gehalten, auch zog sie nicht unter Glockengeläute in den Kirchhof ein, kein richtiger Pfarrer hielt die Predigt. Aber deshalb hattest du dennoch kein Recht, sie aus dem Grabe zu werfen. Wenn ich mich in alledem auch nicht wie ein richtiger Vater gegen sie benommen habe, so wirst du dennoch begreifen, daß ich nicht schlecht genug bin, um zu dulden, daß du sie aus dem Grabe hinauswirfst.“

Halfvor hob den Stein und hätte ihn sicher dem Manne an den Kopf geworfen, wenn dieser nicht in demselben Augenblick stehen geblieben wäre und sich nach ihm umgewandt hätte.

„Hier liegen sie“, sagte er.

Zwischen Kehrichthaufen und alten Bauresten lag eine tiefe Grube, und dort hinein hatte man die einfachen, schwarzen Särge der Kolonisten geworfen. Sie waren achtlos hinabgeschleudert worden, so daß die alten Särge geborsten waren und die darin ruhenden Toten sichtbar wurden. Einige Särge lagen verkehrt da, und aus den vermorschten Deckeln drängten sich lange, dürre Knochenhände hervor, die sich zu bemühen schienen die Särge wieder in die richtige Lage zu bringen.

Während Halfvor still stand und hinabschaute, bemerkte der Arbeiter, daß seine Hand einen Stein fest umklammert hielt, der krampfhafte Druck ließ die Fingerspitzen ganz weiß erscheinen. Der Mann schaute in sein Gesicht und mußte wohl darin etwas Furchtbares gelesen haben. Er stieß einen Schrei aus und ergriff die Flucht.

Aber Halfvor dachte gar nicht mehr an ihn. Er war von dem Anblick, der sich ihm darbot, gänzlich vernichtet. Am entsetzlichsten war es, daß der scharfe Verwesungsgeruch die ganze Luft durchdrang und weit und breit kundtat, was geschehen war. Ein paar Geier kreisten hoch oben

in der Luft und harrten nur der Dunkelheit, um herabzuschießen. Man vernahm bereits von weitem das Summen einer Menge schwarzer und gelber kleiner Insekten, die über den Särgen umherschwärmten. Ein paar Straßenhunde liefen herbei. Sie setzten sich mit weitheraushängenden Zungen auf den Rand des großen Grabes und blickten hinab.

Halfvor erinnerte sich schaudernd, daß er sich am Abhang des Hinnom-Tales befand, ganz nahe der Stätte, auf der einst Gehennas Feuer gelodert hatte. „Wahrlich, dies ist Gehenna, dies ist der Ort des Schreckens!“ rief er aus.

Aber Halfvor blieb nicht lange tatenlos stehen. Er sprang in die Grube hinunter, warf die Särge durcheinander und kroch mitten unter die Toten. Er suchte und suchte, bis er Klein-Gretas Sarg fand. Und sobald er ihn gefunden hatte, lud er ihn auf seine Schultern und stieg aus dem Grabe heraus.

„Sie soll wenigstens nicht sagen, daß ihr Vater sie an diesem Ort des Grauens über Nacht habe liegen lassen“, rief er aus.

„Mein Liebling“, sprach er mit ernster, eindringlicher Stimme, als ob er sich vor der kleinen Toten verteidigen wolle. „Liebstes, kleines Gretelchen, wir wußten nichts davon. Niemand wußte davon, daß du aus der Erde herausgerissen werden solltest. Andere erfuhren, was bevorstand, wir aber erfuhren es nicht. Sie betrachten uns nicht als Menschen, sie achten uns nicht, und deshalb lag ihnen nichts daran, uns davon Kunde zu geben.“

Als er mit dem Sarge aus der Grube stieg, merkte er von neuem, daß es mit seinem Herzen nicht geheuer war. Er mußte sich niedersetzen, und den heftigsten Schmerz erst vorübergehen lassen.

„Du sollst dich nicht ängstigen, mein armes Kindchen“, sagte er. „Das geht bald vorüber. Du mußt nicht glauben, daß ich dich von hier nicht fortzutragen vermag.“

Ganz allmählich kehrten seine Kräfte wieder und den Sarg auf der Schulter wanderte er nach Jerusalem hinauf.

Als er auf dem schmalen Fußpfade neben der Mauer hinschritt, schien es ihm, daß alles ein anderes Aussehen bekommen habe. Die Mauern und die Trümmerhaufen

schreckten ihn. Alles wirkte so seltsam drohend und feindlich. Das fremde Land und die fremde Stadt freuten sich über seinen schweren Kummer.

„Du mußt deinem Vater nicht zürnen, mein armes Kindchen, obwohl er dich in ein unbarmherziges Land geführt hat“, sprach er.

„Wenn dies in der Heimat geschehen wäre“, fuhr er fort, „dann hätten die Wälder geweint, und die Berge hätten geklagt, aber dies ist ein unbarmherziges Land.“

Er ging immer langsamer, um sein Herz zu schonen, das nicht mehr die Kraft zu haben schien, sein Blut durch den Körper zu treiben. Er fühlte sich hilflos und war verzweifelt, und vor allem überkam ihn eine grenzenlose Angst, weil er so weit von der Heimat entfernt, in einem fremden Lande lebte, wo niemand Barmherzigkeit für ihn zu haben brauchte.

Er bog um die Ecke und schritt nun an der östlichen Mauer hin. Das gräberreiche Tal Josaphat lag ausgebreitet vor seinen Augen.

„Und hier ist die Stätte, an der das Jüngste Gericht stattfinden wird, und hier sollen einst die Toten erweckt werden“, dachte er.

„Was wird Gott am Tage des Jüngsten Gerichts von mir sagen, von mir, der ich die Meinen nach Jerusalem, dieser Stadt des Todes, geführt habe?“ fragte er sich.

„Und ich habe meine Nachbarn und meine Anverwandten überredet, nach diesen Ort des Schreckens auszuziehen. Sie werden mich vor Gott anklagen.“

Es war ihm, als höre er seine Landsleute die Stimmen wider ihn erheben. „Wir haben ihm geglaubt, und er führte uns in ein Land, in dem man uns geringer achtete als die Hunde, und in diese Stadt, deren Grausamkeit uns tötete.“

Er suchte diese Gedanken abzuschütteln, nicht länger dabei zu verweilen. Aber es war ihm unmöglich. Er sah nun plötzlich alle Schwierigkeiten und Gefahren, die seiner Gefährten noch warteten. Er dachte an die drückende Armut, die bald über sie kommen mußte, weil sie keinerlei Lohn für ihre Arbeit annahmen. Er dachte an das ungewohnte Klima und an die Krankheiten, die sie vernichten würden. Er

dachte an die harten Gebote, die sie sich selber auferlegt hatten, und die Zersplitterung und Vernichtung mit sich bringen mußten. Er fühlte sich zu Tode ermattet.

„Ebensowenig, wie wir imstande sind, den Boden dieses Landes zu bebauen und sein Wasser zu trinken, ebensowenig können wir hier fürderhin leben“, rief er aus.

Er schleppte sich immer langsamer vorwärts. Er war gänzlich erschöpft und kraftlos.

Die Kolonisten saßen bereits beim Abendessen, als ein schwaches Läuten der Torglocke erklang.

Das Tor wurde geöffnet, und man fand Tims Halfvor draußen am Boden kauernd. Er war fast dem Tode nahe. Neben ihm stand der Sarg mit seinem kleinen Töchterchen. Halfvor saß da und zog Blumen aus einem großen Strauß verwelkter Anemonen, die er auf den Sarg streute.

Ljung Björn hatte die Tür geöffnet und war zu ihm herangetreten. Er glaubte zu bemerken, daß Halfvor etwas spräche, und er beugte sich nieder, um besser zu hören.

Halfvor bewegte wiederholt die Lippen, ehe er vernehmbare Worte aussprechen konnte.

„Sie haben unsere Toten herausgeworfen“, sagte er, „die liegen nun unter freiem Himmel dort in Gehenna. Ihr müßt noch heute nacht hingehen, um sie zu holen.“

„Was sprichst du da?“ fragte Björn. Er begriff gar nicht, wovon die Rede war.

Der Sterbende richtete sich mit seiner letzten Kraft auf. „Sie haben unsere Toten aus ihren Gräbern herausgeworfen, Björn. Alle unsere Männer müssen noch in dieser Nacht nach Gehenna wandern, um sie zu holen.“

Als er das gesagt hatte, sank er wieder zusammen und saß stöhnend am Boden.

„Mir ist so elend geworden, Björn. Es ist gewiß etwas mit dem Herzen“, stieß er hervor. „Ich fürchtete sterben zu müssen, ehe ich euch dies sagen konnte. Ich habe Klein-Greta heimgetragen, aber ich vermochte es nicht, die anderen herzubringen.“

Björn sank neben ihm auf die Knie. „Willst du nicht hereinkommen, Halfvor?“ fragte er, aber dieser hörte nicht auf ihn.

„Versprich mir, Björn, daß Klein=Greta ordentlich in die Erde kommt! Ich will nicht, daß sie denkt, sie habe einen schlechten Vater."

„Ja, ja", sagte Björn, „aber willst du nicht versuchen, jetzt hereinzukommen, Halfvor?"

Halfvors Kopf sank immer tiefer. „Trage Sorge, daß sie unter dem grünen Rasen ruhen möge!" flüsterte er. Und bettet auch mich unter einen grünen Rasenhügel!" setzte er nach einer Weile hinzu.

Björn erkannte, daß Halfvor schwer krank sei und eilte nach Helfern, um ihn hineinzutragen. Als er aber wiederkam, war Halfvor bereits gestorben.



Der Paradiesbrunnen.

Ein furchtbar schwerer Sommer brach für Jerusalem herein, es herrschte Wassermangel und viel Krankheit. In diesem Jahr hatte es nur wenig Winterregen gegeben, und es gebrach der heiligen Stadt sehr bald an Wasser, denn sie ist ja zumeist auf den Regen angewiesen, der während des Winters in unterirdischen Zisternen aufgefangen wird, die sich auf jedem Hof befinden. Und sobald die Einwohner sich damit begnügen mußte, das muffige, schlechte Wasser zu trinken, das man zuletzt noch auf dem Grunde der Zisternen fand, nahmen die Krankheiten in erschreckendem Maße zu. Es gab kaum noch e i n Heim, in dem nicht irgend jemand an den schwarzen Pocken, an der Ruhr oder an klimatischen Fiebern krank lag.

Die Gordonistische Kolonie hatte eine anstrengende Zeit: fast sämtliche Mitglieder wurden durch Krankenpflege in Anspruch genommen. Diejenigen unter ihnen, die schon lange in Jerusalem lebten, schienen gegen die Ansteckung gefeit zu sein und gingen, ohne Schaden zu nehmen, von Krankenlager zu Krankenlager. Die Schweden aus Amerika, die draußen in Chicago schon heiße Sommer durchlebt hatten und daran gewöhnt waren, Stadtluft zu atmen, waren auch

widerstandsfähig gegen Krankheit und Anstrengung. Aber die dalekarlischen Bauern erkrankten fast insgesamt.

Anfangs sah es gar nicht so gefährlich aus. Die meisten gingen umher, obwohl sie nicht zu arbeiten vermochten. Sie magerten ab und hatten ständig Fieber, aber niemand glaubte, daß es etwas anderes sei als ein vorübergehendes Unwohlsein. Jedoch nach einer Woche starb Birger Perssons Witwe und kurz darauf einer ihrer Söhne Dazu kamen mehrere neue Krankheitsfälle. Es hatte den Anschein, als sollten alle Dalekarlier auf einmal von hinnen scheiden.

Alle diese Kranken hatten dieselbe brennende Sehnsucht und das gleiche Verlangen. Sie baten alle um einen Trunk Wasser, nur einen einzigen Schluck frischen, reinen Wassers. Es war, als brauchten sie gar nichts anderes, um wieder gesund zu werden.

Aber wenn man ihnen das Zisternenwasser reichte, so wendeten sie den Kopf ab und wollten es nicht einmal *sehen*. Obwohl es filtriert und gekühlt war, meinten sie, es rieche muffig und habe einen widerlichen Geschmack. Einige Kranke, die versucht hatten, es zu trinken, bekamen heftige Schmerzen und klagten darüber, daß sie vergiftet wären.

Eines Vormittags, als die Krankheit am ärgsten wütete, saßen einige Bauern in dem schmalen Schattenstrich vor dem Hause und unterhielten sich. Sie alle fieberten, man merkte es an ihren abgezehrten Gesichtern und an ihren Augen, die matt und entzündet waren. Keiner von ihnen nahm eine Arbeit vor, sie rauchten nicht einmal ihre kleinen Kreidepfeifen. Ihre eigentliche Beschäftigung war, zum Himmel aufzuschauen, der sich klar und blau über ihren Häuptern wölbte. Sie hielten die genaueste Umschau, und nicht das kleinste, am Horizont aufsteigende Wölkchen entging ihnen. Sie wußten alle recht gut, daß vor mehreren Monaten kein Regen zu erwarten war, aber sobald sich eine der weißen Sommerwolken am Horizont zeigte, bildeten sie sich ein, es könnte ein Wunder geschehen, und es würde bald regnen. „Wer weiß, ob Gott uns nicht schließlich dennoch helfen will?“ sprachen sie.

Während sie mit der größten Aufmerksamkeit dem Wachstum und der Bewegung der Wolke droben am Himmel folgten, begannen sie miteinander darüber zu reden, wie es sein würde, die großen Tropfen gegen Mauern und Fenster prasseln zu hören und das Wasser aus den Dachrinnen strömen und auf die Straße herabfließen zu sehen, und wie es alle kleinen Steine und den Sand mit wegspülen würde. Sie kamen überein, daß sie nicht ins Haus gehen wollten, wenn es anfinge zu regnen, sie würden nur ruhig dasitzen und das Wasser auf sich herabströmen lassen. Sie sehnten sich danach, ganz von Wasser durchtränkt zu werden, sie bedurften dessen ebensosehr wie der ausgetrocknete Erdboden.

Wenn die Wolke jedoch eine Strecke weit am Himmel hingezogen war, konnten sie nicht umhin, zu gewahren, daß sie immer kleiner wurde und gleichsam verging. Zuerst verschwanden die daunengleichen Ränder, dann begann das Zerstörungswerk von innen heraus, bis das ganze Gewölk in Fetzen und Streifen auseinanderstob. Und nach wenigen Minuten war alles gänzlich verschwunden.

Wenn die Bauern von diesem Gewölk gar nichts mehr erblickten, gerieten sie in große Verzweiflung. Die alten Männer waren so erschöpft durch die Krankheit, daß sie ihre Augen mit den Händen verdeckten, um ihre Tränen verbergen zu können, falls das Weinen sie übermannen sollte.

Ljung Björn Olofsson, der sich nach Tim Halfvors Tode als Führer der Schweden betrachtete, versuchte dann die anderen zu ermutigen. Er begann mit ihnen vom Bache Kidron zu reden, der in alten Zeiten durch das Tal Josaphat geströmt war und Jerusalem zu einer wasserreichen Stadt gemacht hatte. Er hatte seine Bibel in der Tasche, schlug sie auf und las ihnen allen die Stelle vor, wo der Bach Kidron erwähnt wird. Er schilderte es ihnen, wie dieser Bach Kidron zu einem großen, gewaltigen Strom wurde. Er hatte Wassermühlen getrieben, und im Winter war er ab und zu so mächtig geworden, daß er über seine Ufer trat und die ganze Gegend überschwemmte.

Man merkte es Ljung Björn an, welch einen Trost es ihm gewährte, von dem großen Wasser zu reden, das einst an Jerusalem vorbeigeströmt war. Er dachte sicherlich un=

ablässig an diese Wasserflut. Am liebsten las er jenen Abschnitt, in dem erzählt wird, wie David auf der Flucht vor Absalom den Kidron durchwatete. Ljung beschrieb den anderen, wie es sein würde, mit nackten Füßen durch das kalte, rieselnde Wasser zu schreiten. „Das wäre mir noch viel lieber als es zu trinken", sagte er.

Ljung Björn hatte noch viel über den Kidron zu sagen, als sein Schwager Kolås Gunnar ihn unterbrach. Gunnar sagte, daß ihm der Kidron gleichgültig sei, da er doch ausgetrocknet und verschwunden wäre. Aber seit die schwere Zeit hereingebrochen sei, müsse er unablässig an eine Prophezeiung Hesekiels denken, im siebenundvierzigsten Kapitel, Vers eins usw. Es war von einem Strom die Rede, der an der Schwelle des Tempels entspringen sollte und durch die dürre Heide bis zum Toten Meer strömen würde. Kolås Gunnar warf die schwarzen Locken aus der Stirn zurück, während er sprach, seine Augen strahlten, und er schilderte alles so lebendig, daß alle Bauern den Wasserstrom, der nach Jerusalem herabströmte, vor Augen sahen. Das Wasser glitt anfangs leise murmelnd durch eine Steinrinne. Dann ergoß es sich in vielen kleinen Rinnsalen, die zwischen den grünen Wiesen dahineilten. An den Ufern wuchsen Weiden, Pappeln, und große, dickblättrige Wasserpflanzen hingen bis auf den Wasserspiegel herab. Auf dem Grunde der Gewässer lagen kleine, weiße Kieselsteine, und das Wasser glitzerte und brodelte, wenn es darüber hinströmte.

„Und dies muß doch einmal geschehen!" rief Kolås Gunnar aus. „Es ist eine göttliche Prophezeihung, die sich noch nicht erfüllt hat Ich denke nun, daß sie sich ebensogut heute wie morgen erfüllen könnte."

Als nun Gabriel Hök Matsson, der auch unter ihnen war, dies vernahm, wurde er ganz erregt, entlehnte Ljung Björns Bibel und las ihnen einige Verse aus dem Buch der Chronika vor. „Nun merket wohl auf", sagte er. „Dies ist doch das merkwürdigste, was ich jemals vernommen habe." Und nun las er ihnen vor, wie es zur Zeit König Hiskias' kund wurde, daß Sanherib herbeizog, um Jerusalem zu belagern. Und wie Hiskias Rats wurde mit seinen Obersten und Gewaltigen, und wie sie alle sagten: „Es ist nicht gut,

daß die Assyrier so viel Wasser finden, wenn sie die Stadt belagern kommen.“ Und wie darauf Hiskias mit einer großen Heerschar ausgezogen war und das Wasser außerhalb Jerusalems abgedämmt hatte, sowohl den großen Strom, der mitten durch das Land zog, als auch alle Quellen.

Als Gabriel dies gelesen hatte, blickte er über die kahlen Felder hinaus, die die Kolonie umgaben. „Ich habe viel über diesen Bericht nachgegrübelt“, sagte er, „und ich habe die Amerikaner darüber befragt. Und nun will ich euch sagen, was ich erfahren habe.“

Gabriel sprach leicht und fließend, in derselben Weise, wie sein Vater Hök Matts, wenn dieser den heiligen Geist über sich kommen fühlte und zu predigen begann. Er hatte sonst nicht die Gabe zu predigen, aber jetzt, während das Fieber in seinem Körper wütete, glitten die Worte leicht und frei von seinen Lippen.

„Ja, die Amerikaner haben mir gesagt, daß zur Zeit des Königs Hiskias diese Hochebene mit zahllosen Bäumen und Sträuchern bewachsen war. Das Getreide wuchs nicht in diesem steinigen Boden, aber eine Menge Gärten lagen hier, sie waren voll von Granat- und Aprikosenbäumen, von Safran, Kalmus und Zimt, Myrrhen und Narden, von allerlei duftigen Blumen und herrlichen Obstbäumen. Alle diese Pflanzen waren gut bewässert; aus Strömen und Bächen floß das Wasser in jeden Garten, und jeder Gartenbesitzer hatte das Recht, sein Besitztum zu einer bestimmten Tageszeit unter Wasser zu setzen. Aber eines Morgens zog König Hiskias mit seinen Heerscharen hinaus, es war ein Tag, an dem alle diese Bäume in herrlichster Pracht standen. Als Hiskias hinauswanderte, streuten Mandel- und Aprikosenbäume ihre Blütenblätter auf ihn herab. Die Luft war schwül von Blumendünsten, als er auszog. Und als er am Ende des Tages mit seinem Heer heimkehrte, standen die Bäume unverändert da und grüßten ihn mit ihren lieblichen Düften.

Aber König Hiskias hatte an diesem Tage alle Quellen und den großen Strom eingedämmt, der mitten durch das Land floß. Und am nächsten Tage rieselte kein Wasser

mehr durch die kleinen Rinnen, die nach den Baumwurzeln liefen.

Nach einigen Wochen, als die Bäume Früchte ansetzen sollten, waren sie kraftlos und setzten nur geringe Frucht an, und die Blätter, die aus den Knospen hervorbrachen, waren klein und verkrüppelt.

Und dann kam eine böse Zeit über Jerusalem, mit Krieg und großem Ungemach. Niemand hatte Zeit, die Quellen wieder zu öffnen und den mächtigen Strom in seine Bahn zu leiten. Und so starben die Obstbäume auf den Hochebenen außerhalb der Stadt, einige gingen während des ersten trockenen Sommers ein, einige starben im zweiten Sommer, einige siechten im dritten Jahr dahin. Und rings um Jerusalem ward ödes Land, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist."

Gabriel hob einen Scherben auf und begann damit in der Erde zu graben. „Aber nun steht die Sache so", fuhr er fort, „daß die Juden nach ihrer Rückkehr von Babylon nicht die Stelle finden konnten, wo der Strom abgedämmt worden ist, auch fanden sie niemals die Lage der abgeleiteten Quellen. Und kein Mensch hat sie bis zum heutigen Tage wiedergefunden."

„Aber wir, die wir hier sitzen und uns nach Wasser sehnen", fuhr er fort, „warum gehen wir nicht hinaus, um den mächtigen Strom und die vielen Quellen aufzufinden? Wenn wir sie auffänden, dann würden die Bäume auf den Hochebenen wieder wachsen und gedeihen, und dieses Land würde reich und fruchtbar sein. Wenn wir sie auffänden, so wäre das mehr wert, als Gold zu entdecken."

Als nun Gabriel schwieg, begannen die anderen seine Worte zu erwägen. Alle gaben zu, daß sich alles so verhalten könnte, wie er sagte, und daß es wohl auch nicht unmöglich wäre, den mächtigen Strom wiederzufinden. Aber niemand erhob sich, um fortzugehen und danach zu suchen, nicht einmal Gabriel. Es war ja klar, daß seine Worte nichts anderes als Phantasien waren, mit denen er seine Sehnsucht zu beruhigen suchte.

Da begann Bo Ingmar Månsson, der bis dahin still zuhörend dagesessen hatte, zu reden. Er selber hatte kein

Fieber, aber niemand sehnte sich mehr als er nach frischem Wasser, denn Gertrud lag auch an dieser Durstkrankheit danieder. Um ihretwillen sehnte er sich so heftig nach Wasser, daß seine Lippen ganz trocken waren, und daß er keinen anderen Gedanken hatte, als den an Quellen und Ströme.

„Ich denke nicht an so heilige und seltsame Gewässer, wie ihr anderen es tut“, sagte Bo langsam, „aber vom Morgen bis zum Abend denke ich an einen Fluß, der mit hellem, glänzendem Wasser frisch und klar dahinströmt.“

Die Bauern blickten mit gespannter Erwartung auf.

„Ich denke an einen Fluß, der aus vielen Bächen und Flüßchen Wasserzufuhr erhält, der breit und wasserreich aus dem dunklen Walde niederrauscht, und der so klar ist, daß man alle Kieselsteine sieht, die auf seinem tiefen Grunde glitzern. Und dieser Fluß ist nicht ausgetrocknet wie der Kidron, und auch kein Traum, wie der Fluß von Hesekiel und nicht so unmöglich aufzufinden wie der Strom des Hiskias, sondern dieser braust und strömt noch heutigentags. Ich denke an den Dalelf.“

Die drei Männer entgegneten kein Wort. Scheu saßen sie mit gesenkten Augenlidern da. Sobald der Dalelf genannt worden war, konnte es niemand mehr über sich bringen, von Palästinas Quellen und Flüssen zu reden.



An demselben Tage gegen Mittag ereignete sich ein neuer Todesfall. Eins von Kolås Gunnars Kindern war gestorben, ein kleiner, fröhlicher Knabe, den alle sehr gern hatten.

Aber nun geschah es, daß niemand das Kind zu betrauern schien. Dagegen wurden alle Dalekarlier von einem Entsetzen gepackt, das sie kaum zu beherrschen vermochten. Der kleine tote Knabe schien ihnen allen wie ein Zeichen böser Vorbedeutung dazuliegen, daß es für keinen von ihnen möglich wäre, diese Krankheit zu überstehen.

Die gewohnten eiligen Vorbereitungen zum Begräbnis begannen sofort, aber jene Männer, die den Sarg zimmerten, fragten sich, wer wohl für sie selber diese Arbeit übernehmen würde, und die Frauen, die das Einkleiden der Leiche be-

sorgten, sprachen zugleich davon, wie sie es damit gehalten haben wollten, wenn sie selber tot wären. „Denke daran“, sagte eine Frau zu der anderen, „falls du mich überlebst, daß ich in meinen eigenen Sachen liegen will!“ — Und ihre Freundin antwortete: „Denke daran, daß ich schwarzen Trauerflor am Sarge haben will, und daß ich meinen Trauring mit ins Grab nehmen möchte.“

Während all dieser Vorgänge kam ein seltsames Gerede in der Kolonie auf. Niemand wußte, wer damit angefangen hatte, als jedoch die Worte ausgesprochen worden waren, erregten sie die Aufmerksamkeit aller, und jeder einzelne begann darüber nachzudenken und sich die Sache zu überlegen. Wie es oft geht, dachten anfangs alle, daß der darin enthaltene Vorschlag unvernünftig und unausführbar sei, aber nach und nach erschien er ihnen ganz vernünftig und sogar als das einzig Richtige, was ihnen in ihrer Lage zu tun übrig bliebe.

Bald wurde in der ganzen Kolonie von nichts anderem gesprochen, sowohl die Kranken als auch die Gesunden, gleichviel ob Amerikaner oder Schweden, redeten davon.

„Es wäre vielleicht am allerbesten, wenn die Dalekarlier wieder heimkehrten“, sprach einer zum anderen.

Keiner der Amerikaner konnte es sich verhehlen, daß es den Anschein hatte, als sollten alle diese Bauern in Jerusalem sterben. Wie betrüblich es auch war, daß so viele gute, rechtschaffene Menschen die Kolonie verlassen sollten, so schien ein anderer Ausweg doch kaum möglich zu sein. Es wäre immerhin besser, daß sie in die Heimat zurückkehrten und in ihrem Vaterlande der Sache Gottes nach Kräften dienten, als daß sie hier in der heiligen Stadt umkämen.

Den Schweden erschien es anfangs ganz unmöglich, sich von diesem Lande loszureißen und von all diesen heiligen Stätten und Erinnerungen zu scheiden, sie schauderten bei dem Gedanken, wieder in die Ruhelosigkeit und den Kampf der Welt hinausgetrieben zu werden, nachdem sie sich an das harmonische, gesicherte Zusammenleben in der Kolonie gewöhnt hatten. Viele von ihnen dachten, es wäre fast besser zu sterben als heimzureisen.

Aber dann tauchte der Gedanke an die Heimat auch wiederum lockend und verführerisch vor ihnen auf, und sie sprachen: „Vielleicht gibt es keinen anderen Rat, als daß wir heimreisen."

Plötzlich ertönte die Glocke, die die Kolonisten zum Gottesdienst und zu Zusammenkünften im Versammlungssaal zu rufen pflegte. Alle waren sehr bestürzt und fast erschrocken. Es war ihnen klar, daß Mrs. Gordon eine Zusammenkunft wünschte, um gemeinsam über die Heimreise zu beraten. Sie wußten selber noch nicht recht, was sie wollten, aber es lag schon eine Beruhigung in dem bloßen Gedanken, der Krankheit und dem Tode entrinnen zu können. Das war am besten daran zu erkennen, daß mehrere Personen, die schwer krank dalagen, aufstanden und sich ankleideten, um in den Versammlungssaal zu gehen.

Dort oben herrschte nicht solche Ruhe und Ordnung wie bei den sonstigen Versammlungen. Niemand hatte sich hingesetzt, sondern die Leute standen gruppenweise hier und dort in eifrigem Gespräch. Alle waren sehr erregt, aber am eifrigsten redete Hellgum. Man merkte es deutlich, daß er, der die dalekarlischen Bauern zur Auswanderung nach Palästina veranlaßt hatte, jetzt von der drückenden Verantwortung gepeinigt wurde, die er damit auf sich geladen hatte. Er ging von einem zum anderen und drang energisch auf die Heimkehr.

Mrs. Gordon war sehr bleich und sah müde und leidend aus. Sie schien so wenig zu wissen, was sie eigentlich wollte, daß sie sich fast scheute, die Verhandlungen zu eröffnen. Niemals hatte sie eine derartige Unentschlossenheit gezeigt.

Die dalekarlischen Bauern schwiegen zum größten Teil. Sie schienen viel zu krank und abgestumpft zu sein, um selber irgend einen Entschluß fassen zu können, und warteten darauf, was die anderen über sie beschließen würden.

Einige junge Amerikanerinnen waren ganz außer sich vor Mitleid. Sie weinten und flehten, daß man diese kranken Menschen nach Hause schicken und nicht so elend dahinsterben lassen möge.

Während man eifrigst für und wider die Sache sprach, öffnete sich fast lautlos die Tür, und Karin, die Ingmarstochter, trat herein.

Die Ingmarstochter Karin war nunmehr körperlich und seelisch tiefgebeugt. Sie hatte ganz erschreckend gealtert, ihr Gesicht war klein und zusammengeschrumpft und das Haar war vollständig ergraut.

Seit Halfvor Halfvorssons Tode verließ Karin sehr selten ihr Zimmer. Sie saß dort einsam in einem großen Lehnstuhl, den Halfvor für sie angefertigt hatte. Zuweilen flickte und nähte sie für die beiden Kinder, die ihr noch geblieben waren, aber meistenteils hatte sie die Hände im Schoß gekreuzt und starrte vor sich hin.

Niemand konnte anspruchsloser in ein Zimmer treten als Karin, aber wie dem auch sein mochte, es wurde ganz still, als sie kam, und alle wandten sich um und blickten ihr nach.

Karin glitt langsam und demütig durch den Saal. Sie schritt nicht mitten durch den Raum, sondern schlich an der einen Wand hin, bis sie vor Mrs. Gordon stand.

Mrs. Gordon ging ihr einige Schritte entgegen und reichte ihr die Hand.

„Wir sind hier versammelt, um über eure Heimkehr zu beraten“, sagte Mrs. Gordon. „Was denkst du davon?“

Karin sank einen Augenblick zusammen, ganz als ob ihr jemand einen Stoß versetzt hätte. In ihren matten Augen flackerte die allertiefste Sehnsucht auf. Sicherlich sah sie den alten Bauernhof vor sich und dachte wohl daran, daß sie dann noch einmal am Kamin in der großen Gaststube sitzen könnte, oder an der Zauntür stehen würde, um zuzusehen, wie man an einem schönen Frühlingsmorgen das Vieh auf die Weide trieb.

Aber das währte nur einen Augenblick. Karin richtete sich alsbald auf und ihr Gesicht nahm wieder den gewohnten Ausdruck zäher Ausdauer an.

„Ich möchte nur eine Frage stellen“, antwortete Karin in englischer Sprache und so laut, daß alle sie verstehen konnten. „Gottes Stimme hatte uns berufen, hierher nach Jerusalem zu ziehen. Hat nun irgend jemand Gottes Stimme gebieten hören, daß wir von dannen ziehen sollen?“

Es wurde nach Karins Frage ganz still im Saal. Niemand wagte ihr ein einziges Wort zu erwidern

Aber Karin fieberte wie alle die anderen, und sie hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als man sah, daß sie wankte und nahe daran war, umzusinken. Mrs. Gordon umfaßte sie mit ihrem Arm und führte sie hinaus.

Als Karin an ihren alten Dorfgenossen vorüberkam, da nickten ihr einige zu und sprachen: „Wir danken dir, Karin!“ Sobald Karin verschwunden war, begannen die Amerikaner auf neue von Heimkehr zu sprechen, als ob nichts geschehen wäre. Die dalekarlischen Bauern erwiderten kein Wort, aber ganz allmählich schlich einer nach dem anderen aus der Versammlung fort.

„Weshalb entfernt ihr euch?“ fragte einer der Amerikaner. „Die Sitzung wird ja jetzt erst beginnen, sobald Mrs. Gordon zurückkommt.“

„Merkt ihr nicht, daß bereits alles abgemacht ist?“ fragte Ljung Björn. „Ihr braucht um unsertwillen keine Sitzung abzuhalten. Wir waren drauf und dran, es zu vergessen, aber nun sind wir dessen wieder eingedenk, daß niemand außer Gott allein über unsere Heimkehr entscheiden kann.“

Und die Amerikaner sahen voller Verwunderung, daß Ljung Björn und alle Dalekarlier sich wieder hoch aufrichteten und jetzt weit weniger mutlos und verstört aussahen, als da sie sich zur Beratung eingefunden hatten. Kraft und Ausdauer waren wiedergekehrt, als sie ihren Weg klar vor sich sahen und nicht mehr daran dachten, daß sie der Gefahr entfliehen könnten.

*

Gertrud lag krank in der kleinen Kammer, die sie früher mit Gunhild zusammen bewohnt hatte. Das Zimmerchen war sehr schmuck und freundlich. Bo und Gabriel hatten selber alle Möbel angefertigt. Sie waren sorgfältiger gearbeitet und reicher verziert als die Möbel irgendeines anderen Zimmers. Die weißen Gardinen und Bettvorhänge hatte Gertrud selber gewebt und mit Hohlsäumen und Spitzen versehen.

Nach Gunhilds Tode war eins der schwedisch-amerikanischen Mädchen, Betsy Nelson, in dieses Zimmer gezogen.

Sie war Gertrud eine gute Freundin geworden und pflegte sie jetzt, da sie krank war, mit großer Liebe und Sorgfalt.

Es war am Abend desselben Tages, als man in der großen Versammlung beschlossen hatte, daß die Dalekarlier in Jerusalem bleiben sollten. Gertrud hatte recht starkes Fieber und redete unaufhörlich. Betsy saß an ihrem Bett und sprach ab und zu ein paar beruhigende Worte.

Plötzlich sah Betsy, daß die Tür sich leise öffnete, und daß Bo hereintrat. Er machte so wenig Geräusch wie möglich, kam auch nicht näher heran, sondern drückte sich an die Wand und blieb dort stehen. Gertrud schien kaum zu bemerken, daß er gekommen war, aber Betsy wandte sich ihm heftig zu, um ihn aus dem Krankenzimmer hinauszuweisen.

Als sie aber Bo ins Gesicht blickte, da wurde ihr Herz ganz beklommen, und sie empfand ein großes Mitleid mit ihm. Gott im Himmel, er glaubt gewiß, daß Gertrud sterben müsse! dachte sie. Ich kann es nur zu gut begreifen, daß er meint, es gäbe keine Rettung für sie, seit die dalekarlischen Bauern beschlossen haben, für immer in Jerusalem zu bleiben.

Sie begriff plötzlich, wie sehr Bo die arme Gertrud liebte, und sie sprach zu sich selber: Es ist am besten, den armen Burschen hierbleiben zu lassen. Ich habe nicht das Herz, es ihm zu versagen, sie so lange wie möglich sehen zu können.

Bo durfte also innerhalb der Tür stehen bleiben und konnte nun jedes Wort hören, das Gertrud sprach. Sie hatte kein so starkes Fieber, daß sie ganz irre redete, aber sie sprach beständig von Brunnen und Strömen wie alle die anderen Kranken. Unaufhörlich klagte sie auch über den schrecklichen, brennenden Durst, der sie peinigte.

Betsy goß Wasser in ein Glas und reichte es der Kranken: „Trink einmal von diesem Wasser, Gertrud“, sagte sie. „Es ist wirklich nicht schädlich.

Gertrud erhob sich ein wenig aus ihren Kopfkissen, umklammerte das Glas und führte es an die Lippen. Aber ehe sie es noch geschmeckt hatte, fuhr sie schaudernd zurück. „Merkst du denn gar nicht, wie entsetzlich schlecht es riecht?“ klagte sie. „Du willst mich gewiß damit umbringen.“

„Dieses Wasser hat weder einen Geruch noch irgend einen Nachgeschmack“, sprach Betsy sanft. „Es ist ganz besonders gut filtriert, damit die Kranken es ungefährdet trinken können.“

Sie wollte Gertrud zum Trinken bewegen, aber diese stieß das Glas so heftig zurück, daß das Wasser sich zum Teil auf die Bettdecke ergoß.

„Ich denke, du könntest sehen, daß ich schon krank genug bin, da brauchtest du mich nicht erst zu vergiften“, sagte sie.

„Du würdest dich wohler fühlen, wenn du nur wagtest, das Wasser zu schmecken“, beharrte Betsy.

Gertrud antwortete nicht, aber nach einer Weile begann sie zu schluchzen und zu weinen.

„Ach, liebstes Kind, warum weinst du?“ fragte Betsy.

„Es ist so entsetzlich, daß mir niemand trinkbares Wasser verschaffen kann“, antwortete Gertrud, „und daß ich hier liegen und vor Durst sterben muß, ohne daß jemand Barmherzigkeit gegen mich übt.“

„Ach, du weißt ganz gut, daß wir dir helfen möchten, wenn wir es nur könnten“, sagte Betsy und streichelte ihre Hand.

„Warum gebt ihr mir also kein Wasser?“ schluchzte Gertrud. „Ich bin nur vor Durst krank geworden. Ich würde gesund werden, sobald ich gutes Wasser zu trinken bekäme.“

„Besseres Wasser als dies hier ist in Jerusalem nicht zu finden“, sagte Betsy traurig.

Gertrud hörte nicht darauf.

„Es würde nicht so schmerzlich sein, wenn ich nicht wüßte, daß es hier gutes Wasser gibt“, jammerte sie. „Aber bedenke doch nur, daß ich vor Durst sterben muß, wo es doch in Jerusalem einen ganzen Brunnen voll frischen, reinen Wassers gibt!“

Bo horchte bei diesen Worten auf und blickte Betsy fragend an. Das Mädchen zuckte ein wenig die Achseln und schüttelte den Kopf. Ach, das ist nur eine Art von Phantasieren schien sie zu sagen.

Da aber Bo immer noch fragend hinschaute, suchte sie Gertrud zu einer Erklärung zu veranlassen, was sie damit

meine. „Ich glaube nicht, daß in Jerusalem jetzt irgendwo wirklich gutes Wasser zu beschaffen wäre“, sagte sie.

„Es ist sonderbar, daß du ein so schlechtes Gedächtnis hast“, sagte Gertrud, „oder warst du vielleicht an dem Tage nicht mit dabei, als wir die alte Stätte besuchten, auf der der Tempel der Juden gestanden hatte?“

„Jawohl, natürlich war ich mit dabei.“

„Es war nicht in der Omar-Moschee“, sprach Gertrud nachsinnend, „nein, in der schönen Omar-Moschee, die mitten auf dem Platz liegt, war es nicht, sondern es war in der alten häßlichen Moschee, die an der einen Schmalseite lag. Entsinnst du dich nicht, daß da drinnen ein Brunnen war?“

„Ich erinnere mich dessen genau“, sagte Betsy, „aber ich weiß nicht, wie du glauben kannst, daß es in diesem Brunnen besseres Wasser geben könnte, als irgendwo anders in der Stadt.“

„Es ist schrecklich, daß ich bei meinem brennenden Durst so viel reden muß“, klagte Gertrud. „Du hättest doch auch darauf achten können, was Miß Young von diesem Brunnen erzählte.“

Es verursachte ihr wahrhafte Pein, mit den trockenen Lippen und der heißen Kehle zu reden, aber ehe Betsy ihr noch etwas zu entgegnen vermochte, war sie schon mitten in ihrer Erzählung über den Brunnen.

„Dieser Brunnen ist der einzige in Jerusalem, der stets gutes Wasser hat“, sagte sie. „Und das rührt daher, daß seine Quelle im Paradiese liegt.“

„Ich möchte wirklich wissen, wie du oder irgend jemand sonst dahinter gekommen sein könnte“, sagte Betsy und lächelte ein wenig.

„Ja“, fuhr Gertrud sehr ernsthaft fort, „ich weiß es. Siehst du, Miß Young erzählte, daß einst ein armer Wasserträger in der schlimmsten Sommerglut nach der alten Moschee gegangen sei, um Wasser zu holen. Er befestigte seinen Eimer an dem Haken des Seiles, das über dem Brunnen hing, und ließ ihn hinabgleiten. Als aber der Eimer den Wasserspiegel traf, löste er sich von dem Haken und blieb auf dem Grunde des Brunnens liegen. Du wirst nun begreifen, daß der Mann seinen Eimer nicht einbüßen

wollte." — „Ja, das will ich meinen", sagte Betsy. — „Er holte auch eiligst ein paar andere Wasserträger herbei und ließ sich von ihnen am Seil in den dunklen Brunnen hinunterwinden."

Bei diesen Worten stützte Gertrud sich auf ihren Ellbogen und richtete sich ein wenig auf, während sie mit ihren fieberglänzenden Augen Betsy anblickte. „Er glitt sehr tief hinunter, verstehst du, und je tiefer er hinabsank, desto größer war seine Verwunderung, denn vom Grunde des Brunnens strömte ihm ein mildes Licht entgegen. Und als er endlich festen Boden unter den Füßen fühlte, war das Wasser verschwunden und an seiner Stelle breitete sich da unten ein herrlicher Garten aus. Sonne und Mond leuchteten dort zwar nicht, aber ein matter Lichtschein schwebte darüber, so daß er den Garten ganz deutlich sehen konnte. Jedoch das merkwürdigste war, daß es den Anschein hatte, als ob da unten alles schliefe. Alle Blumen standen mit geschlossenen Kelchen, die Blätter hingen zusammengerollt an den Bäumen und das Gras lag hingestreckt am Boden. Die herrlichsten Bäume neigten sich im Schlummer gegeneinander und die Vögel saßen unbeweglich in den Baumwipfeln. Und dort unten war nichts rot oder grün, sondern alles war grau wie Asche, obwohl es trotz alledem sehr schön war, wie du dir wohl denken kannst."

Gertrud erzählte alles sehr ausführlich, als sei ihr besonders viel daran gelegen, daß Betsy ihr Glauben schenke. „Wie wurde es aber mit jenem Mann?" fragte Betsy. — „Je nun, der stand eine Weile ganz verwundert da und überlegte, wo er wohl hingeraten sein mochte, dann aber bekam er Angst, daß die Männer, die ihn hinabgewunden hatten, die Geduld verlieren könnten, wenn er zu lange zögerte. Ehe er sich jedoch wieder hinaufwinden ließ, ging er auf die Stelle zu, wo der größte und herrlichste Baum des ganzen Lustgartens stand und brach einen Zweig ab, den er mitnahm."

„Ich glaubte nicht, daß er den Lustgarten so schnell verlassen hätte", sagte Betsy lächelnd, aber Gertrud ließ sich nicht stören. „Als er wieder oben bei seinen Freunden anlangte", fuhr sie fort, „berichtete er ihnen, was er gesehen

hatte und zeigte ihnen den Zweig, den er abgebrochen hatte. Und siehe da, in demselben Augenblick, da dieser an Luft und Licht hinaufgekommen war, hatte er Leben bekommen. Die Blätter glätteten sich, verloren ihre graue Farbe und nahmen ein helles, leuchtendes Grün an. Und als der Wasserträger und seine Freunde dies sahen, da begriffen sie, daß er dort unten im Lustgarten des Paradieses gewesen war, der schlummernd unter der Stadt Jerusalem liegt, um am Tage des Jüngsten Gerichts in erneutem Leben und Glanze zur Erde emporzuschweben."

Gertrud atmete tief und sank in die Kissen zurück. „Mein Liebling, du ermüdest dich zu sehr durch das viele Sprechen", sagte Betsy. — „Ich muß ja alles erzählen, damit du verstehst, weshalb in jenem Brunnen so gutes Wasser ist", sprach Gertrud aufseufzend, „und nun ist die Geschichte auch gar nicht mehr lang. Du begreifst doch, daß niemand dem Mann geglaubt hätte, er sei im Paradiese gewesen, wenn er den Zweig nicht mitgebracht hätte. Aber dieser war jeder Baumart unähnlich, die die Menschen bisher gesehen hatten, und deshalb wollten seine Freunde sofort in den Brunnen hinuntersteigen, um das Paradies zu sehen. Aber nun war das Wasser wieder in den Brunnen zurückgeströmt, und wie tief sie auch hinabtauchten, konnten sie dennoch den Grund des Brunnens nicht erreichen."

„Also bekam niemand mehr das Paradies zu Gesicht?" fragte Betsy. — „Nein, niemand mehr, und seit jener Zeit ist das Wasser niemals wieder zurückgewichen, und obwohl viele, unzählig viele es versuchten, so hat doch niemand wieder den Grund des Brunnens erreichen können."

Gertrud seufzte tief auf. Dann begann sie von neuem: „Weißt du, es ist wohl nicht Gottes Wille, daß wir bereits in diesem Leben das Paradies schauen sollen." — „Nein, das sollen wir wohl nicht", stimmte Betsy bei. — „Aber das wichtigste für uns ist es doch, zu wissen, daß es schlummernd daliegt und unser harret." — „Ja, so ist es." — „Und nun wirst du wohl auch begreifen, Betsy, daß in jenem Brunnen, dessen Quellen im Paradiese liegen, stets reines, frisches Wasser fließt." — „Mein Liebling, wenn ich dir doch nur etwas von dem Wasser verschaffen könnte, nach dem du so

großes Verlangen trägst", sagte Betsy und lächelte wehmütig.

Gerade als Betsy dies gesagt hatte, öffnete eine ihrer kleinen Schwestern die Tür und winkte ihr. „Betsy, Mutter ist krank geworden", sprach das Kind, „sie liegt zu Bett und ruft nach dir." Betsy sah unentschlossen und besorgt aus, sie wußte nicht, ob es recht sei, Gertrud zu verlassen. Aber im nächsten Augenblick faßte sie ihren Entschluß und wandte sich an Bo, der noch immer an der Tür stand. „Du könntest wohl hier bei Gertrud bleiben und über sie wachen, während ich abwesend sein muß!" sagte sie.

„Ja", antwortete Bo, „ich werde über sie wachen, so gut ich es vermag." — „Versuche nur, sie zum Trinken zu bewegen, so daß sie von dem Gedanken loskommt, vor Durst sterben zu müssen", flüsterte Betsy, als sie hinausging.

Bo setzte sich sogleich auf Betsys Platz neben dem Bett. Gertrud schien nicht viel danach zu fragen, ob er oder Betsy dort säße. Sie redete noch immer vom Paradiesbrunnen, lächelte vor sich hin und malte es sich aus, wie erfrischend, klar und rein sein Wasser sein müsse.

„Siehst du, Bo, ich kann Betsy nicht dazu bringen, mir zu glauben, daß das Wasser dieses Brunnens besser ist als jedes andere Wasser in dieser Stadt", klagte sie. „Und deshalb tut sie auch gar nichts, es mir zu verschaffen."

Bo war sehr nachdenklich und grübelnd geworden. „Ich überlege es mir eben, ob ich nicht hingehen könnte, um dir jenes Wasser zu holen."

Gertrud war ganz erschrocken und griff nach seinem Rockärmel, um ihn zurückzuhalten. „Ach, nein, daran darfst du nicht denken, ich beklage mich nur über Betsy, weil ich so durstig bin. Ich weiß ja, daß sie mir das Wasser aus dem Paradiesbrunnen gar nicht verschaffen kann. Miß Young hat uns doch erzählt, die Mohammedaner halten ihn so heilig, daß sie niemals einem Christen gestatten würden, Wasser von dort zu holen."

Bo saß eine Weile stumm da, aber er fuhr fort über die Sache nachzugrübeln. „Ich könnte mich ja als Mohammedaner verkleiden", schlug er vor.

„Du darfst gar nicht an so etwas denken", sagte Gertrud, „du bist wirklich recht töricht." Aber Bo wollte den Plan nicht aufgeben. — „Wenn ich mit dem alten Schuhmacher rede, der oft in unserer Kolonie sitzt und unsere Schuhe flickt, so wird er mir, wie ich glaube, seine Sachen leihen", sprach er.

Gertrud lag still und sinnend da. „Ist der Schuhmacher heute hier?" fragte sie. — „Ja, er sitzt unten im Hof", antwortete Bo. — „Ja, aber es kann auf alle Fälle nichts daraus werden", sprach Gertrud seufzend.

„Ich glaube, daß ich mich jetzt am Nachmittag auf den Weg machen könnte, denn jetzt liegt keinerlei Gefahr vor, einen Sonnenstich zu bekommen", sagte Bo. — „Aber hast du nicht schreckliche Angst? Du mußt wissen, daß sie dich totschlagen, wenn sie dich als einen Christen erkennen." — „Ach, ich fürchte mich gar nicht, wenn ich nur richtig verkleidet bin, mit einem roten Fes und einem weißen Turban, weißt du, und ein paar zerlumpten gelben Pantoffeln an den Füßen und den Rock so aufgenommen, wie die Wasserträger ihn zu tragen pflegen." — „Aber worin gedenkst du das Wasser zu tragen?" — „Ich nehme ein paar unserer großen, kupfernen Eimer und hänge sie mir mit einem Joch über die Schultern", sagte Bo.

Er glaubte zu bemerken, daß Gertrud sich aufs neue bei der Aussicht belebte, daß er weggehen wolle, um das Wasser zu holen, dennoch machte sie fortwährend ihre Bedenken geltend. Ihm aber kam zugleich das volle Verständnis dafür, wie unmöglich das ganze Vorhaben wäre. Ach du lieber Gott, ich kann ja das Wasser vom Tempelplatz nicht holen gehen, den die Mohammedaner so heilig halten, daß ein Christ ihn kaum betreten darf! dachte er. Und wenn ich es noch so gern tun wollte, würden die Brüder in der Kolonie mir gar nicht erlauben, es zu versuchen. Und es würde ja auch gar keinen Zweck haben, denn in jenem Paradiesbrunnen ist das Wasser sicherlich ganz ebenso schlecht wie hier überall.

Während er darüber nachdachte, wurde er durch eine Äußerung Gertruds überrascht: „Um diese Tageszeit sind wohl auch nur sehr wenig Menschen unterwegs." Nun er=

wartet sie gewiß, daß ich gehe, dachte Bo, das ist eine schöne Geschichte. Und Gertrud sieht so abgespannt aus, daß ich ihr nicht zu sagen wage, wie unmöglich die ganze Sache ist.

„Ja, das ist wahr“, sprach Bo zögernd, „und so läuft auch alles ganz gut für mich ab, falls ich bis zum Damaskustor gelange, ohne einem der Kolonisten zu begegnen.“ — „Vielleicht verbieten sie dir, weiterzugehen“, sagte Gertrud und sah ganz ängstlich aus. Bo hatte gerade beabsichtigt, etwas Ähnliches zu sagen, um von dem ganzen Vorhaben abzukommen; als er aber ihre große Angst gewahrte, hatte er nicht das Herz dazu. — „Sie verbieten es mir nicht, zu gehen“, sagte er heiter, „sie erkennen mich nicht einmal, weil ich als Wasserträger verkleidet bin, dem die großen kupfernen Eimer um die Beine baumeln.“ Gertrud sah ruhiger aus. Sofort stieg ihr ein neuer Gedanke auf. — „Ja, also jene Eimer sind so sehr groß?“ fragte sie. — „Ja, darauf kannst du dich verlassen, daß sie groß sind, das Wasser, das ich darin nach Hause trage, wirst du in vielen Tagen nicht austrinken können.“

Darauf lag Gertrud still da, aber sie blickte Bo mit Augen an, die förmlich bettelten, daß er weitererzählen möchte, und er konnte ihr nicht widerstehen. „Am Damaskustor wird es schlimmer für mich“, sagte er, „ich weiß nicht, wie ich bei dem Menschengewühl vorwärtskommen soll.“ — „Aber es gelingt doch auch den anderen Wasserträgern“, sagte Gertrud eifrig. — „Ja, es sind nicht nur Menschen, es sind auch Kamele da“, sagte Bo. Er suchte alle möglichen Hindernisse zu ersinnen — „Glaubst du dort lange aufgehalten zu werden?“ fragte die Kranke ängstlich. Es ging Bo wie vorher. Er wagte es nicht, Gertrud zu sagen, daß die ganze Wanderung unmöglich sei. „Wenn ich Wasser in den Eimern gehabt hätte, so würde ich warten müssen, aber jetzt, da sie leer sind, dränge ich mich schon zwischen den Kamelen durch.“

Hier schwieg Bo wieder. Da streckte Gertrud ihre abgemagerte Hand aus und streichelte einigemal die seine. „Du bist so gut gegen mich, es ist lieb von dir, daß du das Wasser holst“, sprach sie sanft.

Gott helfe mir, da sitze ich nun und rede ihr vor, daß die Sache zu machen sei! dachte Bo. Als aber Gertruds Hand noch immer die seine streichelte, fuhr er fort, ihr zu erzählen, wie er weiterkommen würde. „Dann gehe ich immer geradeaus, bis ich an die Via dolorosa komme“, sagte er. — „Ja, dort pflegen niemals viel Menschen zu sein“, fiel Gertrud heiter ein — „Nein, dort begegne ich niemand, außer einigen alten Nonnen“, sagte Bo sofort. „Ich kann ohne Hemmnis bis zum Serail und zu den Gefängnissen gelangen.“

Hier schwieg Bo von neuem, aber Gertrud lag noch immer ruhig da und streichelte sanft seine Hand. Es war wie eine stumme Bitte, daß er doch nur weitergehen möge. Ich glaube, daß sie weniger Durst empfindet, nur weil ich von dem Wasserholen erzähle, dachte er. Ich muß ihr berichten, wie es mir gelingt.

„Dort unten bei den Gefängnissen gerate ich allerdings wieder in lärmendes Volksgewühl“, sagte er, „denn die Polizei kommt wie gewöhnlich mit einem Diebe herangezogen, den sie ins Gefängnis schleppt, und da steht immer eine ganze Schar von Menschen draußen, um den Fall zu besprechen.“ — „Du gehst aber wohl so schnell wie möglich vorüber?“ sagte Gertrud. — „Ich gehe keineswegs vorüber, denn sonst würden wohl alle sofort erkennen, daß ich kein Eingeborener bin, nein, ich bleibe stehen und höre zu, als wollte ich durchaus erfahren, um was es sich handelt.“ — „Was könnte dir das helfen, da du ja doch nichts verstehst?“ — „Soviel würde ich doch verstehen, daß von einem die Rede ist, der gestohlen hat.

Wenn dann alle überzeugt sind, daß sie von dem Diebe nichts mehr zu sehen bekommen, zerteilt sich der Haufe, und ich wandere weiter. Nun habe ich nur noch ein dunkles Torgewölbe zu durchschreiten, und dann bin ich drinnen auf dem Tempelplatz. Aber ich bin sicher, daß gerade, wenn ich über ein Kindchen steigen will, das schlafend mitten auf der Straße liegt, irgend ein Bengel mir ein Bein stellt, und ich stolpere, wobei mir ein schwedischer Fluch entfährt. Ich bin natürlich furchtbar erschrocken und schiele nach den Kindern hin, um zu sehen, ob sie etwas gemerkt haben. Aber

die liegen gleichgültig da, faulenzen wie zuvor und wälzen sich im Schmutz."

Gertruds Hand liegt noch immer auf der von Bo, wodurch er in eine ganz übermütige Stimmung gerät. Er wird so aufgeräumt, daß er weiß Gott was sagen und tun könnte, um ihr zu gefallen. Er fand, daß es genau so sei, als ob man einem Kinde ein Märchen erzähle, und es fing an, ihm Spaß zu machen, seine Erzählung mit allerlei Abenteuern auszuschmücken. Da es ihr Vergnügen macht, muß ich nun soviel ich kann aus dieser Wanderung hermachen, später muß ich dann auf irgend eine Art versuchen von der Sache abzukommen, dachte er.

„Ja, dann trete ich im vollen Sonnenschein auf den großen, weiten Tempelplatz hinaus", sagte er, und ich muß dir sagen, daß ich im ersten Augenblick sowohl dich als auch den Brunnen und das Wasser, das ich holen wollte, total vergesse." — „Was in aller Welt geschieht dir denn dort?" fragte Gertrud, ihn anlächelnd. — „Es geschieht mir durchaus nichts", sagte Bo mit großer Sicherheit, „es ist dort nur so hell und schön und friedlich im Gegensatz zu der dunklen Stadt, aus der ich komme, daß ich nur ruhig stehen bleiben und Umschau halten möchte. Und da steht ja auch die schöne Omar-Moschee auf einem hohen Unterbau mitten auf dem Platz, und dann sind dort auch viele Pavillons und viele Torgewölbe und Treppenaufgänge und überbaute Brunnen zu sehen. Und dazu alle diese Erinnerungen! Wenn ich daran denke, daß ich im alten Tempelhof der Juden stehe, dann wünsche ich, daß die Steinplatten, die den Boden decken, reden könnten, um mir alles zu erzählen, was dort geschehen ist."

„Aber es ist vielleicht gefährlich für dich, wenn du dort so ruhig stehst und so befremdet dreinschaust", sagte die Kranke. Gertrud möchte wohl, daß ich mit dem Wasser schnell zurückkomme, dachte Bo. Es ist seltsam, wie eifrig sie ist. Sie tut ganz, als ob sie dächte, ich sei wirklich auf dem Wege zum Paradiesbrunnen.

Aber eigentlich war es Bo ganz ebenso ergangen: er war so eifrig bei seiner Erzählung, daß er den ganzen

Tempelplatz vor sich sah, und er sprach von seinen Abenteuern ganz so, als hätten sie wirklich stattgefunden.

„Ja, ich bleibe auch gar nicht länger stehen“, sagte er, „sondern gehe an der Omar=Moschee vorüber, lasse die hohen, dunklen Zypressen, die an der Südseite stehen, hinter mir und gehe an dem großen Wasserbassin vorbei, von dem gesagt wird, es sei das kupferne Opferbecken aus dem Tempel des Königs Salomo. Und überall, wo ich hinkomme, liegen Menschen auf den Steinplatten hingestreckt und braten im Sonnenschein. Hier spielen Kinder, und dort schlafen Müßiggänger, und ein Derwisch=Scheik sitzt von seinen Schülern umgeben auf dem Erdboden. Er wiegt sich mit dem Körper hin und her, während er zu ihnen spricht, und wenn ich ihn ansehe, kann ich nicht umhin bei mir zu denken: So saß wohl einst Jesus auf demselben Tempelplatz und unterwies seine Jünger. Gerade wie ich so stehe und daran denke, blickt der Derwisch=Scheik auf und betrachtet mich Du kannst mir wirklich glauben, daß ich Angst bekomme: er hat große, schwarze Augen, die die Menschen vollkommen durchschauen können.“ — „Möchte er nur nicht merken, daß du kein richtiger Wasserträger bist!“ sagte Gertrud. — „Ach, nein, er scheint gar nicht erstaunt über meinen Anblick zu sein, aber gleich darauf muß ich an ein paar richtigen Wasserträgern vorüber, die an einem Brunnen stehen und Wasser heraufwinden. Sie rufen mich an, und ich wende mich um und mache ihnen ein Zeichen, daß ich in die Moschee hineingehen muß. Und dann wird es hinter mir ganz still.“ — „Bedenke doch, wenn sie wüßten, daß du kein Muselmann bist!“ — „Ich wende mich nochmals um und sehe sie an. Sie stehen aber mit dem Rücken zu mir gewendet da und unterhalten sich.“ — „Sie haben vielleicht etwas bemerkt, das ihnen auffälliger scheint als du.“ — „Ja, sicherlich. — So bin ich denn endlich bei der alten Moschee El Aksa angelangt, in der sich der Paradiesbrunnen befindet“, sprach Bo, „und ich gehe gerade an den beiden Torpfeilern vorüber, die so dicht beieinander stehen, und von denen es, wie dir bekannt ist, heißt, daß sich niemand zwischen ihnen durchdrängen könne, es sei denn ein Gerechter. Ja, sage ich zu mir selber, heute werde ich es erst gar nicht versuchen, mich

zwischen diesen Pfeilern durchzudrängen, denn heute bin ich ja hier, um Wasser zu stehlen.“ — „Wie kannst du nur so etwas denken!“ fiel Gertrud ein. „Das ist doch wohl das Beste, was du in deinem ganzen Leben getan hast!“

Gertrud lag nun in froher Erwartung da und lauschte seinen weiteren Worten. Sie hatte jetzt so starkes Fieber, daß sie Tatsächliches und Phantastisches nicht mehr zu unterscheiden vermochte, sondern ganz in dem Wahn befangen war, daß Bo auf dem Wege sei, um Wasser aus dem Paradiesbrunnen zu holen.

„Nun werfe ich die Pantoffeln ab und gehe in die El Aksa-Moschee hinein“, fuhr Bo fort. Es schien ihm wunderbar leicht, diese Geschichte immer noch weiter fortzusetzen, nur empfand er eine wirkliche Angst, wenn er daran dachte, wie es werden sollte, wenn er schließlich Gertrud die Mitteilung machen müßte, daß er ihr in Wirklichkeit kein Wasser verschaffen könnte. „Und sobald ich hineingekommen bin, sehe ich sofort den Brunnen an der linken Seite, der sich zwischen einem ganzen Wald von Säulen befindet. Und über dem Brunnen ist eine Winde mit einem Seil und Haken befestigt, es ist wirklich keine Kunst, die Eimer hinabzuwinden und sie zu füllen. Und das kann ich dir sagen, dieses Wasser ist rein und schimmernd klar. Und ich denke mir, während ich die Eimer fülle, wenn Gertrud dieses Wasser nur zu sehen und zu schmecken bekommt, dann wird sie sicher gesund.“

„Ja, wenn du damit nur bald nach Hause kämest!“ sagte Gertrud. — „Ich muß dir sagen“, antwortete Bo, „daß ich jetzt nicht so ruhig bin wie beim Hereinkommen. Da ich nun das Wasser habe, packt mich die Angst, daß ich es irgendwie einbüßen könnte. Und sobald ich auf das Tor zuschreite, werde ich noch ängstlicher, denn ich glaube Rufe und Geschrei zu hören.“ — „Ach, was kann da nur wieder los sein?“ fragte Gertrud und Bo sah, daß sie vor Angst erbleichte. Als er aber merkte, wie sehr seine Schilderung Gertrud fesselte, da ging seine Phantasie richtig mit ihm durch, und er rief aus: „Was los ist? Ja, das will ich dir schon sagen! Ganz Jerusalem erhebt sich wider mich.“

Er atmete tief auf, als wolle er dadurch seine Bestürzung und sein Entsetzen ausdrücken. „Ja, sie alle, die dort auf den Steinplatten ruhten, stehen nun vor El Aksa und schreien und lärmen. Und ihr Geschrei ruft von allen Seiten Menschen herbei. Aus der Omar-Moschee kommt der höchste Moscheevorsteher, mit dem großen Turban und dem Fuchspelz, herbeigestürzt, und von den Eingängen kommen die Kinder, und von allen Ecken des Tempelplatzes kommen die Tagediebe hergelaufen, die dort vorher schlafend herumgelegen hatten. Und ich sehe nichts anderes vor mir als geballte Fäuste, zum Schreien geöffnete Mäuler und hoch emporgestreckte Arme. Und vor meinen Augen zeigt sich ein Wirrsal von braungestreiften Mänteln, wehenden Gewändern, roten Gürteln und Füße in gelben Pantoffeln, die auf den Boden stampfen.

Bo warf einen Blick auf Gertrud, als er dies erzählte. Sie unterbrach ihn nicht mit Fragen, hörte aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und hatte sich in ihrer Angst ein wenig in den Kissen aufgerichtet.

„Ich verstehe kein Wort von dem, was sie mir zurufen, wie du dir denken kannst“, fuhr Bo fort, „aber es ist mir jedenfalls ganz klar, daß sie wütend sind, weil ein Christ es gewagt hat, Wasser aus dem Paradiesbrunnen zu holen.“ Gertrud sank ganz bleich in die Kissen zurück. — „Ja, ich begreife recht gut, daß du mit diesem Wasser nicht bis zu mir nach Hause gelangen kannst“, sagte sie fast tonlos.

Nein, das wäre wohl auch nicht so leicht, dachte er bei sich selber. Als er aber ihre Angst sah, war er von neuem gerührt. Ich glaube wirklich, daß ich es so einrichten muß, dieses Paradieswasser jedenfalls zu Gertrud gelangen zu lassen, dachte er.

„Nehmen sie dir das Wasser weg?“ fragte Gertrud. — „Nein, anfangs stehen sie nur da und schreien. Sie wissen wohl nicht recht, was sie wollen.“ Bo stockte einen Augenblick, er wußte wohl selbst gar nicht mehr, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen sollte. Da kam Gertrud ihm zu Hilfe. — „Ich hatte gehofft, daß er, der im Kreise seiner Schüler saß und mit ihnen redete, dich retten würde.“

Bo atmete tief auf. „Nein, wie du das nur erraten konntest!“ rief er aus.

„Ich sehe nun, wie jener Moscheevorsteher in dem schönen Fuchspelz den Leuten seine Befehle zu erteilen beginnt“, fuhr er fort. „Da reißen einige von ihnen die Dolche aus ihren Gürteln und stürzen sich auf mich. Sie haben wohl die Absicht, mich sofort umzubringen. Aber seltsam genug, bange ich gar nicht um mein Leben, sondern fürchte nur, sie könnten das Wasser vergießen. Und als diese Kerle nun auf mich losstürzen, stelle ich natürlich die Eimer auf die Erde und pflanze mich vor denselben auf. Und wie sie nun auf mich eindringen wollen, strecke ich die Arme vor und werfe sie zu Boden. Sie sehen ganz erstaunt aus, wie sie so auf der Erde herumpurzeln. Sie wußten es noch nicht, was es heißt mit einem Dalekarlier zu ringen.

Aber bald sind sie wieder auf den Füßen, und es kommen immer mehr Menschen dazu. Und nun sind es so viele, daß ich deutlich erkenne, wie bald ich unterliegen werde.“ — „Aber nun tritt der Derwisch-Scheik auch vor“, fiel Gertrud ein. Bo nahm sofort den Gedanken auf. — „Ja, er tritt sehr ruhig und würdevoll vor und spricht einige Worte zu der Volksmenge, die sofort aufhört, mir zu drohen und mich anzufallen.“ — „Ich weiß so gut, so gut, was er nun tut“, sagte Gertrud. — „Dann heftet er einen klaren, ruhigen Blick auf mich“, sprach Bo. — „Nun, und was weiter?“ Bo versuchte etwas herauszubringen, war nun aber gänzlich ratlos. — „Ja, du hast es doch bereits erraten“, antwortete er, um Gertrud zum Reden zu verlocken.

Gertrud sah die ganze Szene klar und deutlich vor sich. Sie zögerte keinen Augenblick. „Nun schiebt er dich beiseite“, sagte sie, „und blickt auf die Wassereimer nieder.“ — „Ja, das tut er wahrhaftig“, sagte Bo. — „Er betrachtet das Wasser aus dem Paradiesbrunnen“, sagte Gertrud bedeutsam. Aber ehe sie noch mehr sagen kann, hatte Bo, ohne selber zu wissen, wie es geschah, in ihren Gedanken gelesen, so daß es ihm plötzlich ganz klar war, wie sie sich die Lösung des Abenteuers dachte. Er begann sehr eifrig zu erzählen.

„Du begreifst wohl, Gertrud, daß nichts anderes wie Wasser in den Eimern war, als ich sie aus El Aksa heraus-

trug, nichts anderes wie klares Wasser." — „Nun, und was jetzt?" — „Ja, als jener Mann sich über die Eimer beugt, sehe ich ein paar Zweige oben auf dem Wasser schwimmen." — „Ja, natürlich", sprach Gertrud, „das habe ich mir ganz so vorgestellt. Und an den Zweigen hängen zusammengerollte, graue Blätter, erkennst du das nicht?" — „Ja, ich sehe sie." — „Er ist wohl gar eine Art von Wundertäter, dein Derwisch." — „Das ist er wohl", bekräftigte Bo, „und er ist auch gütig und barmherzig."

„Als er sich nun niederbeugt und die Zweige aufnimmt und sie hoch emporhebt", sprach Gertrud, „entfalten sich die Blätter und nehmen die schönste grüne Farbe an." — „Und da wird in der Volksmenge ein Ruf der Begeisterung laut", fährt Bo eiligst fort, ohne Gertrud weiter reden zu lassen, „und mit den schönen Blättern in seiner Hand tritt der Derwisch an den Moscheevorsteher heran. Er weist auf die Zweige hin und zeigt auf mich. Es ist ja leicht zu verstehen, daß er sagt: „Dieser Christ hat ja doch Blätter und Zweige aus dem Paradiese heraufgebracht. Begreift ihr nicht, daß er in der Hut Gottes steht? Er darf nicht hingemordet werden!"

„Und alsdann tritt er zu mir her, immer mit den strahlenden Blättern in seiner Hand. Ich sehe, wie sie im Sonnenschein leuchten und die Farbe wechseln: bald sind sie rötlich wie Kupfer und bald bläulich wie Stahl. Er hilft mir, das Joch aufzulegen und macht mir ein Zeichen, daß ich mich entfernen darf. Und ich gehe, so schnell ich vermag, aber ich kann es nicht unterlassen, mich mehrmals umzuschauen. Und noch immer steht er da und hält die farbenschillernden Blätter hoch empor, und alles Volk steht ruhig da und blickt auf ihn hin. Und so steht er noch da, bis ich den Tempelplatz vollends verlassen habe."

„Ach, Gott segne ihn!" sprach Gertrud. Sie lächelte Bo an. „Nun gelangst du wohl mit dem Wasser aus dem Paradiesbrunnen ungefährdet nach Hause."

„Ja", antwortete Bo, „nun gibt es auf dem ganzen Wege kein weiteres Hemmnis, nun komme ich glücklich nach Hause."

In diesem Augenblick hob Gertrud erwartungsvoll den Kopf und lächelte von neuem. Ach du lieber Gott, sie glaubt sicherlich, daß ich jenes Wasser hier habe! dachte Bo. Das war übel von mir getan, sie so zum Narren zu halten. Sie stirbt ganz sicherlich, wenn ich ihr sage, daß das Wasser, nach dem sie solch Verlangen hat, hier gar nicht vorhanden ist.

In seiner Angst nahm er das Wasserglas, das auf dem Tische stand, es war dasselbe, das Betsy ihr vorher angeboten hatte, und reichte es ihr. „Willst du nun das Wasser aus dem Paradiese versuchen, Gertrud?“ fragte er, und seine Stimme bebte vor Angst. Er war fast entsetzt, als er gewahrte, daß Gertrud sich aufrichtete und mit beiden Händen das Glas ergriff. Sie trank mit großer Begierde das halbe Glas Wasser aus. — „Gott segne dich“, sagte sie, „nun werde ich wohl leben bleiben.“ — „Nach einer Weile sollst du mehr bekommen“, sagte Bo. — „Ich möchte, daß du auch den anderen Kranken von diesem Wasser gibst, damit sie auch gesund werden“, sprach Gertrud. — „Nein“, sagte Bo, „das Wasser aus dem Paradiesbrunnen ist nur für dich. Das soll kein anderer trinken.“ — „Aber du selber mußt wenigstens probieren, wie gut es ist“, antwortete Gertrud. — „Ja, das will ich tun“, sagte Bo. Er nahm Gertrud das Glas ab, drehte es so, daß seine Lippen dieselbe Stelle berührten, auf der eben noch die ihrigen geruht hatten und blickte Gertrud mit glückstrahlenden Augen an.

Aber noch bevor er das Glas geleert hatte, war Gertrud auf das Kissen zurückgesunken und leicht und augenblicklich wie ein Kind eingeschlummert.



Ingmar Ingmarsson.

Eines Sonntagnachmittags, als die dalekarlischen Bauern bereits anderthalb Jahre in Jerusalem gelebt hatten, waren sie und die anderen Kolonisten zum Gottesdienst versammelt. Es war kurz vor Weihnachten, und der Winter

hatte angefangen, aber es war ein warmer, milder Tag, so daß die Fenster in dem großen Versammlungssaal offen bleiben konnten.

Gerade während eins der Sankey-Lieder gesungen wurde, hörte man die Klingel an der Haustür. Es war ein schwaches, fast demütiges Läuten, nur ein einziger Zug; wenn nicht die Fenster offen gewesen wären, hätte niemand etwas gehört. Einer der jungen Männer, der dicht an der Tür saß, ging hinaus, um zu öffnen, und dann dachte niemand mehr daran, wer da gekommen sein könnte.

Nach einer Weile hörte man schwere Tritte langsam und vorsichtig die Marmortreppe ersteigen. Als der Kommende bis zur obersten Treppenstufe gekommen war, blieb er lange ruhig stehen. Er schien etwas zu erwägen, bevor er mit noch größerer Zaghaftigkeit über den Marmorfußboden der großen, offenen Vorhalle schritt, die zum Versammlungssaal führte. Endlich legte er seine Hand auf den Türgriff und drückte ihn nieder. Darauf öffnete sich die Tür etwa um einen Viertelzoll, und weiter schien nichts kommen zu wollen.

Als die Schritte zuerst vernehmbar waren, hatten die dalekarlischen Bauern ganz unwillkürlich die Stimmen gesenkt, um besser hören zu können, und nun wandten alle ihre Gesichter dem Eingang zu. Wie wohlbekannt war ihnen diese vorsichtige Art und Weise, eine Tür zu öffnen. Sie vergaßen gänzlich, wo sie sich befanden, und es war ihnen, als säßen sie daheim in Dalekarlien in einem ihrer eigenen kleinen Bauernhäuser. Aber einen Augenblick später kamen sie wieder zur Wirklichkeit zurück und blickten auf ihre Gesangbücher nieder.

Die Tür öffnete sich nun sacht und lautlos, ohne daß der Draußenstehende sich gleich sehen ließ. Karin, die Ingmarstochter, und ein paar andere Frauen wurden flammend rot, als zöge ein rotes Gewölk über ihre Gesichter, doch suchten sie ihre Gedanken zusammenzuhalten, um dem Gesange zu folgen. Die Männer aber begannen kräftiger zu singen und den Baß noch zu verstärken, ohne viel auf die Intonation zu achten.

Endlich, als die Tür etwa einen Fuß breit offen stand, zeigte sich dort ein großer, häßlicher Mann, der sich durch die schmale Öffnung hineinzwängte. Er kam in überaus demütiger Haltung herein, und in seiner Angst, den Gottesdienst zu stören, wagte er es nicht, weiter vorzutreten, sondern blieb mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen dicht an der Türschwelle stehen.

Er trug einen Anzug von feinem, schwarzem Tuch, der lose wie ein Sack saß und überall tiefe Falten warf. Die Hände, die unter den zerknitterten Manschetten hervorkamen, waren groß und voller Schwielen, man sah die dicken Adern unter der Haut. Er hatte ein großes, sommersprossiges Gesicht mit ganz weißblonden Augenbrauen, einer stark vorstehenden Unterlippe und einem strengen Zug um den Mund.

Sobald der Ankömmling in die Tür trat, erhob sich Ljung Björn und sang stehend weiter. Sofort erhoben sich die alten und die jungen Darlekarlier und sangen stehend, ganz wie Ljung Björn. Sie blickten beständig in ihre Bücher, und kein Lächeln erhellte ihre Gesichter. Nur ab und zu glitt ein verstohlener Blick zu dem Ankömmling hinüber, der an der Tür stand.

Aber der Gesang wurde plötzlich kräftiger, wie ein Feuer, das, von einem Windstoß angefacht, auflodert. Die vier Ingmarstöchter, die alle schöne Stimmen hatten, übernahmen die Führung, und es kam ein Jubel und ein Schwung in die Musik wie niemals zuvor.

Und die Amerikaner betrachteten voller Verwunderung die dalekarlischen Bauern, die alle, ohne es vielleicht selber zu wissen, angefangen hatten, in schwedischer Sprache zu singen.





Zweite Abteilung.

Barbro, die Svenstochter.

Am Tage nach Ingmars Ankunft in Jerusalem saß Karin, die Ingmarstochter, wie gewöhnlich allein in ihrem Zimmer. Am vorhergehenden Abend war sie vor Freude über das Wiedersehen mit Ingmar im Versammlungssaal geblieben und hatte sich die ganze Zeit über am Gespräch beteiligt. Aber jetzt saß sie wieder wie versteinert, steif und aufrecht in Halfvors Lehnstuhl und starrte vor sich hin, ohne irgend eine Arbeit vorzunehmen.

Da öffnete sich die Tür und Ingmar trat herein. Karin sah ihn nicht, bis er dicht vor ihr stand. Sie wurde verlegen, weil der Bruder sie so gänzlich müßig dasitzend zu sehen bekam, das Blut stieg ihr ins Gesicht und voller Eifer griff sie nach einem Strickzeug.

Ingmar setzte sich auf einen Stuhl, wo er schweigend sitzen blieb, ohne Karin anzublicken. Und nun kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie allesamt gestern abend nur mit ihm darüber gesprochen hatten, wie es ihnen selber hier in Jerusalem erginge, und daß niemand irgend etwas über ihn selber oder auch nur über den Zweck seines Besuches erfahren hatte. Er wird wohl jetzt mit mir davon reden wollen, dachte Karin.

Ingmar bewegte einigemal die Lippen, als wolle er ein Gespräch beginnen, aber es drang kein Laut hervor. Karin betrachtete ihn indessen aufmerksam. Es ist geradezu erschreckend, wie sehr er gealtert hat, dachte sie. Vater, der doch schon alt war, hatte kaum tiefere Runzeln auf der Stirn.

Entweder war Ingmar krank oder er hat etwas sehr Schweres durchmachen müssen, seit ich ihn zuletzt gesehen habe, dachte sie.

Karin überlegte, was Ingmar wohl widerfahren sein könnte. Sie hatte eine dunkle Erinnerung daran, daß die Schwestern einmal etwas über ihn aus einem Brief vorgelesen hatten, aber sie hatte sich damals derartig in ihren Kummer vergraben, daß alles, was in der Außenwelt geschah, spurlos an ihr vorüberglitt, als habe sie nichts damit zu schaffen.

Karin suchte nun auf ihre behutsame Art Ingmar zu veranlassen, über sein Ergehen und den Zweck seiner Reise nach Jerusalem zu reden. „Es ist recht, daß du zu mir kommst, da kann ich doch endlich erfahren, wie es in der Heimat steht", sagte sie. — „Ja", antwortete Ingmar, „ich kann es mir denken, daß es vielerlei geben mag, worüber du Genaueres wissen möchtest." — „Bei uns in der Heimat", sprach Karin sehr bedachtsam, wie jemand, der es versucht, sich in eine Lage hinein zu versetzen, die seit langer Zeit seinen Gedanken entschwunden ist, „hatten die Leute stets die Gewohnheit sich in allem nach irgend jemand richten zu wollen: bald war es Vater, bald Halfvor und eine Zeitlang war es der Schulmeister. Ich möchte wissen, wer es jetzt sein könnte?" Kaum hatte Karin diese Frage an Ingmar gerichtet, als dieser auch schon die Augenlider senkte und stumm sitzen blieb, ohne eine Miene zu verziehen. „Vielleicht führt der Herr Pfarrer nun das Regiment?" forschte Karin. Ingmar saß steif und aufrecht da und antwortete noch immer nicht. „Ich hatte mir eigentlich gedacht, daß nun wohl Ljung Björns Bruder, Per, der erste Mann im Kirchspiel sein könnte, beharrte Karin, aber auch diesmal kam keine Antwort. „Ich weiß ja", begann sie von neuem, „daß es Sitte war, sich nach dem Herrn des Ingmarshofes zu richten, aber niemand könnte verlangen, daß die Leute sich von jemand lenken lassen sollten, der so jung ist wie du." Sie hielt inne, und Ingmar gab nun endlich eine Antwort. — „Du weißt doch, daß ich zu jung bin, um in den Gemeinderat oder zum Schöffen gewählt zu werden." — „Man kann die Menschen auch lenken, ohne so viele Ämter zu

haben", sagte Karin. — „Ja", antwortete Ingmar, „das kann man."

Als Ingmar diese Worte aussprach, fühlte Karin sich freudig bewegt. Ach, ich frage ja jetzt nicht mehr nach all diesen Dingen! dachte sie, aber sie konnte jedenfalls nicht umhin, sich darüber zu freuen, daß die alte Macht und das hohe Ansehen der Familie auch auf Ingmar übergegangen war. Sie richtete sich höher auf und sprach nun mit größerer Würde als bisher. „Ich konnte es mir wohl denken, daß die Leute vernünftig genug sein würden, um einzusehen, du hättest recht daran getan, den Hof zu übernehmen." Ingmar maß Karin mit einem langen Blick. Er verstand was hinter ihren Worten lag. Sie hatte demnach gefürchtet, er habe sich der Verachtung der Dorfbewohner ausgesetzt, weil er Gertrud verlassen hatte. — „Gott hat mich nicht auf diese Art gestraft", sagte er.

Wenn es nicht dies ist, so ist es ein anderes schweres Ungemach, das ihn getroffen hat, dachte Karin. Sie mußte eine ganze Weile still nachgrübeln; nur mit großer Anstrengung vermochte sie auf die Gedanken und Gefühle zurückzukommen, die sie im alten Heimatlande gehabt hatte.

„Ich möchte wohl wissen, ob noch irgend jemand im Kirchspiel an unserer Lehre festhält?" fragte Karin. — „Vielleicht einer oder zwei, mehr sind es nicht." — „Ich dachte immer, daß noch einige den Ruf Gottes vernehmen und uns nachfolgen würden", sagte Karin und blickte Ingmar forschend an. — „Nein", sagte Ingmar, „es ist niemand mehr berufen worden, soviel ich weiß." — „Als ich dich gestern erblickte, dachte ich, du wärest der Gnade teilhaftig geworden", sprach Karin. — „Nein, ich bin nicht aus diesem Grunde hergekommen."

Karin hielt eine Weile inne, ehe sie ihre Fragen fortsetzte. Dann begann sie etwas scheu, als fürchte sie sich vor der Antwort. „Nun denkt wohl niemand in der Heimat an uns, die wir von dannen zogen?" Darauf antwortete Ingmar wieder mit einer gewissen Verlegenheit. — „Es herrscht jetzt ja nicht so viel Trauer darüber, wie am Anfang." — „Also Trauer war es", sagte Karin, „ich dachte, daß es nur eine Erleichterung gewesen wäre, uns loszuwerden."

— „O ja, Sehnsucht und Trauer herrschte eine lange Zeit um euch alle, ehe die Leute, die eure Nachbarn gewesen waren, sich an jene Menschen gewöhnen konnten, die euren Platz eingenommen hatten. Ich weiß, daß Börs Berit, die Perstochter, die Ljung Björns Nachbarin gewesen war, an jedem Winterabend um das Haus schlich, in dem er gewohnt hatte.“ Karin kam sehr bedächtig mit der nächsten Frage. — „Also hat wohl Börs Berit am meisten von allen getrauert?“ — „O, nein“, antwortete Ingmar mit harter Stimme, „da war noch ein anderer, der an jedem Herbstabend die Dunkelheit abwartete, um auf dem Fluß bis zum Hause des Schulmeisters hinabzurudern, und dort setzte er sich auf einen Stein am Rande des Wassers, auf dem einst Gertrud zu sitzen pflegte, wenn sie hinausging, um den Sonnenuntergang zu betrachten.“

Karin meinte nun zu wissen, weshalb Ingmar so sehr gealtert war und wechselte sofort das Gesprächsthema. „Verwaltet deine Frau während deiner Abwesenheit den Hof?“ fragte sie. „Ja“, antwortete Ingmar. — „Ist sie eine gute Hausfrau?“ fragte Karin weiter. — „Ja“, antwortete Ingmar noch einmal. Karin strich mit der Hand über die Schürze hin, ehe sie weiter fragte. Sie glaubte sich dessen zu erinnern, daß die Schwestern erzählt hatten, zwischen Ingmar und seiner Frau bestände kein gutes Verhältnis. — „Habt ihr Kinder?“ fragte sie schließlich. — „Nein“, antwortete Ingmar, „wir haben kein Kind.“

Karin saß nun ganz ratlos da, sie strich immer wieder ihre Schürze glatt. Es widerstrebte ihrer Natur, Ingmar ganz offen zu fragen, weshalb er gekommen sei. Das war auf dem Ingmarshof niemals der Brauch gewesen. Da kam Ingmar selbst ihr zu Hilfe.

„Barbro und ich, wir wollen uns scheiden lassen“, sprach er mit harter Stimme. Karin fuhr auf. Jetzt war sie ganz so, als säße sie noch als Hausfrau auf dem Ingmarshof. Sie dachte an nichts anderes als an ihre alten Anschauungen und Empfindungen. — „Da sei Gott vor“, rief sie, „aus unserem Geschlecht hat sich noch niemals jemand scheiden lassen!“ — „Es ist bereits erledigt“, sagte Ingmar. „Wir sind auf dem Herbstthing von Tisch und Bett ge-

schieden worden. Nach Ablauf eines Jahres werden wir die richtige Scheidung beantragen.“ — „Was hast du denn gegen sie? Du könntest niemals eine reichere und angesehenere Frau bekommen.“ — „Ich habe gar nichts gegen sie“, antwortete Ingmar ausweichend. — „Also ist sie es, die sich scheiden lassen will?“ — „Ja“, antwortete Ingmar, „s i e ist es, die Scheidung begehrt.“ — „Wenn du so gegen sie gewesen wärest, wie es deine Pflicht war, so hätte sie keine Scheidung verlangt“, sagte Karin heftig.

Karin umklammerte mit hartem Griff die Sessellehnen. Sie war sehr erregt. Man konnte es zumeist daran erkennen, daß sie anfing von Halfvor zu sprechen. „Es ist gut, daß Vater und Halfvor tot sind, so ist ihnen wenigstens dies erspart worden“, sprach sie. — „Ja, es ist gut für alle, die tot sind“, sagte Ingmar.

„Und nun bist du um Gertruds willen hier!“ rief sie heftig aus. Ingmar antwortete nicht, sondern beugte nur sein Haupt. „Ich wundere mich keineswegs, daß du dich schämst“, sprach die Schwester. — „Ich habe mich viel mehr geschämt, als damals die Auktion auf dem Ingmarshof stattfand. — „Was, glaubst du wohl, werden die Leute sagen, daß du von dannen ziehst, um zu freien, ehe du noch die rechtsgültige Scheidung von deiner ersten Frau erlangt hast?“ — „Es war kein Aufschub möglich“, antwortete Ingmar sanftmütig, „ich mußte hierher reisen, um mich Gertruds anzunehmen. Es gelangte ein Brief in die Heimat mit der Nachricht, daß sie nahe daran sei, wahnsinnig zu werden.“ — „Damit hättest du dir keine Mühe zu machen brauchen“, rief Karin heftig, „hier sind genug Menschen, die sie besser behüten können, als du es vermagst.“

Es blieb eine Weile still, dann erhob sich Ingmar. „Ich hatte von diesem Gespräch einen anderen Ausgang erhofft“, sagte er und in seiner ganzen Art und Weise lag eine solche Würde, daß Karin unwillkürlich eine ähnliche Ehrfurcht vor ihm empfand, wie einst vor ihrem Vater. „Ich habe ein großes Unrecht gegen Gertrud und gegen Storms begangen, gegen diese guten Menschen, die wie leibliche Eltern an mir gehandelt haben. Nun glaubte ich, du würdest mir helfen, das Böse ungeschehen zu machen.“ — „Du begehst eine noch

größere Sünde, wenn du deine rechtmäßige Frau verlassen willst", ereiferte sich Karin. Sie suchte ihren Zorn mit bösen Worten aufrechtzuerhalten. Sie begann zu fürchten, Ingmar könnte sie dahin bringen, diese Sache auf seine Art zu beurteilen. Ingmar antwortete nicht auf die Worte, die seine Frau betrafen, er sagte nur: „Ich dachte, es würde dir lieb sein, daß ich auf Gottes Wegen zu wandeln suche." — „Verlangst du, daß ich glaube, du wandelst auf Gottes Wegen, wenn du dein Heim und deine Ehefrau verläßt, um deiner Liebsten nachzulaufen?"

Ingmar schritt langsam auf die Tür zu. Er sah müde und gequält aus, verriet aber keinerlei Heftigkeit. Er machte durchaus nicht den Eindruck eines Menschen, der von einer großen, unbändigen Liebe beseelt wird. „Wenn Halfvor noch lebte, so würde er dir den Rat geben, heimzukehren und dich mit deiner Frau zu versöhnen, dessen bin ich sicher", sprach Karin. — „Ich habe aufgehört, nach den Ratschlägen der Menschen zu handeln", entgegnete Ingmar. Karin erhob sich nun gleichfalls. Sie war von neuem erbittert, weil Ingmar damit andeutete, daß er nach Gottes Gebot handle. — „Ich glaube nicht, daß Gertrud jetzt noch auf die Art an dich denkt wie früher", entfuhr es ihr. — „Ich weiß wohl, daß in dieser Kolonie keiner ans Heiraten denkt", erwiderte Ingmar, „aber ich will es immerhin versuchen."

„Ja", unterbrach ihn Karin, „du brauchst dich nicht darum zu kümmern, was wir, die wir zur Gemeinschaft gehören, einander gelobt haben, aber ich denke, daß du wohl meinen Worten mehr Gewicht beilegen wirst, wenn ich dir mitteile, daß die Sache jetzt doch etwas anders liegt, weil Gertrud ihre Neigung einem anderen zugewandt hat."

Ingmar stand ganz dicht an der Tür. Als er diese Worte vernahm, blieb er stehen und tastete vor sich hin, als könne er das Türschloß nicht sehen. Er wendete Karin nicht das Gesicht zu. Es dauerte kaum eine Sekunde, daß Karin ihre Worte zurücknahm. „Gott soll mich bewahren, damit etwa sagen zu wollen, daß ein einziger unter uns mit fleischlicher Begierde lieben könnte", sprach sie, „aber ich glaube, daß Gertrud den geringsten ihrer Brüder in der Kolonie mehr liebt, als dich, der du außerhalb derselben stehst."

Ingmar seufzte tief auf. Schnell öffnete er die Tür und ging seiner Wege.

Karin, die Ingmarstochter, saß eine Weile in tiefem Sinnen da, dann erhob sie sich, glättete ihr Haar, band ihr Kopftuch fest und ging hinaus, um mit Mrs. Gordon zu reden.

Karin erzählte ihr ganz offen, weshalb Ingmar gekommen sei. Sie riet der Vorsteherin, Ingmar nicht in der Kolonie bleiben zu lassen, falls sie nicht eine der Schwestern verlieren wolle. Aber während Karin mit ihr sprach, saß Mrs. Gordon gerade am Fenster und blickte in den Hof hinunter, wo Ingmar sich an eine Wand lehnte und hilfloser und ungeschickter aussah, als je zuvor. Da huschte etwas wie ein leichtes Lächeln über Mrs. Gordons Gesicht hin.

Sie erwiderte Karin, daß sie ungern jemand aus der Kolonie vertreiben würde, und am allerwenigsten jemand, der aus so weiter Ferne hergekommen sei, und der so viele liebe Verwandte unter den Kolonisten habe. Wenn nun Gott Gertrud eine Prüfung auferlegen wolle, sagte sie, so müßten sie sich wohl hüten, sie zu verhindern, diese durchzumachen.

Karin wunderte sich über die Antwort. In ihrem Eifer näherte sie sich Mrs. Gordon und trat so weit vor, daß sie erkennen konnte, wer es war, der dieser Frau ein Lächeln entlockte. Aber Karin sah jetzt nur, wie ähnlich Ingmar dem Vater geworden war, und so sehr sie ihm auch zürnte, war es ihr immerhin ärgerlich, daß Mrs. Gordon gar nicht zu begreifen schien, daß ein Mensch, der so aussah, wie Ingmar, vor allem ein rechter Mann sei und mehr Klugheit und Tüchtigkeit besäße als andere Menschen.

„Nun ja", sprach sie, „Sie können ihn auch gern hier bleiben lassen, denn er weiß es auf alle Fälle so einzurichten, daß es nach seinem Willen geht."

•

Am Abend dieses Tages waren die meisten Kolonisten in dem großen Saal versammelt. Sie hatten es dort sehr behaglich und angenehm. Einige saßen und sahen den fröhlich spielenden Kindern zu, andere sprachen über die Tagesereignisse, ein Teil hatte sich in eine behagliche Ecke zurück-

gezogen, wo laut aus amerikanischen Zeitschriften vorgelesen wurde. Als Ingmar Ingmarsson diesen großen, hellerleuchteten Raum und die vielen frohen, vergnügten Menschen sah, konnte er nicht den Gedanken unterdrücken: Es ist sicher, daß die dalekarlischen Bauern hier glücklich sind und sich nicht nach der Heimat sehnen. Diese Amerikaner verstehen es besser als wir, es sich und anderen gemütlich zu machen. Es ist mir ganz klar, daß die Kolonisten um dieses guten, häuslichen Lebens willen alle Sorgen und Entbehrungen leichter ertragen können. Es ist zwar richtig, daß alle, die früher einen ganzen Gutshof bewohnt haben, jetzt mit einem Zimmer vorlieb nehmen müssen, aber dafür werden sie auch durch viel mehr Freude und Kurzweil entschädigt. Und dann haben sie ja auch unglaublich viel gesehen und gelernt. Von den Erwachsenen will ich dabei gar nicht reden, aber es kommt mir ganz so vor, als ob hier das kleinste Kind bereits mehr weiß als ich.

Mehrere Bauern gesellten sich zu Ingmar und fragten ihn, ob er nicht fände, daß sie es sehr gut hätten. „Jawohl“, sagte Ingmar, er könne das gar nicht in Abrede stellen. — „Du glaubtest gewiß, daß wir in Erdhöhlen wohnten“, sprach Ljung Björn. — „Ach nein, ich wußte doch, daß es nicht so schlimm sei“, antwortete Ingmar. — „Wir erfuhren aber, daß man in der Heimat solche Gerüchte ausgesprengt hatte.“

An diesem Abend wurde Ingmar gründlich ausgefragt, wie es im heimatlichen Kirchspiel stände. Einer nach dem anderen setzte sich neben ihn und befragte ihn nach seinen Nächsten. Fast alle fragten nach Eva, der alten Gunnarstochter. „Sie ist frisch und munter“, antwortete Ingmar, „aber auf die Hellgumianer ist sie schlecht zu sprechen.“

Ingmar bemerkte auch einen jungen Mann, der sich den ganzen Abend über in seiner Nähe aufhielt, ohne ihn anzureden. Ich möchte wissen, wer das sein mag, der mir so ähnlich sieht, dachte Ingmar, auch wüßte ich gern, weshalb er so böse aussieht, als ob er Lust verspürte, mich aus diesem Zimmer hinauszuwerfen. Schließlich fiel es ihm ein, daß es sein Vetter Bo sein müsse, der schon seit Jahren in Amerika gelebt hatte.

Ingmar ging nun auf Bo zu und brachte ihm Grüße von seinen Eltern. Bo stellte ein paar Fragen über sein Elternhaus, dann wollte er wissen, wie es mit dem Schulmeister stände. Da wurde es rings um Ingmar her lautlos still. Niemand hatte es gewagt, mit ihm über Storm zu reden. Ingmar bemerkte, daß einige Bo anstießen, damit er von etwas anderem reden möge. Aber Ingmar antwortete ganz sanftmütig, daß es dem Schulmeister ganz gut ginge, und daß er im nächsten Jahr die Schule aufgeben wolle, dann setzte er hinzu:

„Es ist wirklich erfreulich, daß du noch an Storm denkst, trotzdem er dich in der Schule so geplagt hat.“ Alle fingen an zu lachen, denn sie erinnerten sich, wie oft Storm sich über Bos Dummheit beklagt hatte. Bo drehte sich kurz auf den Hacken um und verschwand, ohne weitere Fragen zu stellen.

Der alte Korporal Fält hatte wie gewöhnlich eine große Anzahl von Kindern um sich versammelt, denen er Geschichten erzählte. Ingmar hatte Fält niemals gesehen, seit er kinderlieb geworden war. Er war höchlichst verwundert und näherte sich der Gruppe, um zu hören, was Fält den Kleinen zu erzählen hatte. Da hörte er, daß der Greis berichtete, wie er einmal in seiner Jugend in einer Donnerstagsnacht an die Kirchtür gepocht habe, um die Toten zu beschwören.

Märta, die Ingmarstochter, blickte die Kinder an, die um Fält einen Kreis bildeten, und sie bemerkte, daß die Kleinen schreckensbleich dasaßen. „Du mußt ihnen nicht solche Gespenstergeschichten erzählen, Fält“, sagte sie mit strenger Miene. „Du mußt ihnen etwas Nützliches und Lehrreiches erzählen.“

Der Greis sann eine Weile nach, dann sprach er: „Ich werde etwas berichten, was mir meine Mutter erzählte, um mich zu lehren, mit den Tieren menschlich zu verfahren.“

„Ja, das magst du tun!“ sagte Märta, die Ingmarstochter, und ging ihres Weges, Ingmar aber blieb stehen und hörte aufmerksam zu.

„In unserer Heimat Dalekarlien gibt es ein kleines Kötnergut auf einem Hügel, welcher der Leidhügel genannt

wurde, und der Name kam daher, daß dort einst ein böser, schlechter Kerl gelebt hat, der viel Unheil anrichtete."

Kaum hatte Fält diese Worte gesprochen, als Ingmar zusammenzuckte. Er kam ein paar Schritte näher, um besser zu hören.

„Er war einer von jenen Leuten, die sich mit Pferdetausch abgeben", fuhr Fält fort, „er reiste beständig von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, um Pferde zu vertauschen, und ging sehr schlecht mit den Tieren um. Er verstand auch allerlei spitzbübische Kunstgriffe an ihnen vorzunehmen. Den Pferden, von denen die Leute wußten, daß sie den Koller hatten, malte er Blessen auf die Stirn, um sie unkenntlich zu machen, und zuweilen gab er alten, verbrauchten, elenden Mähren etwas zu fressen, was bewirkte, daß sie gerade so lange wohlgenährt und glänzend aussahen, wie er es für den Tausch nötig hatte. Am schlimmsten ging er mit seinen Pferden um, wenn er sie zur Probefahrt vorführte. Dann überkam ihn eine wahre Tollheit und er schlug und peitschte sie derartig, daß die Rücken der Tiere zerschunden waren und das rote Fleisch nach jedem Hiebe bloßlag.

Einmal hatte nun jener Kerl einen ganzen Tag auf dem Jahrmarkt zugebracht, ohne irgend ein Tauschgeschäft gemacht zu haben. Einesteils deshalb, weil die Leute zu oft von ihm betrogen worden waren, so daß sie sich vor einem Handel mit ihm fürchteten, und anderenteils, weil das Pferd, das er an diesem Tage vertauschen wollte, so alt und klapprig war, daß niemand es haben wollte. Er trieb den armen Gaul im tollsten Galopp durch die Menschenmenge hin und her und peitschte ihn, bis das Blut auf die Lenkstangen herabsickerte, aber je mehr er es umherjagte, desto mehr scheuten sich die Leute, auf einen Handel mit ihm einzugehen.

Als es gegen Abend ging, wurde es ihm doch wohl klar, daß er an diesem Tage keinerlei Geschäfte machen würde. Ehe er heimfuhr, wollte er aber dennoch einen letzten Versuch machen und ließ sein Pferd in so schwindelnder Fahrt über das ganze Jahrmarktsgelände hinrasen, daß die Menschen glaubten, es müsse stürzen. Mitten in der tollsten Fahrt bemerkte er einen Mann, der ein schönes, schwarzes

Fohlen einfuhr, und zwar ebenso rasend, wie er selber, ohne daß es das Pferd im geringsten anzustrengen schien.

Kaum hatte der Pferdehändler angehalten, um abzusteigen, als jener, der das gute Pferd fuhr, auf ihn zutrat. Er war klein und schmächtig, hatte ein schmales Gesicht und einen spitzen Knebelbart. Er war ganz schwarz gekleidet, und weder am Stoff noch am Schnitt der Sachen vermochte der Pferdehändler zu erraten, aus welchem Dorfbezirk er stammen könnte.

Der Pferdehändler merkte bald, daß jener Bauer sehr einfältig sei. Er erzählte, daß er zu Hause ein braunes Pferd habe, und daß er dieses schwarze eintauschen möchte, um zwei von derselben Farbe zu haben. ‚Das Pferd, mit dem du fuhrst, würde in der Farbe gut passen', sagte er, ‚ich möchte es gern haben, wenn es wirklich tauglich ist. Aber du mußt schon so gut sein und mich nicht mit einem schlechten Pferd betrügen, denn es gibt nichts auf der weiten Welt, worauf ich mich so wenig verstehe wie auf den Pferdehandel.'

Es endigte natürlich so, daß der Pferdehändler ihm seine alte Schindmähre überließ und das gute Fohlen dagegen eintauschte. Niemals in seinem ganzen Leben hatte er einem so wohlgestalteten Tier das Geschirr angelegt.

‚Noch niemals hat ein Tag so schlecht für mich angefangen und so gut geendigt', sagte er, als er den Wagen bestieg, um heimzufahren.

Er hatte keinen weiten Weg vom Jahrmarkt bis nach Hause. Noch vor der Dämmerung hatte er sein Ziel erreicht. Als er durch das Hoftor fuhr, sah er, daß eine ganze Anzahl seiner alten Freunde, die Pferdehändler aus mehreren Dörfern, vor seiner Hütte standen und ihn erwarteten. Sie waren in bester Laune, und als er angefahren kam, begannen sie zu lärmen und Hurra zu rufen und zugleich in donnerndes Gelächter auszubrechen.

‚Worüber amüsiert ihr euch denn so, ihr ollen Kerle?' fragte der Pferdehändler und hielt die Zügel an.

‚Ja', sagten sie, ‚wir haben hier auf dich gewartet, um zu sehen, ob es jenem Kerl gelingen würde, dir sein blindes Fohlen anzudrehen Wir trafen ihn, als er zum Jahrmarkt

fuhr, und er schlug uns eine Wette vor, daß er dich beschwindeln würde.'

Der Pferdehändler sprang aus dem Wagen, stellte sich dem Pferde gegenüber hin und versetzte ihm einen furchtbaren Hieb mit dem Peitschenstiel, mitten zwischen beide Augen. Das Tier machte keinerlei Bewegung, dem Hiebe auszuweichen. Die Männer hatten recht. Es war ganz blind.

Da war der Pferdehändler so erbost und rasend, daß er vollständig die Besinnung verlor. Während die Kameraden fortfuhren, ihn zu verhöhnen und auszulachen, spannte er das Pferd aus und führte es auf einen Hügel hinter der Hütte, dessen andere Seite einen ganz steilen Abhang hatte. Er schnalzte mit den Lippen und knallte mit der Peitsche, und das Pferd trabte rasch vorwärts; als sie aber oben standen, stutzte es und wollte nicht weitergehen. Droben war ein klaffender Spalt im Berge, und darunter befand sich eine gewaltig tiefe, weite Grube, aus der die Leute der ganzen Umgegend seit vielen Jahren ihren Kies holten. Das Pferd mußte gemerkt haben, daß der Boden untergraben war, und es wollte nicht vorwärtsgehen. Der Kerl schlug auf das arme Tier ein und trieb es noch heftiger an; es wurde jedoch immer ängstlicher, stellte sich auf die Hinterbeine und war nicht weiterzubringen. Endlich, da es sich nicht mehr zu helfen wußte, machte es einen weiten Sprung, als ob es glaubte, da wäre nur ein Graben zu überspringen, um auf die andere Seite zu gelangen. Aber es war dort keine andere Seite zu erreichen, und als es nicht Fuß fassen konnte, stieß es einen wilden, entsetzlichen Schrei aus und lag im nächsten Augenblick mit gebrochenem Genick unten am Boden der tiefen Grube. Der Pferdehändler sah nicht einmal danach hin; er ging zu seinen Kumpanen zurück. ‚Also jetzt habt ihr aufgehört zu lachen', sagte er. ‚Fahrt jetzt eures Weges und erzählt jenem, mit dem ihr gewettet habt, wie es seinem Fohlen ergangen ist!'

Aber nun paßt auf, damit ist die Geschichte noch nicht aus", fuhr Fält fort, „jetzt sollt ihr euch merken, was dann geschehen ist. Also, einige Zeit darauf bekam die Frau dieses Mannes einen Sohn, und das war ein armes Geschöpf, das

nie seinen Verstand bekam und dazu noch blind war. Und damit war es noch nicht genug, sondern alle Söhne, die die Frau noch gebar, waren blind und Idioten. Aber die Töchter waren schön und klug und verheirateten sich gut."

Ingmar hatte die ganze Zeit über dagestanden und wie behext gelauscht. Nun machte er eine Bewegung, als wolle er sich losreißen, als aber der Greis fortfuhr zu reden, blieb er wieder stehen.

„Und auch damit war es nicht genug", fing der Alte nochmals an, „sondern als die verheirateten Töchter Kinder bekamen, wurden alle ihre Söhne blind und Idioten, die Töchter jedoch waren schön und wohlgestaltet und hatten einen hervorragenden Verstand.

Und so ist es bis auf den heutigen Tag gewesen, daß alle, die sich mit Töchtern aus dieser Familie verheirateten, idiotische Söhne bekommen haben. Und deshalb haben die Leute dieses Kötnergut den Leidhügel genannt, und es wird niemals einen anderen Namen tragen."

•

Als Fält seine Geschichte beendigt hatte, trat Ingmar etwas hastig auf Ljung Björn zu und fragte ihn, ob er ihm Papier und Feder geben könne. Björn sah ein wenig erstaunt aus. Ingmar fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte, er habe einen wichtigen Brief zu schreiben. Er hätte es den Tag über gänzlich vergessen, wenn er aber jetzt abends noch schreiben könnte, so würde er ihn morgen mit dem ersten Zuge absenden.

Ljung Björn besorgte ihm das Gewünschte und, damit Ingmar ganz ungestört bleibe, führte er ihn in die Schreinerwerkstatt hinunter. Dort zündete er eine Lampe an und stellte einen Stuhl vor die Hobelbank. „Hier kannst du ungestört die ganze Nacht durch schreiben", sagte er im Hinausgehen.

Sobald Ingmar allein war, streckte er die Arme aus, wie man es zu tun pflegt, wenn man eine große Sehnsucht empfindet, und ein Stöhnen entrang sich seinen Lippen. „Ach, ich glaube nicht, daß ich es aushalte", sagte er. „Ich kann das, was ich auf mich genommen habe, ja doch nicht durchführen.

Ich muß ja Tag und Nacht an sie denken, die ich verlassen habe. Und das allerschlimmste daran ist, daß ich gar nicht daran glaube, Gertrud irgendwie nützen zu können." Er saß eine Weile nachdenklich da. Dann lächelte er ein wenig über sich selbst. „Es ist nun einmal so in der Welt, daß jemand, der unschlüssig ist und Leid trägt, in allem, was geschieht, Zeichen und wunderbare Fingerzeige erkennen möchte. Aber seltsam war es doch, daß Fält gerade darauf verfiel, d i e s e Geschichte zu erzählen. Das war doch ganz so, als wollte Gott mir zeigen, was vor allem zu tun sei."

Er überlegte sich die Sache noch eine ganze Weile, dann nahm er die Feder zur Hand. „Also in Gottes Namen!" sagte er und begann zu schreiben.

Seit Ingmar von Hause abgereist war, hatte er jeden einzigen Tag an den Brief gedacht, den er jetzt schrieb. Er war an den alten Pfarrer daheim gerichtet, und es wurde darin nichts berichtet, was nicht unendlich oft erwogen und geprüft worden war. Aber obwohl der Brief an den Pfarrer gerichtet war, sollte er keineswegs ihm allein gelten. Während der Reise war es Ingmar so vorgekommen, als habe er sich nie mit seiner Frau richtig ausgesprochen, als habe er es niemals vermocht, ihr zu sagen, was er denke und empfände, und daß er nun doch wenigstens versuchen müßte, ihr ordentlich klarzumachen, wie es um ihn stände. Er hatte sich ausgedacht, daß es wohl am allerbesten wäre, an den Pfarrer zu schreiben. Aber das Schreiben ging ihm nicht so leicht von der Hand, und es war ihm nicht gelungen, die Schüchternheit zu überwinden, die ihn stets abhielt, von sich selber zu reden. Jedoch an diesem Abend hatte er es sich plötzlich klargemacht, wie und was er schreiben würde. Das stimmte ihn freudig und er dachte: Sieh' doch, es ist gar nicht so schwer; auf die Art geht es ganz gut. Nun weiß ich doch, wie ich es anfangen muß, um dem Herrn Pfarrer alles mitzuteilen, was er wissen muß, damit er meine Sache bei Barbro für mich führen kann.

Ingmars Brief lautete also:

„Während ich hier in dunkler Nacht sitze und schreibe, wünschte ich nichts sehnlicher, als daß ich jetzt in den Pfarrhof treten könnte, um mit dem Herrn Pfarrer zu reden. Ich

wünschte, daß ich am späten Abend zum Herrn Pfarrer kommen könnte, wenn er ganz ruhig und ungestört in einem Zimmer sitzt und an seine Predigt denkt.

Nun stelle ich mir vor, daß der Herr Pfarrer, sobald er mich zu Gesicht bekäme, emporfahren und erschrecken würde, als sei ihm ein Gespenst erschienen. ‚Was tust du hier? Ich glaubte, du wärest nach Jerusalem gereist‘, würde der Herr Pfarrer wohl sagen. — ‚Ja‘, würde ich antworten, ‚ich müßte auch dort schon eingetroffen sein, wie die Sache lag; wenn ich nicht umgekehrt wäre, weil ich unterwegs eine Geschichte zu hören bekam, die ich dem Herrn Pfarrer erzählen möchte.‘

Und dann würde ich recht schön bitten, daß der Herr Pfarrer eine oder ein paar Stunden Geduld mit mir haben möchte und mich eine lange Geschichte erzählen lassen wollte, die mir schwer auf der Seele liegt und die ich ihm anvertrauen muß. Und wenn der Herr Pfarrer mir dann diese Erlaubnis erteilt hätte, würde ich also beginnen: Es war einmal ein Mann in dieser Gemeinde, würde ich sagen, der sich nicht um seine Frau kümmerte. Das kam daher, daß er von einem Mädchen lassen mußte, das er liebte, und die andere heiraten mußte, um seines Vaters Hof behalten zu können. Aber da er auf diesen Handel einging, hatte er nur an den Hof gedacht und nicht in Rechnung gezogen, daß er noch obendrein eine Frau mit in den Kauf nehmen müßte. Und nachdem sie ihre Hochzeit gefeiert hatten und beisammen hausten, war es noch immer, als könne er nicht begreifen, daß diese Frau ihm angehöre. Niemals fragte er danach, wie es ihr ergehen mochte, ob sie sich dort heimisch fühlte oder sich nach Hause sehne. Auch beachtete er es gar nicht, wie sie ihren Beschäftigungen oblag, und ob die Wirtschaft gut oder schlecht besorgt wurde. Er dachte so viel an die andere, daß es ihm gar nicht einfiel, die Anwesenheit dieser Frau zu bemerken. Sie galt ihm so viel wie andere wertlose Habe, die ihm mit dem Hof geworden war. So mochte sie nach Belieben für sich selber sorgen, er würde sich um ihretwillen keinerlei Sorgen machen.

Aber es gab noch einen ganz besonderen Grund, der bewirkte, daß der Mann dieser Frau keinerlei Wert beimaß.

Sie schien ihm verächtlich, weil sie ihn genommen hatte, der doch eine andere liebte. Es mußte wohl irgend einen Haken haben, dachte er, daß ihr Vater auf diese Art geradezu einen Mann für sie kaufen mußte.

Wenn jener Mann seine Frau irgendwie beachtete, so geschah es nur, um Vergleiche mit der anderen, die er verloren hatte, anzustellen. Er konnte wohl erkennen, daß seine Frau auch gut aussah, aber sie war nicht so schön wie jene, die er verloren hatte. Sie hatte keinen so leichten Gang und konnte ihre Hände nicht so anmutig bewegen, und hatte nicht so feine, lustige Einfälle wie die andere. Leise und geduldig verrichtete sie ihre Arbeit, dazu eignete sie sich am besten.

Im muß jedoch dem Manne insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er mit seiner Frau begreiflicherweise nicht darüber reden konnte, woran er am meisten dachte. Er konnte es ihr doch nicht anvertrauen, daß er beständig an die Geliebte dachte, die in ein fremdes Land gezogen war. Das konnte er ja keineswegs tun. Und er glaubte auch nicht, mit ihr darüber reden zu können, daß er stets der Strafe Gottes gewärtig sei, die über ihn kommen mußte, weil er sein Wort gebrochen hatte, und daß er sich fürchtete, an seinen seligen Vater zu denken, und daß er sich einbildete, alle Menschen tadelten ihn. Allerdings bezeugte ihm jeder, mit dem er sprach, große Achtung, er aber war so trübsinnig und mißtrauisch geworden, daß er glaubte, alle machten sich über ihn lustig, sobald er ihnen den Rücken kehrte, und daß sie sicherlich meinten, er sei des Namens nicht wert, den er trage und noch sonst allerlei Abfälliges.

Ich werde nun darüber berichten, wie es geschah, daß jener Mann zum erstenmal beachtete, daß er eine Frau habe.

Einige Monate nach ihrer Hochzeit wurden nämlich die beiden jungen Eheleute zu einer Hochzeit von Verwandten eingeladen, die im Heimatsdorf der jungen Frau wohnten. Sie hatten einen weiten Weg vor sich und mußten eine Stunde in einem Wirtshaus rasten, um die Pferde zu füttern. Es war schlechtes Wetter, und die Frau ging in das obere Stockwerk und setzte sich in eins der Fremdenzimmer, um zu warten. Der Mann tränkte seine Pferde

und schüttete ihnen Hafer auf; dann ging er in das Zimmer, in dem seine Frau saß. Er sagte kein Wort zu ihr, sondern saß nur ganz still da und dachte daran, wie schwer es ihn ankäme, unter so viele Menschen zu gehen, und er war gespannt darauf, ob man ihn dort auf dem Hochzeitshof merken lassen würde, was man von ihm halte. Während er so dasaß und sich grämte, kam ihm der Gedanke, daß eigentlich seine Frau an alledem schuld sei. Wenn sie nicht gewünscht hätte, mich zu heiraten, dachte er, so wäre ich jetzt ein unbescholtener Mann. Ich wäre keinerlei Versuchung ausgesetzt gewesen und brauchte mich nicht zu scheuen, ehrenhaften Menschen ins Gesicht zu sehen.

Niemals zuvor war es jenem Mann in den Sinn gekommen, daß er dahin gelangen könnte, seine Frau zu hassen, aber in diesem Augenblick schien es ihm gerade so, als täte er es. Indessen hatte er bald an ganz andere Dinge zu denken. Einige Männer waren in die große Gaststube getreten, die neben seinem Zimmer lag. Sie hatten wohl jenen Mann und dessen Frau vorfahren sehen und begannen nun über sie zu reden. Und die Wände dieses Hauses waren so beschaffen, daß man jedes Wort im Nebenraum hören konnte.

‚Ich möchte nur wissen, wie die beiden leben‘, sagte einer der Männer.

‚Ich hätte niemals geglaubt, daß Svens Tochter, Barbro, heiraten würde‘, fiel ein anderer ein.

‚Ja, ich muß auch noch immer daran denken, wie verliebt sie vor etwa drei bis vier Jahren in Stig Börjesson, den Sommerknecht auf dem Bergershof, war.‘

Als die Frau vernahm, daß die Männer von ihr redeten, sagte sie schnell: ‚Ich glaube, es ist Zeit abzufahren.‘ Aber der Mann antwortete, es wäre doch unangenehm, wenn nun die Fremden merkten, daß sie hier drinnen gesessen und alles gehört hätten. Er wollte lieber hier sitzen bleiben, bis sie gegangen wären.

Die Männer setzten jedoch ihr Gespräch über die Frau noch weiter fort. ‚Jener Stig Börjesson war ein armer Schlucker, und Berger Sven Persson jagte ihn von Haus und Hof, sobald er merkte, daß die Tochter ihn gern hatte‘.

erzählte einer, der die Geschichte gut zu kennen schien. ‚Aber da wurde Barbro alsbald so krank vor Kummer, daß der Alte nachgeben und mit Stig zum Pfarrer fahren mußte, um das Aufgebot zu bestellen. Das Sonderbarste an jener Sache war jedoch, daß Stig nach dem ersten Aufgebot anderen Sinnes wurde und sagte, er habe keine Lust, sich zu verheiraten. Nun war es Sven Persson, der um seiner Tochter willen bitten und betteln mußte, daß Stig sie nicht verlassen möge. Aber Stig hatte kein Mitleid. Er sagte, er hege einen solchen Haß gegen Barbro, daß er sie nie mehr vor Augen sehen wolle. Er verbreitete, daß er Barbro niemals gern gehabt hätte, sondern daß sie ihm immer nachgelaufen sei.‘

Der Herr Pfarrer wird wohl verstehen, daß der Mann von tiefer Scham erfüllt war, als die Männer fortfuhren auf diese Art und Weise zu reden; er wagte nicht seine Frau anzublicken. Aber gleichzeitig dachte er daran, daß sie nach all dem Gehörten doch unmöglich durch das andere Zimmer gehen könnten.

‚Das war ja sehr häßlich von Stig‘, sagte ein anderer, ‚aber er hatte es auch bitter zu bereuen.‘

‚Ja, das hat er‘, sagte einer, der bisher noch nicht gesprochen hatte. ‚Er heiratete die erste beste, die ihn danach nehmen wollte. Das geschah wohl nur, um allen Menschen zu zeigen, daß er an Barbro nie gedacht hätte. Er bekam eine schlechte Frau und hatte nichts davon als Armut und Elend, und nun ist er ein Säufer geworden. Und er würde mit den Seinen schon im Armenhaus sitzen, wenn Barbro ihm nicht beistände. Sicherlich ist sie es, die ihn und seine Frau mit Lebensmitteln und Kleidung versorgt.‘

Nachdem sie das gesagt hatten, wurde nicht weiter von Barbro geredet, und bald darauf waren sie gegangen. Da ging der Mann hinunter, um die Pferde anzuspannen, und als die Frau auf den Hofplatz kam, um einzusteigen, hob er sie in den Wagen. S i e glaubte wohl, es geschähe nur, damit sie sich an dem Rade nicht ihre Sachen beschmutze, aber es geschah nur, um ihr zu zeigen, daß er fände, ihr sei unrecht geschehen. Es lag ihm zwar nicht so viel an

ihr, daß er sich über das Gehörte hätte betrüben können, er dachte eben nur daran, daß ihr Unrecht widerfahren sei. Und auf der Fahrt wandte er zuweilen den Kopf und blickte sie an. Sie hatte also eine so liebevolle Gemütsart, daß sie dem noch beistehen und helfen konnte, der sie verlassen hatte. Und es war sonderbar, daß auch sie nicht minder getäuscht worden war als Gertrud.

Als sie ein Stück Weges gefahren waren, bemerkte der Mann, daß die Frau weinte. ‚Darüber brauchst du nicht zu weinen‘, sagte er, ‚es ist doch nichts so Merkwürdiges, daß du jemand lieb hattest, mir ging es ja ebenso wie dir.‘ Dann aber ärgerte er sich innerlich, daß er ihr nicht ein einziges freundliches Wort gesagt hatte.

Nach alledem hätte man wohl annehmen können, daß der Mann zuweilen darüber nachdachte, ob seine Frau noch immer jenen Stig liebe. Aber daran dachte er gar nicht, er fragte nicht einmal soviel nach ihr, um darüber nachzudenken, ob sie jemand liebte oder nicht liebte. Er war so sehr in seine eigenen, traurigen Grübeleien versunken, daß er ihre Gegenwart oft ganz vergaß. Er war auch gar nicht verwundert darüber, daß sie immer so still und ruhig umherging und niemals heftig gegen ihn wurde, obwohl er sich niemals so gegen sie benahm, wie es seine Pflicht gewesen wäre.

Ich muß dem Herrn Pfarrer nun sagen, das jene Ruhe, die sie beständig zeigte, den Mann schließlich glauben machte, daß sie nicht einmal wisse, woran er so schwer trug. Aber als sie etwa ein halbes Jahr verheiratet waren, geschah es einmal im Herbst, daß abends kaltes, schlechtes Wetter eintrat. Der Mann war seit der Abenddämmerung draußen gewesen und kam spät nach Hause. In der großen Vorderstube war es stockfinster, aber in der kleinen Nebenkammer brannte ein großes Feuer im Kamin. Die Frau war noch aufgeblieben und setzte ihm Essen vor, das besser war als sonst. Als er ins Zimmer trat, sagte sie zu ihm: ‚Du mußt deinen Rock ausziehen, er ist ganz naß.‘ Sie zog ihm denselben aus und hielt ihn gegen das Feuer. ‚Herr Gott, wie naß er ist!‘ sagte sie. ‚Ich weiß nicht, wie ich ihn bis morgen trocknen werde.‘

‚Ich möchte wahrhaftig wissen, wo du bei solchem Unwetter gewesen bist?‘ sagte sie nach einer Weile. Es geschah zum erstenmal, daß sie ihn nach so etwas fragte. Er schwieg und war gespannt darauf, was nun erfolgen würde.

‚Die Leute schwatzen darüber, daß du jeden Abend zum Schulhause hinabruderst, dich auf einen Stein am Ufer des Flusses hinsetzest und dich mehrere Stunden nicht von der Stelle rührst.‘ — ‚Man muß die Leute schwatzen lassen‘, sagte der Mann und sah ebenso gelassen aus wie zuvor, war aber dennoch ärgerlich darüber, daß man hinter sein Geheimnis gekommen war. — ‚Ja, aber so etwas zu hören ist für eine Ehefrau doch nicht gerade angenehm.‘ — ‚Ach‘, antwortete der Mann, ‚wer sich einen Gatten gekauft hat, der kann wohl nichts Besseres erwarten.‘

Die Frau versuchte eben, einen Rockärmel umzukehren. Er war stark wattiert und steif, so daß sie damit große Mühe hatte. Der Mann blickte auf, um zu sehen, wie sie seine Worte aufgenommen hatte. Er bemerkte, daß sie mit einem Lächeln auf den Lippen dastand. Als sie endlich den Ärmel umgekehrt hatte, sagte sie: ‚Ach, mir lag wirklich nicht so viel daran, mich zu verheiraten, Vater hat ganz allein die Sache in die Hand genommen.‘

Der Mann blickte nochmals die Frau an, und als er ihrem Blick begegnete, dachte er: Sie sieht ganz so aus, als wüßte sie recht gut, was sie will. Dann sprach er: ‚Ich glaube nicht, daß du zu denen gehörst, die sich leicht zwingen lassen.‘

‚Ach nein‘, antwortete die Frau, ‚aber mit Vater ist nicht so leicht fertig zu werden. Den Fuchs, den er nicht mit dem Hunde jagen kann, den fängt er mit der Falle.‘ Der Mann antwortete nicht, er dachte bereits wieder an seinen Kummer und hörte kaum, was sie sagte. Die Frau jedoch meinte wohl, da sie schon so viel gesagt hatte, wäre es am besten, damit fortzufahren.

‚Nun will ich dir etwas sagen‘, sprach sie, ‚Vater war schon immer rein verliebt in den Ingmarshof, auf dem er seine Kindheit verlebt hatte. Stets prahlte er mit diesem Hof und mit den Ingmarssöhnen. Ich habe ihn von keinem

anderen Ort der Welt so viel reden hören, und ich glaube, daß ich von allen, die hier gelebt haben, mehr weiß als du.'

Als die Frau mit ihrem Bericht so weit gekommen war, stand der Mann vom Tisch auf, an dem er eben gesessen hatte, ging zum Herde und setzte sich auf dessen Rand, mit dem Rücken zum Feuer, so daß er ihr Gesicht sehen konnte.

‚Dann ging es mit mir, wie du gehört hast', sagte die Frau. — ‚Das brauchst du nicht zu berühren', sagte der Mann schnell. Er schämte sich, als er jetzt daran dachte, daß er sie damals im Wirtshaus den kränkenden Reden ausgesetzt hatte. — ‚Aber du mußt wissen, daß Vater, nachdem Stig mich verlassen hatte, eine wahre Angst bekam, daß mich nun keiner nehmen würde, und so bot er mich nach rechts und nach links aus. Dessen wurde ich bald überdrüssig: so schlecht war ich denn wohl doch nicht, daß er die Leute anzubetteln brauchte, mich zu heiraten.'

Als sie das sagte, merkte der Mann, daß sie sich ein wenig aufrichtete. Sie warf den Rock auf einen Stuhl und blickte Ingmar fest in die Augen. ‚Ich wußte nicht, wie ich alledem ein Ende machen sollte', fuhr sie fort, ‚eines Tages jedoch kam ich darauf, meinem Vater zu sagen: Ich werde niemals heiraten, wenn ich nicht Ingmar Ingmarsson auf dem Ingmarshof bekomme. Als ich das sagte, wußte ich ebensogut wie sonst jemand, daß Tims Halfvor den Ingmarshof besaß und daß du Schulmeisters Gertrud heiraten würdest. Ich griff eben nach etwas, was ganz unmöglich war, um endlich in Ruhe gelassen zu werden. Vater war anfangs auch sehr erschrocken. ‚Dann wirst du niemals heiraten', sagte er. — ‚Ja, dann muß ich auch d a m i t zufrieden sein', antwortete ich. Aber ich merkte, daß dieser Gedanke Vater wohlgefiel. — ‚Habe ich dein Wort darauf?' fragte er nach einer Weile. — ‚Ja, das habt Ihr, Vater', antwortete ich. Du begreifst doch wohl, daß ich nicht e i n e Minute glaubte, Vater könnte so etwas durchsetzen. Es sah ganz so unmöglich aus, als ob er mich mit dem König verheiraten wollte.

Jedenfalls hatte ich danach einige Jahre Ruhe vor allen Heiratsplänen, und ich war zufrieden, daß man mich in Ruhe ließ. Ich hatte es so gut, wie ich es mir nur wünschen

konnte, ich führte die Wirtschaft auf Vaters großem Hof, und so lange Vater Witwer war, konnte ich dort ganz nach Belieben schalten und walten. Aber in diesem Mai kam Vater eines Abends spät nach Hause und ließ mich sogleich holen. ‚Jetzt kannst du Ingmar Ingmarsson auf Ingmarshof kriegen‘, sagte er. Vater hatte zwei Jahre lang kein Wort über diese Angelegenheit gesprochen. ‚Jetzt erwarte ich, daß du dein Wort hältst‘ sprach er zu mir. ‚Ich habe den Hof für 40 000 Kronen gekauft.‘ — ‚Aber Ingmar hat ja bereits eine Braut‘, sagte ich. — ‚Es liegt ihm wohl nicht viel an ihr, da er jetzt um dich freit.‘

Aber der Herr Pfarrer wird wohl verstehen, daß der Mann eine große Bitterkeit empfand, als er die Frau dies erzählen hörte. ‚Wie seltsam ist es doch!‘ dachte er. ‚Das klingt ja ganz so, als wäre alles nur ein Spiel gewesen. Tja, ich habe also einzig und allein darum von Gertrud lassen müssen, weil Barbro einmal mit ihrem Vater über mich gescherzt hatte.‘

‚Nun wußte ich gar nicht, was ich tun sollte‘, fuhr die Frau fort, ‚auch war ich sehr gerührt darüber, daß Vater um meinetwillen so viel Geld ausgegeben hatte, und so vermochte ich nicht nein zu sagen. Ich wußte ja auch gar nicht, wie du dich zu der Sache stelltest und ob jener Hof dir vielleicht doch teurer sei als alles andere. Und Vater schwur dann hoch und teuer, daß er, wenn ich nicht auf die Sache einginge, den Hof an die Aktiengesellschaft des Sägewerks verkaufen würde. Im übrigen hatte ich es auch damals zu Hause nicht so gut wie bisher. Vater hatte sich zum drittenmal verheiratet, und mir gefiel es nicht, dort, wo ich allein geherrscht hatte, unter der Herrschaft einer Stiefmutter zu bleiben. Und da ich mir nicht sofort ganz klar darüber war, ob ich ja oder nein sagen sollte, ging alles nach Vaters Willen. Du mußt wissen, daß ich es eben nicht ernst genug nahm.‘

‚Nein‘, sprach der Mann, ‚ich sehe ja, daß es die ganze Zeit über ein Spiel gewesen ist.‘

‚Ich begriff nicht eher, was ich getan hatte, bis ich erfuhr, daß Gertrud ihre Eltern heimlich verlassen hatte und nach Jerusalem gezogen war. Aber seither habe ich keine

Ruhe mehr gehabt. Ich möchte doch nie im Leben jemand so unglücklich machen.'

‚Nun sehe ich ja auch, wie du dich grämst', sprach die Frau, ‚und ich denke beständig daran, daß i ch an alledem die Schuld trage.' — ‚Ach nein', sagte der Mann, ‚es ist nur meine eigene Schuld, und es geht mir nicht schlechter als ich es verdiene.' — ‚Ich weiß nicht, wie ich diesen Gedanken ertragen soll, daß ich so viel Elend verschuldet habe', sprach die Frau. ‚Hier sitze ich jeden Abend und erwarte, daß du wegbleiben könntest. Er wird wohl dort unten im Fluß Ruhe suchen, denke ich. Und dann scheint mir, daß ich Leute im Hof höre, mir scheint, daß sie dich hereintragen. Und dann denke ich daran, wie es mir späterhin ergehen wird. Ob ich jemals im Leben vergessen könnte, daß ich deinen Tod verschuldet habe!'

Während der ganzen Zeit, da sie durch ihre Worte dem Kummer Luft machte, der sie bedrückte, saß der Mann mit seltsamen Gedanken vor ihr. Nun will sie auch noch getröstet und beruhigt werden, dachte er. Es erschien ihm nur als Unbequemlichkeit, daß sie um seinetwillen unruhig war. Er war zufriedener, wenn sie sich so ruhig verhielt, daß er ihre Gegenwart kaum bemerkte Ich kann jetzt nicht damit anfangen, auch noch i h r e n Kummer zu tragen, dachte er.

Aber es war ihm doch klar, daß er ihr irgend etwas erwidern mußte ‚Sei meinetwegen nur nicht unruhig!' sagte er. ‚Ich werde der bereits begangenen Missetat keine neue hinzufügen.' Und nur um dieser Worte willen zog es wie ein lichter Schimmer über ihr ganzes Antlitz."

Als Ingmar dies niedergeschrieben hatte, hob er die Feder und blickte auf. Das wird ja ein schrecklich langer Brief, dachte er. Ich werde wohl die ganze Nacht durch schreiben müssen. Aber eigentlich empfand er eine gewisse Befriedigung, auf diese Art nochmals alles zu durchleben, was er mit Barbro durchlebt hatte. Er hegte die feste Hoffnung, daß der Pfarrer sie den Brief lesen lassen würde, und daß sie gerührt sein werde, zu sehen, wie gut er sich an alles erinnere. Und er schrieb weiter.

„Aber ungeachtet dessen, daß der Mann glaubte, er mache sich nicht das mindeste aus seiner Frau, blieb er nun doch

einige Abende zu Hause, weil sie ihm gesagt hatte, wie unruhig sie sei. Die Frau ließ sich nichts davon anmerken, daß sie wüßte, er bliebe um ihretwillen daheim, sondern war ruhig und still wie gewöhnlich. Aber wie der Herr Pfarrer wohl weiß, war Barbro stets sehr gut gegen die alten Dienstleute auf dem Ingmarshof gewesen. Sie waren auch ganz entzückt von Barbro. Als der Mann nun zu Hause blieb und in der großen Stube mit den anderen am Feuer saß, schmunzelten Korp Bengt und Alt-Lisa die ganze Zeit über höchst vergnüglich.

An zwei Abenden gelang es dem Manne auch, sich daheim zu halten, aber der dritte Abend war ein Sonntag, und da fiel es seiner Frau ein, ihre Gitarre vorzunehmen und zum Zeitvertreib zu singen. Eine Zeitlang ging es auch ganz gut, aber dann kam sie auf ein Lied, das Gertrud besonders gern geträllert hatte. Da vermochte der Mann es nicht länger im Zimmer auszuhalten, er nahm seinen Hut und ging seines Weges.

Als er ins Freie kam, war es so finster wie in einer Höhle, und es fiel ein feiner, kalter Regen; aber gerade dieses Wetter hatte er gern. Er ruderte zum Schulhause hinab und setzte sich auf einen Stein am Ufer des Flusses und dachte an Gertrud und an jene Zeit, da er sein Versprechen noch nicht gebrochen hatte, sondern ein wackerer, rechtschaffener Mann gewesen war. Er kehrte erst nach elf Uhr heim. Da saß die Frau unten am Ufer des Flusses und wartete auf ihn.

Das war dem Manne unangenehm. Der Herr Pfarrer weiß ja, daß die Männer es nicht lieben, wenn die Frauensleute sich ihretwegen ängstigen. Er sprach nicht eher mit ihr, bis sie die kleine Kammer betraten. ‚Du mußt mich kommen und gehen lassen, wie ich will‘, sagte er alsdann, und sie konnte es dem Ton anhören, daß der Mann unzufrieden war. Sie antwortete nicht, sondern beeilte sich nur, ein Streichholz anzureiben, um das Licht anzustecken. Da merkte der Mann, daß sie ganz durchnäßt war, die Kleider klebten förmlich an ihrem Leibe. Sie ging das Essen für ihn holen, schürte das Feuer und machte die Betten, und bei alledem schlugen ihr die regenschweren Röcke bei jedem Schritt um

die Füße. Aber es war ihr nicht anzumerken, ob sie böse oder traurig sei. Ich möchte wissen, ob sie so gut und fromm ist, daß nichts sie ärgern kann, dachte der Mann.

Er wandte sich ihr plötzlich zu und fragte: ‚Wenn ich ebenso gegen dich gehandelt hätte, wie gegen Gertrud, würdest du mir dann verzeihen?‘ Sie blickte ihn einen Moment fest an. — ‚Nein‘, sagte sie nur, und zugleich blitzte es in ihren Augen auf. Der Mann blieb schweigend sitzen. Ich möchte wissen, weshalb sie mir nicht verzeihen würde, da sie doch jenem Stig verziehen hat, dachte er, aber sie meint wohl, daß ich schlimmer gehandelt habe, weil ich um meines Vorteils willen Gertrud verließ. Einige Tage darauf vermißte der Mann einen Meißel. Er suchte ihn überall und kam auch nach der Kammer im Brauhause. Da lag Alt-Lisa krank und Barbro saß an ihrem Bett und las ihr laut aus der Bibel vor. Es war eine riesig große Bibel mit Messingbeschlägen und dickem Ledereinband. Der Mann blieb stehen und betrachtete die Bibel. Sie stammt vielleicht aus Barbros Heim, dachte er und ging seines Weges. Aber im nächsten Augenblick kam er zurück, nahm seiner Frau die Bibel aus der Hand und schlug die erste Seite auf. Nun sah er, daß es wirklich eine jener alten Bibeln war, die immer auf dem Ingmarshof gewesen waren, und die Karin bei der Auktion hatte verkaufen lassen. ‚Wie ist diese Bibel hierher gekommen?‘ fragte der Mann. Die Frau schwieg, aber Alt-Lisa antwortete: ‚Hat dir Barbro nicht erzählt, daß sie die Bibel zurückerstanden hat?‘ — ‚Nein, also Barbro hat sie wiedererworben!‘ sagte der Mann. — ‚Sie hat mehr als das getan‘, sagte die Alte eifrig, ‚du solltest nur einmal im Wohnzimmer in den großen Schrank hineingucken.‘ Der Mann verließ eiligst das Brauhaus und ging in die große Wohnstube. Als er dort den Schrank öffnete, sah er zwei der alten Becher auf dem Regal stehen. Er nahm sie heraus, wendete sie hin und her, um nach den Zeichen auf dem Boden zu sehen und erkannte, daß es die richtigen waren. Während er dort stand, trat Barbro herein. Sie sah verlegen aus — ‚Ich hatte etwas Geld auf der Sparkasse‘, sagte sie mit leiser Stimme. Der Mann war so froh wie seit lange nicht. Er trat auf sie zu und ergriff ihre Hand. ‚Dafür danke ich

dir von ganzem Herzen', sagte er. Gleich darauf richtete er sich auf und ging hinaus. Er hatte die Empfindung, als wäre es unrecht von ihm, gegen seine Frau so freundlich zu sein, das wäre er Gertrud doch schuldig, jener, die ihren Platz eingenommen hatte, weder Liebe noch Wohlwollen zu erzeigen.

Es mochte wohl eine Woche vergangen sein. Der Mann kam aus der Scheune und schritt auf das Wohnhaus zu; gleichzeitig öffnete ein fremder Mann die Zauntür und betrat den Hof. Als die beiden sich begegneten, grüßte der Fremde und fragte, ob Barbro, die Svenstochter, zu Hause sei. ‚Ich bin ein alter Bekannter von ihr', sagte er. Das sonderbare war nun, daß der Mann sofort zu wissen schien, wer der Fremde sei. — ‚Dann bist du wohl Stig Börjesson', sagte er. — ‚Ich glaubte nicht, daß mich hier jemand kennt', sagte der Mann, ‚ich werde sogleich meines Weges gehen, ich habe Barbro nur ein paar Worte zu sagen. Aber sage es nicht Ingmar Ingmarsson, daß ich hier gewesen bin! Es wäre ihm vielleicht nicht lieb, daß ich hierher komme.' — ‚O, ich denke, Ingmar würde sich freuen, dich zu Gesicht zu bekommen', sagte der Mann, ‚er hätte gar zu gern gewußt, wie solch ein Lumpenkerl wohl aussehen möge.' Ingmar war ganz wütend darüber geworden, daß dieser elende Kerl noch immer umherlief und den Leuten weismachen wollte, daß Barbro, die Svenstochter, ihn liebe. — ‚Ich wüßte nicht, daß mich schon irgend jemand einen Lumpenkerl genannt hätte', sagte Stig darauf. — ‚Ja, wenn es noch niemand getan hat, so tue ich es jetzt', sprach der Mann, und gleichzeitig erhob er die Hand und gab ihm eine Ohrfeige.

Der Geschlagene wich zurück, er wurde totenbleich und bekam einen häßlichen, tückischen Ausdruck. ‚Laß das!' sagte er. ‚Du weißt nicht, was du tust. Ich wollte mir nur Geld von Barbro borgen, ich habe kein anderes Anliegen.' Der Mann schämte sich jetzt ein wenig wegen seiner Heftigkeit. Er konnte es nicht begreifen, weshalb er derartig aufgefahren war. Aber vor jenem Elenden wollte er keine Reue zeigen, sondern sprach in zornigem Ton: ‚Du mußt nicht glauben, ich fürchtete, daß Barbro dich lieb habe. Aber ich finde, du hast deine Ohrfeige verdient, weil du sie

hintergangen hast.‘ Doch jetzt näherte sich Stig Börjesson dem Manne. — ‚Weil du mich geschlagen hast, will ich dir etwas sagen‘, sprach er, und seine Stimme drang scharf und zischend aus der Kehle. ‚Ich denke, was du jetzt zu hören bekommst, wird dich mehr schmerzen, als wenn ich dich auspeitschen könnte. Du bist sicherlich sehr verliebt in jene Barbro, und darum will ich dir auch erzählen, daß sie eine von denen ist, die von dem Pferdehändler auf dem Leidhügel abstammen.‘

Er stand voller Spannung da, mit welcher Miene der Mann diese Worte vernehmen würde, aber dieser sah nur ein wenig erstaunt aus. Anfangs erinnerte er sich überhaupt nicht, was an dem Leidhügel so Merkwürdiges sei. Dann aber entsann er sich jener Geschichte, die er als Kind gehört hatte, und die der Herr Pfarrer wohl auch vernommen hat, daß alle Söhne, die aus dem Geschlecht jener vom Leidhügel hervorgehen, blinde Idioten werden, daß aber alle Töchter klüger und besser sind als andere Menschen. Er hatte aber niemals geglaubt, daß irgend etwas Wahres an diesem Gerücht sein könnte. Er lachte Stig einfach ins Gesicht.

‚Du glaubst gewiß nicht an jene Geschichte‘, sagte nun Stig und trat noch näher auf den Mann zu, ‚aber ich will dir nur sagen, daß Sven Perssons zweite Frau aus dieser Familie stammte. Alle Abkömmlinge vom Leidhügel sind in eine ganz andere Gegend gezogen, wo niemand weiß, wie es um sie steht, nur meine Mutter wußte Bescheid. Sie verschwieg aber, was sie wußte und sagte keinem, wen Sven Persson zur Frau gehabt hatte, bis ich mich mit Barbro verheiraten wollte. Und als ich es erfuhr, mochte ich sie nicht heiraten, aber als ein ehrlicher Kerl schwieg ich darüber. Wenn ich ein Lumpenkerl gewesen wäre, so hätte ich wohl davon gesprochen. Und ich habe alle Schmähungen aus Anlaß dieser Sache schweigend ertragen, bis du mich geschlagen hast. Und Sven Persson hat gewiß niemals erfahren, an wen er geraten war, denn seine Frau starb, nachdem sie ihm diese einzige Tochter geboren hatte. Und die Töchter aus der Familie vom Leidhügel sind fein und schön, und nur ihre Söhne werden blinde Idioten. Und nun

kannst du liegen, wie du dich selber gebettet hast. Du kannst es mir schon glauben, daß ich über dich gelacht habe, wenn ich daran dachte, daß du deinen Herzensschatz betrogen hast, und wenn ich mir den Ingmar Ingmarsson vorstellte, der nach dir den Ingmarshof regieren soll. Und ich denke, daß du nach dieser Mitteilung viele glückliche Tage mit deiner Frau verleben wirst.‘

Aber während Stig dicht vor dem Manne stand und all diese bösen Worte hervorzischte, hatte dieser nach dem Wohnhause geblickt. Und da bemerkte er einen Rockzipfel hinter der Haustür. Er konnte es sich zusammenreimen, daß Barbro nach dem Hausflur gegangen war, sobald sie sah, daß er und Stig einander auf dem Hof begegneten, und da stand sie nun und hörte alles. Erst jetzt wurde der Mann ängstlich und der Gedanke durchfuhr ihn: Es war ein Unglück, daß Barbro diese Geschichte zu hören bekam. Könnte es möglich sein, daß nun vielleicht geschehen ist, was ich längst gefürchtet habe? Sollte dies die Strafe Gottes sein, die ich erwartete?

Aber in diesem Augenblick empfand der Mann zum erstenmal klar und deutlich, daß er wirklich eine Frau habe, und daß er die Pflicht hätte, sie zu beschützen. Darum zwang er sich auch jetzt zum Lachen und tat so, als sei er gänzlich unbesorgt. ‚Es ist recht gut, daß du mir dies erzählt hast, da brauche ich doch keinen Groll mehr gegen dich zu hegen.‘ — ‚Ach so‘, sagte Stig, ‚nimmst du es auf diese Weise?‘ — ‚Ja, du denkst doch wohl nicht, daß ich so dumm sein werde wie du gewesen bist, und daß ich mir aus dummem Aberglauben mein Glück verscherzen sollte.‘ — ‚Ja, dann habe ich für diesmal nichts mehr zu sagen‘, meinte Stig. ‚Ich werde ja sehen, ob du über ein Jahr deiner noch ebenso sicher bist.‘ — ‚Du könntest doch hereinkommen und mit Barbro reden‘, sagte der Mann, als er sah, daß jener sich zum Gehen anschickte. — ‚Ach nein, das kann unterbleiben‘, sagte Stig.

Als er sich entfernt hatte ging der Mann sofort ins Haus, um mit seiner Frau zu sprechen. Sie stand drinnen und erwartete ihn, und ehe er noch ein einziges Wort gesprochen hatte, sagte sie ganz ruhig: ‚Ingmar, wir werden doch nicht

solche Ammenmärchen glauben. Ich habe nichts mit dem zu tun, was vor mehr als hundert Jahren geschehen ist, wenn es überhaupt jemals geschehen ist.‘ — ‚Hast du es denn gehört?‘ fragte der Mann. Er wollte es sich nicht anmerken lassen, daß er sie gesehen hatte, als sie lauschend hinter der Tür stand. — ‚Ich habe die alte Geschichte gehört, wie andere sie hörten, aber bis heute hatte ich keine Ahnung, daß sie irgendwie mit mir zusammenhinge.‘ — ‚Es ist schade, daß gerade du sie hören mußtest‘, sprach der Mann, ‚aber es macht nichts, wenn du ihr nur keinen Glauben schenken wolltest.‘

Die Frau lachte. ‚Ich fühle keineswegs einen Fluch auf mir lasten‘, sagte sie. Der Mann dachte dabei, daß er selten jemand getroffen hätte, der ein besseres Aussehen zeigte als sie. — ‚Ich glaube wirklich, daß man von dir sagen könnte, du bist gesund an Leib und Seele‘, sprach er.

Am Anfang des Frühlings gebar die Frau ein Kind. Sie hatte sich vorher die ganze Zeit über tapfer gehalten und niemals die kleinste Unruhe gezeigt. Der Mann dachte zuweilen, sie habe jene Geschichte von Stig ganz vergessen. Was ihn selber anbetraf, so wagte er nach diesem Gespräch nicht mehr sich wie früher nur mit seinem eigenen Kummer zu beschäftigen. Er dachte stets daran, sich so zu benehmen, daß seine Frau merken könnte, er glaube nicht an diesen ihr anhaftenden Fluch. Das hielt er für seine Pflicht. Er gab sich Mühe, zu Hause ein heiteres Gesicht zu zeigen und nicht mehr so auszusehen, als erwarte er Gottes Strafe. Er widmete sich mit Erfolg der Bewirtschaftung seines Hofes und erwies sich hilfreich gegen seine Nebenmenschen, wie es sein Vater getan hatte. Es schickt sich für mich, fortan nicht, nur mit unglücklicher Miene umherzugehen, dachte der Mann. Barbro könnte sich sonst noch einbilden, daß ich an jenen Fluch glaube, und sie würde sich dann grämen.

Die Frau war unglaublich glücklich mit dem Kinde. Es war ein Knabe. Er war wohlgestaltet und schön, hatte eine hohe gerade Stirn und große, klare Augen. Sie rief ihren Mann wieder und wieder herein, damit er sich den Jungen ansehe. ‚Es ist alles ganz in Ordnung mit ihm,

da ist kein Fehl und Makel‘, sagte die Frau. Der Mann stand ganz verlegen dabei, er hielt die Hände auf dem Rücken und wagte nicht, das Kind zu berühren. — ‚Es ist alles ganz in Ordnung‘, wiederholte er. — ‚Nun wirst du auch gleich erkennen, daß er sieht. Sie zündete ein Licht an und bewegte es vor des Kindes Augen hin und her. — ‚Siehst du, wie er dem Licht nachguckt?‘ fragte sie. — ‚Ja‘, antwortete der Mann.

Es vergingen einige Tage. Die Frau war bereits außer Bett, ihr Vater und ihre Stiefmutter waren gekommen, um das Kind zu sehen. Die Stiefmutter nahm den Jungen aus der Wiege und wog ihn gleichsam auf den Armen. ‚Das ist ein großes Kind‘, sagte sie und sah zufrieden aus. Aber gleich darauf begann sie den Kopf des Kindes prüfend zu betrachten. ‚Hat dieses Kind nicht einen zu großen Kopf?‘ fragte sie.

‚Die Kinder unserer Familie haben alle große Köpfe‘, sagte der Mann. — ‚Ist dein Kind gesund?‘ fragte die Stiefmutter nach einer Weile und legte es in die Wiege zurück. — ‚Ja‘, sagte die junge Frau, ‚es nimmt täglich zu.‘ — ‚Ich möchte wissen, ob du sicher bist, daß es sieht‘, sagte die Stiefmutter nach einer Weile, ‚man sieht immer nur das Weiße im Auge. Die Frau begann auf ihrem Stuhl zu zittern. Ihre Lippen bebten. — ‚Wenn ihr mit einem Licht die Probe machen wollt‘, sagte der Mann, ‚dann werdet ihr merken, daß es gut sieht.‘ Die junge Frau zündete eifrig ein Licht an und hielt es vor des Kindes Augen. — ‚Natürlich sieht es‘, sagte sie und versuchte zuversichtlich und heiter zu erscheinen. Das Kind lag ruhig in der Wiege, und man sah nur das Weiße in seinen Augen. ‚Seht, wie es die Augen nach dem Licht wendet.‘ Keiner der anderen sprach ein Wort. ‚Seht ihr nicht, daß es die Augen bewegt?‘ sagte sie zur Stiefmutter. Diese aber antwortete nicht. ‚Es ist jetzt schläfrig‘, sagte Barbro, ‚die Augen fallen ihm zu.‘

‚Wie soll er heißen?‘ fragte die Stiefmutter nach einer Weile. — ‚Wir pflegen den ältesten Jungen in diesem Hause Ingmar zu nennen‘, antwortete der Mann. — Die Frau fiel ein: ‚Ich hatte daran gedacht, dich zu bitten, daß er nach meinem Vater Sven genannt werden sollte.‘ Nun

blieb es eine Weile unheimlich still. Der Mann merkte, daß seine Frau ihn scharf beobachtete, obwohl sie tat, als blicke sie zu Boden. — ‚Nein‘, sagte Ingmar, ‚dein Vater, Sven Persson, ist zwar ein prächtiger, braver Mann, aber der älteste Sohn muß stets Ingmar heißen.‘

Ja, und als das Kind acht Tage alt war, bekam es in einer Nacht einige heftige Krampfanfälle und gegen Morgen starb es.“

Hier unterbrach Ingmar nochmals sein Schreiben. Er sah auf seine Uhr, es war weit nach Mitternacht. „Ach, mein Gott, ich kann es kaum niederschreiben“, sagte er. „Ich möchte wohl wissen, ob der Herr Pfarrer versteht, wie entsetzlich es war. Und das allerschlimmste ist, daß wir niemals sicher wußten, wie es mit dem Kinde stand. Bis heute wissen wir noch nicht, ob es gesund war, oder ob irgend etwas nicht stimmte.“

Ich muß mich vor allem jetzt kürzer fassen, sonst werde ich bis morgen früh unmöglich fertig.

„Ich muß dem Herrn Pfarrer nun gestehen“, schrieb Ingmar, als er wieder die Feder zur Hand genommen hatte, „daß der Mann in der letzten Zeit stets gut gegen Barbro gewesen war, und zuweilen hatte er sich so gegen sie benommen, wie es unter jungen Eheleuten der Brauch ist. Aber er glaubte dennoch, daß seine ganze Liebe Gertrud gehöre und er sagte sich innerlich: Ich liebe Barbro nicht, aber ich muß gut gegen sie sein, weil sie ein so schweres Los zu tragen hat. Sie muß wissen, daß sie nicht allein in der Welt steht, und daß sie einen Mann hat, der sie beschützen und behüten will.

Barbro weinte nicht viel um das tote Kind. Sie schien eher froh zu sein, daß es fort war. Als einige Wochen vergangen waren, hatte sie ihre alte Ruhe zurückgewonnen. Niemand konnte es ihr anmerken, ob sie sich unglücklich fühlte oder ob sie sich wieder aller schweren Gedanken entschlagen habe.

Gegen den Sommer hin zog Barbro zur Sennhütte hinauf, und der Mann blieb allein im Hause.

Aber nun erging es ihm ganz seltsam. Wenn er ins Haus trat, schaute er sich gleichsam nach Barbro um. Zu-

weilen hob er mitten in der Arbeit den Kopf und lauschte, ob er nicht ihre Stimme vernehmen würde. Ihm schien es, als ob alle Gemütlichkeit von Haus und Hof gewichen sei. Es war gar nicht mehr dieselbe Stätte.

Am Samstagabend ging er in den Wald hinauf zu Barbro. Sie saß auf der steinernen Schwelle vor der Sennhütte. Ihre Hände ruhten auf den Knien, und obwohl sie den Mann kommen sah, ging sie ihm nicht entgegen. Da setzte er sich neben sie. ‚Weißt du, es ist etwas ganz Seltsames über mich gekommen‘, sagte er. — ‚Soso‘, sagte sie, ohne weiter zu fragen. — ‚Ich habe nämlich gemerkt, daß ich dich lieb habe.‘ Sie blickte ihn an, und er merkte, daß sie vor Müdigkeit kaum die Augenlider zu heben vermochte. — ‚Das ist jetzt zu spät‘, sagte sie.

Er war ganz erschrocken, als er sah, wie es um sie stand. ‚Es tut dir nicht gut, hier so allein im Walde zu hausen‘, sagte er. — ‚O ja, ich habe es hier gut, ich will hier mein ganzes Leben verbringen.‘

Der Mann versuchte noch einmal ihr zu sagen, daß er sie jetzt liebe, und daß er einzig und allein an sie denke. Er habe nicht gewußt, wie es um ihn stände, bis sie das Haus verlassen habe. Barbro antwortete nur wortkarg. ‚All das hättest du mir im vergangenen Herbst sagen sollen‘, sprach sie. — ‚Ach, mein Gott, so ist das nun für dich aus und vorbei?‘ fragte er und sah recht verzweifelt aus. — ‚Ach nein, vorbei ist es nun gerade nicht‘, sagte sie und tat alles, was sie konnte, um heiter auszusehen.

An einem Augusttage kam er wieder zu ihr hinauf. ‚Es ist ein trauriges Ereignis zu berichten‘, sagte er, als er Barbro traf. — ‚Was ist geschehen?‘ — ‚Dein Vater ist gestorben.‘ — ‚Ja, das ist eine wichtige Nachricht für dich und mich‘, sagte sie.

Barbro setzte sich auf einen Stein am Wegrande und bat den Mann sich neben sie zu setzen. — ‚Nun können wir ungehindert tun, was wir wollen‘, sagte sie, ‚und nun müssen wir uns scheiden lassen.‘ Er wollte sie unterbrechen, sie aber ließ ihn nicht zu Worte kommen. ‚Solange Vater lebte, war es unmöglich, aber jetzt müssen wir sogleich um Scheidung einkommen‘, sagte sie. ‚das siehst du doch wohl

ein?' — ‚Nein', sagte er, ‚das sehe ich gar nicht ein.' — ‚Du hast doch gesehen, was für ein Kind ich dir geboren habe.' — ‚Es war ein schönes Kind', erwiderte er. — ‚Es war blind und es wäre ein Idiot geworden', beharrte sie. — ‚Es ist mir einerlei, wie es war, ich will aber jedenfalls dich haben.'

Sie faltete die Hände, und der Mann sah, daß sie die Lippen bewegte. ‚Dankst du Gott dafür?' fragte er. — ‚Den ganzen Sommer über habe ich um Befreiung gebetet', sprach sie. — ‚Herrgott im Himmel, soll ich jetzt um eines so alten Märchens willen mein Glück einbüßen!' — ‚Es war kein Märchen', sagte Barbro, ‚das Kind war blind.' — ‚Das weiß niemand', sagte er. ‚Wenn es am Leben geblieben wäre, dann hättest du dich überzeugen können, daß seine Augen in Ordnung waren.' — ‚Aber jedenfalls würde mein nächstes Kind ein Idiot werden, denn nun glaube ich an den Fluch.'

Der Mann versuchte immer wieder, sie davon abzubringen. ‚Ich will mich nicht nur um des Kindes willen scheiden lassen', sagte sie. Er fragte, ob noch etwas anderes vorläge. ‚Ich will, daß du nach Jerusalem fahren sollst, um Gertrud heimzuführen.' — ‚Das werde ich niemals tun', rief er. — ‚Du mußt es um meinetwillen tun', sprach sie, ‚damit ich meine Seelenruhe wiedererlange.'

Er widersetzte sich und sagte, daß sie etwas ganz Unvernünftiges von ihm verlange. ‚Du mußt es dennoch tun, weil es recht ist. Du erkennst doch wohl, daß Gott niemals aufhören wird, uns zu strafen, wenn wir noch länger als Eheleute zusammenlebten.'

Sie wußte vom ersten Augenblick an, daß er nachgeben würde, weil er ein böses Gewissen hatte. ‚Du solltest froh sein, daß du jetzt wieder alles gut machen kannst, was du im vergangenen Jahr verkehrt gemacht hast. Es hätte dich sonst dein ganzes Leben durch bedrückt.' Und schließlich, als er noch immer widersprach, sagte sie: ‚Wegen des Hofes brauchst du nicht besorgt zu sein, du kannst ihn mir nach deiner Rückkehr abkaufen. Und während du in Jerusalem bist, werde ich hierbleiben und ihn bewirtschaften.'

Dann zogen sie zum Hof hinunter, um die Scheidung einzuleiten. Er hatte es jetzt schwerer als jemals. Er sah,

daß Barbro froh und glücklich war, von ihm loszukommen. Es machte ihr die größte Freude davon zu reden, wie Gertrud und er es haben sollten. Vor allem bereitete es ihr viel Vergnügen, es sich auszumalen, wie froh Gertrud sein würde, wenn er sie von Jerusalem abholen käme. Einmal, als sie sich besonders lange dabei aufgehalten hatte, kam ihm, wie durch eine Offenbarung, der Gedanke, daß Barbro ihn nicht mehr liebe, denn sonst könnte sie doch wohl nicht beständig davon reden, ihn mit Gertrud zu vereinigen. Da fuhr er auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. ‚Ich *werde* reisen‘, rief er, ‚aber nun rede auch nicht mehr davon!‘ — ‚Dann wird alles gut‘, sprach sie und sah fast fröhlich aus. ‚Denke nur daran, Ingmar, daß ich niemals wieder eine frohe Stunde haben werde, ehe du dich mit Gertrud versöhnt hast.‘

Und dann machten sie die ganze Prozedur durch: sie wurden vom Herrn Pfarrer ermahnt, sie wurden vom Kirchenrat ermahnt und auf dem Herbstthing wurden sie geschieden.“

Hier hielt Ingmar inne und legte die Feder nieder. Nun wußte der Pfarrer alles, jetzt brauchte er ihn nur noch zu bitten, mit Barbro zu reden und sie vor allem zu bestimmen, von ihrer Forderung abzustehen, daß er sich mit Gertrud verheiraten solle. Der Herr Pfarrer müsse doch verstehen, daß es ihm unmöglich wäre. Sich jetzt Gertrud mit falscher Liebe zu nähern, das hieße ja, sie zum zweitenmal zu betrügen.

Bei diesem Gedanken fielen seine Blicke auf die vorhin geschriebenen Worte: „Du mußt es um meinetwillen tun, damit ich meine Seelenruhe wiedererlange.“

Er überlas was er geschrieben hatte, und es war ihm, als säße er wieder auf jenem Waldesabhang und höre Barbro reden. „Du solltest froh sein, daß du wieder gut machen kannst, was du verkehrt gemacht hast.“ Er hörte dies und alles andere, was sie gesagt hatte.

Und wie sollte mir das, was sie von mir verlangt, zu schwer sein gegen das Unglück, das sie selber trägt! dachte er.

Plötzlich schien es ihm jedoch gerade, als könnte er am allerwenigsten wünschen, daß ihr dieser Brief vor Augen käme. Ach nein, Barbro würde ja sonst erfahren, daß er glaubte, es nicht ertragen zu können. Sollte er nun Barbro so kläglich bitten, ohne Buße und Strafe davonkommen zu dürfen?

Sie hatte nicht eine einzige Sekunde geschwankt, seit sie glaubte, ihrem eigenen Willen folgen zu dürfen. Sie hatte ihn die ganze Zeit über zwingen müssen. Und nun sollte sie erfahren, daß er schreibe, er wäre nicht imstande, das Werk durchzuführen!

Ingmar legte die beschriebenen Seiten zusammen und steckte sie ein. „Es ist gewiß unnötig, diesen Brief zu vollenden", sagte er.

Er schraubte die Lampe herab und verließ die Schreinerwerkstatt. Noch immer sah er betrübt und unglücklich aus, war jetzt aber fest entschlossen, nach dem Willen seiner Frau zu handeln.

Er trat hinaus und sah dicht neben sich eine kleine, offenstehende Hintertür. Es war bereits strahlender Morgen. Er stellte sich in die Tür und atmete die frische Luft ein. Das ist sicherlich nicht die Zeit, sich hinzulegen.

Die Sonnenstrahlen huschten verstohlen über die Hügel hin. Ein braunroter Schimmer lag auf den Gipfeln, und in jeder Sekunde wechselten die Farben, soweit sein Auge reichte.

Dort von den Abhängen, die am Ölberg liegen, sah Ingmar seine einst so geliebte Gertrud herannahen. Die Sonnenstrahlen folgten ihr und umspannen ihr Haupt. Sie ging leichten Schrittes, als wäre sie glücklich und froh, und Ingmar dachte, es sähe so aus, als verbreite sich der strahlende Schein durch sie.

Und hinter Gertrud sah Ingmar einen hochgewachsenen Mann ihr verstohlen folgen. Er schritt nur von weitem hinter ihr her, blieb bisweilen stehen und blickte nach der anderen Seite, aber man konnte es deutlich erkennen, daß er Gertrud bewache.

Ingmar erkannte diesen Mann sofort, und gleichzeitig senkte er die Blicke zu Boden und sann nach.

Dann schien ihm mancherlei klar zu werden, was ihm am vergangenen Tage aufgefallen war, und eine große Freude erfüllte sein Herz

„Nun fange ich an zu glauben, daß Gott mir helfen will“, sprach er.

Der Derwisch.

Eines Abends, kurz vor der Dämmerung, wanderte Gertrud durch die Straßen Jerusalems Da fiel ihr ein hochgewachsener, schlanker Mann in einem lang herabwallenden schwarzen Gewand auf, der vor ihr herschritt. Gertrud war es, als sei etwas Ungewöhnliches an ihm, sie wußte nur nicht recht, worin es bestand. Es lag wohl nicht daran, daß er einen grünen Turban trug, der ihn als einen Abkömmling des Propheten Mohammed kennzeichnete: Denn Männern mit ebensolchen Kopfbedeckungen konnte man auf jeder Straße begegnen. Es beruhte wohl eher darauf, daß sein Haar weder abrasiert noch unter dem Turban aufgesteckt war, sondern in gleichmäßigen, langen Locken bis auf die Schultern herabhing.

Gertrud folgte diesem Manne mit den Blicken. Sie hatte den dringenden Wunsch, daß er sich umwenden möge, damit sie sein Gesicht zu sehen bekäme. Da kam ihm ein junger Mann entgegen. Dieser verneigte sich tief vor ihm, küßte seine Hand und schritt weiter. Der Schwarzgekleidete blieb einen Augenblick stehen, blickte dem jungen Manne nach, der ihn so demütig begrüßt hatte, und auf diese Art sah Gertrud ihren Wunsch erfüllt.

Gertrud stockte vor froher Überraschung fast der Atem. Sie blieb unbeweglich stehen und preßte die Hand aufs Herz. „Das ist ja Christus“, sagte sie. „Das ist ja Jesus Christus, dem ich am Waldbach begegnete.“

Der Mann setzte sogleich seine Wanderung fort. Gertrud versuchte ihm zu folgen, er aber bog in eine menschenüberfüllte Straße ein, und dort verlor sie sofort seine Spur. Da schlug sie wieder den Weg zur Kolonie ein. Sie ging

sehr langsam, blieb wiederholt stehen, lehnte sich gegen eine Mauer und schloß die Augen

„Könnte ich ihn doch nur in meiner Erinnerung festhalten“, murmelte sie. „Könnte ich nur stets sein Angesicht vor mir sehen!“

Sie versuchte das, was sie eben gesehen hatte, ihren Augen fest einzuprägen. „Er hatte einen leicht angegrauten Bart“, wiederholte sie sich selber, „der ganz kurz geschnitten und in zwei Spitzen geteilt war. Er hatte ein längliches Gesicht, eine längliche Nase, und die Stirn war breit, aber nicht besonders hoch. Und er glich ganz dem Christus, den ich auf Bildern gesehen habe, und er sah ganz so aus wie damals, als er mir auf dem Waldwege entgegenschritt, aber er war jetzt noch schöner und herrlicher. Von seinen Augen ging ein Licht und eine große Macht aus, und dunkle Schatten und viele kleine Fältchen umringten seine Augen. Ja, alles lag dort vereint, Weisheit und Liebe, Betrübnis und Mitleid und noch viel mehr; es war als ob diese Augen zuweilen die Macht hätten, alle Himmel zu durchdringen, um Gott und seine Engelscharen zu erschauen.“

Während des ganzen Heimweges war Gertrud von mächtigster Begeisterung erfüllt. So überglücklich wie heute war sie seit jenem Tage, als sie Christus auf dem Waldwege begegnete, nicht wieder gewesen. Sie schritt dahin, mit gefalteten Händen und mit zum Himmel gerichteten Augen und sah aus, als wandle sie nicht mehr auf Erden, sondern auf Wolken und blauer Luft.

Christus hier in Jerusalem zu begegnen war noch viel bedeutungsvoller, als daß er sich ihr in den wilden Waldgründen von Dalekarlien gezeigt hatte. Dort war er an ihr vorbeigeglitten wie eine himmlische Erscheinung, wenn er sich aber jetzt hier offenbarte, so bedeutete es, daß er wiedergekehrt war, um unter den Menschen Wunder zu wirken.

Ja, die Wiederkehr Christi war etwas so Großes, daß sie gar nicht alles auf einmal zu fassen vermochte, was es in sich schloß, aber vor allem brachte diese Gewißheit Friede, Freude und Seligkeit mit sich.

Als Gertrud die Stadt hinter sich gelassen hatte und sich der Kolonie näherte, begegnete ihr Ingmar Ingmarsson. Er ging noch immer in dem feinen, schwarzen Anzug, der so schlecht zu seinen schwieligen Händen und seinen groben Zügen paßte, und er sah trübe und mutlos aus.

Vom ersten Augenblick an, als Gertrud ihn in Jerusalem wiedergesehen hatte, war sie ganz erstaunt darüber, daß sie ihn einst so lieb gehabt hatte. Und ebenso sonderbar kam es ihr vor, daß Ingmar ihr in der Heimat so vornehm erschienen war. So arm er damals auch gewesen war, hatte sie zugleich mit den anderen geglaubt, daß sie niemals eine bessere Heirat machen könne. Aber hier in Jerusalem sah er ganz verloren und unmöglich aus. Sie konnte nicht begreifen, was sie in der Heimat so Merkwürdiges an ihm gesehen hatte.

Gertrud empfand jedoch nicht etwa Widerwillen gegen Ingmar, und sie hätte sich auch gern freundlich gegen ihn erwiesen. Aber nun hatte ihr jemand erzählt, daß Ingmar jetzt von seiner Frau geschieden sei und nach Jerusalem gekommen wäre, um Gertrud wiederzugewinnen. Da war sie sehr erschrocken gewesen und hatte gedacht: Nun wage ich nicht einmal mit ihm zu reden; ich muß ihm zeigen, daß er mir gleichgültig ist. Es geht nicht an, daß ich ihn einen Augenblick in dem Glauben lasse, er könnte mich wiederhaben. Er ist wohl hierhergekommen, weil er glaubt, mir ein großes Unrecht angetan zu haben, wenn er aber sieht, daß ich mich gar nicht mehr um ihn kümmere, wird er wohl bald Vernunft annehmen und heimreisen.

Aber als Gertrud ihn jetzt vor der Kolonie traf, dachte sie an gar nichts anderes, als daß sie nun endlich einem Menschen begegnet war, dem sie ihre große, wundersame Entdeckung mitteilen konnte. Sie stürzte auf ihn zu und rief aus: „Ich habe Christus gesehen!“

Ein so begeisterter Ausruf war wohl kaum über die kahlen Felder und Berge vor Jerusalem gezogen seit jenen Tagen, da die frommen Frauen von dem verlassenen Grabe zurückkehrten und den Aposteln zuriefen: „Der Herr ist auferstanden!“

Ingmar blieb stehen und senkte die Augenlider, wie er es zu tun pflegte, wenn er seine Gedanken verbergen wollte. „So", sagte er zu Gertrud, „du hast Christus gesehen?"

Gertrud wurde ungeduldig, ganz wie in früheren Tagen, wenn sich Ingmar nicht schnell genug in ihre Träume und Gedanken hineinversetzen konnte. Sie wünschte Bo statt seiner begegnet zu sein, der konnte sie viel besser verstehen. Aber sie begann auf alle Fälle zu berichten, was sie gesehen hatte.

Ingmar sagte nicht ein Wort, das verraten hätte, er glaubte ihr nicht, aber jedenfalls schien es Gertrud, daß ihre kleine Geschichte während des Erzählens in nichts zusammensänke. Sie war einem Manne auf der Straße begegnet, der Christus glich, das war alles. Die ganze Sache war wie ein Traum. Sie war ihr während dieses Erlebnisses so merkwürdig erschienen, und doch zerfiel sie in nichts, als sie davon zu reden versuchte.

Jedenfalls hatte es den Anschein, als ob Ingmar froh wäre, daß sie ihn angeredet hatte. Er gab sich alle Mühe, Gertrud nach Zeit und Ort auszufragen, wann und wo sie jenen Mann getroffen habe. Und er ließ sich dessen Tracht und Aussehen ganz genau beschreiben.

Aber als sie in die Kolonie kamen, eilte Gertrud von Ingmar fort. Sie fühlte eine große Niedergeschlagenheit und war unglaublich ermattet. Ich begreife schon, die Vorsehung will es nicht, daß ich es anderen Menschen erzählen soll, dachte sie. Ach, wie war ich glücklich, als ich nur allein darum wußte!

Sie beschloß mit niemand mehr davon zu reden. Auch wollte sie Ingmar bitten, darüber zu schweigen. „Es ist dennoch Wahrheit, es ist dennoch Wahrheit", wiederholte sie für sich selber, „daß ich ihm begegnet bin, so wie ich ihn auf dem Waldwege sah. Aber es ist wohl zu viel verlangt, daß mir sonst jemand glauben soll."

Einige Tage später war Gertrud sehr erstaunt. Ingmar kam gleich nach dem Abendbrot zu ihr und erzählte ihr, daß auch er jenen Mann in den schwarzen Gewändern gesehen habe.

„Seit du davon erzählt hast, daß er hier existiert, bin ich in jener Straße auf und ab gegangen und habe ihn erwartet", sagte Ingmar. — „Also hast du mir dennoch geglaubt, lieber Ingmar?" fragte Gertrud und freute sich. Alle Glaubenssicherheit loderte wiederum in ihr empor. — „Ich bin ja keiner von denen, die so leicht etwas glauben", antwortete Ingmar.

„Hast du jemals ein solches Antlitz gesehen?" fragte Gertrud. — „Nein", antwortete Ingmar, „ich sah niemals ein solches Antlitz. — „Siehst du es nicht stets vor dir, wohin du auch gehen magst?" — „Ja, so ist es wirklich." — „Glaubst du jetzt nicht auch, daß es Christus ist?" Ingmar vermied es hierauf zu antworten. — „Es ist seine Sache, uns zu beweisen, wer er ist."

„Wer ihn doch noch einmal zu sehen bekäme!" sagte Gertrud. Ingmar sah unschlüssig aus. — „Ich weiß, wo er sich abends aufzuhalten pflegt", sagte er bedächtig. Gertrud war sofort Feuer und Flamme. — „Was redest du da, du weißt wirklich, wo er sich aufhält? Dann kannst du mich ja dorthin führen, damit ich ihn wiedersehe." — „Aber es ist finstere Nacht", sagte Ingmar. „Es ist doch wohl nicht ratsam, so spät in Jerusalem umherzuwandern." — „Ach, das ist nicht gefährlich", sagte Gertrud, „ich bin oft viel später zu Kranken gegangen."

Gertrud hatte große Mühe, Ingmar zu überreden. „Willst du etwa nicht mit mir gehen, weil du mich für toll hältst?" fragte sie, und ihre Augen wurden düster und sahen gefährlich aus. — „Es war recht dumm von mir, dir zu erzählen, daß ich ihn gefunden habe", sagte Ingmar, „aber nun scheint mir doch, es wäre das beste, mit dir hinzugehen." Gertrud war so froh, daß ihr Freudentränen in die Augen stiegen. — „Aber wir müssen versuchen, unbemerkt die Kolonie zu verlassen", sagte sie. „Ich will hier mit keinem davon reden, bis ich ihn noch einmal wiedergesehen habe."

Es gelang ihr, eine Laterne zu finden, und endlich erreichten sie die Landstraße. Sturm und Regen schlugen ihnen entgegen, aber Gertrud fragte nichts danach. „Bist du sicher, daß ich ihn heute abend wiedersehen werde?" fragte

sie wieder und wieder. „Bist du wirklich sicher, daß ich ihn zu sehen bekomme?“

Gertrud sprach unaufhörlich. Es war jetzt ganz so, als hätte niemals etwas Trennendes zwischen ihr und Ingmar gestanden: sie schenkte ihm ihr ganzes Vertrauen wie in früheren Tagen. Sie berichtete ihm von all den Tagesanbrüchen, die sie auf dem Ölberg in gläubiger Erwartung verbracht hatte. Sie erzählte auch, wie es sie gepeinigt hatte, wenn die Menschen zuweilen hinaufkamen und sie beobachteten, wie sie auf den Knien lag und zum Himmel emporschaute. „Es war nicht angenehm für mich, wenn alle mich so seltsam anblickten, als ob ich wahnsinnig wäre. Aber ich wußte ja so sicher, daß Christus kommen würde, da konnte ich es doch nicht lassen, dort hinaufzugehen, um ihn zu erwarten.“

Zwar hätte ich es lieber gesehen, daß er mit großer Macht und Herrlichkeit aus dem Morgengewölk getreten wäre“, sagte sie, „aber was bedeutet all das für mich, wenn er nur wirklich gekommen ist! Was tut es, daß er in dunkler Winternacht kommt, es wird dennoch lichter Morgen und Tag, wenn er sich zeigt.“

Und bedenke nur, Ingmar, daß du gerade hierhergekommen bist, da er hervorzutreten und Wunder zu wirken beginnt! Du bist glücklich, du brauchst nicht zu warten. Du kommst mitten in der guten Zeit.“

Plötzlich blieb Gertrud stehen, sie hob die Laterne, um Ingmars Gesicht sehen zu können. Er sah ernst und trübe aus.

„Du bist in diesem Jahr recht gealtert, Ingmar“, sagte sie. „Ich begreife, daß du dich um meinetwillen mit Gewissensbissen gepeinigt hast. Aber nun sollst du gänzlich vergessen, daß du mir Böses getan hast. Es war Gottes Wille, daß es so kommen mußte. Es war Gottes große Gnade gegen dich und mich. Er wollte uns zu der rechten, großen Zeit hierher nach Palästina führen.

Vater und Mutter werden nun auch zufrieden sein, wenn sie Gottes Absicht verstehen werden“, fuhr Gertrud fort. „Ja, sie haben mir auch niemals Vorwürfe gemacht, daß ich von Hause geflohen bin, sie begriffen wohl, daß ich

es dort nicht aushalten konnte, aber ich weiß, daß sie gegen dich sehr erbittert waren. Jetzt müssen sie sich jedoch mit den beiden Kindern versöhnen, die in ihrem Hause aufgewachsen sind. Weißt du, ich glaube fast, daß sie sich mehr über dich als über mich gegrämt haben."

Ingmar wanderte stumm durch das Unwetter dahin. Er antwortete ebensowenig auf diese Worte wie auf alles andere, was Gertrud gesprochen hatte. Es geschieht wohl deshalb, weil er nicht glaubt, daß ich Christus gefunden habe, dachte Gertrud, aber was tut das, wenn er mich nur zu ihm hinführt! Ach, wenn ich nur ein kleines Weilchen Geduld habe, so werde ich bald alle Völker und Fürsten der Erde vor ihm die Knie beugen sehen, vor ihm, der der Erlöser ist.

Ingmar führte Gertrud in den mohammedanischen Stadtteil, und sie wanderten durch viele dunkle und gewundene Gassen. Endlich blieb er vor der niedrigen Pforte einer hohen, fensterlosen Mauer stehen und stieß sie auf. Sie durchschritten einen langen Gang und betraten einen erleuchteten Hof.

Einige Diener waren in einer Ecke beschäftigt, und einige alte Männer saßen zusammengekauert auf einer Steinbank an der einen Wand, aber niemand schenkte Ingmar und Gertrud die geringste Aufmerksamkeit. Sie setzten sich auf eine andere Bank und Gertrud begann sich umzusehen. Es war ein Hof, der vielen anderen Höfen glich, die sie in Jerusalem gesehen hatte. Ein überdachter Säulengang zog sich an allen vier Wänden hin, und über den offenen Platz in der Mitte war ein großes Segelleinen ausgespannt, das in Fetzen und Lumpen herabhing.

Das ganze Anwesen schien einst reich und ansehnlich gewesen zu sein, obwohl es jetzt verfallen war. Die Säulen sahen so aus, als wären sie aus einer Kirche hierhergebracht worden. Sie hatten gewiß einst schöne Verzierungen gehabt, jetzt aber waren sie alle geborsten und verunstaltet. Der Bewurf der Mauern war abgebröckelt, und die Löcher und Risse waren mit Lumpen zugestopft. An der einen Wand standen viele alte Kisten und Hühnerkäfige aufgestapelt.

Gertrud fragte Ingmar leise flüsternd: „Bist du sicher, daß ich ihn hier zu sehen bekomme?“

Ingmar nickte bejahend. Er wies auf zwanzig kleine Lammfelldecken hin, die in einem Kreise mitten auf dem Hof ausgebreitet lagen. „Dort sah ich ihn gestern mit seinen Jüngern“, sagte er.

Gertrud sah ein wenig unbefriedigt aus, aber bald lächelte sie von neuem. „Es ist doch seltsam, daß man ihn stets in Ehren und Herrlichkeit zu sehen erwartet!“ sprach sie. „Er aber will von alledem nichts wissen, sondern kommt in Armseligkeit und Erniedrigung. Aber du weißt doch, daß ich nicht den Juden gleiche, die ihn nicht anerkennen wollten, weil er sich nicht als Fürst und Herr dieser Welt zeigte.“

Nach einer Weile traten einige Männer von der Straße herein. Sie schritten langsam auf die Mitte des Hofplatzes zu und setzten sich auf die kleinen Lammfelle nieder. Alle, die den Hof betraten, trugen die morgenländische Tracht, waren sich aber im übrigen sehr unähnlich. Einige waren jung, einige alt, manche kamen in kostbarem Pelzwerk und in Seide, andere waren wie arme Wasserträger und Landarbeiter gekleidet. Je nach ihrem Aussehen begann Gertrud über sie zu sprechen und ihnen Namen beizulegen.

„Siehst du, dort sitzt Nikodemus, der bei Nacht zu Jesus kam“, sagte sie von einem alten vornehmen Mann, „und der mit dem großen Bart ist Petrus, und weiter unten sitzt Joseph von Arimathia. Nein, niemals war es mir so klar, wie es dabei zuging, wenn die Jünger Jesu sich um ihn versammelten! Jener da drüben, der die Augen gesenkt hat, ist Johannes, und der Mann mit dem roten Haar unter der Filzkappe ist Judas. Aber jene beiden, die dort zusammengekauert auf der Steinbank sitzen, und nur ihre Wasserpfeifen rauchen, ohne daß sie danach zu fragen scheinen, was sie vernehmen werden, sind ein paar Schriftgelehrte. Die glauben nicht an ihn, sie sind nur aus Neugier hierhergekommen, oder um ihm zu widersprechen.“

Während Gertrud noch in dieser Art und Weise redete, war der Kreis vollzählig geworden. Gleich darauf kam

jener Mann, auf den sie harrte und stellte sich in die Mitte dieses Kreises.

Gertrud hatte nicht bemerkt, woher er gekommen war. Sie schrie fast auf, als sie plötzlich seiner ansichtig wurde. „Ja, ja, das ist er!“ rief sie aus und faltete die Hände.

Sie starrte ihn eine Weile an, wie er mit gesenkten Augen, wie betend dastand. Und je länger sie ihn anschaute, desto mehr festigte sich ihr Glaube.

„Kannst du nicht erkennen, Ingmar, daß er kein sterblicher Mensch ist?“ flüsterte sie, und Ingmar antwortete ebenso flüsternd: „Gestern, als ich ihn zuerst erblickte, glaubte ich auch, daß er mehr sei als ein sterblicher Mensch.“

„Ihn nur zu sehen erfüllt mich mit Seligkeit“, sagte Gertrud. „Ich weiß, daß es nichts auf der weiten Welt gibt, was ich nicht für ihn täte, wenn er mich darum anginge.“

„Es liegt wohl daran, daß wir gewöhnt sind, uns den Heiland in solcher Gestalt vorzustellen“, sagte Ingmar.

Der Mann, den Gertrud für Christus hielt, stand nun hoch aufgerichtet in gebietender Haltung mitten im Kreise seiner Anhänger. Dann machte er eine kleine Handbewegung, und plötzlich begannen alle, die auf der Erde im Kreise um ihn herum saßen, ein lautes Allah, Allah anzustimmen. Gleichzeitig fingen alle an, die Köpfe zu bewegen, sie warfen sie mit einem heftigen Ruck nach rechts hinüber, dann nach links hinüber, und immer wieder nach rechts, nach links. Alle bewegten sich in dem gleichen Takt und riefen bei jeder Wendung: Allah, Allah! Der Mann in der Mitte stand fast still. gab aber mit leichter Kopfneigung den Takt an.

„Was ist das?“ fragte Gertrud. „Was bedeutet das?“

„Du bist länger als ich in Jerusalem, Gertrud“, sagte Ingmar, „du weißt selbst am besten, was es ist.“

„Ich habe öfter gehört, daß es Menschen gibt, die man tanzende Derwische nennt“, sagte Gertrud, „das hier ist gewiß ihr Gottesdienst.“

Sie saß stumm da und dachte nach, dann sagte sie: „Das ist nur der Anfang, vielleicht ist das hierzulande der Brauch. Es wird wohl damit der Gottesdienst eingeleitet, wie bei uns durch ein Kirchenlied. Wenn dies vorüber ist, wird er

wohl seine Lehre auslegen. Ach, wie froh werde ich sein, wenn ich seine Stimme vernehme!"

Die mitten im Hofe sitzenden Männer stießen noch immer ihr: Allah, Allah! hervor, während sie beständig die Köpfe hin und her warfen. Sie bewegten sich in immer schnellerem Takt, auf ihren Stirnen begannen Schweißtropfen zu perlen, und die Allah-Rufe klangen wie Geröchel.

Während mehrerer Minuten setzten sie ununterbrochen diese Betäubung fort, bis ihr Führer eine leichte Handbewegung machte. Da mäßigten sie sich augenblicklich.

Gertrud hatte mit gesenkten Augen dagesessen, um nicht mit ansehen zu müssen, wie sie sich quälten. Als es still wurde, blickte sie auf und sagte: „Jetzt beginnt er wohl gleich zu reden. Wer doch so glücklich wäre, seine Predigt verstehen zu können! Aber ich werde befriedigt sein, wenn ich nur seine Stimme vernehmen darf."

Es blieb einen Augenblick still, aber bald machte der Führer ein Zeichen, und seine Anhänger begannen von neuem: Allah, Allah! zu rufen. Diesmal wurde ihnen geboten, den ganzen Oberkörper und nicht nur den Kopf zu bewegen. Bald war alles wieder in vollem Gange. Der Mann mit dem bedeutenden Gesicht und den schönen Christusaugen dachte an nichts anderes als daran, seine Anhänger zu immer heftigeren Bewegungen anzutreiben. Er ließ sie eine Minute nach der anderen damit fortfahren. Wie durch übernatürliche Kräfte begabt, hielten sie es auch viel länger aus, als man es der Menschenkraft zutrauen würde. Es wirkte ganz unheimlich, alle diese Menschen zu betrachten, die vor Anstrengung dem Tode nahe zu sein schienen, und die stöhnenden Rufe zu vernehmen, die sie aus ihren krampfhaft nach Luft ringenden Kehlen hervorstießen.

Eine kleine Unterbrechung trat ein, dann begannen die heftigen Bewegungen von neuem, und wieder trat eine Pause ein.

„Diese Männer haben sich wohl lange darin geübt, ehe sie sich daran gewöhnten, so unaufhaltsam dieses Gebaren fortzusetzen", sagte Ingmar.

Gertrud blickte mit einem hilflosen und etwas ängstlichen Ausdruck zu Ingmar auf. Ihre Lippen zitterten ein wenig. „Glaubst du nicht, daß er endlich damit aufhören wird?“ fragte sie. Dann warf sie einen Blick auf die imponierende Gestalt, die gebieterisch und befehlend mitten unter den anderen stand, und neue Hoffnung belebte sie. „Bald werden wohl die Kranken und Unglücklichen hierherkommen, um ihn aufzusuchen“, sagte sie innig. „Ich werde es mit ansehen, wie er die Aussätzigen heilt und die Blinden wieder sehend macht.“

Aber der Derwisch fuhr fort, wie er begonnen hatte. Er gab ein Zeichen, daß alle aufstehen sollten, und nun gab es noch heftigere Bewegungen. Alle blieben auf ihren Plätzen stehen, aber ihre armen Körper bewegten und schwangen sich mit der größten Heftigkeit. Die Augen starrten glanzlos und blutunterlaufen, mehrere dieser Männer schienen sich nicht mehr klar darüber zu sein, wo sie sich befanden, die Körper bewegten sich gleichsam unwillkürlich hin und her, auf und ab, immer schneller und schneller.

Endlich, nachdem sie dort einige Stunden gesessen hatten, ergriff Gertrud in ihrer großen Angst Ingmars Arm. „Vermag er sie denn nichts anderes zu lehren?“ flüsterte sie.

Denn sie begann nun zu verstehen, daß dieser Mann, den sie für Christus gehalten hatte, nichts anderes lehren konnte als diese wilden Übungen. Er hatte keinen anderen Gedanken als den einen, diese Wahnsinnigen zu erregen und anzufeuern. Wenn einer von ihnen sich eifriger und ausdauernder bewegte als die anderen, zog er ihn mitten in den Kreis hinein und ließ ihn stöhnend und sich neigend dort als Vorbild für die übrigen stehen. Auch er selber wurde immer eifriger. Sein Körper begann sich zu schwingen und zu drehen, als ob er nicht stille zu stehen vermöchte.

Gertrud kämpfte mit den Tränen und der Verzweiflung. Alle Hoffnungen und Träume zerflossen in nichts. „Vermag er sie nichts, gar nichts anderes zu lehren?“ fragte sie wieder und wieder.

Wie zur Antwort darauf gab der Derwisch mehreren Dienern, die nicht an den Übungen teilgenommen hatten, ein Zeichen. Diese ergriffen einige Instrumente, die an

einer Säule hingen, ein paar Trommeln und Tamburine. Sobald die Musik ertönte, wurden die Rufe lauter und gellender, und die Menschen wanden sich immer noch gewaltsamer. Mehrere von ihnen warfen ihre Fesse und Turbane ab und lösten ihr Haar, das fast ellenlang war. Sie sahen gefährlich aus, während sie sich umherschwangen, daß ihr langes Haar bald nach vorn über das Gesicht, bald nach hinten über den Rücken flog. Ihre Augen wurden ganz starr und unbeweglich, ihre Gesichter bedeckten sich mit Leichenblässe, ihre Bewegungen gingen in krampfhafte Zuckungen über und weißer Schaum drang aus ihrem Munde.

Gertrud erhob sich. All ihre Freude und Begeisterung war erstorben. Die letzte Hoffnung war dahin. Sie empfand nichts anderes als einen tiefen Widerwillen. Sie schritt auf den Ausgang zu, ohne auch nur nach ihm hinzuschauen, den sie eben noch für den von Gott gesandten Erlöser gehalten hatte.

„Es ist recht schade um dieses Land“, sprach Ingmar, als sie auf der Straße standen. „Wenn man bedenkt, was für Lehrer hier einst gelebt haben, und nun ist der ganze Unterricht jenes Mannes nur darauf gerichtet, die Leute zu lehren, sich wie Wahnsinnige zu drehen und wenden.“

Gertrud antwortete nicht, sie schritt rasch der Kolonie zu. Als sie vor dem Haustor standen, hob sie die Laterne. „Hast du ihn gestern auch so gesehen?“ fragte sie und blickte mit zornig flammenden Augen in Ingmars Gesicht.

„Ja“, antwortete Ingmar, ohne zu zögern.

„War es dir so unangenehm, daß ich mich glücklich fühlte, und mußtest du ihn mir darum zeigen?“ fragte Gertrud. „Das werde ich dir niemals verzeihen“, fügte sie nach einer Weile hinzu.

„Das kann ich wohl begreifen“, sagte Ingmar, „man muß aber auf alle Fälle das tun, was recht ist.“

Sie schlichen durch die Hintertür ins Haus. Gertrud verließ Ingmar mit einem verbitterten Lachen. „Du kannst jetzt ruhig schlafen“, sagte sie. „Du hast deine Sache gut gemacht: ich glaube nun nicht mehr, jener Mann sei Christus. Ich bin nicht mehr verrückt, das hast du sehr gut gemacht.“

Ingmar ging stumm bis zur Treppe, die zum Schlafraum der Männer führte. Gertrud folgte ihm. „Denke daran, daß ich dir diese Tat niemals verzeihen werde!“ wiederholte sie.

Darauf ging sie in ihr Zimmer, legte sich nieder und weinte sich in den Schlaf. In der Frühe des nächsten Morgens erwachte sie, blieb aber im Bett liegen. Sie staunte über sich selber. Was bedeutet das, weshalb stehe ich nicht auf? Wie kommt es, daß ich keine Sehnsucht nach dem Ölberg habe?

Und sie bedeckte die Augen mit den Händen und weinte von neuem. „Ich erwarte ihn nicht mehr. Ich habe keine Hoffnung mehr. Es tat mir gestern zu weh, als ich sah, daß ich mich getäuscht hatte. Ich wage es nicht mehr, ihn zu erwarten. Ich glaube nicht, daß er kommt.“

Gertrud hielt sich fast eine Woche lang vom Ölberg fern. Dann aber erstand in ihrem Herzen wieder die alte Sehnsucht und der alte Glaube. Eines Morgens schlich sie sich aufs neue dorthin, und dann war alles wie zuvor.

Eines Abends, als die Kolonisten wie gewöhnlich in dem großen Saal versammelt waren, bemerkte Ingmar, daß Gertrud sich neben Bo setzte und lange sehr eifrig mit ihm sprach.

Nach einer Weile stand Bo auf und trat zu Ingmar hin.

„Gertrud erzählte mir soeben, was du an jenem Abend für sie zu tun versuchtest“, sagte Bo. — „So“, sagte Ingmar. Er wußte nicht, wo der andere hinaus wollte. — „Du mußt nicht glauben, daß ich nicht recht gut begreife, wie du dadurch ihren Verstand retten wolltest“, sagte Bo. — „Das ist wohl nicht so gefährlich“, antwortete Ingmar. — „Ja, doch“, sagte Bo, „wer länger als ein Jahr mit dieser Sorgenlast umhergegangen ist, der weiß, daß es gefährlich ist.“

Er wandte sich zum Gehen. Da streckte Ingmar ihm plötzlich seine Hand entgegen. „Ich will dir etwas sagen, Bo“, sprach er, „hier ist niemand, mit dem ich lieber Freundschaft schließen möchte, als mit dir.“ Bo lächelte. — „Ich glaube nicht, daß es lange dauern wird, bis wir wieder aneinandergeraten“, sagte er. Aber er faßte dennoch Ingmars Hand mit festem Druck.

In den Tagen der Armut.

Als Ingmar Ingmarsson einige Monate in Jerusalem verlebt hatte, kam er eines Tages an das Jaffator. Es war ungewöhnlich schönes Wetter, viele Leute waren im Freien; Ingmar blieb stehen und freute sich über den bunten Menschenstrom, der durch das Tal hinaus und hinein zog.

Aber er hatte dort noch nicht lange gestanden, als er bereits ganz vergessen hatte, wo er sich befand. Seine Gedanken begannen sich mit einer Frage zu beschäftigen, die ihm alle Tage durch den Kopf ging. Wenn ich nur wüßte, wie ich Gertrud dazu bringen könnte, die Kolonie zu verlassen, aber das erscheint mir ganz unmöglich, dachte er.

Ingmar war sich ganz klar darüber, daß er Gertrud nicht in Jerusalem zurücklassen könne, sondern sie in ihre Heimat mitnehmen müsse, wenn seine Seele jemals wieder Frieden finden sollte. Ach, wenn ich sie nur wieder daheim im alten Schulhause hätte, dachte er, wenn ich sie nur diesem schrecklichen Lande entrissen hätte, wo es so viele grausame Menschen und so viele gefährliche Krankheiten gibt, und wo so viele seltsame Ideen und Schwärmereien in der Luft liegen! Gertrud nach Dalekarlien zurückzugeleiten, ist wirklich das einzige, woran ich jetzt denken sollte. Ich darf mich gar nicht daran kehren, ob ich sie liebe, oder ob sie mich liebt, ich muß nur versuchen, sie zu ihren alten Eltern heimzubringen.

In der Kolonie sieht es jetzt wirklich nicht so gut aus wie bei meiner Ankunft, dachte Ingmar. Es sind dort harte Zeiten, schon allein deshalb sollte ich eigentlich Gertrud fortbringen. Ich weiß nicht, warum die Kolonisten plötzlich so arm geworden sind; sie scheinen gänzlich mittellos zu sein. Keiner unter ihnen wagt es, sich einen neuen Rock oder Anzug anzuschaffen, niemand kauft sich auch nur eine Apfelsine auf dem Obstmarkt, und ich glaube kaum, daß sie sich für berechtigt halten, sich bei den Mahlzeiten satt zu essen.

In der letzten Zeit schien es Ingmar, daß Gertrud eine Neigung zu Bo gefaßt habe, und er stellte es sich vor, daß sie dazu kommen könnte, Bo zu heiraten, wenn sie nur erst da=

heim wären. Ingmar betrachtete diese Wendung als das größte Glück, auf das er hoffen konnte. Ich weiß zwar, daß ich Barbro nie wieder mein nennen kann, dachte er, ich würde aber ganz zufrieden sein, wenn ich nur der Heirat mit einer anderen entgehen könnte, um einsam durchs Leben zu wandern. Aber solche Gedanken drängte er stets sehr eilig zurück. Er verurteilte sich selber sehr streng. Du hast weder an dies noch an jenes zu denken, und du darfst dir keinerlei phantastische Vorstellungen machen, du hast gar nichts anderes zu tun, als darüber nachzudenken, wie du Gertrud dazu bringen könntest, nach Hause zu reisen.

Während Ingmar sich ganz in diese Gedanken vertieft hatte, sah er einen der Gordonistischen Kolonisten in Gesellschaft des Konsuls aus dem amerikanischen Konsulat treten. Das erschien Ingmar seltsam. Er wußte bereits so genau Bescheid in allen die Kolonie betreffenden Angelegenheiten, daß er auch wußte, wie der Konsul beständig den Kolonisten auf jede mögliche Weise zu schaden suchte. So herrschte eine große Feindschaft zwischen ihm und allen denen, die zur Kolonie gehörten.

Der Mann, der den Konsul besucht hatte, war ein Amerikaner des Namens Clifford. Als sie auf die Straße hinaustraten, verabschiedete sich der Konsul von ihm. Sie schienen sehr befreundet zu sein. „Du willst es also morgen mit deinem Vorhaben versuchen?“ frgte der Konsul. — „Ja“, antwortete der Mann, „ich muß sehen, die Sache ins reine zu bringen, während Mrs. Gordon abwesend ist.“ — „Sei nur guten Mutes“, sprach der Konsul. „Wie es auch gehen mag, ich decke dir jedenfalls den Rücken.“

Gerade in diesem Moment wurde der Konsul Ingmars ansichtig. „Ist das nicht einer von jenen?“ fragte er mit gesenkter Stimme. Clifford blickte sich erschrocken um, beruhigte sich aber, als er Ingmar erkannte. — „Ach so, das ist ja der Mann, der so aussieht, als ob er den ganzen Tag im Schlaf umherginge“, sagte er, ohne sich auch nur im geringsten zu bemühen, leiser als vorher zu sprechen. „Er ist unlängst angekommen; ich glaube nicht, daß er englisch versteht.“

Hierauf beruhigte sich auch der Konsul und sagte, als er sich von Clifford trennte: „Also morgen werden wir endlich jene ganze Sippe loswerden.“ — „Ja“, sagte Clifford, aber er sah jetzt unsicherer aus. Er blieb stehen und blickte eine Weile dem Konsul nach, und da schien es Ingmar, daß er zitterte und ein aschgraues Gesicht bekäme. Endlich ging er. Ingmar blieb unbeweglich stehen. Er war aber sehr unruhig über das eben vernommene.

Ja, er hat ganz recht damit, wenn er sagt, daß ich nicht so besonders gut englisch verstehe, sagte sich Ingmar, aber so viel begreife ich doch, daß er die Absicht hat, gerade jetzt, während Mrs. Gordon in Jaffa ist, irgend etwas Unrechtes in der Kolonie anzustellen. Ich möchte gern wissen, was er wohl im Schilde führt. Der Konsul sah so befriedigt aus, als habe er bereits die ganze Kolonie zu Fall gebracht.

Jener Mann ist wahrscheinlich schon lange mit dem Zugang in der Kolonie unzufrieden, dachte Ingmar weiter. Ich habe gehört, daß er bei seinem Eintritt einer der eifrigsten war, aber schließlich hat er sich wohl etwas abgekühlt. Ja, wer kann es wissen, ob er dort nicht irgend ein Mädchen liebt, das er auf keine andere Art aus der Kolonie zu entfernen vermag, und nun denkt er natürlich, daß die Kolonie nicht Bestand haben kann, weil die Armut eingekehrt ist, so daß es besser wäre, sie je eher, je lieber aufzulösen. Ja, wenn ich recht darüber nachdenke, wird es mir klar, daß es die Armut ist, die ihn so mißmutig gemacht hat. Er ist längst umhergeschlichen und hat es versucht, die anderen unzufrieden zu stimmen. Einmal hörte ich, wie er sich darüber aufhielt, daß Miß Young feiner gekleidet sei als die anderen jungen Mädchen, und ein andermal behauptete er, daß es bei dem Tisch, an dem Mrs. Gordon sitzt, besseres Essen gäbe als an allen anderen Tischen.

Gott bewahre mich! dachte Ingmar und ging einen Schritt vorwärts. Dieser Mann ist sicher gefährlich. Ich muß nach Hause eilen, so schnell ich kann, um zu erzählen, was ich vernommen habe.

Aber im nächsten Augenblick stand Ingmar wieder auf seinem früheren Platz neben dem Tor. Du, Ingmar,

solltest wohl der letzte sein, der mit den Kolonisten über so etwas spräche.

Laß du nur jenen Mann handeln, dann bekommst du leichte Arbeit. Standest du nicht eben in tiefen Gedanken, um herauszufinden, wie du Gertrud dazu bestimmen könntest, sich von der Kolonie zu trennen! Jetzt macht sich alles ganz von selber. Es war ganz klar, daß sowohl der Konsul als auch Clifford meinten, es würden sehr bald gar keine Gordonisten mehr in Jerusalem existieren.

Ja, wenn es nur wirklich dahin käme, daß die Kolonie aufgelöst würde, dachte Ingmar, dann würde Gertrud froh sein, nach Schweden mitzureisen.

Sobald Ingmar der Gedanke an die baldige Heimreise gekommen war, begann er auch zu fühlen, wie sehr er sich danach sehnte. Das muß ich sagen, wenn ich nur daran denke, daß ich jetzt im Februar von Rechts wegen bei der Winterarbeit im Walde sein müßte, zuckt es in meinen Armen, und die Finger krümmen sich fast schmerzhaft vor Verlangen, den Stiel einer Axt zu umspannen. Ich kann es kaum begreifen, wie die Schweden es hier draußen ohne die Arbeit in Wald und Feld aushalten können. Und ich glaube wirklich, daß ein solcher Mann wie Tims Halfvor noch heutigestags leben würde, wenn er einen Kohlenmeiler zu hüten oder ein Feld zu pflügen gehabt hätte.

Ingmar vermochte vor Eifer und Sehnsucht nicht still zu stehen. Er schritt durch das Tor auf den Weg hinaus, der sich quer durch das Tal Hinnom hinzieht. Wieder und wieder tauchte mit immer größerer Bestimmtheit der Gedanke in ihm auf, daß Gertrud sich mit Bo verheiraten würde, wenn sie nur erst daheim wären, und daß er selber dann ein einsames Leben führen könnte. Vielleicht würde auch Karin mit heimkehren und dort Hausmutter auf dem Ingmarshof werden. Das wäre am vernünftigsten, und dann könnte ihr Sohn ja auch den Hof erben.

Wenn Barbro auch in ihr Heimatsdorf zöge, so liegt das doch nicht so weit entfernt, daß ich sie nicht hin und wieder zu sehen bekäme, fuhr er fort seine Pläne zu schmieden. Ich kann jeden Sonntag nach ihrer Kirche fahren, und zuweilen könnten wir uns doch auch bei einer Hochzeit oder

auf einem Begräbnis begegnen. Und ich könnte bei dem Gastmahl wohl auch neben ihr sitzen und mit ihr reden. Wir sind ja nicht Feinde, obwohl wir uns trennen mußten.

Ingmar begann aber auch darüber nachzudenken, ob es unrecht von ihm sei, sich über die etwaige Auflösung der Kolonie zu freuen. Er verteidigte sich jedoch sehr eifrig vor sich selber. Niemand kann hier lange unter den Kolonisten umhergehen, ohne zu erkennen, daß sie ausgezeichnete Menschen sind, dachte er, und dennoch könnte niemand wünschen, daß es hier so weiterginge. Wenn ich nur daran denke, wie viele von ihnen bereits gestorben sind, und wie viele Verfolgungen sie erleiden mußten und welche drückende Armut über sie hereingebrochen ist! Ja, ich kann nichts anderes sagen, als daß man vor allem jetzt, da die Armut da ist, dringend wünschen muß, daß die Kolonie sich sobald wie möglich auflöse.

Während Ingmar darüber nachdachte, war er stetig vorwärts gegangen. Er hatte das Tal Hinnom durchwandert und war auf dem Wege zum Berge des bösen Rates weitergeschritten. Dort oben befanden sich viele neue palastähnliche Gebäude dicht neben den ältesten Ruinen. Ingmar war zwischen diesen weitergegangen, ohne gerade daran zu denken, wo er hingeraten war: bald war er stehengeblieben, bald war er weitergewandert, wie man zu tun pflegt, wenn man tief in Gedanken ist.

Endlich war Ingmar unter einem Baum stehengeblieben. Er hielt sich dort eine ganze Weile auf, ehe er ihn genau betrachtete. Der Baum war sehr hoch, und er war allen anderen Bäumen insofern unähnlich, als er nur auf der einen Seite des Stammes Zweige hatte. Keiner dieser Zweige erhob sich jedoch bis zum Wipfel, sondern alle miteinander bildeten eine dichte, wirre Masse, die gerade nach Osten hinwies.

Als Ingmar endlich den Baum erkannte, zuckte er unwillkürlich zusammen, als ob ihn etwas erschreckt hätte. Das ist doch der Judasbaum, dachte er, hier war es doch, wo der Verräter sich erhängte. Es ist merkwürdig, daß ich gerade hierher gekommen bin.

Er ging nicht weiter, sondern blieb stehen und blickte zu dem Baum empor.

Nun möchte ich wohl wissen, ob Gott mich hierher geführt hat, weil er meint, daß ich gegen die Kolonisten wie ein Verräter handle.

Wieder stand er eine Weile ruhig da. Wenn es vielleicht Gottes Wille wäre, daß diese Kolonie weiter fortbestehen solle? fragte er sich.

Ingmars Gedanken bewegten sich nun langsam und schwerfällig. Und sie waren bitter und quälend für den Grübler.

Du magst dich verteidigen, wie du willst, es bleibt dennoch unrecht, daß du die Kolonisten nicht warnst, da du doch weißt, welche Pläne gegen sie geschmiedet werden.

Es hat den Anschein, als ob du glaubtest, daß Gott nicht wußte, was er tat, als er deine Nächsten in dieses fremde Land hinausführte. Aber wenn du auch seine Absicht nicht erraten kannst, so wirst du doch wohl verstehen, daß er nicht meinte, all dies sollte nur einige Jahre Bestand haben.

Vielleicht sah Gott auf Jerusalem herab, und als er alle die Kämpfe über die Stadt hinbrausen sah, dachte er: Sehet, selbst hier will ich eine Freistatt schaffen, wo Einigkeit herrscht, und eine Stätte der Eintracht und des Friedens will ich hier aufrichten.

Ingmar stand noch immer still; er ließ seine Gedanken miteinander streiten. Sie standen sich gegenüber wie Kämpfer und rangen gewaltig und schwer.

Die Hoffnung, bald heimreisen zu dürfen, die Ingmar erfüllt hatte, schien in seinem Herzen tief eingewurzelt zu sein. Er kämpfte lange, um sie festzuhalten. Die Sonne sank und schnell brach das Dunkel herein, aber Ingmar stand noch immer im Abenddunkel und rang mit sich.

Endlich faltete er seine Hände und betete zu Gott: „Nun bitte ich dich, mein Gott und Herr, daß du mich deine Wege wandeln lassen mögest.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er einen wundersamen Frieden über sich kommen fühlte. Aber gleichzeitig schwand sein eigener Wille gänzlich dahin, und Ing=

mar begann nach einem Willen zu handeln, der nicht mehr sein eigener, sondern der eines anderen war. Er merkte das so deutlich, als ob ihn jemand bei der Hand gefaßt und geleitet hätte. „Gott ist es, der mich führt“, dachte er.

Er stieg von dem Berge des bösen Rates hinab und wanderte durch das Tal Hinnom an Jerusalem vorüber. Die ganze Zeit über dachte er nur daran, daß er sich in die Kolonie begeben müsse, um dort den Vorgesetzten zu berichten, was er entdeckt hatte. Als Ingmar aber an die Wegscheide kam, bei der sich der Weg nach Jaffa abzweigt, hörte er Pferdegetrappel hinter sich. Er wandte sich um. Es war ein Dragoman, der mit zwei Pferden herankam, Ingmar hatte ihn mehrmals in der Kolonie gesehen. Der Mann ritt auf dem einen Pferd und führte das andere am Zügel.

„Wo willst du hin?“ fragte Ingmar und hielt ihn im Vorbeireiten auf. — „Ich will nach Jaffa“, antwortete der Mann. — „Nach Jaffa möchte ich auch gern“, sagte Ingmar schnell. Es fiel ihm eben ein, daß er diesen Zufall benutzen müsse, um direkt zu Mrs. Gordon zu gelangen, anstatt zuerst nach der Kolonie zurückzukehren.

Es wurde sogleich verabredet, daß Ingmar auf dem ledigen Pferde nach Jaffa hinabreiten sollte. Es war ein gutes Pferd und Ingmar beglückwünschte sich zu seinem guten Einfall. Die sieben Meilen bis Jaffa werde ich wohl in dieser Nacht reiten können, dachte er. Auf diese Art kann Mrs. Gordon morgen nachmittag heimkehren. Aber als Ingmar eine Stunde geritten war, merkte er, daß sein Pferd anfing zu lahmen. Er stieg ab und fand heraus, daß der Gaul ein Hufeisen verloren hatte. „Was fangen wir nun an?“ fragte Ingmar den neben ihm reitenden Dragoman. — „Da ist gar nichts anderes zu machen, als daß ich nach Jerusalem zurückkehre, um das Pferd frisch beschlagen zu lassen“, antwortete der Mann.

Ingmar stand nun allein mitten auf der Landstraße und wußte nicht recht, was er jetzt beginnen sollte. Aber plötzlich entschloß er sich, die Reise nach Jaffa zu Fuß fortzusetzen. Er wußte nicht, ob dies das vernünftigste sei, was er tun konnte, aber jene Macht, die er über sich fühlte, trieb

ihn vorwärts. Er hatte nicht die innere Ruhe, jetzt umzukehren.

Ingmar wanderte also mit langen Schritten weiter, und er kam auch schnell auf seinem Wege vorwärts. Aber nach einer Weile wurde er etwas unruhig. Ich weiß eigentlich nicht recht, wie ich es herausbringen soll, wo Mrs. Gordon in Jaffa wohnt. Mit dem Dragoman zur Seite wäre es etwas ganz anderes. Nun werde ich wohl Haus bei Haus nach ihr fragen müssen. Aber obwohl er die Berechtigung dieser Unruhe vollkommen erfaßte, setzte er dennoch seine Wanderung fort.

Es war eine gute, breite Landstraße, auf der er dahinschritt. Selbst in dunkler Nacht wäre ihm dieser Weg nicht unangenehm gewesen. Bereits um acht Uhr verbreitete sich heller Mondschein. Alle Berge, zwischen denen die Landstraße sich hinwand, wurden ringsumher deutlich sichtbar.

Der Weg führte bergauf und bergab über diese Höhen. Sobald Ingmar die eine überwunden hatte, stand schon wieder eine neue wartend vor ihm. Hin und wieder wurde er recht müde, aber jene fremde Macht trieb ihn vorwärts. Er ließ sich nicht Zeit, stehen zu bleiben, um auch nur eine einzige Minute auszuruhen.

Ingmar ging auf diese Weise Stunde auf Stunde weiter. Er wußte nicht, wie lange er bereits gegangen war, aber noch immer befand er sich zwischen den Bergen. Sobald er den Gipfel eines Hügels erreichte, dachte er, daß er nun doch soweit gekommen sein müsse, um die Ebene von Saron und das hinter ihr liegende Meer erblicken zu können. Aber er gewahrte nichts anderes als Hügelreihen, die sich vor ihm ausdehnten.

Ingmar zog seine Uhr heraus. Der Mondschein war so klar, daß er mit Leichtigkeit das Zifferblatt und die Zeiger unterscheiden konnte. Es war bereits gegen elf Uhr. Ach, daß es schon so spät ist! dachte er. Und ich bin noch immer in den Bergen Judäas!

Ein sich immer steigerndes Angstgefühl packte ihn. Er konnte nicht gehen, sondern mußte laufen. Er keuchte, das Blut hämmerte in seinen Schläfen und das Herz schlug

heftig. Das kann ich ja nicht mehr lange aushalten, ich richte mich damit selber zugrunde, sagte er sich, rannte aber dennoch weiter.

Er lief eilig einen langen Abhang hinunter. Der Weg lag glatt und eben im Mondschein vor ihm, und er dachte an keinerlei Gefahr. Aber im Talgrund geriet er plötzlich in tiefen Schatten. Dort sah er den Weg nicht so deutlich, rannte aber dennoch weiter. Da stolperte er über einen Stein und sank zu Boden.

Er erhob sich sofort, fühlte aber, daß er sich sein Knie verletzt hatte und nur mit Mühe gehen konnte. Da ging er einige Schritte und setzte sich am Wegrande nieder. Es geht wohl bald vorüber, dachte er, aber vor allem muß ich doch wohl ein Weilchen ausruhen.

Indessen war es ihm fast unmöglich, stillzusitzen. Er gönnte sich kaum Zeit aufzuatmen.

Nun merke ich, daß ich nicht nach meinem eigenen Willen handle, sagte er sich. Es ist, als ob mich jemand nach Jaffa schleppen und treiben wollte.

Er erhob sich wieder und, obwohl sein Knie heftig schmerzte, wanderte er weiter ohne sich darum zu kümmern. Nach einer kleinen Weile versagte sein Bein aber geradezu den Dienst und Ingmar blieb an der Landstraße liegen.

„Nun ist es aus mit mir“, sagte er, als er niedersank, als ob er damit die Macht anrede, die ihn vorwärts trieb. „Nun mußt du in Gottes Namen irgend etwas finden, um mir zu helfen.“

Als Ingmar diese Worte gesprochen hatte, hörte er von ferne das Dröhnen rollender Räder. Es näherte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Fast in demselben Augenlbick, da er es in weiter Ferne vernahm, war es bereits dicht neben ihm. Er merkte, daß ein Pferd in wildem Galopp von den Hügeln herabsauste. Vor allem anderen hörte man ununterbrochenes Peitschengeknall und die Zurufe, mit denen der Kutscher das Pferd anspornte.

Ingmar erhob sich eilig von der Landstraße, wo er hingefallen war, und setzte sich an den Wegrand, um nicht überfahren zu werden.

Endlich kam das Fuhrwerk den langen Abhang herabgesaust, von dem Ingmar eben gekommen war. Er konnte es genau erkennen. Es war ein gewöhnliches, einfaches, grün angestrichenes Karriol, wie man es in Westdalekarlien zu benutzen pflegte. Ach so, dachte Ingmar sogleich, das geht sicherlich nicht mit rechten Dingen zu. Hier in Palästina existieren ja solche Wagen gar nicht. Aber der Kutscher kam ihm noch seltsamer vor. Auch er war von daheim und sah mit seinem kleinen, schwarzen Hut und dem rundherum abgeschnittenen Haar wie ein richtiger Dalekarlier aus. Und zu alledem hatte er noch den Rock abgeworfen und fuhr in einer grünen Tuchweste mit roten Ärmeln. Es war gar kein Irrtum möglich, dieser Anzug stammte aus Dalekarlien. Auch das Pferd machte einen höchst wunderlichen Eindruck. Es war ein herrliches, großes, kräftiges Tier. Sein schwarzes Fell war so glänzend und wohlgepflegt, daß es förmlich leuchtete. Der Kutscher hatte sich nicht niedergesetzt, sondern stand über das Pferd gebeugt da und knallte mit der Peitsche über dessen Kopf hin, um es anzutreiben. Aber das Pferd schien weder einen Schlag zu fühlen, noch von der rasenden Fahrt angestrengt zu sein, sondern jagte vorwärts, als wäre es nur ein Spiel.

Als der Fahrende dicht vor Ingmar anlangte, hielt er mit einem Ruck still. „Du kannst mit mir fahren, wenn du willst“, sagte er. So sehr Ingmar darauf brannte, weiterzukommen, hatte er doch nicht die geringste Lust, das Anerbieten anzunehmen. Nicht nur deshalb, weil er begriff, daß alles miteinander nur Hexerei und Spuk war, sondern weil jener Mann ein widerwärtiges Gesicht voller Narben hatte, als wäre er oft bei Schlägereien gewesen. Über dem einen Auge hatte er dazu noch einen frischen Messerstich. — „Ich fahre wohl schneller, als du gewohnt bist“, sagte der Mann, „aber ich glaubte, du hättest Eile.“ — „Hast du ein sicheres Pferd?“ fragte Ingmar. — „Es ist blind, aber es ist dennoch sicher.“ — Ingmar begann an allen Gliedern zu zittern. Der Mann beugte sich aus dem Wagen und schaute ihm ins Gesicht. — „Komm' du nur ohne jedes Bedenken mit“, sprach er, „du wirst schon begreifen, wer mich hergeschickt hat.“ Als er diese Worte sagte, schien es Ingmar, daß

sein ganzer Mut wieder zurückkehre. Er bestieg das Karriol und in toller Fahrt fuhren sie zur Ebene von Saron hinunter.



Mrs. Gordon war nach Jaffa gereist, um eine ihrer guten Freundinnen in deren Krankheit zu pflegen. Es war die Frau eines Missionars, die den Kolonisten stets wohlgesinnt war und ihnen schon oftmals Hilfe geleistet hatte.

Es war in derselben Nacht, in der Ingmar Ingmarsson auf dem Wege nach Jaffa war. Mrs. Gordon hatte bis Mitternacht bei der Kranken gewacht, war dann aber abgelöst worden. Als sie aus dem Krankenzimmer trat, sah sie, daß die Nacht licht und klar war und in so herrlichem, silberhellem Mondschein prangte, wie man ihn nur dort unten an der Meeresküste zu sehen bekommt. Sie trat auf einen Altan hinaus und blickte über die weiten Orangengärten, über die alte Stadt, die sich auf ihrem steilen Felsen erhob, und über das unbegrenzte, schimmernde Meer hin.

Mrs. Gordon befand sich nicht in Jaffa selbst, sondern in der deutschen Kolonie, die auf einer kleinen Anhöhe außerhalb der Stadt liegt. Dicht unter ihrem Altan führte die breite Landstraße vorüber, die mitten durch die Kolonie geht. In dem hellen Mondlicht konnte sie eine lange Wegstrecke zwischen Häusern und Gärten übersehen.

Mrs. Gordon sah nun, daß ein Mann sehr langsam und unschlüssig auf dem Wege daherschritt. Er war groß, und der Mondschein ließ ihn noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war, so daß er ihr wie ein wahrer Riese erschien. So oft er an einem Hause vorbeikam, blieb er stehen und betrachtete es sehr genau. Durch irgend etwas kam Mrs. Gordon auf den Gedanken, daß der Mann gespensterhaft und unheimlich wirke, als ob es eine Spukgestalt wäre, die in ein Haus einzudringen suchte, um die armen Bewohner zu Tode zu erschrecken.

Endlich erreichte der Mann das Haus, auf dessen Balkon Mrs. Gordon stand. Er betrachtete es länger, als er alle die anderen geprüft hatte und ging rundherum; sie hörte wie er an die Fensterläden pochte und versuchte, das Türschloß

aufzuklinken. Mrs. Gordon lehnte sich weit über den Balkon hinaus, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde, und dabei wurde der Mann ihrer ansichtig.

„Mrs. Gordon", sagte er mit leiser und verhaltener Stimme, „ich möchte darum bitten, einige Worte mit Ihnen reden zu dürfen."

Dabei lehnte er den Kopf zurück, um zu ihr hinaufzublicken, und sie erkannte nun Ingmar Ingmarsson.

„Mrs. Gordon", sagte Ingmar, „ich will Ihnen vor allem sagen, daß ich aus eigenem Antrieb hierhergekommen bin, um Sie aufzusuchen, ohne daß einer der Brüder etwas davon weiß." — „Steht es zu Hause schlecht?" fragte Mrs. Gordon. — „Nein, schlecht steht es eben noch nicht", antwortete Ingmar, „aber es wäre recht gut, wenn Sie heimreisten." — „Ich werde morgen kommen", sagte Mrs. Gordon. Ingmar stand nachdenklich da, dann aber sprach er in seinem bedächtigsten Ton: „Es wäre wohl am besten, wenn Sie heute nacht abreisten."

Mrs. Gordon wurde ein wenig ungeduldig, sie dachte daran, wie umständlich es wäre, das ganze Haus aufzuwecken und meinte natürlich auch, daß man sich doch eigentlich nicht nach jenem einfachen Bauer zu richten brauche. Wenn ich nur erfahren könnte, um was es sich handelt, dachte sie und begann, ihn auszufragen, ob jemand krank sei, oder ob sie vielleicht kein Geld hätten. Aber anstatt zu antworten, begann Ingmar den Rückweg anzutreten. „Gehen Sie schon?" fragte Mrs. Gordon. — „Sie haben jetzt Botschaft erhalten. Nun können Sie tun, was Sie selber wollen", sagte Ingmar, ohne sich umzuwenden. Mrs. Gordon fing an zu begreifen, daß etwas Ernstes vorgefallen sein mußte. Sie faßte sofort ihren Entschluß. — „Wenn Sie eine Weile warten wollen, dann können Sie mit mir fahren", rief sie Ingmar nach. — „Nein, danke", antwortete Ingmar, „ich habe selber eine bessere Fahrgelegenheit, als Sie mir bieten können."

Mrs. Gordon bekam von ihrem Wirt ausgezeichnete Pferde. Sie fuhr in fliegender Eile über die glatte Ebene von Saron und dann zwischen den Bergen zum Gebirge von Judäa hin.

Gerade als es zu tagen begann, fuhr sie über die langgestreckten Hügel hin, die oberhalb des alten Räubernestes Abu Gosch liegen. Sie war bereits sehr unzufrieden damit, daß sie sich so leicht hatte bereden lassen, nach Hause zu fahren. Jener Bauer, der ja die Verhältnisse kaum kannte, war doch wirklich nicht der Mann, nach dem man sich richten sollte. Sie dachte wiederholt daran, daß sie die Reise keineswegs fortsetzen dürfe, sondern nach Jaffa zurückkehren müsse.

Als sie über eine lange Hügelreihe hingefahren und wieder in einer Talsenkung angelangt war, sah sie einen Mann am Wegrande sitzen. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien zu schlafen. Als der Wagen vorbeifuhr, blickte er indessen auf, und Mrs. Gordon erkannte Ingmar Ingmarsson.

Wie ist es nur möglich, daß er bereits so weit gekommen ist? dachte sie. Sie ließ den Wagen halten und rief Ingmar an. Als dieser ihre Stimme vernahm, war er sehr erfreut. Er erhob sich sogleich. „Fahren Sie nach der Kolonie zurück, Mrs. Gordon?" fragte er. — „Ja", antwortete sie. — „Das ist ja recht gut", sprach Ingmar. „Wissen Sie, ich war auf dem Wege, Sie heimzuholen, aber ich fiel über einen Stein und verletzte mir mein Knie, und nun habe ich hier die ganze Nacht gesessen."

Mrs. Gordon sah ganz betreten aus. „Waren Sie heute nacht nicht in Jaffa, Ingmar Ingmarsson?" fragte sie. — „Ach nein", sagte er, „wenn nicht gerade im Traume. Aber sobald ich eingeschlummert war, glaubte ich allerdings, in Jaffa straßauf, straßab zu gehen, um Sie zu suchen." Mrs. Gordon wurde ganz nachdenklich, sie vermochte kein Wort zu reden. Ingmar lächelte ein wenig verlegen, als sie so beharrlich schwieg. — „Ich wollte fragen, ob Sie mich mitfahren lassen könnten, Mrs. Gordon?" sagte er. „Ich kann jetzt wirklich nicht gehen." Sofort stieg Mrs. Gordon aus dem Wagen und half ihm beim Einsteigen. Aber dann blieb sie auf der Landstraße stehen, ohne sich auch nur zu bewegen. — „Das ist unmöglich zu begreifen", sagte sie leise. Ingmar mußte sie gleichsam aufs neue erwecken. — „Sie müssen es nicht übel vermerken, aber es wäre gut, wenn Sie so schnell wie möglich heimreisen wollten."

Sie stieg in den Wagen. Dann schwieg sie und grübelte aufs neue nach. Ingmar mußte sie nochmals stören. „Sie müssen entschuldigen, aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Sie haben wohl keine Nachrichten von Clifford erhalten?“ — „Nein“, sagte Mrs. Gordon. — „Ich hörte gestern, daß er mit Ihrem Konsul sprach. Er beabsichtigt heute, während Sie abwesend sind, irgend etwas anzustellen.“ — „Was Sie sagen!“ rief Mrs. Gordon aus. — „Er beabsichtigt, die Kolonie gänzlich zu vernichten.“

Nun endlich hatte Mrs. Gordon sich wieder gesammelt. Sie wandte sich Ingmar zu und begann ihn genau darüber auszufragen, was er erfahren habe.

Darauf saß sie wieder eine Weile in allerlei Erwägungen versunken da. Ganz unerwartet sagte sie zu Ingmar: „Es freut mich, Ingmar Ingmarsson, daß Sie bereits so sehr an der Kolonie hängen.“ Ingmar wurde über und über rot. Er fragte, woher Sie wissen könne, daß er ein Freund der Kolonie sei. „Ich weiß es, weil Sie heute nacht unten in Jaffa waren und mir die Aufforderung überbrachten, heimzureisen“, sagte sie.

Mrs. Gordon berichtete Ingmar nun, wie sie ihn nachts gesehen und was er ihr gesagt habe. Als sie ihren Bericht schloß, sagte Ingmar, dies sei das Wunderbarste, was er je erlebt habe.

„Wenn mich nicht alles trügt, so werden wir noch vor Abend größere Dinge erleben“, sprach Mrs. Gordon, „denn nun erkenne ich sicher, daß Gott uns beistehen will.“

Sie war jetzt ruhig und guten Mutes, mit Ingmar sprach sie, als ob keinerlei Gefahr drohe.

„Nun können Sie mir erzählen, Ingmar Ingmarsson, ob zu Hause irgend etwas vorgefallen ist, während ich abwesend war.“

Ingmar überlegte. Dann begann er sich damit zu entschuldigen, daß er ihre Sprache nicht sprechen könne. — „O, ich verstehe Sie recht gut“, sagte sie. — „Es ging alles größtenteils seinen alten Gang“, sagte er schließlich. — „Irgend etwas haben Sie doch gewiß zu berichten“, meinte Mrs. Gordon. — „Ich möchte wissen, ob Sie schon von Baram Paschas Mühle reden hörten“, sagte Ingmar. —

„Nein, was soll damit sein?“ fragte Mrs. Gordon. „Ich habe nicht einmal gehört, daß Baram Pascha eine Mühle besitzt.“

„Ja“, sagte Ingmar, „als Baram Pascha unlängst Gouverneur von Jerusalem wurde, scheint er auf den Gedanken gekommen zu sein, daß es für die Leute hier doch recht schwer sei, nur Handmühlen zum Mahlen zu haben. Er unternahm es also, in einem der großen Täler in der Nähe Jerusalems eine Dampfmühle erbauen zu lassen. Aber es ist kein Wunder, daß Sie niemals von jener Mühle reden hörten, denn sie ist fast niemals im Gange gewesen. Baram Pascha hatte niemals ordentliche Arbeiter dafür bekommen können, so daß sie stets in Unordnung war. Und so kam vor einigen Tagen ein Bote von Baram Pascha mit der Anfrage, ob jemand von den Gordonisten die Mühle für ihn in Gang bringen könnte. Und nun sind einige von uns dort gewesen und haben sie in Ordnung gebracht.“

„Das ist eine gute Neuigkeit“, sagte Mrs. Gordon. „Ich freue mich, daß wir Baram Pascha einen Dienst erweisen konnten.“ — „Baram Pascha war auch so zufrieden“, sagte Ingmar, „daß er den Kolonisten vorschlug, die Mühle weiter in Betrieb zu halten. Er bot ihnen an, sie zu übernehmen, ohne daß sie ihm Pacht zahlen sollten. ‚Ihr könnt allen Verdienst aus der Mühle für euch behalten‘, sagte er, ‚wenn ihr nur dafür sorgt, daß sie im Gange bleibt.‘“

Mrs. Gordon wandte Ingmar ihr Gesicht zu. „Nun, was antworteten sie darauf?“ fragte sie. — „Die Antwort fiel ihnen nicht schwer“, sagte Ingmar, „sie konnten doch nur sagen, daß sie die Mühle gern in Betrieb halten wollten, jedoch keinerlei Verdienst aus ihrer Arbeit ziehen dürften.“ — „Ja, das war ganz recht“, meinte Mrs. Gordon. — „Ich weiß nicht, ob es durchaus recht war“, sagte Ingmar, „denn nun will Baram Pascha ihnen die Mühle nicht übergeben. Er meint, daß er ihnen die Mühle nicht überlassen könne, wenn sie für ihre Arbeit keinen Lohn annehmen wollten. Er sagt, es ginge nicht an, die Leute hier daran zu gewöhnen, daß sie alles umsonst bekommen könnten. Auch meint er, daß alle die anderen, die Mehl verkaufen oder Mühlen besitzen, ihn beim Sultan verklagen würden.“

Mrs. Gordon schwieg.

„Es wurde also nichts mit der Mühle“, sagte Ingmar. „Sie hätten doch wenigstens ihren Hausbedarf an Brot damit verdienen können, und für die Leute hier wäre es doch ein großer Segen gewesen, die Mühle in Betrieb zu haben. Aber nun war an die Sache nicht zu denken.“

Auch darauf antwortete Mrs. Gordon nicht. „Ist sonst nichts geschehen?“ fragte sie, als ob sie Ingmar auf ein anderes Thema bringen wollte.

„O doch“, erwiderte Ingmar, „es ist auch mit Miß Young und der Schule etwas passiert. Haben Sie auch von dieser Sache nichts gehört?“ — „Nein“, antwortete Mrs. Gordon. — „Ja“, sagte Ingmar, „Achmed Effendi, der das Oberhaupt aller mohammedanischen Schulen in Jerusalem ist, kam vor einigen Tagen zu uns und sagte:

‚Es gibt hier in Jerusalem eine große Volksschule für Mädchen, in der mehrere hundert Kinder vereinigt sind, die nur schreien und sich prügeln. Wenn man dort vorbeigeht, braust und tobt es ärger als das Mittelländische Meer im Hafen von Jaffa. Ich weiß nicht, ob die Lehrerinnen lesen und schreiben können, aber ich weiß, daß sie die Kinder nichts lehren. Und ich kann nicht selber dort hingehen, und kann auch keinen Mann hinschicken, um Ordnung zu schaffen, weil die Religion uns Männern verbietet, eine solche Mädchenschule zu betreten. Nun weiß ich einen einzigen Ausweg, der dieser Schule aufhelfen könnte‘, sprach Achmed Effendi, ‚nämlich den Ausweg, daß Miß Young sich der Schule annähme. Ich weiß, daß sie gelehrt ist und weiß auch, daß sie Arabisch sprechen kann. Ich werde ihr bezahlen, was auch immer sie verlangen mag, wenn sie sich nur der Schule annehmen wollte.‘“

„Nun, wie lief die Sache ab?“ fragte Mrs. Gordon. — „Es ging ganz ebenso wie mit der Mühle“, entgegnete Ingmar. „Miß Young sagte, sie wäre gern bereit, sich der Schule anzunehmen, sie wolle es aber *ohne* Bezahlung ihrer Arbeit tun. Achmed Effendi antwortete darauf: ‚Ich bin daran gewöhnt, denen, die für mich arbeiten, zu bezahlen. Ich habe es niemals gelernt, Gnadengeschenke anzunehmen.‘ Miß Young war aber nicht dazu zu bewegen, und er mußte

unverrichteter Sache von dannen gehen. Er ward zornig und sagte zu Miß Young, daß sie nunmehr die Verantwortung dafür trüge, wenn so viele arme Kinder ohne Fürsorge und ohne Belehrung aufwachsen müßten.'"

Mrs. Gordon schwieg eine Weile, und dann sprach sie: „Ich merke nun ganz gut, Ingmar Ingmarsson, daß Sie der Ansicht sind, wir hätten in diesen beiden Fällen unrecht gehandelt. Es ist immer gut, die Ansicht eines klugen Mannes zu hören und ich möchte Sie deshalb bitten, mir zu sagen, was Sie sonst noch an unserer Lebensweise zu tadeln finden."

Ingmar saß eine ganze Weile nachdenklich da. Mrs. Gordon strahlte eine solche Würde aus, daß es ihm nicht leicht wurde, einen Tadel auszusprechen.

„Nun denn", sagte Ingmar. „Ich finde, Sie dürften es nicht so einrichten, daß Sie in so großer Armut leben müssen." — „Und wie könnten wir, nach Ihrer Ansicht, dieser Armut entgehen?" fragte Mrs. Gordon lächelnd. Ingmar zögerte mit der Antwort noch länger als zuvor. — „Wenn Sie Ihre Leute gegen Bezahlung arbeiten ließen", sagte er, „dann brauchen sie nicht in solche Not zu geraten, wie eben jetzt."

Mrs. Gordon wandte sich ihm heftig zu. — „Ich denke, nachdem ich diese Kolonie so geleitet habe, daß wir sechzehn Jahre in Liebe und Eintracht miteinander leben konnten, ein eben Zugereister nicht versuchen sollte, irgend welche Änderungen vorzuschlagen." — „Nun sind Sie ärgerlich über mich, und dennoch haben Sie selber mich zum Reden verleitet", sagte Ingmar. — „Ich verstehe ja auch, daß Sie es gut meinen", sagte Mrs. Gordon. „Und außerdem will ich Ihnen sagen, daß wir noch viel Geld besitzen, aber in der letzten Zeit hat jemand von hier aus falsche Berichte über uns an unsere Bankiers in Amerika gesandt, und deshalb haben sie nichts mehr herschicken wollen. Ich weiß jedoch bereits, daß unser Geld unterwegs ist." — „Da sagen Sie etwas, was zu hören mir große Freude macht", sprach Ingmar. „Aber bei uns daheim glauben wir, daß es besser sei, wenn die Leute sich mehr auf ihre eigene Arbeit als auf ihre Ersparnisse verlassen." Mrs. Gordon antwortete nichts

darauf, und Ingmar begriff, daß er am besten daran täte, zu schweigen.

Mrs. Gordon kam rechtzeitig in der Kolonie an. Es war kaum über halb neun Uhr. In der letzten halben Stunde wurde sie etwas unruhig, sie war gespannt darauf, was ihr bei der Ankunft widerfahren würde. Als sie das große Haus wiedersah und merkte, daß ringsumher alles ruhig war, stieß sie einen Seufzer der Erleichterung aus. Es war, als habe sie erwartet, daß einer der mächtigen Geister, von denen die Märchen des Morgenlandes soviel zu erzählen wissen, die ganze Kolonie auf den Rücken genommen hätte und damit fortgeflogen sei.

Als sie sich dem Hause näherten, hörten sie den Gesang eines Kirchenliedes. „Hier scheint doch soweit alles gut zu stehen", sagte Mrs. Gordon, als der Wagen vor der Tür hielt. „Ich höre, daß sie bei der Morgenandacht sind."

Sie hatte ihren eigenen Schlüssel zu einem der Eingänge und öffnete damit die Tür, um nicht zu stören. Ingmar wurde das Gehen schwer, sein Knie war ganz steif geworden. Mrs. Gordon legte den Arm um ihn und half ihm in den Innenhof hineinzugelangen. Ingmar setzte sich sofort auf eine Bank. „Sie müssen jetzt gehen und feststellen, wie es hier in der Kolonie steht, Mrs. Gordon", sagte er. — „Vor allem will ich Ihnen einen Umschlag auf Ihr Knie legen", sagte sie. „Es ist ja noch früh. Sie hören doch, daß sie bei der Morgenandacht sind." — „Nein", erwiderte Ingmar, „diesmal müssen Sie m e i n e n Willen gelten lassen. Sie sollen sofort hineingehen und nachforschen, ob hier etwas geschehen ist."

Ingmar saß nun da und blickte Mrs. Gordon nach, während sie die Treppe hinaufging und über den offenen Hausflur nach dem Versammlungssaal schritt. Als sie die Tür öffnete, hörte er, daß drinnen jemand mit lauter Stimme redete, aber plötzlich seine Rede abbrach. Dann schloß sich die Tür, und alles verstummte.

Ingmar hatte kaum länger als fünf Minuten wartend dagesessen, als die Tür vom Versammlungssaal heftig aufgerissen wurde. Dann zeigten sich vier Männer, die einen fünften herabtrugen. Sie gingen schweigend die Treppe

hinunter über den Hof und kamen dicht an Ingmar vorbei. Er beugte sich vor und blickte dem, der getragen wurde, ins Gesicht. Es war Clifford.

„Wohin sollt ihr ihn tragen?“ fragte er.

Die Männer blieben stehen. „Wir sollen ihn in unsere Leichenkammer tragen. Er ist tot.“ Ingmar erhob sich voller Schrecken. — „Wie ist er gestorben?“ fragte er. — „Keine Menschenhand hat ihn angerührt“, antwortete Ljung Björn. — „Wie ist er gestorben?“ fragte Ingmar abermals.

„Ich will dir erzählen, wie es zuging“, sagte Ljung Björn. „Als die Morgenandacht beendigt war, erhob sich Clifford, um zu reden. Er bat, uns eine Botschaft überbringen zu dürfen, die uns erfreuen würde, wie er sagte. Weiter war er noch nicht gekommen, als die Tür geöffnet wurde und Mrs. Gordon hereintrat. Kaum hatte er sie erblickt, als er auch schon verstummte und ein aschfahles Gesicht bekam. Anfangs stand er ruhig da, aber Mrs. Gordon durchschritt den Raum, und sobald sie sich ihm näherte, wich er ein paar Schritte zurück und hielt den Arm vor das Gesicht. Das erschien uns so sonderbar, daß wir uns alle zugleich erhoben, und da schien Clifford seine Besinnung wiederzuerlangen. Er ballte die Hände fest zusammen, atmete mehrmals heftig auf, wie jemand, der gegen einen grausigen Schrecken ankämpft und trat Mrs. Gordon entgegen. ‚Wie sind Sie hierher gekommen?‘ fragte er sie. Da blickte Mrs. Gordon ihn ruhig und ernst an und sprach: ‚Gott hat mir geholfen.‘ — ‚Das sehe ich‘, sagte er, und seine Augen traten ihm vor Entsetzen aus den Höhlen hervor. ‚Ich sehe auch, wer Sie b e g l e i t e t.‘ — ‚Ich aber sehe auch, wer d i c h begleitet‘, sprach nun Mrs. Gordon. ‚Es ist der Satan.‘

Da war es, als könne er es nicht länger ertragen, sie anzublicken, und so wich er wieder zurück, den Arm vor das Gesicht haltend. Und Mrs. Gordon folgte ihm nach und streckte die Hand wider ihn aus, berührte ihn aber nicht mit einem Finger. ‚Ich sehe, daß der Satan hinter dir steht‘, rief sie aus und ihre Stimme war jetzt stark und furchtbar.

Da glaubten wir alle, den Satan hinter ihm zu erkennen, und wir streckten die Hände aus und wiesen auf

jenen, den wir sahen. Und zugleich riefen wir: ‚Der Satan! Der Satan!‘

Aber Clifford schlich sich dann hinter unseren Reihen hinaus, und obwohl niemand von uns sich auch nur rührte, jammerte und klagte er so laut, als ob wir Hand an ihn legten oder ihn schlügen. Er schlich zusammengesunken davon und gelangte auch bis an die Tür. Aber als er sie öffnen wollte, riefen wir alle noch einmal: ‚Der Satan! Der Satan!‘ Und da sahen wir, daß er niedersank und auf sein Gesicht fiel. So blieb er liegen. Und als wir hingingen und ihn berührten, da war er tot.“

„Er war ein Verräter“, sagte Ingmar, „er hat seine Strafe verdient.“ — „Ja“, sprachen die anderen, „er hat seine Strafe verdient.“

„Aber was gedachte er gegen uns zu unternehmen?“ fragte einer. — „Das weiß nun niemand“, sagte ein anderer. — „Er wollte uns verderben.“ — „Ja, aber auf welche Art und Weise?“ — „Niemand weiß es.“ — „Nein, keiner wird es auch jemals erfahren.“

„Es ist gut, daß er tot ist“, sagte Ingmar. — „Ja, es ist gut, daß er tot ist“, sagten die anderen.

Die Kolonisten waren den ganzen Tag über sehr aufgeregt. Niemand wußte, was Clifford ihnen hatte antun wollen, oder ob die Gefahr mit seinem Tode abgewehrt sei. Stunde auf Stunde verbrachten sie unter Gebet und Gesang im Versammlungssaal. In dem Gefühl, daß Gott für sie gekämpft habe, waren sie gleichsam dieser Welt entrückt.

Im Laufe des Tages glaubten sie ab und zu Volkshaufen zu bemerken, die aus dem schlimmsten Gesindel Jerusalems bestanden, und die sich auf den öden Feldern im Umkreise der Kolonie ansammelten und das Haus beobachteten. Da glaubten sie, Clifford habe einen Volksaufruhr geplant, und daß einige wilde Haufen eindringen und sie aus ihrem Heim vertreiben sollten. Aber alle diese Menschen verschwanden wieder, und der Tag verging ohne solche Ereignisse.

Am Abend kam Mrs. Gordon, um nach Ingmar Ingmarsson zu sehen, der mit verbundenem Knie auf seinem

Bett saß. Sie dankte ihm mit warmen Worten für seine Hilfe und zeigte sich ihm sehr wohlgesinnt.

„Ingmar Ingmarsson“, sagte sie unter anderem, „nun möchte ich Ihnen auch sagen, daß es mir eine große Freude machen würde, wenn ich Ihnen einen Gegendienst erweisen könnte. Wollen Sie mir nicht erzählen, was Ihnen auf dem Herzen liegt, damit ich Ihnen beistehen kann?“

Mrs. Gordon wußte recht gut, was Ingmar in Jerusalem erwirken wollte. Sie würde an keinem anderen Tage versprochen haben, ihm in einer solchen Angelegenheit beizustehen, aber eben jetzt waren alle in der Kolonie gleichsam nicht recht bei Besinnung. Mrs. Gordon glaubte, nichts läge ihr so sehr am Herzen, als der Wunsch, Ingmar glücklich zu sehen, hatte er doch ihr und den anderen einen so großen Dienst erwiesen.

Sobald sie ihm das Anerbieten gemacht hatte, senkte Ingmar schnell die Augenlider. Er ließ sich eine reichliche Bedenkzeit.

„Jetzt müssen Sie mir aber versprechen, das, um was ich Sie bitte, nicht übel aufzunehmen.“ Mrs. Gordon antwortete, daß sie Geduld mit ihm haben wolle. — „Es scheint mir so, als ob das Vorhaben, um dessentwillen ich hier bin, noch eine lange Zeit in Anspruch nehmen wird“, sagte Ingmar, „und da würde es mich verdrießen, wenn ich nicht meine gewohnte Arbeit haben könnte.“ Das fand Mrs. Gordon ganz begreiflich. „Wenn Sie mir nun einen Dienst erweisen wollten, Mrs. Gordon“, fuhr Ingmar fort, „so würde es für mich eine Sache von großer Wichtigkeit sein, wenn Sie es so einrichten wollten, daß ich Baram Paschas Mühle übernehmen könnte. Sie wissen, daß ich es nicht wie Sie abgeschworen habe, Geld zu verdienen, und ich bekäme dadurch solche Arbeit, wie ich sie liebe.“

Mrs. Gordon blickte Ingmar scharf an, aber der saß mit fast geschlossenen Augen auf seinem Bett, und das ganze Gesicht verriet nicht den mindesten Ausdruck. Sie war erstaunt, daß er sich nichts anderes erbat, war aber zugleich sehr zufrieden darüber. „Ich wüßte nicht, weshalb ich hierbei nicht hilfreich sein sollte“, sagte sie. „Es kann kein Unrecht darin liegen. Es ist auch gut für uns, Baram

Paschas Wunsch zu willfahren.“ — „Ja, dessen war ich gewärtig, daß Sie mir helfen würden“, sagte Ingmar. Er dankte ihr, und sie waren gegenseitig sehr befriedigt, als sie sich trennten.

Ingmars Kampf.

Ingmar hat nun Baram Paschas Mühle übernommen. Er geht dort als Müller einher, und bald kommt der eine, bald der andere aus der Kolonie, um ihm bei der Arbeit zu helfen.

Nun weiß man aber von alters her, daß in jeder Mühle allerlei Kobolde und ähnliches Trollzeug haust, und die Kolonisten merkten sehr bald, daß niemand auch nur einen einzigen Tag in Baram Paschas Mühle die Mühlsteine dröhnen hören kann, ohne wie verhext zu sein.

Jeder, der ihnen dort zuhört, versteht schließlich ihr Singen und Summen und vernimmt förmlich die Worte: „Wir mahlen Mehl, wir verdienen Geld, wir schaffen Nutzen, aber was tust du, was machst du, was schaffst du?“

Und in jedem, der diese Worte vernimmt, erwacht eine schier unbezwingliche Sehnsucht, im Schweiße seines Angesichtes sein Brot zu verdienen. Ein richtiges Fieber überkommt ihn, während er den Mühlsteinen zuhört.

Unwillkürlich fängt er an darüber nachzudenken, wozu er tauglich wäre, was er leisten könnte, und ob er nicht etwas tun sollte, um die Kolonie zu unterstützen.

Alle, die ein paar Tage in der Mühle gearbeitet haben, reden von nichts anderem als von den vielen unbebauten Tälern, die öde und wüst in diesem Lande liegen, sie reden von den Bergen, die angeforstet werden müßten, und von den verlassenen Weinbergen, die nach Arbeitern rufen.

Und nachdem die Mühlsteine ein paar Wochen ihr Lied gesungen haben, kommt ein Tag, an dem die schwedischen Bauern ein Stück Land auf der Ebene von Saron pachten und damit anfangen zu pflügen und zu säen.

Bald darauf übernehmen sie einige große Weinberge auf dem Ölberg.

Und nach kurzer Zeit machen sie sich daran, in einem der Täler eine bedeutende Wasserleitung anzulegen.

Sobald die Schweden den Anfang gemacht haben, folgen die Amerikaner und Syrer allmählich nach. Sie beginnen in den Schulen zu lehren und zu arbeiten, sie schaffen sich einen photographischen Apparat an und ziehen im Lande umher, um Aufnahmen zu machen, die sie den Reisenden verkaufen können, sie errichten eine kleine Goldschmiedewerkstatt in einem Winkel der Kolonie.

Miß Young sitzt seit lange als Vorsteherin in Achmed Effendis Schule, und schwedische junge Mädchen lehren mohammedanische Kinder nähen und stricken.

Gegen den Herbst hin schwirrt und braust es in der ganzen Kolonie vor Arbeit und Unternehmungslust. Es herrscht dort mehr Fleiß als in einem Ameisenhaufen.

Und wenn man es recht bedenkt, so ist eigentlich während des ganzen Sommers kein Unglück geschehen; seit der Zeit, da Ingmar die Mühle übernommen hat, ist noch keiner gestorben. Auch hat sich niemand mehr so furchtbar über die Tücke Jerusalems gegrämt, daß er in Wahnsinn verfiel.

Alle strahlen vor Befriedigung, sie lieben ihre Kolonie mehr denn je, sie machen Pläne und lassen sich auf neue Unternehmungen ein. Nur diese Art von Leben hatte ihnen gefehlt, um wahrhaft glücklich zu sein. Und nun glauben sie alle, es sei Gottes Wille, daß sie anfangen sollten, ihr Brot durch ihre Arbeit zu verdienen.

Im Herbst überläßt Ingmar die Mühle dem fleißigen Ljung Björn, und bleibt daheim in der Kolonie. Er, Bo und Gabriel bauen eine Art Schuppen auf dem kahlen Felde, das dicht vor derselben liegt. Aber niemand weiß, wozu er dienen soll, niemand darf sehen, wie er eingerichtet wird, es ist ein großes Geheimnis.

Als der Schuppen endlich fertig ist, fahren Ingmar und Bo nach Jaffa hinunter und haben unendlich lange Unterredungen mit den dortigen deutschen Kolonisten.

Aber nach zwei Tagen sind sie wieder daheim, und sie kommen auf ein paar stattlichen braunen Pferden angeritten.

Diese sollen nun der Kolonie zu eigen gehören, und man darf kühnlich behaupten, daß, wenn ein Sultan oder ein Kaiser an das Tor gepocht und erklärt hätte, er wolle sich fürderhin den Kolonisten anschließen, er vielleicht nicht willkommener gewesen wäre als diese stattlichen Rosse.

Ach, wie die Kinder sich an diese Pferde hängen und sich baumeln lassen, und wie stolz der Bauer ist, der mit ihnen pflügen darf!

Sie werden besser gehalten als irgend welche Pferde des Morgenlandes, und keine Nacht vergeht, ohne daß die Bauern draußen bei ihnen nachsehen, ob ihre Krippen wohlgefüllt sind.

Aber wer von den Schweden es auch sein möge, der morgens die Pferde anschirrt, kann die Gedanken nicht unterdrücken: Es ist wirklich nicht so schwer in diesem Lande zu leben, jetzt fühle ich, wie wohl mir ist. Ach, wie schade ist es, daß Tims Halfvor nicht mehr mittun kann! Er hätte sich nicht zu Tode gegrämt, wenn er mit solchen Pferden hätte fahren können.

*

Es war an einem Septembermorgen. Sehr zeitig, während draußen noch dunkle Nacht herrschte, kamen Ingmar und Bo aus der Kolonie. Sie wollten sich zur Arbeit nach einem der Weinberge begeben, die von den Kolonisten auf dem Ölberg gepachtet worden waren.

Nun verhielt es sich aber so, daß Bo und Ingmar selten recht übereinstimmten. Es war zwischen ihnen zwar zu keiner offenen Feindschaft gekommen, aber sie waren niemals über irgend etwas derselben Meinung. Als sie nun nach dem Ölberg gehen wollten, fingen sie an um den Weg zu streiten. Bo wollte den langen Umweg über die Berge machen. Er sagte, daß man in der Finsternis dort besser gehen könne. Ingmar wollte einen kürzeren und beschwerlicheren Weg gehen, der zum Tal Josaphat hinab und dann gerade auf den Berg hinaufführte.

Nachdem sie eine Weile darüber gestritten hatten, schlug Ingmar vor, daß jeder seinen Weg einschlagen solle, dann würde man sehen, wer am schnellsten hinkäme. Bo war

damit einverstanden. Er ging nach der Seite, die er vorgeschlagen hatte, und Ingmar schritt auf den anderen Weg zu.

Sobald Bo gegangen war, überkam Ingmar die heftige Sehnsucht, die ihn immer peinigte, so oft er eine einsame Stunde hatte. „Wird Gott, der Herr, sich meiner denn nicht endlich erbarmen und mich heimreisen lassen?“ sagte er. „Wird er mir nicht helfen, Gertrud aus Jerusalem zu führen, ehe sie ganz wahnsinnig wird?“

„Es ist sonderbar, daß mir gerade das am wenigsten glückt, was mich hergeführt hat“, sprach er halblaut, während er durch das Dunkel hinschritt und nachgrübelte, „denn ich bin Gertrud nicht einen Schritt näher gekommen. Jedoch in allem anderen ergeht es mir weit besser, als ich erwarten konnte. Ich glaube kaum, daß die Leute hier jemals richtig mit der Arbeit begonnen hätten, wenn ich nicht den Einfall gehabt hätte, die Mühle zu übernehmen.“

„Es war ja immer recht schön, zu sehen, wie die Arbeit sie mehr und mehr fesselte“, fuhr er fort. „Ja, es war recht gut und lehrreich, das hier mitanzusehen, aber ich kann mir nicht helfen, daß ich mich trotz alledem nach Hause sehne. Ich glaube immer, daß ich mich vor dieser Stadt fürchte, und daß ich nicht frei aufatmen kann, bevor ich sie verlasse. Und zuweilen ist mir so zumute, als würde ich hier sterben und niemals heimreisen und Barbro und den Ingmarshof nimmer wiedersehen.“

Während Ingmar seinen Gedanken nachhing, hatte er bereits den Talgrund erreicht. Hoch über ihm zeichnete sich die zackige Mauerkrönung der Stadt gegen den Nachthimmel ab, und auf allen Seiten erhoben sich mächtige, das Tal einschließende Höhenzüge.

Für eine Wanderung in der Finsternis ist das doch ein recht unheimlicher Ort, dachte Ingmar. Und erst jetzt erinnerte er sich, daß er sowohl an dem mohammedanischen als auch an dem jüdischen Friedhof vorübergehen mußte.

Als er nun an diese Begräbnisstätten dachte, entsann er sich einer Begebenheit, die sich gerade damals in Jerusalem zugetragen hatte. Am vorhergehenden Tage hatte er davon reden hören, es hatte ihn aber nicht mehr ergriffen

als andere Geschehnisse, die von der heiligen Stadt erzählt wurden, jedoch jetzt, im nächtlichen Dunkel, erschien ihm diese Begebenheit sehr unheimlich und schauerlich.

Die Sache verhielt sich nämlich so: Im Judenviertel der Stadt lag ein kleines Krankenhaus, das in der ganzen Stadt berüchtigt war, weil sich dort niemals Patienten befanden. Ingmar war mehrmals vorbeigegangen, hatte durch die Fenster geblickt und immer leere Betten stehen sehen. Das hatte jedoch eine ganz natürliche Ursache und hätte kaum anders zugehen können. Das Krankenhaus war von einer englischen Missionsgesellschaft eingerichtet worden, die kranke Juden aufnehmen wollte, um Gelegenheit zu haben, sie zu bekehren. Jedoch die Juden, die befürchteten, an solch einem Ort vielleicht gezwungen zu werden, verbotene Speisen zu essen, ließen sich dort nicht aufnehmen.

Nun hatten sie vor einigen Tagen dennoch eine Patientin in jenem Krankenhause gehabt. Es war ein altes, armes Judenweib, das auf der Straße gerade vor jenem Hause hingefallen war und sich ein Bein gebrochen hatte. Sie wurde in das Krankenhaus getragen und dort verpflegt, war aber nach zwei Tagen gestorben.

Ehe sie verschied, hatte sie den englischen Krankenwärterinnen und dem Arzt das Gelübde abgenommen, dafür Sorge zu tragen, daß sie auf dem jüdischen Friedhof im Tale Josaphat begraben würde. Sie sagte ihnen, daß sie in ihrem hohen Alter nach Jerusalem gereist sei, einzig und allein, um dieses Vorzuges teilhaftig zu werden. Wenn sie ihr das nicht geloben könnten, so wäre es besser gewesen, sie hätten sie auf der Straße sterben lassen.

Als sie tot war, schickten also die Engländer einen Boten zu dem Gemeindevorsteher der Juden und baten ihn, Leute zu senden, um die Verstorbene abholen und begraben zu lassen.

Aber da hatten die Juden geantwortet, daß die alte Frau, die in dem christlichen Krankenhause gestorben war, nicht auf dem Friedhof der Juden beerdigt werden könnte.

Die Missionare hatten sich eifrig bemüht, die Juden zum Nachgeben zu vermögen. Sie hatten sich an den Oberrabbiner selbst gewendet, aber alles war vergeblich. Es

blieb ihnen nichts anderes übrig, sie müßten selber die Tote begraben. Sie wollten jedoch nicht, daß sie dessen verlustig gehen sollte, worauf sie sich während ihres ganzen armseligen Lebens gefreut hatte. Sie kümmerten sich also nicht weiter um das Verbot der Juden, sondern ließen auf dem Friedhof im Tale Josaphat ein Grab bereiten und setzten die Tote darin bei.

Die Juden taten nichts, um sie daran zu hindern, aber in der nächsten Nacht kamen sie, öffneten das Grab und warfen den Sarg heraus.

Die Engländer wollten der Alten jedoch ihr Wort halten. Sobald sie erfuhren, daß sie aus dem Grabe herausgeworfen worden war, begruben sie die Tote nochmals an derselben Stätte.

In der nächsten Nacht wurde sie von neuem herausgeworfen.

Ingmar Ingmarsson blieb plötzlich stehen und lauschte. Wer kann es wissen, dachte er, vielleicht sind jene Grabschänder auch heute nacht draußen.

Anfangs hörte er nichts, aber dann vernahm er einen klingenden Laut, als ob ein eisernes Werkzeug gegen einen Stein schlüge.

Er ging eilig einige Schritte nach der Seite, woher der Laut gekommen war, dann blieb er wieder lauschend stehen. Nun hörte er deutlich, wie man mit eisernen Schaufeln in der Erde grub und Kies und Gestein aufwarf.

Er schritt wieder vorwärts und hörte von neuem das eifrige Graben. Da sind mindestens fünf bis sechs Schaufeln an der Arbeit, dachte er. Gott bewahre uns, wie können Menschen einen Toten auf diese Art und Weise verfolgen?

Während Ingmar dort weiterging und das Graben anhörte, fühlte er einen furchtbaren Zorn in sich aufwallen. In jeder Sekunde verstärkte sich seine maßlose Empörung. „Das ist ja nicht deine Sache“, sagte er, um sich zu beruhigen, „du hast nichts damit zu schaffen.“ Aber das Blut stieg ihm zu Kopfe, ihm war, als staue es sich im Halse, so daß er kaum atmen konnte. „Das ist so abscheulich und schrecklich anzuhören“, dachte er, „ich habe niemals etwas Gräßlicheres vernommen“

Endlich blieb er stehen. Er hob die geballte Faust und schüttelte sie. „O wartet nur, ihr Halunken, jetzt komme ich“, sagte er. „Jetzt habe ich euch hier lange genug zugehört. Niemand kann es von mir verlangen, daß ich ruhig vorbeigehe, während ihr dabei seid, einen Toten auszugraben.“

Er eilte mit schnellen, leisen Schritten vorwärts. Jetzt war es ihm plötzlich leicht ums Herz und fast froh zumute. Es ist allerdings ein Wahnsinn, dachte er, aber ich möchte wohl wissen, was Vater gesagt haben würde, wenn jemand, der ihn an seinem letzten Tage gesehen, wie er ins Wasser hineinschritt, um die kleinen Kinder zu holen, ihm zugerufen hätte, daß er sich in acht nehmen und am Ufer bleiben solle. Und nun muß ich in dieser Sache auch wohl meinen Willen haben, ebensogut wie Vater ihn damals hatte. Denn hier fließt ein Strom von tückischer Bosheit mit schwarzem, tobendem Wasser an mir vorüber, und der reißt Tote und Lebendige mit sich fort, ich aber kann es nicht länger über mich gewinnen, ruhig am Ufer zu stehen. Nun ist die Reihe an mir, hinauszugehen und mit diesem Strome zu kämpfen.

Endlich stand er am Rande eines Grabes, wo einige Männer eifrig arbeiteten. Sie hatten weder Licht noch Laterne, sondern gruben so gut sie konnten im Dunkeln. Ingmar konnte es nicht erkennen wieviel ihrer waren, es war ihm auch ganz gleichgültig, er stürzte sich mitten unter sie. Dem einen entriß er den Spaten, mit dem er grub und schlug damit nach allen Seiten um sich. Er war so unerwartet über die Männer gekommen, daß sie vor Schreck wie toll waren. Sie liefen ihres Weges, ohne einen Versuch zu wagen, ihm Widerstand zu leisten. Nach wenigen Augenblicken war Ingmar allein.

Seine erste Arbeit war es, die aufgeworfene Erde wieder in das Grab hineinzuschaufeln, dann begann er zu überlegen, was er nun zu tun hätte. Es erschien ihm nicht rätlich, den Platz vor der Morgendämmerung zu verlassen, denn sobald er seines Weges ginge, würden die Grabschänder wohl zurückkehren.

Er blieb also am Grabe stehen und wartete. Er lauschte gespannt auf jeden Laut, aber alles blieb anfangs still. Ich glaube doch nicht, daß sie vor einem einzelnen Mann so besonders weit weggelaufen sein werden, dachte er. Alsdann vernahm er ein leises Rasseln zwischen den kleinen Steinen, mit denen die umliegenden Gräber bedeckt waren. Er glaubte zu erkennen, daß dunkle Gestalten heranschlichen und über die flachen Grabsteine krochen, die den Boden bedeckten.

Nun wird es allerdings ernst, dachte Ingmar und erhob den Spaten zur Abwehr. Plötzlich prasselte ein wahrer Steinregen auf ihn nieder, der ihn vollständig betäubte. Gleichzeitig warfen sich mehrere Männer auf ihn und bemühten sich, ihn niederzuwerfen.

Es wurde ein hartes Ringen. Ingmar war ein riesenstarker Mann, und er warf einen nach dem anderen zu Boden. Aber die Gegner kämpften tapfer und wollten nicht weichen. Schließlich sank einer von ihnen gerade zu Ingmars Füßen nieder. Ingmar, der eben einen Schritt vorwärts gegangen war, stolperte über den Gefallenen. Er stürzte seiner ganzen Länge nach zu Boden und fühlte in demselben Augenblick einen entsetzlichen Schmerz in einem Auge. Ganz wie gelähmt blieb er liegen. Er fühlte, daß die anderen sich über ihn warfen und ihn banden, vermochte aber keinen Widerstand zu leisten. Er empfand einen so scharfen, bitteren Schmerz, daß alle seine Kräfte schwanden, und er glaubte im ersten Augenblick sterben zu müssen.

Bo hatte unterdessen unaufhörlich an Ingmar gedacht, seit er sich von ihm getrennt hatte. Anfangs eilte er sehr schnell vorwärts, weil er gern von dem anderen auf dem Berge anlangen wollte, dann aber verlangsamte er seine Schritte. Er lächelte schwermütig über sich selber. Das weiß ich ja doch, wenn ich mich noch sehr beeile, so schnell wie Ingmar würde ich doch nicht mein Ziel erreichen. Ich habe noch niemals jemand gesehen, der in allem so große Erfolge erzielt und eine derartige Gabe besessen hätte, seinen Willen durchzusetzen. Ich kann ja auch gar nichts anderes erwarten, als daß er Gertrud nach Dalekarlien heimführt, dessen bin ich nun gewiß. Ich habe mich doch selber davon

überzeugt, wie in der Kolonie seit einem halben Jahr alles nach seinem Willen gegangen ist.

Als aber Bo den Platz auf dem Ölberg erreicht hatte, an dem sie sich treffen sollten, fand er Ingmar dort noch nicht vor, wie er eigentlich erwartet hatte, und er war sehr zufrieden damit. Er begann zu arbeiten und fuhr damit eine ganze Weile fort. Er hat nun doch wohl eingesehen, daß er wenigstens diesmal den falschen Weg gewählt hat, dachte Bo.

Dann begann es zu tagen, und als Ingmar noch immer ausblieb, wurde Bo unruhig, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte. Er begann vom Berge hinabzusteigen, um ihn zu suchen. Es geht mir eigentlich sonderbar mit Ingmar, dachte er, denn obwohl ich keinerlei triftigen Grund habe, ihn zu lieben, glaube ich dennoch, daß es mich betrüben würde, wenn es ihm übel ergangen wäre. Er ist ein tüchtiger Mann, und er hat uns hier draußen in Jerusalem große Dienste geleistet. Wenn nicht Gertrud zwischen uns stände, scheint mir, daß ich ihm ein wahrer Freund werden könnte.

Der Morgen brach schnell herein, und als Bo in das Tal Josaphat hinabkam, währte es nicht lange, bis er Ingmar fand, der zwischen zwei Grabsteinen lag. Ingmars Hände waren gefesselt, und er lag unbeweglich; als er aber Bos schwere Tritte hörte, hob er den Kopf. „Bist du es, Bo?" fragte er. — „Ja", antwortete Bo, „aber was ist denn mit dir geschehen?" Er blickte in Ingmars Gesicht. Beide Augen waren geschlossen, das eine war angeschwollen, und aus dem Augenwinkel sickerte Blut. „Mensch, was hast du denn nur angefangen?" fragte Bo, und seine Stimme klang seltsam undeutlich. — „Ich habe mit diesen Grabschändern gerungen", sagte Ingmar, „dabei stolperte ich über einen von ihnen, der am Boden lag und ein Messer in der Hand hatte, das mir tief ins Auge drang." Bo kniete neben Ingmar nieder und löste vor allem seine Handfesseln. — „Wodurch bist du denn mit den Grabschändern in Streit geraten?" fragte Bo. — „Ich ging durch das Tal, und da hörte ich sie graben." — „Und da wolltest du es nicht dulden, daß die Tote auch in dieser Nacht wieder aus ihrem Grabe geworfen würde?" — „Nein", sprach Ingmar, „ich konnte

es nicht dulden." — „Daran tatest du recht", sagte Bo. — „Ach nein", meinte Ingmar, „es war eigentlich dumm von mir, ich konnte es nur nicht unterlassen." — „Ich will dir etwas sagen", erwiderte Bo, „wie dumm es auch gewesen sein mag, i ch werde nun Zeit meines Lebens dein Freund sein, weil du also gehandelt hast."

Auf dem Ölberge.

Ingmar wurde von einem Augenarzt aus dem großen englischen Hospital behandelt. Dieser kam jeden Tag nach der Kolonie, um ihm den Verband umzulegen. Ingmars Auge heilte schnell und gut, und er fühlte sich bald wieder so gesund, daß er sein Bett verlassen und umhergehen konnte.

Aber eines Morgens sah der Arzt, daß das unbeschädigte Auge rot und angeschwollen war. Er war sehr beunruhigt darüber und gab sofort Anweisungen, nach denen dieses Auge behandelt werden sollte. Dann wandte er sich an Ingmar und sagte ihm ganz offen, daß er am besten daran täte, so schnell wie möglich Palästina zu verlassen. „Ich fürchte, daß bei Ihnen Ansteckung durch die gefährliche morgenländische Augenkrankheit vorliegt", sagte er. „Ich werde für Sie tun, was ich kann, aber das eine Ihnen gebliebene Auge ist jetzt nicht kräftig genug, um der Ansteckung zu widerstehen, die hier draußen überall umherfliegt. Wenn Sie länger hierbleiben, werden Sie in einigen Wochen unfehlbar blind sein."

Darüber entstand große Betrübnis in der Kolonie, nicht nur unter Ingmars Verwandten, sondern auch unter den anderen Kolonisten. Sie alle erklärten, Ingmar habe ihnen dadurch die allergrößte Wohltat erwiesen, daß er sie dazu überredet habe, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes zu verdienen, wie andere Menschen, und daß ein solcher Mann niemals die Kolonie verlassen dürfte. Aber dennoch fanden sie alle, Ingmar müsse abreisen, und Mrs. Gordon sagte sofort, daß einer der Brüder sich bereit machen solle, ihn zu begleiten, weil er nicht gut allein reisen könnte.

Ingmar hörte all diesem Gerede über die Notwendigkeit seiner Abreise schweigend zu. Schließlich sagte er: „Es ist wohl nicht so sicher, daß ich erblinde, wenn ich hierbleibe.“ Mrs. Gordon fragte ihn, was er damit sagen wolle. — „Ich bin noch nicht mit der Angelegenheit fertig, um derentwillen ich hierhergekommen bin“, sagte er zögernd. — „Meinen Sie also damit, daß Sie nicht reisen wollen?“ fragte Mrs Gordon. — „Ja“, antwortete Ingmar, „es wäre gar zu hart für mich, unverrichteter Sache heimkehren zu müssen.“

Nun erkannte man, wie großen Wert Mrs. Gordon Ingmar beimaß, denn sie ging zu Gertrud und erzählte ihr, daß Ingmar nicht abreisen wolle, obwohl ihm Erblindung drohe, wenn er hier bliebe: „Du weißt wohl, aus welchem Grund er nicht reisen will“, sprach Mrs. Gordon. — „Ja“, antwortete Gertrud.

Gertrud blickte Mrs. Gordon erstaunt an, aber diese sagte nichts weiter. Mrs. Gordon konnte sie nicht offen auffordern, mit den Grundsätzen zu brechen, die in der Kolonie galten, aber Gertrud begriff, daß ihr alles vergeben werden würde, was sie um Ingmars willen täte. Wenn es jemand anderes wäre als ich, dann würde Mrs. Gordon nicht so nachgiebig sein, dachte sie ein wenig entrüstet. Aber mich halten sie für nicht recht klug, sie wären gewiß ganz froh, wenn ich meines Weges ginge.

Den ganzen Tag über kam einer nach dem anderen zu Gertrud und alle sprachen von Ingmar. Keiner wagte es, ihr direkt zu sagen, daß sie mit ihm heimreisen müsse, aber die schwedischen Bauern setzten sich neben sie und redeten von dem Helden, der im Tale Josaphat für die Tote gekämpft habe und sagten, daß Ingmar sich nun als ein echter Sprößling des alten Stammes erwiesen habe. „Es wäre ein gar zu großer Verlust, wenn ein solcher Mann erblinden sollte“, sagten sie.

„Ich sah Ingmar an dem Tage, als die Auktion auf dem Ingmarshof stattfand“, erzählte Gabriel, „und ich sage dir, daß du ihm niemals hättest zürnen können, wenn du ihn damals gesehen hättest.“

Aber Gertrud war es, als kämpfe sie den ganzen Tag mit einem jener Träume, in denen man fliehen möchte, und

dennoch nicht vom Fleck kommen kann. Sie wollte Ingmar helfen, wußte aber nicht, woher sie die Kraft dazu nehmen sollte. Wie kann ich das für Ingmar tun, da ich ihn ja nicht mehr liebe? fragte sie sich. Und wie kann ich unterlassen, es zu tun, da ich weiß, daß er erblinden muß? fragte sie sich auch.

Am Abend stand Gertrud vor dem Hause unter dem großen Maulbeerfeigenbaum, und sie dachte immerfort daran, daß sie Ingmar folgen müsse, aber nicht die Kraft finden könnte, sich zu entschließen. Da trat Bo zu ihr hinaus.

„Es ist bisweilen so“, sagte Bo, „daß die Menschen sich über ihr Unglück freuen und sich über ihr Glück grämen können.“

Gertrud wandte sich ihm zu und blickte ihn mit erschrockenen Augen an. Sie sagte nichts, aber er begriff, daß sie dachte: Kommst auch du nun, um mich zu hetzen und zu verfolgen?

Bo biß sich die Lippen und verzog ein wenig das Gesicht, aber im nächsten Augenblick sagte er dennoch, was er beabsichtigt hatte.

„Wenn man jemand sein Leben lang geliebt hat“, sprach er, „so ängstigt man sich, ihn zu verlieren. Und am allermeisten fürchtet man, ihn auf die Art zu verlieren, daß man erkennen muß, er habe ein so hartes Herz, daß er nicht vergeben und vergessen kann.“

Bo sprach seine harten Worte mit sehr weicher Stimme, und Gertrud zürnte ihm auch gar nicht, sondern begann zu weinen. Sie erinnerte sich, daß sie einmal geträumt hatte, sie stäche Ingmar die Augen aus. Nun zeigte es sich, daß dieser Traum zur Wahrheit wurde, und daß sie wirklich hartherzig und rachsüchtig war, wie damals im Traume, dachte sie. Ingmar wird sicherlich durch meine Schuld sein Augenlicht einbüßen. Sie war tief betrübt, aber das Gefühl gänzlicher Ohnmacht, das sie umfangen hielt, wich trotzdem nicht von ihr, und noch beim Anbruch der Nacht, als sie sich zur Ruhe legte, hatte sie keinen Entschluß fassen können.

Am nächsten Morgen machte sie sich zu ihrer gewöhnlichen Wanderung bereit und ging über die Hügel nach dem Ölberg hin.

Auf dem ganzen Wege kämpfte sie mit demselben drückenden Ohnmachtsgefühl. Sie wußte genau, was sie tun müsse, aber ihr Wille war wie gelähmt und konnte das, was sie davon abhielt, nicht überwinden.

Sie erinnerte sich, daß sie einmal eine Turmschwalbe gesehen hatte, die zu Boden gefallen war, und die den Sand mit den Flügeln peitschte und doch nicht genug Luft darunter bekam, um sich fortschwingen zu können. Und es war ihr, als läge sie ebenso wie diese Schwalbe da und schlage mit den Flügeln, ohne von der Stelle zu kommen.

Aber als sie auf dem Ölberg angelangt war und auf dem Platz stand, wo sie immer den Sonnenaufgang zu erwarten pflegte, da sah sie, daß der Derwisch, der Jesus glich, bereits vor ihr dort angelangt war. Er saß mit gekreuzten Beinen auf der Erde, und seine großen Augen schweiften über Jerusalem hin.

Gertrud vergaß nicht einen Augenblick, daß dieser Mann nur ein armer Derwisch war, der seine Ehre einzig und allein darein setzte, von seinen Anhängern ein noch tolleres Tanzen zu verlangen als irgend jemand sonst. Als sie aber sein Antlitz sah, mit den dunkelumrandeten Augen und mit dem Schmerzenszug um den Mund, durchrann sie ein Zittern. Sie blieb mit gefalteten Händen neben ihm stehen und betrachtete ihn.

Sie war nicht in Träumen befangen, auch nicht in himmlische Gesichte versunken, es war nur diese große Ähnlichkeit, die ein Gefühl in ihr auslöste als sähe sie einen mit Göttlichkeit begabten Menschen.

Und wiederum glaubte sie an ihn, wie damals, und sie dachte, wenn er nun den Menschen erscheinen wollte, so würde es sich zeigen, daß er die Tiefen aller Erkenntnis erschöpft habe. Sie glaubte, daß Winde und Wellen seinem Gebot gehorchen würden, sie glaubte, daß er mit Gott selber rede, sie glaubte, daß er den Kelch aller Leiden bis auf den Grund geleert habe, und daß alle seine Gedanken jenen unbekannten Dingen nachhingen, die niemand sonst zu ergründen vermochte.

Sie wußte, daß sie von jeder Krankheit geheilt werden könnte, wenn sie auch nur, wie jetzt, in Betrachtung versunken vor ihm stände.

Es kann kein sterblicher Mensch sein, dachte sie. Ich fühle, wie sich des Himmels Glückseligkeit auf mich herabsenkt, obwohl ich ihn nur anschaue.

Sie hatte lange neben dem Derwisch gestanden, ohne daß er es zu bemerken schien, aber plötzlich wandte er sich ihr zu.

Gertrud fuhr zusammen, da er sie anblickte, es war, als könne sie seine Blicke nicht ertragen.

Er betrachtete sie während einer ganzen Minute still und milde, dann reichte er ihr seine Hand, auf daß sie diese küsse, wie seine Anhänger es zu tun pflegten. Und Gertrud küßte die Hand in tiefster Demut.

Darauf gebot er ihr mit freundlichem Ernst, von hinnen zu gehen und ihn nicht weiter zu stören.

Gertrud wandte sich gehorsam von ihm ab und stieg langsam von dem Ölberg herab. Sie hatte die Empfindung, daß in der ganzen Art und Weise, in der er von ihr Abschied genommen hatte, eine große Bedeutung läge. Es war, als hätte er zu ihr gesagt: Eine Zeitlang warst du mein und hast mir gedient, aber jetzund gebe ich dich frei. Lebe nun auf Erden für deine Nebenmenschen!

Als sie sich der Kolonie näherte, verschwand allmählich der holde Zauber. „Ich weiß ja, daß er nicht Christus ist. Ich glaube auch gar nicht, daß er Christus ist", sagte sie nochmals.

Aber sein Anblick hatte eine große Veränderung in ihr gezeitigt. Nur dadurch, daß er ihr das Bild Christi vor Augen gezaubert hatt, schien es ihr, daß jeder Stein am Boden die heiligen Lehren wiederhole, die er einst in diesem Lande verkündigt hatte, und daß die Blumen davon sprächen, wie lieblich es sei, auf seinen Wegen zu wandeln.

Als Gertrud nach der Kolonie kam, ging sie zu Ingmar. „Jetzt werde ich dir nach der Heimat folgen, Ingmar", sagte sie.

Ingmars Brust hob sich in einigen schweren Atemzügen. Es hatte den Anschein als fühle er eine große Erleichterung.

Er ergriff Gertruds Hände und drückte sie herzlich zwischen den seinen. Dann sprach er: „Nun ist Gott, der Herr, sehr gut gegen mich gewesen."

„Einst, ja einst sehn wir uns wieder."

In der Kolonie herrschte eine seltsame Geschäftigkeit. Alle dalekarlischen Bauern hatten soviel in ihren Stuben zu tun, daß sie nicht die Zeit fanden, ihrer Tätigkeit auf dem Felde und in den Weinbergen nachzugehen, und die schwedischen Kinder hatten in der Schule freibekommen, um zu Hause arbeiten zu können.

Es war bestimmt worden, daß Ingmar und Gertrud in zwei Tagen abreisen sollten, und darum galt es schleunigst alles vorzubereiten, was man gern in die Heimat senden wollte.

Nun hatte man eine gute Gelegenheit, ein kleines Andenken an Schulkameraden oder an alte Freunde, die einem ihr ganzes Leben durch treu geblieben waren, zu senden. Nun konnte man es beweisen, daß man doch zuweilen freundlich an den und jenen dachte, von dem man sich losgesagt hatte und mit dem man in der ersten schweren Zeit der Zersplitterung in der Heimat nicht verkehren mochte, und auch den alten, klugen Leuten, deren Ratschläge man bei der Abreise übel vermerkt hatte, wollte man eine Freude bereiten. Nun konnte man den Eltern und dem Herzensschatz, dem Herrn Pfarrer und dem Schulmeister, der sie allesamt erzogen hatte, eine kleine Freude machen.

Ljung Björn und Kolås Gunnar saßen den ganzen Tag mit der Feder in ihren steifen Arbeitshänden und schrieben Briefe an Freunde und Verwandte, während Gabriel kleine Schalen aus Olivenholz drechselte, und Karin, die Ingmarstochter, viele verschiedene Pakete vorbereitete, in die sie große Photographien von Gethsemane und der Grabeskirche, von dem stattlichen Hause, in dem sie wohnten und von dem prächtigen Versammlungssaal hineinlegte.

Die Kinder bemühten sich Tuschzeichnungen auf kleinen, dünnen Platten von Olivenholz auszuführen, wie sie es in der amerikanischen Schule gelernt hatten, sie klebten auch Photographierahmen aus Pappe und verzierten sie mit all den verschiedenen Arten von Getreide, Samenkörnern und Obstkernen, wie man sie im Morgenlande findet.

Märta, die Ingmarstochter, zerschnitt ihre hausgewebte Leinwand und stickte Namen in die Handtücher und Servietten, die sie ihrem Schwager und ihrer Schwägerin senden wollte. Und sie lächelte bei dem Gedanken, daß die daheim Gebliebenen nun sehen würden, sie habe auch hier noch nicht verlernt, ein feines, dauerhaftes Gespinst zu weben, obwohl sie nach Jerusalem gegangen war.

Die beiden Ingmarstöchter, die in Amerika gewesen waren, füllten Steintöpfe mit Aprikosen- und Pfirsichmarmelade und schrieben die lieben Namen darauf, an die sie nur mit Tränen in den Augen denken konnten.

Israel Tomassons Frau rollte einen Pfefferkuchenteig aus und hatte außerdem einen Kuchen im Backofen, auf den sie achtgab. Den Kuchen sollten Ingmar und Gertrud während der Reise verzehren, aber die Pfefferkuchen, die sich wer weiß wie lange hielten, sollten sie nicht anrühren, denn die sollten sie der alten Frau am Mykels-Moor mitbringen, die so ordentlich angezogen und so gesittet am Wegrande stand, als sie nach Jerusalem von dannen zogen, und auch Eva, die Gunnarstochter, die einst zu ihrer Gemeinde gehört hatte, sollte ihr Teil Pfefferkuchen haben.

Sobald die kleinen Pakete fertig waren, wurden sie zu Gertrud getragen, und sie verpackte die vielen Sendungen in einer großen Kiste.

Wenn jedoch Gertrud nicht in dem Kirchspiel zur Welt gekommen wäre, so hätte sie es nicht übernehmen können, alle diese verschiedenen Sachen den rechten Eigentümern zuzustellen, denn auf einigen standen sehr sonderbare Adressen. Sie mußte es sich wiederholt überlegen, wie sie es wohl anstellen sollte, folgende Adressaten ausfindig zu machen: „Franz, der am Kreuzwege wohnte“, und „Lisa, die Schwester des Per Larsson“, und „Erik, der vor zwei Jahren beim Gemeinderichter diente“

Ljung Björns Sohn, Gunnar, kam mit dem allergrößten Paket. Es war adressiert an „Karin, die in der Schule neben mir saß und die aus dem Hochwald stammte“. Den Vatersnamen hatte er vergessen, aber für Karin hatte er ein Paar Schuhe aus Glanzleder mit hohen, geschweiften Absätzen angefertigt. Er wußte es genau, daß dieses Paar Schuhe die schönste und beste Schuhmacherarbeit aufwies, die jemals in der Kolonie ausgeführt worden war. „Und grüße sie, und sage ihr, sie solle doch zu mir herauskommen, wie wir es abmachten, als ich die Heimat verließ!“ sagte er, als er Gertrud das Paket anvertraute.

Die Großbauern aber gingen zu Ingmar hinein und vertrauten ihm Briefschaften und wichtige Aufträge an. „Und dann sollst du zum Herrn Pfarrer und zum Dorfschulzen und zum Schulmeister gehen“, sagten sie zuletzt, „und du mußt ihnen berichten, du hättest mit eigenen Augen gesehen, wie gut wir es haben, und daß wir in einem richtigen Hause und nicht in Höhlen wohnen, und daß wir Arbeit und ordentliche Nahrung haben und ein anständiges Leben führen.“

*

Seit Bo damals Ingmar im Tale Josaphat aufgefunden hatte, herrschte große Freundschaft zwischen ihnen, und sobald Bo eine freie Stunde hatte, saß er drinnen bei Ingmar, der während seiner Krankheit allein in einem der Fremdenzimmer wohnte. Aber an dem Tage, als Gertrud vom Ölberg herabgekommen war und dann sogleich Ingmar versprochen hatte, ihm nach Dalekarlien zu folgen, zeigte sich Bo nicht mehr im Krankenzimmer. Ingmar fragte wiederholt nach ihm, aber niemand konnte ihn auffinden.

Je mehr der Tag vorschritt, desto unruhiger wurde Ingmar. Im ersten Augenblick, als Gertrud versprach, ihm zu folgen, war er zufrieden und glücklich gewesen. Er fühlte nur Dankbarkeit dafür, daß er sie aus diesem gefährlichen Lande fortbringen konnte, in das sie durch seine Schuld getrieben worden war. Und er freute sich gewiß noch immer darüber, aber mit jeder schwindenden Stunde wurde die Sehnsucht nach seinem Weibe stärker und stärker. Es erschien ihm ganz unmöglich, sein Vorhaben durchzuführen.

Ab und zu hatte er die größte Lust, Gertrud seine Geschichte zu erzählen, aber nach reiflicher Überlegung wagte er es dennoch nicht. Sobald sie in Erfahrung brächte, daß er sie nicht mehr liebte, würde sie sich vor allem weigern, mit ihm heimzureisen. Und er wußte ja auch nicht, wen Gertrud liebte, ob e r es sei oder ob es ein anderer wäre. Zuweilen hatte er geglaubt, daß es Bo sei, aber schließlich hatte er nun doch einsehen müssen, daß Gertrud, seit sie in der Kolonie lebte, ganz sicherlich keinen anderen geliebt hatte, als i h n , den sie stets auf dem Ölberge erwartet hatte. Und wenn sie nun wieder in die Welt hinausträte, dann würde vielleicht die alte Liebe zu Ingmar in ihr erwachen. Und wenn das geschehen sollte, so wäre es wohl besser, daß er sich mit ihr verheiratete und es versuchte sie glücklich zu machen, anstatt daß er sich beständig nach jener sehnte, die doch niemals mehr die Seine werden konnte.

Aber obwohl er sich alle Mühe gab, auf diese Art gegen seine Gefühle anzukämpfen, nahm doch die innere Abneigung, die ihn peinigte, mehr und mehr zu. Und während er dort mit verbundenen Augen saß, sah er beständig seine Frau vor sich. Es scheint doch, daß ich ganz zu ihr gehöre, dachte er. Niemand auf der Welt hat solche Macht über mich.

Ich weiß nicht, was mich eigentlich dazu bestimmte, mich an dieses Vorhaben zu wagen, dachte er weiter. Es geschah wohl deshalb, weil ich ebenso brav wie Vater handeln wollte. So wie er Mutter aus dem Gefängnis heimführte, so gedachte ich Gertrud aus Jerusalem heimzuführen. Aber jetzt begreife ich, daß es mit mir nicht so werden kann wie mit Vater; ich komme dabei zu kurz, weil ich eine andere lieb habe.

Gegen Abend kam Bo endlich zu Ingmar. Er blieb an der Tür stehen, als habe er die Absicht, sogleich seines Weges zu gehen. „Ich höre, daß du nach mir gefragt hast“, sagte er. — „Ja“, antwortete Ingmar, „ich muß jetzt also abreisen.“ — „Ich weiß, daß es bereits beschlossen ist“, antwortete Bo ganz kurz.

Ingmar saß dort mit dem Verband über beiden Augen. Er wandte den Kopf nach der Seite, wo Bo stand, als ob

er ihn zu sehen wünschte. „Es klingt so, als hättest du es eilig“, sagte er. — „Ich habe noch sehr viel zu erledigen.“ Bo machte einen Schritt nach der Tür. — „Ich wollte dich übrigens nach etwas fragen.“

Bo kam wieder näher heran, und Ingmar sagte: „Ich wüßte gern, ob du sehr dagegen wärest, auf ein bis zwei Monate nach Hause zu reisen. Ich glaube, daß deine Mutter sich sehr freuen würde, dich wiederzusehen.“ — „Ich weiß nicht, wie du auf solche Gedanken kommst“, erwiderte Bo. — „Wenn du Lust hättest, jetzt mitzufahren, würde ich die Reise bezahlen“, fuhr Ingmar fort. — „Ach so“, sagte Bo. — „Ja“, meinte Ingmar, immer eifriger redend, „deine Mutter ist ja meine einzige Tante, ich dachte mir, daß ich ihr die Freude machen könnte, dich noch einmal vor ihrem Tode zu sehen.“ — „Du möchtest gewiß die ganze Kolonie mitnehmen“, sagte Bo spöttisch.

Ingmar verstummte nun gänzlich. Es war seine letzte Hoffnung gewesen, Bo zum Mitreisen bewegen zu können. Er dachte, daß Gertrud jenen gewiß lieber haben würde als ihn selber, wenn er eben nur mitkäme. Bo war ihr stets treu geblieben, und dann sollte es doch wohl etwas ausmachen, daß er sie liebte.

Nach einigen Augenblicken begann Ingmar jedoch von neuem zu hoffen. Es war vielleicht nur ein Fehler, daß ich ihm meine Bitte ungeschickt vorgetragen habe, dachte er. Dann sagte er laut: „Nun ja, ich muß dir ehrlich bekennen, daß ich dich hauptsächlich um meinetwillen gebeten habe.“ Bo antwortete nicht. Ingmar lauschte, ob eine Antwort käme, da Bo aber schwieg, fuhr er fort: „Ich kann mir nicht vorstellen, wie es Gertrud und mir auf dieser schwierigen Reise ergehen wird. Wenn ich mit verbundenen Augen herumgehen soll, begreife ich nicht, wie es mit dem Ein- und Aussteigen bei den kleinen Ruderbooten werden soll, die uns nach dem Dampfer bringen müssen. Und es wird auch nicht leicht sein, die Fallreepstreppen zu erklettern und dergleichen mehr. Ich fürchte mich davor, daß ich einen Fehltritt tun und ins Meer stürzen könnte. Es wäre gut, männliche Reisebegleitung zu haben.“ — „Darin hast du wohl recht“, entgegnete Bo. — „Und Gertrud versteht sich auch

nicht darauf, die Schiffskarten für uns zu kaufen.“ — „Da stimme ich dir ganz bei, daß du jemand mitnehmen müßtest“, sagte Bo. — „Ja“, meinte Ingmar erfreut, „ich dachte mir gleich, du müßtest einsehen, welche dringende Notwendigkeit vorliegt, daß jemand uns begleitet.“ — „Du solltest Gabriel fragen. Sein Vater würde sich wohl auch freuen, ihn wiederzusehen.“

Ingmar schwieg von neuem. Es klang sehr niedergeschlagen, als er wieder begann. „Ich dachte, daß ich dich mitnehmen könnte.“ — „Nein, *mich* mußt du um so etwas nicht bitten“, sagte Bo. „Ich bin hier in der Kolonie so glücklich. Du kannst ja irgend jemand von den anderen mitbekommen.“ — „Es ist ein Unterschied, wen man um sich hat, du bist viel mehr gereist als die anderen.“ — „Ich kann aber keinesfalls mitreisen“, sagte Bo.

Da überkam Ingmar eine heftige Unruhe. Er sagte: „Das ist eine große Enttäuschung für mich. Ich glaubte, daß es dein Ernst gewesen wäre, als du mir sagtest, du wolltest mein Freund sein.“ Bo unterbrach ihn hastig. — „Ich danke dir für dein Anerbieten, aber ich glaube nicht, daß du etwas vorbringen könntest, was mich in meinem Entschluß wankend machen sollte, so, und nun gehe ich, um an meine Arbeit zu kommen.“ Und damit drehte er sich rasch um und ging seines Weges, ohne Ingmar Zeit zu lassen, noch ein weiteres Wort zu sagen.

Als Bo sich von Ingmar getrennt hatte, hätte niemand merken können, daß es ihm so eilig sei, wie er eben behauptet hatte. Er ging ganz langsam vor die Tür und setzte sich auf die Erde unter den großen Baum. Es war schon Abend und jede Spur der Tageshelle war geschwunden, aber die Sterne und ein schmaler Streifen des Neumondes strahlten in lichter Schönheit.

Bo hatte kaum fünf Minuten draußen gesessen, als das Tor leise geöffnet wurde und Gertrud herauskam. Sie blieb stehen und blickte einige Augenblicke umher, dann aber entdeckte sie Bo. „Bist du es, Bo?“ fragte sie und trat heran, um sich neben ihn zu setzen.

„Ich dachte mir gleich, daß ich dich hier draußen finden würde“, sagte Gertrud. — „Ja, wir haben hier an vielen

Abenden gesessen“, erwiderte Bo. — „Ja, das taten wir“, sagte Gertrud, „aber dieser Abend ist wohl der letzte.“ — „Ja, so wird es wohl sein.“

Bo saß sehr gerade und steif da, seine Stimme klang hart und kalt, so daß man glauben konnte, sie sprächen von etwas, was ihm mehr als gleichgültig sei.

„Ingmar erzählte, daß er beabsichtigte, dich zu bitten, mit uns heimzureisen.“ — „Ja, er hat mich danach gefragt, ich habe es aber abgelehnt.“ — „Ich habe es mir gedacht, daß du nicht mitreisen würdest“, sagte Gertrud.

Sie saßen lange still und stumm da, als hätten sie einander nichts zu sagen, aber Gertrud wandte wiederholt ihr Gesicht Bo zu und betrachtete ihn. Er saß mit steif aufgerichtetem Kopf da und blickte zum Himmel auf.

Nachdem das Schweigen eine Weile angedauert hatte, sprach Bo, ohne seinen Blick von den Sternen abzuwenden oder sonst eine Bewegung zu machen: „Wird es dir nicht zu kalt, so lange im Freien zu sitzen?“ — „Du möchtest gewiß, daß ich meiner Wege gehe?“ sagte Gertrud. Bo neigte bejahend den Kopf, glaubte aber keineswegs, daß Gertrud es in der Dunkelheit sehen könnte. Und laut sagte er: „Es ist mir lieb, daß du hier sitzest.“

„Ich kam heute heraus“, sagte Gertrud, „weil ich dachte, es wäre ungewiß, ob wir uns noch einmal allein treffen würden, ehe ich abreise. Und ich wollte dir doch noch gern für alle die Morgen danken, an denen du mir nach dem Ölberg folgtest.“ — „Das tat ich nur um meines eigenen Vergnügens willen“, sagte Bo. — „Ich müßte dir auch dafür danken, daß du damals Wasser aus dem Paradiesbrunnen holtest“, sagte Gertrud und lächelte. Bo schien antworten zu wollen, aber anstatt der Worte drang nur ein Laut hervor, der einem Schluchzen glich.

Gertrud fand, daß an diesem Abend etwas unendlich Rührendes in Bos ganzem Wesen lag, und es überkam sie ein tiefes Mitleid für ihn. Es ist ein Jammer, daß er mich niemals wiedersehen soll, dachte sie. Er ist sehr tapfer und klagt nicht einmal und dennoch weiß ich, daß er mich sein ganzes Leben lang geliebt hat. Wenn ich nur wüßte, was ich sagen soll, um ihn zu trösten! Wenn ich doch etwas zu

sagen vermöchte, woran zu denken ihm Freude machen würde, wenn er abends allein unter diesem Baum sitzen wird!

Aber während Gertrud daran dachte, schien es ihr, daß ihr eigenes Herz sich vor Kummer zusammenkrampfe, und daß eine seltsame Erstarrung über sie käme. Es ist wohl wahr, daß auch ich Bo entbehren werde, dachte sie, wir hatten uns in der letzten Zeit so viel zu sagen. Ich habe mich nun daran gewöhnt, ihn strahlend und froh zu sehen, so oft wir uns begegneten, und es tat so wohl, jemand neben sich zu haben, der stets mit mir zufrieden war, was auch immer ich unternehmen mochte.

Sie saß eine Weile schweigend da. Wie eine plötzlich hereinbrechende Krankheit fühlte sie in sich eine quälende Sehnsucht wachsen. Was ist es, was ist es, das mich überkommt? dachte sie. Es kann doch wohl kein so großer Kummer für mich sein, von Bo zu scheiden.

Plötzlich begann Bo zu reden: „Ich denke an etwas, das ich schon den ganzen Abend vor mir sehe." — „Sage mir, was es ist!" erwiderte Gertrud eifrig. Ihr schien es leichter ums Herz zu werden, da er nun sprach. — „Ja", sagte Bo, „Ingmar erzählte mir einmal von einer Sägemühle, die er neben dem Ingmarshof besäße. Ich glaube, daß er die Absicht hatte, mich mitzunehmen, um sie mir zu verpachten." — „Es scheint, daß Ingmar eine große Freundschaft für dich hegt", sprach Gertrud, „es gibt nichts, was ihn wertvoller dünkt als diese Mühle." — „Nun höre ich den ganzen Abend über die Sägemühle in meinen Ohren klappern", sagte Bo. „Der Wasserfall braust, die Sägeschneiden knirschen, und die Holzstämme stoßen im Fluß gegeneinander. Du kannst dir nicht denken, wie schön es klingt. Und nun sitze ich hier und denke daran, wie es sein würde, für eigene Rechnung zu arbeiten und etwas für mich selber zu erwerben und nicht nur in einer solchen Kolonie gänzlich aufzugehen."

„Also daran denkst du, während du hier so stumm sitzest", sagte Gertrud in sehr kaltem Tone, denn sie fühlte sich durch Bos Rede irgendwie enttäuscht. „Danach brauchst du nicht lange zu seufzen, du kannst ja doch mit Ingmar heimreisen."

„Es handelt sich auch noch um etwas ganz anderes“, sagte Bo. „Weißt du, Ingmar erzählte mir, daß schon fertiges Bauholz liege, um ein Häuschen neben jener Sägemühle zu bauen. Er sagte, daß er einen Bauplatz auf einem Hügel oberhalb des Wasserfalls ausgesucht habe, wo ein paar hohe Birken stehen. Und nun sehe ich den ganzen Abend über dieses Haus vor mir. Ich sehe es von außen und von innen. Ich sehe das grüne Tannenreisig vor der Tür, ich sehe das Herdfeuer brennen. Und wenn ich vom Sägewerk heimkehre, dann sehe ich jemand in der Türöffnung stehen, um mich zu erwarten.“

„Es wird nun sicher kalt, Bo“, sagte Gertrud ihn unterbrechend. „Meinst du nicht, daß wir jetzt hineingehen sollten?“

„Ach so, jetzt willst du hineingehen“, sagte Bo.

Sie rührten sich indessen nicht von der Stelle, sondern saßen in langem Schweigen, das sie nur sehr selten unterbrachen, dicht nebeneinander.

Einmal sagte Gertrud zu Bo: „Ich glaubte, daß du die Kolonie über alles liebtest, Bo, und daß du dich für nichts auf der Welt von ihr trennen wolltest.“

„O ja“, sagte Bo, „es gibt doch etwas, wofür ich sie opfern würde.“ Gertrud saß wieder grübelnd da, dann fragte sie: „Willst du mir nicht sagen, was das sein könnte?“

Bo antwortete nicht gleich, sondern erst nach langem Bedenken und mit halberstickter Stimme. „Ich kann es dir ja auch gern sagen. Ich würde es tun, wenn die Frau, die ich liebe, käme und sagte, daß sie mich liebt.“

Gertrud blieb so stumm, daß sie kaum zu atmen wagte.

Aber obwohl nichts gesagt worden war, schien es Bo, als habe er gehört, daß Gertrud irgendwie geäußert hätte, daß sie ihn liebe oder doch irgend etwas der Art, denn Bo begann mit sehr geläufiger Zunge zu reden: „Du wirst sehen, Gertrud, daß die Liebe zu Ingmar nun wieder in dir erwachen wird. Du hast ihm eine Zeitlang gezürnt, weil er dich getäuscht hatte, aber jetzt, da du ihm vergeben hast, wirst du ihn wieder lieben wie einst.“ Er hielt inne, um eine Antwort zu erwarten, Gertrud aber blieb stumm.

„Es wäre schrecklich, wenn du ihn nicht liebtest“, fuhr Bo fort. „Bedenke, was er alles getan hat, um dich wieder zu erringen! Er wollte ja lieber erblinden, als ohne dich heimkehren.“ — „Ja, es wäre schrecklich, wenn ich ihn nicht liebte“, erwiderte Gertrud mit fast ersterbender Stimme. Sie erkannte, daß sie noch bis heute abend fest geglaubt hatte, niemals einen anderen lieben zu können als Ingmar.

„Ich kann das heute nacht nicht mehr ins reine bringen, Bo“, sagte Gertrud. „Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist. Aber du sollst mit mir nicht von Ingmar reden.“

Und dann sprach bald Gertrud, bald Bo etwas von hineingehen müssen, aber trotzdem blieben beide sitzen, bis Karin, die Ingmarstochter, hinauskam, um sie zu rufen. „Ingmar bittet euch beide, zu ihm zu kommen“, sagte sie.

Es hatte sich so gefügt, daß Karin bei Ingmar war, während Gertrud mit Bo sprach. Karin hatte ihm Grüße für die Freunde daheim aufgetragen. Sie zog das Gespräch in die Länge. Es war ersichtlich, daß sie Ingmar noch etwas sagen wollte, was sie nur schwer herausbringen konnte.

Schließlich sagte sie in einer so langsamen und scheinbar gleichgültigen Art und Weise, daß jeder, der sie gut kannte, merken mußte, jetzt käme sie mit ihrem eigentlichen Anliegen: „Es ist ein Brief an Ljung Björn von seinem Bruder Per angekommen.“ — „Ach so“, sagte Ingmar. — „Ich möchte dir sagen, daß ich dir unrecht tat, als wir damals, gleich nach deiner Ankunft in meinem Zimmer miteinander redeten“, sprach Karin. — „O nein“, erwiderte Ingmar, „du sagtest ja nur, was du für richtig hieltest.“ — „Nein, ich verstehe jetzt, daß du Grund hattest, dich von Barbro zu scheiden“, meinte Karin. „Per Björn schreibt, daß sie nichts wert sei.“ — „Ich habe niemals ein böses Wort über Barbro gesagt“, entgegnete Ingmar. — „Man spricht jetzt davon, daß sich ein Kind auf dem Ingmarshof befinden soll.“ — „Wie alt ist das Kind?“ fragte Ingmar. — „Es soll jetzt im August geboren sein.“ — „Das ist eine Lüge“, rief Ingmar und schlug mit der Faust fest auf den Tisch. Fast hätte er Karins Hand getroffen, die auf der Tischplatte

lag. — „Willst du mich jetzt schlagen?“ fragte sie. — „Ich sah nicht, daß deine Hand dort lag“, antwortete Ingmar.

Karin sprach noch eine Weile darüber, und Ingmar wurde sofort ruhiger. „Du begreifst doch wohl, daß es mir nicht angenehm sein kann, so etwas zu erfahren“, sagte er. „Ich möchte dich also bitten, Ljung Björn von mir zu grüßen und ihn zu veranlassen, nichts davon verlauten zu lassen, bevor wir erfahren, daß es die volle Wahrheit ist.“ — „Ich werde schon dafür sorgen, daß er schweigt“, versprach Karin. — „Und nun möchte ich wohl wissen, ob du es einrichten kannst, daß Bo und Gertrud zu mir hereinkommen“, sagte Ingmar.

Als Gertrud und Bo das Krankenzimmer betraten, saß Ingmar zusammengesunken in einem dunklen Winkel. Sie konnten ihn zuerst kaum erkennen. „Was gibt es, Ingmar?“ fragte Bo. — „Es ist nur deshalb, weil ich mir etwas vorgenommen habe, was mir jetzt gar zu schwer wird“, antwortete Ingmar. Er wiegte seinen Oberkörper unablässig hin und her. — „Ingmar“, rief Gertrud und näherte sich ihm, „sage mir aufrichtig, was dich peinigt! Wir haben seit unserer Kindheit niemals irgend welche Geheimnisse voreinander gehabt.“ Ingmar zögerte noch. Aber Gertrud trat nun ganz dicht an ihn heran und legte die Hand auf sein Haupt. „Jetzt glaube ich erraten zu können, was dir fehlt“, sprach sie.

Ingmar richtete sich plötzlich auf. „Ach nein, Gertrud, du sollst es nicht erraten“, sagte er. Gleichzeitig zog er sein Notizbuch aus der Tasche und gab es ihr. „Willst du mal nachsehen, ob ein langer Brief darin liegt, den ich an den Herrn Pfarrer geschrieben habe?“ — „Ja“, sagte Gertrud, „hier ist er.“ — „Ich bitte dich nun ihn zu nehmen und zu lesen“, sprach Ingmar. „Du und Bo, ihr alle beide müßt ihn lesen. Ich schrieb ihn gleich nach meiner Ankunft, aber da hatte ich noch die Kraft, die Absendung zu unterlassen.“

Bo und Gertrud setzten sich nun an den Tisch und lasen. Ingmar blieb in seinem Winkel sitzen. Er hörte zu, wie sie die Seiten umwendeten. Jetzt lesen sie dies, dachte er, und jetzt lesen sie das. Eben sind sie bei der Stelle, wie Barbro mir erzählt, auf welche Weise Sven Persson uns

dazu beredete, Mann und Frau zu werden. Jetzt lesen sie den Bericht, wie sie die Silberkrüge zurückkaufte, und jetzt sind sie bei der Geschichte, die Stig Börjesson mir erzählte. Und nun kommt Gertrud dahinter, daß ich sie nicht mehr liebe, nun wird sie richtig erkennen, was für ein armseliger Wicht ich bin.

Atemlose Stille herrschte im Zimmer. Gertrud und Bo machten keine einzige Bewegung, außer daß sie die Briefseiten umwendeten. Es war, als wagten sie kaum zu atmen.

Und wie wird Gertrud es begreifen können, daß es mich gerade heute, da sie mir nachgegeben hat, so übermannt, daß ich es nicht unterlassen kann, ihr zu sagen, wie sehr ich Barbro liebe.

Und wie soll ich es selber verstehen, daß es mir gerade, als ich Barbro verleumden hörte, klar wurde, ich könnte es nimmer ertragen, an eine andere gebunden zu sein? Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht. Ich glaube wirklich, daß es mit mir nicht mehr ganz richtig ist.

Er lauschte eifrig und wartete beständig, daß die anderen etwas sagen würden, hörte aber nur das Knittern des Papiers.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und hob vorsichtig die Binde von dem Auge, mit dem er noch sehen konnte.

Dann blickte er auf Bo und Gertrud hin. Sie lasen noch immer, und ihre beiden Köpfe waren einander so nahe, daß sie fast Wange an Wange gelehnt dasaßen, Bo hatte den Arm um Gertrud gelegt.

Und je weiter sie lasen, und nach jedem Blatt, das sie umwendeten, desto fester schmiegten sie sich aneinander. Sie lasen mit glühenden Wangen, hoben zuweilen die Blicke von dem Brief und schauten einander tief in die Augen, die dunkler und strahlender als sonst waren.

Als sie endlich den letzten Bogen beendigt hatten, sah Ingmar, daß Gertrud sich fest an Bo anschmiegte, und so saßen sie da und hielten einander tiefbewegt und feierlich umschlungen. Sie hatten vielleicht von dem ganzen Brief nur das eine erfaßt, daß ihrer Liebe nichts mehr im Wege

stand. Und Ingmar faltete langsam seine Hände, die so aussahen wie die Hände eines alten, geplagten Menschen, und dankte Gott. Und es währte eine geraume Zeit, ehe einer von den dreien sich wieder regte.



Die Kolonisten versammelten sich in dem großen Saal zur Morgenandacht. Es war die letzte Andacht in der Kolonie, der Ingmar beiwohnen sollte. Er, Gertrud und Bo mußten in ein paar Stunden über Land nach Jaffa fahren.

Bo hatte einen Tag zuvor Mrs. Gordon und einigen der Leiter der Kolonie mitgeteilt, daß er die Absicht habe, Ingmar nach dem Heimatsdorf zu begleiten und dauernd dort zu bleiben. Er hatte dabei Ingmars ganze Geschichte erzählen müssen. Mrs. Gordon dachte lange über alles nach, was sie nun erfahren hatte und sagte dann: „Ich glaube nicht, daß jemand die Verantwortung auf sich nehmen könnte, Ingmar noch unglücklicher zu machen, als er ohnehin ist, deshalb möchte ich dich nicht daran hindern, mit ihm heimzureisen. Aber es kommt mir so vor, als könnte dies dazu führen, daß du einst noch mit Gertrud vereint zu uns zurückkehrst. Ich bin dessen gewiß, daß ihr euch wo anders niemals ganz befriedigt fühlen werdet.“

Damit Ingmar und die anderen sich jedoch in voller Ruhe und in Frieden von der Kolonie trennen sollten, wurde beschlossen, daß die große Masse der Mitglieder nichts anderes erfahren sollte, als daß Bo nur mitfahre, um Ingmar und Gertrud auf der schwierigen Reise behilflich zu sein.

Gerade als die Morgenandacht begann, wurde Ingmar in den Versammlungssaal geführt. Mrs. Gordon erhob sich und schritt ihm entgegen. Sie faßte seine Hand und geleitete ihn zu dem Platz neben sich. Sie hatte einen bequemen Stuhl für ihn hingestellt und half ihm sehr fürsorglich darauf Platz zu nehmen.

Darauf begann Miß Young, die an der Orgel saß, ein Kirchenlied zu singen, und die Morgenandacht verlief wie gewöhnlich.

Als aber Mrs. Gordon die kurze Bibelauslegung beendigt hatte, die sie jeden Morgen vorzunehmen pflegte,

erhob sich die alte Miß Hoggs und bat Gott, den Herrn, Ingmar eine gute Reise und eine glückliche Heimkehr zu gewähren. Hierauf erhob sich einer nach dem anderen unter den Amerikanern und Syrern und flehte Gott an, er möge Ingmar mit dem rechten Licht der Wahrheit erleuchten.

Einige von ihnen drückten sich sehr schön aus. Sie gelobten, jeden Tag für Ingmar, ihren geliebtesten Bruder, zu beten, und sie hofften, daß er seine Gesundheit wiedererlangen würde. Und sie alle wünschten, er möge nach Jerusalem zurückkehren.

Während die Fremden sprachen, blieben die Schweden stumm. Sie hatten ihre Plätze gerade vor Ingmar und betrachteten ihn nachdenklich.

Und während sie ihn anblickten, dachten sie unwillkürlich an alles, was so sicher, rechtschaffen und wohlgeordnet im alten Heimatlande war. Während er hier draußen bei ihnen gelebt hatte, fanden sie wohl, daß etwas davon zu ihnen gekommen sei. Aber jetzt, da Ingmar abreisen sollte, überkam sie die Angst der Hilflosigkeit. Sie fühlten sich wie verloren in dem gesetzlosen Lande unter jenen Menschen, die ohne Schonung und Erbarmen um Menschenseelen miteinander rangen.

Und dann zogen ihre Gedanken mit großer Wehmut zur Heimat hin. Sie sahen die ganze Gegend vor sich, mit Feldern und Bauernhöfen. Und die Menschen dort zogen still und friedlich ihres Weges, alles war sicher, ein Tag ging dahin wie der andere, und ein Jahr war dem anderen so ähnlich, daß man sie nicht unterscheiden konnte.

Aber gerade als die Bauern sich der großen Stille daheim erinnern, da erkannten sie auch, wie erhaben und berauschend es war, daß sie ins Leben hinausgetreten waren, daß sie ein Lebensziel vor sich hatten, und daß sie dem grauen Einerlei des Lebens entronnen waren.

Und einer von ihnen erhob seine Stimme und begann auf schwedisch zu beten: „Ich danke dir, Herr, mein Gott, daß du mich nach Jerusalem ziehen ließest."

Darauf erhob sich einer nach dem anderen, und sie alle dankten Gott dafür, daß er sie nach Jerusalem geführt hatte.

Sie dankten ihm für die geliebte Kolonie, die ihre größte Freude sei. Sie dankten ihm dafür, daß ihre Kinder schon in ihren jungen Jahren erreichen konnten, mit allen Menschen in Einigkeit zu leben. Sie hofften, daß die Kinder es in der Vervollkommnung weiter bringen würden als sie selber. Sie dankten sowohl für die Verfolgungen und Leiden als auch für die herrliche Lehre, die auszuüben sie berufen waren.

Keiner setzte sich nieder, ohne von dem großen Glück, das er in sich trug, Zeugnis abgelegt zu haben. Und Ingmar begriff, daß alles um seinetwillen gesagt wurde, und daß es ihr Wunsch war, er möge zu Hause berichten, wie glücklich sie alle wären.

Ingmar richtete sich ein wenig in seinem Stuhl auf, als er sie reden hörte. Er hielt den Kopf höher, und der strenge Zug um den Mund trat deutlicher hervor.

Endlich, als dieser große Strom des Zeugnisablegens verebbte, stimmte Miß Young wieder ein Kirchenlied an, und dann glaubten alle, die Feier sei beendigt, und sie erhoben sich, um zu gehen. Aber da sagte Mrs. Gordon: „Heute wollen wir auch ein schwedisches Lied singen."

Da begannen die Schweden dasselbe Lied anzustimmen, das sie gesungen hatten, als sie aus der Heimat fortzogen. „Einst, ja einst sehn wir uns wieder", sangen sie, „einst, ja einst sehn wir uns wieder, einst in Gottes Paradies!"

Und als das Lied erklang, waren alle tiefbewegt, den meisten traten Tränen in die Augen. Denn nun gedachten sie wieder all derer, die sie entbehren mußten und erst im Himmel wiedersehen konnten.

Aber sobald der letzte Ton verklungen war, erhob sich Ingmar und versuchte einige seiner Gedanken auszusprechen. Er hatte die Empfindung, daß er denen hier draußen einige Worte sagen möchte, die so klingen sollten, als kämen sie aus dem Lande, wohin er nun zurückkehrte. „Ich denke stets daran, daß ihr hier draußen uns, die wir in der Heimat leben, große Ehre macht", sagte er. „Ich denke, daß alle sich freuen werden euch zu begegnen, sei es im Himmel oder auf der Erde. Ich denke, daß es nichts Schöneres gibt, als Menschen unter großen Opfern Gerechtigkeit üben zu sehen."

Nach der Wallfahrt wieder daheim.

Nun ist noch zu berichten, wie es Barbro, der Svenstochter, ergangen war, seit Ingmar sich nach Jerusalem aufgemacht hatte.

Als Ingmar etwa einen Monat abwesend war, fiel es Alt-Lisa vom Ingmarshof auf, daß Barbro von beständiger Unruhe und Rastlosigkeit umhergetrieben wurde. Es ist ganz seltsam, wie wild sie aus den Augen schaut, dachte die Alte. Es sollte mich nicht wundernehmen, wenn sie eines Tages den Verstand verliert.

Eines Abends nahm sie sich vor, Barbro auszufragen. „Ich möchte wohl wissen, was dir eigentlich fehlt“, sagte sie. „Als ich ein junges Ding war, sah ich während eines Winters die Hausfrau auf dem Ingmarshof mit solchen Augen umhergehen, wie du sie jetzt hast.“ — „War es jene, die ihr Kind umbrachte?“ fragte Barbro hastig. — „Ja“, antwortete die Alte, „und nun fange ich an zu glauben, daß du dich mit denselben Gedanken trägst. Barbro gab darauf keine direkte Antwort. — „Als ich von jener Geschichte reden hörte“, sagte sie, „da habe ich mich nur über eine Sache gewundert.“ Alt-Lisa fragte, was das wohl gewesen sein könnte. — „Nun, daß sie nicht auch mit sich selber ein Ende machte.“

Alt-Lisa saß an ihrem Spinnrocken. Sie legte die Hand auf das Rädchen, um es anzuhalten und heftete ihre Blicke auf Barbro. „Es kann ja niemand verwundern, daß es schwer auf dir lastet, vielleicht hier ein Kind zur Welt zu bringen, nachdem dein Mann von dir gegangen ist“, sprach sie zögernd. „Er wußte wohl gar nichts davon, als er abreiste?“ — „Weder er noch ich wußte davon“, sagte Barbro mit leiser Stimme, als ob ein so drückender Kummer auf ihr laste, daß sie kaum reden könne. — „Aber jetzt wirst du doch wohl an ihn schreiben, daß er kommen soll?“ — „Nein“, antwortete Barbro, „es ist ja mein einziger Trost, daß er nicht hier ist.“ Die Alte ließ vor Schreck die Hände sinken. — „Das ist dein Trost?“ rief sie aus. Barbro stand am Fenster und starrte gerade vor sich hin. — „Weißt du nichts davon, daß ein Fluch auf mir lastet?“ sagte sie und versuchte

ihrer Stimme Ruhe und Stetigkeit zu verleihen. — „O ja, man kann wohl kaum in einem Hause aus und ein gehen, ohne daß einem verschiedenes zu Ohren kommt“, sagte die Alte. „Ich habe auch schon gehört, daß du von dem Leidhügel-Geschlecht abstammst.“

Eine ganze Weile blieb es still. Alt-Lisa saß und ließ ihr Rädchen schnurren. Bisweilen warf sie einen Blick auf Barbro, die noch immer am Fenster stand und wiederholt zusammenschauerte.

Als fünf Minuten vergangen waren, hörte die Greisin mit der Arbeit auf und schritt zur Tür hin. — „Wohin willst du gehen?“ fragte Barbro. — „Das kann ich dir gern sagen. Ich will jemand ausfindig machen, der an Ingmar schreiben kann.“ Barbro verstellte ihr den Weg. — „Das wirst du schon bleiben lassen“, sagte sie. „Ehe der Brief geschrieben ist, liege ich im Langforsen *).

Nun standen sie da und betrachteten einander. Barbro war groß und stark. Alt-Lisa glaubte, daß jene die Absicht habe, sie mit Gewalt zurückzuhalten. Aber Barbro brach plötzlich in ein Gelächter aus und trat zur Seite. „Schreibe“, sagte sie, „das macht mir nichts aus. Höchstens mache ich dann mit allem früher ein Ende als ich beabsichtigte.“ — „Ach nein“, sprach die Alte, die einsah, daß sie mit Barbro vorsichtig umgehen müsse, weil sie in so großer Verzweiflung war. „Ich werde nicht schreiben. Ich will dich nicht zu irgend einer übereilten Tat treiben.“ — „Schreibe du nur!“ sagte Barbro. „Das tut mir weder wohl noch weh. Du begreifst, daß ich auf alle Fälle ein Ende mit mir machen muß. Man kann doch nicht die Verantwortung tragen, ein solches Elend hier in Ewigkeit fortdauern zu lassen.“

Die Alte ging wieder an ihr Spinnrad zurück und setzte sich zur Arbeit nieder. „Willst du nicht den Brief schreiben lassen?“ fragte Barbro und näherte sich ihr. — „Ich möchte wissen, ob ich ein vernünftiges Wort mit dir reden könnte“, sagte Alt-Lisa. — „O ja“, sagte Barbro, „das kannst du ruhig tun.“

---

*) Ein berühmter dalekarlischer Wasserfall.

Anmerkung der Übersetzerin.

„Ich denke es mir nun so", sagte Alt-Lisa, „daß ich dir versprechen könnte, alles ganz geheim zu halten, aber dafür müßtest du darauf eingehen, weder dir selber noch dem Kinde ein Leid anzutun, ehe wir nicht ganz sicher sind, daß es sich so verhält, wie du erwartest." Barbro dachte nach. — „Willst du mir geloben, daß du mir dann freie Hand läßt?" — „Ja", entgegnete die Alte, „dann sollst du tun dürfen, was du willst, das gelobe ich dir." — „Ach, ich finde, daß ich ebensogut jetzt gleich ein Ende mit mir machen könnte", sagte Barbro. — „Ich glaubte, daß du vor allem wünschtest, Ingmar sollte sein Unrecht wieder gutmachen", sprach die Alte, „aber daraus wird wohl nichts, wenn er solche Nachrichten erhält." Barbro zuckte zusammen und legte die Hand aufs Herz. — „Es geschehe, wie du willst, es ist jedoch ein drückendes Gelöbnis", sprach sie. „Du mußt aber auch gewissenhaft sein und darfst mich nicht täuschen."

Dieses Abkommen wurde redlich gehalten. Alt-Lisa verriet nichts, und Barbro nahm sich so gut in acht, daß niemand ahnen konnte, was ihr bevorstand. Sie hatte auch insofern Glück, daß es zeitig Frühling wurde. Bereits im April schmolz der Schnee im Walde. Barbro ließ, sobald das erste Grün hervorsproßte, einen Teil des Viehes auf die Alm treiben, die weit oben in einsamer Wildnis lag. Sie und Alt-Lisa zogen mit hinauf, um die Sennerei-Wirtschaft zu besorgen.

Dort wurde Ende Mai das Kind geboren. Es war ein Knabe, und er sah noch jämmerlicher aus als das Kind, das Barbro im vorhergehenden Frühling zur Welt gebracht hatte. Es war klein und schwächlich und schrie unaufhörlich. Als Alt-Lisa es ihr zeigte, lachte sie voll Bitterkeit. „Du hättest mich nicht zu zwingen brauchen, um dieses Kindes willen zu leben", sagte sie. — „Niemand kann einem solchen kleinen Dingelchen ansehen, was aus ihm werden wird", antwortete die Alte. — „Nun sollst du dessen eingedenk sein, daß du dein Gelöbnis halten mußt, mir freie Hand zu lassen", sagte Barbro mit hartem Ton. — „Ja", erwiderte die Alte, „doch zuvor muß ich wissen, ob es blind ist." — „Du kannst dich ja so verstellen, als sähest du nicht, was für ein Kind es ist."

Auch Barbro selber war elender als voriges Mal. Während der ganzen ersten Woche war sie so schwach, daß sie ihr Bett nicht verlassen konnte. Das Kind lag nicht in der Sennhütte, sondern die Alte hielt es in einem der kleinen Schuppen verborgen, die auf der Senne standen. Sie betreute es Tag und Nacht, gab ihm Ziegenmilch zu trinken und erhielt es mit großer Mühe am Leben. Einigemal am Tage brachte sie es in die Stube. Dann kehrte sich Barbro zur Wand, um es nicht sehen zu müssen.

Eines Tages stand Alt-Lisa an dem kleinen Fenster der Sennhütte und blickte hinaus. Sie hielt das Kind auf dem Arm und es schrie wie gewöhnlich, die Alte dachte eben darüber nach, wie klein und jämmerlich es wäre. „Schau, schau“, sagte sie dann plötzlich und beugte sich vor, um besser zu sehen, „da kommt jemand des Weges!“ Im Augenblick stand sie mit dem Jungen vor Barbro. „Du mußt das Kind so lange nehmen. Ich werde hinausgehen und denen, die eben kommen, sagen, daß du krank liegst, und daß sie nicht hereinkommen sollen.“ Sie legte das Kind auf Barbros Bett und diese ließ es liegen, ohne es anzurühren. Es schrie die ganze Zeit über nach Kräften. Alt-Lisa kam sofort zurück. „Das Kind schreit ja so laut, daß man es im ganzen Walde hören kann“, sagte sie. „Wenn du es nicht zum Schweigen bringen kannst, dann werden die Leute natürlich merken, daß hier ein Kind vorhanden ist.“ Sie ging wieder hinaus, und Barbro wußte keinen anderen Rat als sich das Kind an die Brust zu legen.

Die Alte blieb eine geraume Zeit draußen. Als sie zurückkam, schlief das Kind und Barbro betrachtete es. „Du brauchst dich nicht zu ängstigen“, sagte Alt-Lisa. „Sie haben nichts gehört, sie gingen nach einer anderen Richtung weiter.“ Barbro sah sie mit trüben Blicken an. — „Nun glaubst du alles sehr gut gemacht zu haben“, sagte sie. „Denkst du, ich verstehe nicht ganz gut, daß niemand draußen war, und daß du mich nur erschrecken wolltest, um mich dazu zu bringen, das Kind zu nehmen.“ — „Ich kann es ja wieder hinaustragen“, sagte die Alte. — „Jetzt kann es auch hier liegen bleiben, bis es aufwacht.“

Gegen Abend wollte die Alte den Jungen wieder forttragen. Er lag ganz still und behaglich da, während er die kleinen Händchen auf- und zumachte. „Was tust du in der Nacht mit ihm?“ fragte Barbro. — „Er liegt draußen im Heuschober.“ — „Läßt du ihn dort liegen wie ein Katzenjunges?“ — „Ich dachte nicht, daß es so genau darauf ankommt, wie mit diesem Kinde umgegangen wird. Wenn du aber willst, kann es ja auch hier in der Stube bleiben.“

Als der Junge sechs Tage alt war, saß Barbro aufrecht im Bett und sah zu, wie die Alte ihn wickelte. „Du hältst ihn aber recht schlecht“, sagte Barbro, „da ist es kein Wunder, wenn er so viel schreit.“ — „Ich habe früher genug Kinder gewartet“, antwortete die Alte. „Ich denke wohl, daß ich mich auf dergleichen ebensogut verstehe wie du.“ Barbro schwieg eine Weile still, aber sie dachte sich, noch niemals sei jemand schlechter mit einem Kinde umgegangen. — „Du hältst ihn ja so, daß er blauschwarz im Gesicht wird“, sagte sie ungeduldig. — „Ich glaubte nicht, daß man auf einen solchen Wechselbalg so viel Rücksicht zu nehmen brauchte, als wäre er ein Prinz“, erwiderte die Alte und wurde ärgerlich, „aber wenn ich nichts tauge, so kannst du es ja selber versuchen.“ Und damit schob sie Barbro das Kind zu und ging hinaus.

Barbro nahm das Kind auf. Sie wickelte es nochmals, und der Junge war bald ruhig und zufrieden. Als Lisa wieder hereinkam, sagte sie: „Siehst du, daß er jetzt still ist?“ Dabei sah sie ganz stolz aus. — „Man hat mir immer zu verstehen gegeben, daß ich eine gute Hand für Kinder hätte“, entgegnete die Alte nochmals und war noch lange Zeit bei schlechter Laune.

Von nun an besorgte Barbro indessen das Kind stets eigenhändig. Eines Tages, da sie noch bettlägerig war, bat sie Lisa, ihr eine reine Windel zu geben. Die Alte antwortete, daß sie keine einzige mehr rein habe. Sie wollte sogleich die wenigen Windeln, die vorhanden waren, waschen. Das Blut stieg Barbro ins Gesicht, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Dieses Kind hat es nicht besser als das Kind eines Bettelweibes“, sagte sie ungeduldig. — „Du hättest selber ein wenig an all dies denken sollen“, sagte die

Alte. „Ich möchte wissen, was du wohl angefangen hättest, wenn ich nicht alles Kinderzeug, dessen ich habhaft werden konnte, eingepackt und mitgebracht hätte.“ Barbro erinnerte sich nun an alles. Jene düstere Verzweiflung, in der sie den ganzen Winter über gelebt hatte, erfaßte sie und machte sie wiederum hart. — „Es wäre besser gewesen, wenn man dieses Kind weder gehegt noch gepflegt hätte“, sagte sie.

Am nächsten Tage stand Barbro auf. Sie nahm Nadel und Zwirn zur Hand und zerschnitt ein Laken, um Kinderzeug für den Jungen zu nähen. Als sie eine Weile dabei gesessen hatte, kamen wieder alle die düsteren Gedanken über sie: Was hilft es, daß ich hier alles für ihn in Ordnung bringe? Es wäre besser, ich ginge mit ihm ins Moor, denn dorthin müssen wir alle beide.“

Sie ging zu Alt-Lisa hinaus, die ihre Kühe melkte, ehe sie in den Wald gingen. „Lisa, weißt du, wie lange es dauern muß, bis wir Gewißheit haben, ob das Kind sehen kann?“ — „Das wird wohl noch acht Tage oder vielleicht ein paar Wochen dauern, ehe man ganz sicher sein kann“, antwortete die Alte. Barbro ging hinein und nahm wieder ihre Arbeit vor. Als sie mit der Schere hantierte, schnitt sie alles ungleich; sie merkte, daß ihre Hand zitterte und bebte. Bald begann ihr ganzer Körper zu zittern, und sie mußte eine geraume Weile die Arbeit ruhen lassen. Herr Gott, was geht mit mir vor! Kann es möglich sein, daß ich mich so sehr freue, ihn noch einige Wochen behalten zu dürfen? Ich zittere ja an allen Gliedern.

Alt-Lisa hatte es oben im Walde schwer. Sie mußte die Kühe auf die Weide treiben und mußte auch allein die Milchwirtschaft besorgen. Barbro dachte jetzt immer nur daran, den Jungen zu pflegen und kam gar nicht darauf, ihr zu helfen. „Barbro, du könntest auch etwas anderes tun als dazusitzen und den Jungen anzustarren“, sagte die Alte eines Tages, als sie ganz erschöpft war. Barbro stand auf und trat aus der Sennhütte heraus, aber auf der Schwelle kehrte sie wieder um. — „Du wirst später im Sommer noch Hilfe genug bekommen“, sagte sie. „In diesen Tagen möchte ich nicht von ihm fortgehen.“

Je mehr Barbro das Kind lieben lernte, desto klarer wurde es ihr, daß sie ihm gerade dadurch die größte Barmherzigkeit erweisen würde, wenn sie ihren ersten Vorsatz ausführte. Es war die ganze Zeit über schwach und kränklich. Auch an Wachstum nahm es nicht zu, sondern war fast ebenso winzig wie bei der Geburt. Und am allermeisten war sie darüber bekümmert, daß seine Augen immer geschwollen und rotgerändert waren. Es machte kaum einen Versuch, die Augenlider zu heben.

Nun fügte es sich so, daß Alt-Lisa eines Tages davon zu reden begann, wie alt das Kind sei. — „Jetzt ist der Junge schon drei Wochen alt, Barbro." — „Nein", widersprach Barbro heftig, „erst morgen." — „Ach so", sagte die Alte. „Ja, dann muß ich mich wohl verrechnet haben, aber es dünkt mich doch so, als wäre er an einem Mittwoch geboren." — „Ich denke, du könntest es mir wohl gönnen, ihn einen Tag länger zu besitzen."

Als Alt-Lisa sich am nächsten Morgen ankleidete, sagte sie zu Barbro: „Es steht hier in der Nähe für die Kühe recht schlecht mit der Weide. Ich werde die Tiere ein Stück weiter in den Wald hinuntertreiben. Wir kommen wohl nicht vor Abend zurück." Barbro wandte sich ihr heftig zu und schien etwas sagen zu wollen, preßte jedoch die Lippen fest zusammen und schwieg. „Willst du etwas?" fragte die Alte. Es kam ihr vor, als wolle Barbro sie bitten, daheim zu bleiben. Aber es kam doch nicht dazu.

Am Abend kehrte die Alte zurück und trieb langsam das Vieh vor sich her. Sie mußte immer wieder die Kühe herbeilocken, die Umwege nach rechts und links machten und stehen blieben, sobald sie ein grünes Fleckchen sahen. Die Alte wurde ungeduldig. Sie begann die eigensinnigen Tiere ein wenig auszuzanken. „Ach ja", sagte sie schließlich, zu sich selber. „Es ist wohl kaum der Mühe wert, daß du so eifrig bist. Du kommst wohl immer noch zeitig genug zu dem zurück, was dich erwartet."

Als sie die Tür zur Sennhütte öffnete, saß Barbro und hielt den Jungen auf ihrem Schoß, während sie ihm vorsang. „Ach, mein Gott, daß du aber auch gar nicht nach Hause kamst, Lisa!" rief sie aus. „Ich weiß nicht was ich an-

fangen soll. Sieh' doch, jetzt hat der Junge einen Ausschlag bekommen!" Und sie trat auf Lisa zu und zeigte ihr ein paar rote Fleckchen am Halse des Kindes. Alt-Lisa stand noch immer an der Tür, sie schlug vor Verwunderung die Hände zusammen und lachte. Barbro blickte sie bestürzt an. „Ist dieser Ausschlag denn nicht gefährlich?" fragte sie. — „Bis morgen ist alles wieder gut", sagte die Alte und fuhr fort zu lachen. Barbro verwunderte sich immer mehr, aber schließlich dachte sie daran, welche Angst die alte Frau gerade an diesem Tage ausgestanden haben mußte. — „Ja, es wäre dennoch für uns alle besser gewesen, wenn ich es getan hätte", sagte sie. „Und das war wohl auch deine Meinung, da du heute deiner Wege gingst." — „Ich lag heute nacht und überlegte mir, was ich nun anfangen sollte", antwortete die Alte, „und da sagte mir eine innere Stimme, daß der Kleine sich am besten selbst behüten würde, wenn ich dich mit ihm allein ließe."

Als alle abendlichen Beschäftigungen erledigt waren, und sie sich zu Bett legen wollten, sagte die Alte zu Barbro: „Bist du nun entschlossen, den Jungen leben zu lassen?" — „Ja", antwortete Barbro, „wenn Gott ihm Gesundheit schenkt, so daß ich ihn behalten darf." — „Wenn er aber ein Idiot und noch dazu blind wird?" — „Daß er es ist, weiß ich doch bereits", sprach Barbro, „aber ich kann ihm auf alle Fälle kein Leid antun. Wie es auch sein mag, so bin ich doch schon allein dafür dankbar, daß ich ihn pflegen und für ihn sorgen darf."

Die Alte setzte sich auf die Bettkante und grübelte nach. „Da es nun so gekommen ist", sagte sie, „wirst du doch wohl an Ingmar schreiben." Barbro sah ganz erschrocken aus. — „Ich denke, du wolltest gern, daß dieses Kind leben bliebe", sprach sie, „wenn du jedoch an Ingmar schreibst, so sage ich nicht gut für das, was ich tue." — „Ich möchte wohl wissen wie du dies Geheimnis zu wahren gedenkst?" sprach die Alte. „Wer auch immer erfahren wird, daß du ein Kind hast, kann es ihm doch schreiben oder erzählen." — „Ich möchte eben versuchen, alles geheim zu halten, bis Ingmar mit Gertrud verheiratet sein wird."

Alt-Lisa saß wieder schweigend da und dachte eine geraume Weile über diese Worte nach. Als sie nun erkannte, wie bereitwillig Barbro war, ein so großes Unglück über sich selber zu bringen, wagte sie nicht mehr, ihr zu widersprechen. Sie sagte nur zaghaft: „Du warst stets sehr gut gegen uns alte Leute auf dem Ingmarshof. Da darfst du dich auch nicht wundern, daß ich dich dort gern für immer als Hausfrau schalten und walten sehen möchte.“ — „Wenn ich jemals gut gegen dich gewesen bin“, antwortete Barbro, „so vergiltst du es mir tausendfältig dadurch, daß du mir in dieser Sache unbedingt gehorchst.“

Barbro setzte ihren Willen durch, und während des ganzen Sommers erfuhr niemand etwas von der Existenz des Jungen. Wenn Leute nach der Sennerei kamen, wurde er im Heuschober versteckt. Barbros größte Sorge war, wie sie es ermöglichen könnte, ihn verborgen zu halten, wenn sie im Herbst ins Dorf zurückkehren mußte. Jeden Tag grübelte sie darüber nach.

Aber mit jeder Stunde würde ihr das Kind lieber, und dadurch gewann sie etwas von ihrer früheren Gemütsruhe wieder. Der Junge wurde auch allmählich kräftiger, obwohl sein Wachstum und seine ganze Entwicklung nur sehr langsame Fortschritte machte. Den ganzen Sommer über weinte und schrie er sehr viel, und seine Augenlider waren immer rot und geschwollen, so daß er sie kaum heben konnte. Barbro zweifelte keinen Augenblick daran, daß es ein Idiot werden würde, und obwohl sie fest entschlossen war, ihn leben zu lassen, hatte sie doch um seinetwillen viele schwere Stunden. Diese kamen am häufigsten in den Nächten, und dann pflegte sie aufzustehen und das Kind zu betrachten. Es war recht häßlich mit seiner gelbbleichen Gesichtsfarbe und dem dünnen rötlichen Haar. Die Nase war zu kurz und die Unterlippe zu dick, und wenn es schlief, zog es die Augenbrauen so fest zusammen, daß sich tiefe Falten auf der Stirn bildeten. Wenn Barbro den Jungen so anblickte, fand sie, daß er ein richtiges Idiotengesicht habe, und dann durchweinte sie die ganze Nacht, daß ihr Sohn ein so unglücklicher, armer Tropf werden müßte. Aber früh am Morgen erwachte das Kind, es lag gut ausgeschlafen und ganz vergnügt in dem Korbe,

der ihm als Wiege dienen mußte, und wenn Barbro zu ihm sprach, streckte es ihr die Ärmchen entgegen. Dann wurde Barbro wieder ruhig und geduldig. „Ich glaube, daß andere, die gesunde Kinder haben, gar nicht so viel Liebe für sie empfinden, wie ich sie für dieses kränkliche Würmchen fühle", sagte sie zu Alt-Lisa.

Die Zeit verging, und der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Barbro hatte es noch immer nicht herausgefunden, wie es ihr gelingen könnte, das Kind nach ihrer Heimkehr verborgen zu halten. Zuweilen dachte sie, daß ihr nichts anderes übrig bleiben würde, als außer Landes zu reisen.

Anfang September war eines Abends sehr trübes, schlechtes Wetter, mit Regen und Wind. Barbro und Lisa hatten sich ein gutes Herdfeuer gemacht und wärmten sich an der Glut. Das Kind lag auf Barbros Schoß, und sie dachte wie immer darüber nach, wie sie es einrichten sollte, daß Ingmar nichts erführe.

Denn sonst würde er zu mir zurückkehren, dachte sie. Ich weiß nicht, wie ich es ihm klar machen soll, daß ich meine Last allein tragen will.

Gerade als sie daran dachte, wurde ganz unerwartet die Tür der Sennhütte geöffnet und ein Wanderer trat herein.

„Gott grüß' euch im Walde!" rief der Mann. „Es war ein Glück, daß ich mich bis zur Hütte zurechtfinden konnte. Ich hätte in dieser stockfinsteren Nacht nicht das Dorf erreichen können, und da erinnerte ich mich, daß die Sennhütte vom Ingmarshof in dieser Richtung liegen müsse."

Der Mann war ein armer Schlucker, der früher als Trödler umherzog. Jetzt hatte er keinerlei Waren zu verkaufen, sondern ging umher und bettelte. Er war sicherlich nicht so verarmt, daß er nicht hätte leben können, ohne die Barmherzigkeit anderer in Anspruch zu nehmen, aber er vermochte es nicht zu lassen, von Hof zu Hof wandernd Neuigkeiten einzuheimsen.

Das erste, was er in der Sennhütte bemerkte, war natürlich das Kind. Er machte große Augen, als er es zu sehen bekam.

„Wessen Kind ist das?“ fragte er sofort. Beide Frauen schwiegen einen Augenblick, dann sagte Alt-Lisa kurz und bündig: „Es ist Ingmar Ingmarssons Kind.“

Der Mann sah noch erstaunter aus. Er geriet auch in Verlegenheit darüber, in etwas hineingeraten zu sein, was er wahrscheinlich gar nicht wissen sollte. Verlegen beugte er sich über das Kind. „Ich möchte wohl wissen, wie alt ein so kleines Wurm sein mag?“ sagte er. Nun war es Barbro, die sich beeilte, zu antworten: „Es ist einen Monat alt.“

Der Mann war unverheiratet und verstand sich nicht sehr auf Kinder. Er konnte es nicht merken, daß Barbro ihn täuschte. Er blickte sie, die dort so ganz ruhig saß, erschrocken an. „Also es ist nur einen Monat alt“, sagte er. — „Ja“, antwortete Barbro in ihrer ruhigen Art. Der Mann wurde trotz seines Alters ganz rot und verlegen, Barbro sah jedoch aus, als ob ihr gar nichts daran läge, was er darüber denke. Er merkte, daß Alt-Lisa der jungen Mutter warnend winkte, diese aber saß mit stolz erhobenem Haupte da und kümmerte sich nicht darum. Jene Alte fürchtet sich nicht, zu lügen, dachte er, aber Barbro kann man es anmerken, daß sie sich für so etwas zu gut hält.

Am nächsten Morgen faßte er Barbros Hand und drückte sie ganz treuherzig. „Ich werde schon schweigen“, sagte er. — „Ja, darauf rechne ich“, antwortete Barbro.

Sobald er gegangen war, sagte die Alte: „Ich kann es gar nicht begreifen, was in dich gefahren ist. Warum redest du über dich selber die Unwahrheit?“ — „Ich konnte nicht anders handeln“, antwortete Barbro. — „Und du glaubst, daß Krämer Johannes so etwas verschweigen wird!“ — „Ich will ja gar nicht, daß er es verschweigen soll.“ — „Ist es dein Wunsch, daß die Leute glauben sollen, dies sei nicht Ingmars Kind?“ — „Ja“, antwortete Barbro, „jetzt ist es doch unmöglich länger zu verheimlichen, daß es existiert. Da bleibt eben nichts anderes übrig, als sie dies Gerede glauben zu lassen.“ — „Und denkst du, daß ich darauf eingehen werde?“ fragte die Alte. — „Du wirst wohl darauf eingehen müssen, wenn du nicht willst, daß solch ein armer Idiot der Erbe des Ingmarshofs werden soll.“

Mitte September pflegten alle, die während des Sommers in den Sennhütten gehaust hatten, heimzukehren. Auch Barbro und Lisa zogen wieder zum Ingmarshof hinunter. Sie merkten sofort, daß die Neuigkeiten über Barbro sich in der ganzen Gegend verbreitet hatten. Sie suchte es jetzt auch durchaus nicht zu verheimlichen, daß sie ein Kind habe, war jedoch sehr besorgt, daß jemand es zu sehen bekäme. Sie verbarg es stets in Alt-Lisas Kammer im Brauhause. Es schien ihr unerträglich zu sein, daß jemand es zu sehen bekäme und dann merken würde, wie kränklich es sei, und daß es sich niemals zu einem rechten Menschen mit Sinn und Verstand entwickeln könnte.

Es war ganz natürlich, daß Barbro in diesem Herbst sehr hart getadelt und mißachtet wurde. Die Menschen bemühten sich auch gar nicht, zu verbergen, was sie von ihr dachten, und Barbro scheute sich so sehr vor ihnen, daß sie niemals das Haus verlassen mochte. Aber sogar das Hofgesinde betrug sich anders gegen sie, als zuvor. Knechte und Mägde machten oft in ihrer Gegenwart häßliche Anspielungen, und es wurde ihr schwer, sich Gehorsam zu erzwingen.

Dies änderte sich jedoch sehr bald. Seit Ingmar in fremden Landen weilte, wohnte Stark-Ingmar unten im Hof und verwaltete ihn als sein Vertreter. Eines Tages hörte er, daß einer der Knechte Barbro eine ungehörige Antwort gab; da versetzte er dem Kerl eine Ohrfeige, daß dieser gegen die Wand taumelte. „Du kannst mehr von der Sorte kriegen, wenn ich noch einmal so etwas höre“, sagte der Alte.

Barbro blickte ihn verwundert an. „Ich danke dir“, sagte sie. Er wandte sich um, blickte sie aber recht unfreundlich an. „Dafür brauchst du mir nicht zu danken“, antwortete er. „Aber so lange du die Hausfrau auf dem Ingmarshof bist, werde ich schon zusehen, daß die Leute dir die gebührende Achtung und Ehrerbietung erweisen.“

Im Spätherbst kam Nachricht aus Jerusalem, daß Ingmar und Gertrud die Kolonie bereits verlassen hätten. „Vielleicht sind sie schon in der Heimat angelangt, wenn diese Zeilen bei euch eintreffen“, stand in dem Brief. Als

Barbro dies vernahm, empfand sie es zuerst als eine große Erleichterung. Jetzt war sie dessen sicher, daß Ingmar die Scheidung vollziehen lassen würde, und wenn sie dann endlich frei wäre, dann brauchte sie keinen Tag länger die schwere Last der Verachtung zu tragen, die sie jetzt so bitter bedrückte.

Aber später am Tage, als sie ihrer Arbeit nachging, mußte sie wiederholt mit ihren Tränen kämpfen. Es war doch herzzerreißend, daß nun alles zwischen ihr und Ingmar ein Ende haben mußte. Wie unglaublich leer erschien ihr ein Leben, in dem sie beide nichts mehr miteinander zu schaffen hatten.

•

An einem Vormittag im Spätherbst wanderten sehr viele Leute nach dem Schulhause. Gertrud war am vorhergehenden Tage angekommen, und nun hatte sie einen großen Tisch in Mutter Stinas Küche zurechtgestellt und alle Geschenke für das Heimatsdorf ausgebreitet, die sie von Jerusalem mitgebracht hatte. Sie hatte weit und breit durch die Schulkinder an alle jene Leute Botschaft gesendet, die Verwandte und Freunde unter den Kolonisten hatten und hatte sie nach dem Schulhause bitten lassen. Und nun kamen sie alle, Hök Matts und Per, der Bruder Ljung Björns und eine Menge anderer Leute. Und Gertrud gab jedem das Seine und erzählte dabei von Jerusalem, von der Kolonie und von all dem Wunderbaren, das den Ausgewanderten draußen in dem heiligen Lande widerfahren war.

Bo Månsson war auch den ganzen Vormittag über im Schulhause und half Gertrud bei ihren Berichten, aber Ingmar ließ sich nicht blicken. Während der ganzen Reise hatte er geglaubt, daß Karins Bericht über Barbro bloßes Gerede gewesen wäre, als er aber bei der Heimkehr zu hören bekam, daß es Wahrheit sei, erschien es ihm zuerst ganz unmöglich, irgend einen Menschen wiederzusehen. Er war bei Bos Eltern eingekehrt. Dort ließ man ihn in Frieden, soviel es ihm beliebte, niemand belästigte ihn oder redete zu ihm.

Gegen Mittag nahm der Menschenstrom nach dem Schulhause ab, und Gertrud war plötzlich allein in der Küche. Da

kam gerade eine hochgewachsene, stattliche Frau herein. Wer mag das sein? dachte Gertrud. Es ist merkwürdig, daß jemand in dieser Gegend lebt, den ich nicht kenne.

Die Fremde näherte sich Gertrud und reichte ihr die Hand. „Ich kann mir denken, daß du Gertrud bist“, sagte sie. „Ich möchte dich nun fragen, ob das was ich gehört habe, wahr ist, daß Ingmar sich nicht mit dir verheiraten wird.“ Gertrud wollte eben ärgerlich antworten, weil eine Fremde hereingestürzt kam, um sie nach so etwas zu fragen. Aber plötzlich wurde ihr klar, daß diese Unbekannte Ingmars Frau, Barbro, sein müsse.

„Nein, Ingmar, wird sich nicht mit mir verheiraten“, antwortete sie. Die andere schritt aufseufzend zur Tür. — „Ich mochte es nicht glauben, ehe ich es nicht mit eigenen Ohren hörte.“

Barbro dachte nur an die Schwierigkeiten, die ihr nun bevorstanden. Ingmar kehrte also los und ledig heim, und sicherlich hegte er noch die gleiche Liebe für sie wie bei der Abreise. Nun darf ich es in alle Ewigkeit hin nicht bekannt werden lassen, daß es *sein* Kind ist, dachte sie. Ich weiß ja, daß er sich allen Menschen gegenüber als ehrlos betrachten würde, wenn er mich mit dem kranken Kinde allein fertig werden ließe. Er würde mich bitten, sein Weib zu bleiben, und ich könnte es ihm nicht abschlagen, dann aber würde das Elend von neuem beginnen. Für mich wird es jedoch hart sein, mein ganzes Leben lang eine Schande zu tragen, die ich nicht verschuldet habe.

Gerade als sie an der Tür stand, wandte sie sich nach Gertrud um. „Ingmar will jetzt wohl nicht nach dem Ingmarshof zurückkehren?“ fragte sie mit leiser Stimme. — „Es ist vielleicht nicht zulässig, daß er heimkehrt, ehe ihr richtig geschieden seid“, sagte Gertrud. — „Er mag wohl ohnehin nicht heimkehren wollen“, meinte Barbro.

Gertrud trat rasch auf Barbro zu. „Weißt du, ich glaube, daß du über dich selbst Lügen verbreitet hast“, rief sie aus. „Ich habe es die ganze Zeit über gesagt, aber jetzt, nachdem ich dich gesehen habe, bin ich meiner Sache ganz sicher.“ — „Wie kann ich lügen? Ich habe ja ein

Kind", sprach Barbro. — „Du handelst unrecht gegen Ingmar, der sich so nach dir sehnt", sagte Gertrud. „Er ist ein verlorener Mensch, wenn du ihm nicht die Wahrheit mitteilst." — „Da ist nichts mitzuteilen", erwiderte Barbro.

Gertrud stand vor ihr und schaute sie so fest an, als ob sie Barbro mit ihren Blicken bezwingen wolle. „Kannst du Ingmar eine Botschaft zukommen lassen?" fragte Barbro. — „Ja, natürlich kann ich ihm eine Botschaft senden." — „Dann sage ihm also, daß Stark-Ingmar im Sterben liegt! Er möchte nach Hause kommen, um Abschied von ihm zu nehmen. Mir wird er dort nicht begegnen." — „Ach Gott, es wäre wohl für euch beide die beste Gelegenheit zu einer Begegnung", sagte Gertrud.

Barbro wandte sich wieder der Tür zu, als sie sie aber geöffnet hatte, blickte sie sich um. „Es ist wohl nicht wahr, daß Ingmar erblindet ist?" — „Er hat ein Auge verloren, das andere ist jetzt jedoch gesund." — „Ich danke dir!" sagte Barbro. „Und ich freue mich, dich gesehen zu haben", setzte sie hinzu und blickte Gertrud freundlich an. Damit schloß sie die Tür und war verschwunden.

Es war etwa eine Stunde vergangen, da befand sich Ingmar auf dem Wege zum Ingmarshof, um von Stark-Ingmar einen letzten Abschied zu nehmen. Er ging nicht schnell, es war, als koste ihn jeder Schritt Mühe.

Auf diesem Wege lag ein Stück davon entfernt ein kleines armseliges Bauernhaus. Als Ingmar noch ziemlich weit davon entfernt war, bemerkte er, daß dort ein Mann und eine Frau aus der Tür traten. Der Mann sah arm und dürftig aus, und Ingmar glaubte zu erkennen, daß die Frau ihm etwas in die Hand steckte. Dann ging sie eilig ihres Weges nach dem Ingmarshof zu.

Als Ingmar an der Hütte vorüberging, stand der Mann noch immer auf der Türschwelle. Er überzählte einige Silberschillinge, die er in der Hand hielt. Ingmar erkannte ihn wieder. Es war Stig Börjesson.

Als Stig aufblickte, war Ingmar bereits vorübergegangen. Er begann ihm nachzurufen. „Warte, Ingmar, so warte doch! Na, warte doch wenigstens und höre mich

an!“ Er lief ihm auf dem Wege nach, aber als Ingmar weiter schritt, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuwenden, schien er ärgerlich zu werden. „Ja, mach' dich nur davon!“ rief er. „Ich würde dir sonst etwas erzählt haben, worüber du dich gefreut hättest.“

Nach einigen Augenblicken war Ingmar dicht hinter der Frau, die sich eben von Stig Börjesson entfernt hatte. Sie hatte es sichtlich eilig und ging so schnell sie konnte vorwärts. Als sie hörte, daß jemand hinter ihr herkam, glaubte sie, es sei Stig und sagte, ohne sich umzuwenden: „Du mußt dich mit dem begnügen, was ich dir gab. Ich habe nicht mehr Geld bei mir.“ Ingmar sprach nicht, ging aber schneller. „Du sollst in der nächsten Woche mehr bekommen, wenn du nur Ingmar nichts davon sagst“, sprach sie. In demselben Augenblick hatte Ingmar sie erreicht und legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie riß sich los und wandte sich mit einem zornigen Ausruf um.

Als sie nun erkannte, daß es Ingmar und nicht Stig war, schlug sie die Hände zusammen, wie jemand, der sehr freudig überrascht ist. Als sich jedoch ihre Blicke begegneten, da hob Ingmar langsam seinen Arm und seine Stirn zog sich in tiefe Falten. Er sah aus, als hätte er Lust, sie zu Boden zu schlagen.

Barbro hatte keine Furcht. Sie stand ruhig vor ihm und sah ihn einen Augenblick an, dann zog sie sich langsam zurück. „Ach nein, Ingmar“, sagte sie, „mach' dich um meinetwillen nicht unglücklich!“

Ingmar ließ seinen Arm sinken. „Ich muß dich bitten, mir zu verzeihen“, sagte er steif und kalt. „Ich vermochte es nicht zu ertragen, dich in Stigs Gesellschaft zu sehen.“ Barbro antwortete sehr ruhig: „Du mußt nicht glauben, daß ich nicht jedem dankbar wäre, der mich vom Leben befreite.“

Ohne weiter ein Wort zu sagen ging Ingmar auf die andere Seite des Weges hinüber und wanderte ganz schweigsam dahin. Barbro schritt ebenso stumm weiter. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Wenn man bedenkt, daß er nicht einmal mit mir reden will, nachdem wir einander so lange nicht gesehen haben! Wie sind wir beide doch unglücklich!

„Es wäre sicherlich besser, ihm die ganze Wahrheit zu sagen“, dachte sie von Zeit zu Zeit. „Ich kann seine Verachtung nicht ertragen. Es ist besser, daß ich ihm die Wahrheit sage und mir dann das Leben nehme.“

Plötzlich entschloß sie sich, mit ihm zu reden. „Du fragst nicht einmal, wie es um Stark-Ingmar steht.“ — „Ich komme wohl bald in die Lage, es selber zu sehen“, sagte Ingmar mürrisch.

„Heute früh kam er zu mir“, berichtete Barbro, „und teilte mir mit, er habe nachts Botschaft erhalten, daß er am heutigen Tage sterben würde.“ — „Ist er nicht krank?“ fragte Ingmar. — „Er ging das ganze Jahr über von Rheumatismus geplagt umher, und immer jammerte er darüber, daß du nicht zurückkämest, damit er sterben könne. Er sagte, daß er nicht von hinnen scheiden dürfe, ehe du von der Wallfahrt heimgekehrt wärest.“ — „Aber ist er heute besonders krank?“ — „Nein, nicht kränker als sonst, aber er glaubt ganz sicher, daß er heute sterben wird, und er hat sich in der kleinen Kammer auf das Bett gelegt. Er hat beschlossen, daß bei ihm alles ganz so sein solle, wie es beim Tode deines Vaters gewesen ist, und man mußte notgedrungen nach dem Pfarrer und dem Doktor Boten aussenden, weil man sie auch zu Groß-Ingmar geholt hatte. Er fragte auch nach der prächtigen Decke, die man über Groß-Ingmars Lager gebreitet hatte, aber sie war nicht mehr auf dem Ingmarshof. Man hatte sie auf der Auktion verkauft.“ — „Ja, auf dieser Auktion war viel verkauft worden.“ — „Eine der Mägde glaubte, daß Stig Börjesson damals auf jene Decke geboten habe, und da glaubte ich, einen Versuch machen zu müssen, um sie zur Stelle zu schaffen, damit Stark-Ingmar alles so hätte, wie er es begehrte. Und es ging alles so nach Wunsch, daß ich sie zurückkaufen konnte. Hier habe ich sie“, sagte Barbro und wies auf ein Bündel hin, das sie in der Hand trug.

„Du bist gegen die alten Leute hier stets gut gewesen“, sagte Ingmar. Seine Stimme klang sehr unfreundlich und hart, obwohl die Worte freundlich und anerkennend sein sollten. Dann sagte er nichts mehr, sondern verfiel wieder in tiefes Schweigen. Barbro blickte sehnsüchtig nach dem

Ende des Weges aus. Es ist entsetzlich, wie lange der Heimweg dauert, dachte sie. Wir kommen nicht vor einer halben Stunde nach Hause, und die ganze Zeit über muß ich hier neben ihm hergehen und mit ansehen, wie unglücklich er ist. Und ich weiß nicht, wie ich ihm helfen soll. Es würde ja noch schlimmer, wenn ich ihm die Wahrheit sagte. Dann würde er von neuem sein Leben mit dem meinen zusammenschmieden. Niemals, niemals im Leben war ich in einer so schweren Lage.

Sie versuchte schnell zu gehen, aber sowohl ihr als auch Ingmar erschien der Weg endlos. Die schweren Gedanken lasteten auf ihnen und hemmten ihre Schritte.

Endlich waren sie so weit gekommen, daß sie durch die Zauntür in den Hof hineingehen sollten. Hier vertrat Ingmar ihr den Weg.

„Ich möchte jetzt die Gelegenheit benutzen, um dich wegen einer Sache zu fragen, die ich mir für dich und mich ausgedacht habe“, sagte er. „Wenn du nicht darauf eingehst, so begegnen wir uns vielleicht niemals wieder. Ich beabsichtigte dir vorzuschlagen, daß wir unsere Scheidung rückgängig machen.“

Ingmars Stimme klang sehr kalt, und seine Augen ruhten nicht auf Barbro, sondern auf dem alten Ingmarshof, der vor ihnen lag. Er nickte den Gebäudereihen zu, die ihn aus den Luken und den niedrigen Fenstern nachdenklich zu betrachten schienen. „Ja, nun haben sie mich wohl ins Auge gefaßt“, murmelte er. „Sie wollen gewiß sehen, ob ich nicht zu guter Letzt doch noch gelernt habe, auf Gottes Wegen zu wandeln.“

„Ich habe an diesem Tage viel an die Zukunft gedacht“, sagte Ingmar laut. „Ich kann einen solchen Menschen wie Barbro nicht untergehen lassen, habe ich bei mir selber gedacht. Ich darf meine Hand nicht von ihr abziehen, aber als Mann und Frau, wie richtige Eheleute, können wir nicht mehr leben. Und nun möchte ich dich fragen, ob du nicht geneigt wärest, mir nach Jerusalem zu folgen, dann würden wir uns beide der Kolonie anschließen. Es gehören gute Leute dazu, und viele unserer Verwandten sind

dort, so daß du dich bald ganz heimisch fühlen würdest." Er machte eine kleine Pause, um ihre Antwort zu hören. — „Willst du um meinetwillen den Ingmarshof verlassen?" — „Ich will nur das tun, was recht ist." Er sprach in so strengem Tone, daß es sie eiskalt durchrieselte. — „Du hast da draußen bereits ein Auge eingebüßt, und ich habe gehört, daß du heimreisen mußtest, um nicht zu erblinden." — „Daran dürfen wir nicht denken", sagte Ingmar. „Alles geht gewiß gut, wenn man nur das tut, was recht ist."

Barbro dachte wiederum, daß es die reinste Barmherzigkeit wäre, Ingmar die Wahrheit zu sagen. Sie kämpfte innerlich einen harten Kampf, hatte aber dennoch die Kraft, zu schweigen. Nein, ich will nicht so großes Unglück über ihn bringen. Es ist am besten, wenn unsere Wege sich scheiden, dachte sie, denn sonst müßte ich mir das Leben nehmen.

Als sie beharrlich schwieg, sprach Ingmar: „Nun müssen wir auf lange Zeit Abschied nehmen, Barbro." — „Ja", entgegnete sie. Er ergriff die Hand, die sie ihm darbot. Als er ihre Hand in der seinen hielt, durchzuckte es ihn. Es hatte einen Augenblick den Anschein, als wolle er Barbro in leidenschaftlicher Umarmung an sich reißen. „Ich werde hineingehen und Stark-Ingmar mitteilen, daß du gekommen bist", sagte sie. „Ja, tu' das!" antwortete Ingmar schroff und ließ ihre Hand fahren.



Stark-Ingmar lag in der kleinen Kammer auf dem Bett. Er hatte keinerlei Schmerzen, aber sein Herz schlug ganz schwach, und von Augenblick zu Augenblick steigerte sich seine Atemnot. „Es ist gewißlich wahr, daß ich noch heute sterben werde", dachte er.

So lange er dort allein lag, hatte er seine Geige neben sich liegen. Er entlockte den Saiten ab und zu einen schwachen Ton und schien dann ganze Melodien und Lieder zu vernehmen. Als der Arzt und der Pfarrer kamen, legte er die Geige beiseite und redete mit ihnen von den seltsamen Erlebnissen, die er gehabt hatte. Meistenteils sprach er von Groß-Ingmar und von den Wichtelmännchen im Walde, die

ihm lange Zeit wohlgeneigt gewesen wären. Seit jedoch Hellgum den Rosenstrauch vor seiner Hütte abgehauen habe, sei ihm das Leben auf dieser Welt nicht mehr so leicht geworden wie vordem. Die Wichtelmännchen hätten aufgehört, ihn zu beschützen, und allerlei Ungemach sei über ihn gekommen. „Der Herr Pfarrer kann es mir glauben, daß ich nun herzlich froh bin, weil Groß-Ingmar in der vergangenen Nacht zu mir kam und mir sagte, daß ich nicht länger über seinen Hof zu wachen brauche, sondern endlich zur Ruhe eingehen dürfe."

Er war sehr feierlich in seinem ganzen Wesen, und man konnte es leicht erkennen, daß er ganz fest an seinen nahe bevorstehenden Tod glaubte. Der Pfarrer warf einige Worte darüber ein, daß er gar nicht sonderlich elend aussehe, aber der Arzt, der ihn untersucht und sein Herz behorcht hatte, sagte ganz ernsthaft: „Nein, nein, Stark-Ingmar weiß, was er spricht. Er liegt hier nicht vergebens, um den Tod zu erwarten."

Als Barbro hereintrat, um die prächtige Decke über ihn zu breiten, erblaßte der Greis ein wenig. „Nun kommt bald das Ende", sprach er. Dann streichelte er Barbros Hand. „Dafür und für alles andere danke ich dir. Und du mußt es mir vergeben, daß ich in der letzten Zeit so hart gegen dich war." Barbro schluchzte bei seinen Worten. In ihrem Innern hatte sich so viel Betrübnis angesammelt, daß ihr leicht die Tränen kamen. Der Greis streichelte nochmals ihre Hand und lächelte darüber, daß sie weinte. „Nun werden wir Ingmar bald hier haben", sagte er. — „Er ist gekommen", entgegnete Barbro. „Ich sollte nur vorangehen, um es dir zu sagen."

Als Ingmar hereintrat, erhob sich der Greis mühsam von den Kissen und streckte ihm die Hand entgegen. „Willkommen, Ingmar!" sprach er. Ingmar wurde bei seinem Anblick traurig. — „Ich wollte es nicht glauben, daß du mir den Kummer bereiten willst, dich gerade am Tage meiner Heimkehr zum Sterben niederzulegen", sagte er. — „Du darfst mich deshalb nicht tadeln", antwortete der Greis wie zur Entschuldigung. „Du erinnerst dich wohl noch, wie

Groß-Ingmar mir versprach, daß ich zu ihm kommen sollte, sobald du von der Wallfahrt heimkehren würdest.“

Ingmar setzte sich auf die Bettkante. Der Greis lag ruhig da und streichelte seine Hand, redete aber lange Zeit kein Wort mehr. Man sah, daß der Tod sich ihm nahte. Er wurde immer bleicher und bleicher, und seine Atemzüge kamen schwer und zischend über die Lippen.

Dann verließ Barbro das Zimmer und er begann Ingmar auszufragen. „Kommst du befriedigt nach Hause?“ fragte er und blickte ihn scharf an. — „Ja“, antwortete Ingmar ruhig und streichelte seine Hand. „Ich hatte eine gute Reise.“ — „Hier wurde erzählt, daß du Gertrud mit hergebracht hast?“ — „Ja, sie ist mitgekommen und wird sich mit meinem Vetter Bo Månsson verheiraten.“ — „Bist du damit zufrieden, Ingmar?“ — „Damit bin ich sehr zufrieden“, antwortete Ingmar mit fester Stimme.

Der Greis blickte ihn forschend an. Er schüttelte den Kopf. Er konnte diese ganze Sache nicht recht begreifen. „Wie steht es mit deinem Auge?“ fragte er. — „Das habe ich in Jerusalem eingebüßt“, sagte Ingmar hastig. — „Bist du auch damit zufrieden?“ fragte der Greis. — „Du weißt doch, Stark-Ingmar, daß Gott, der Herr, ein Pfand von dem begehrt, dem er ein großes Glück verleihen will.“ — „Hast du denn ein großes Glück gewonnen?“ — „Ja“, erwiderte Ingmar, „ich habe ein von mir begangenes Unrecht wieder gutmachen dürfen.“

Der Sterbende begann sich im Bett hin und her zu wenden. „Hast du jetzt Schmerzen?“ fragte Ingmar. — „Nein, aber ich bin so voller Unruhe“, sagte der Greis. — „Du mußt mir sagen, weshalb du dich beunruhigst.“ — „Du lügst mir doch wohl nichts vor, Ingmar, damit ich einen ruhigen Heimgang haben soll?“ fragte der Greis mit großer Zärtlichkeit. Ingmar war vor Überraschung wie benommen. Er verlor seine ganze Fassung und brach schluchzend zusammen. „Sage mir doch lieber die ganze Wahrheit!“ bat der Greis. Ingmar beruhigte sich für einen Augenblick. — „Ich darf doch wohl weinen, wenn ich solch einen wahren Freund, wie dich, verlieren soll.“ Aber nun wurde der Greis

noch rastloser und seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß. „Du bist eben erst heimgekehrt, Ingmar“, sagte er schließlich, „ich weiß nicht, ob du schon Neuigkeiten von diesem Hof gehört hast?“ — „Jawohl“, antwortete Ingmar, „ich erfuhr das, woran du denkst, bereits in Jerusalem.“ — „Ich hätte das, was dein war, besser bewachen sollen“, sagte der Greis. — „Ich muß dir etwas sagen, Stark-Ingmar. Du tust unrecht, falls du von Barbro etwas Schlechtes glaubst.“ — „Tue ich damit unrecht?“ fragte der Greis. — „Ja“, sagte Ingmar mit festerer Stimme. „Es ist gut, daß ich heimgekehrt bin, damit sie jemand hat, der sie verteidigt.“

Der Greis wollte antworten, aber Barbro, die in die Vorderstube gegangen war, um den Kaffeetisch für die Gäste zu decken, hatte das ganze Gespräch durch die halboffene Tür vernommen. Sie trat nun eilig in die kleine Kammer und ging auf Ingmar zu, als wolle sie ihm etwas sagen. Aber im letzten Augenblick schien sie wieder anderen Sinnes zu werden. Sie beugte sich statt dessen über den Greis und fragte ihn, wie er sich befände.

„Ja, ja, mir ist besser, seit ich mit Ingmar reden durfte“, sagte der Greis. — „Ja, mit ihm ist gut reden“, erwiderte Barbro leise und trat zum Fenster hin, um sich hinzusetzen.

Bald darauf merkten alle, daß Stark-Ingmar sich zum Heimgang bereite. Er lag mit geschlossenen Augen und mit gefalteten Händen ruhig da. Alle verhielten sich still, um ihn nicht zu stören.

Aber Stark-Ingmars Gedanken kehrten immer wieder zu dem Tage zurück, an dem Groß-Ingmar gestorben war. Er sah die Kammer vor sich, wie sie damals aussah, als er hineingekommen war, um Abschied zu nehmen. Er erinnerte sich der kleinen Kinder, die sein Herr gerettet hatte, und die auf Groß-Ingmars Bett saßen, als er im Sterben lag. Bei diesem Gedanken wurde ihm sehr weich zumute. „Siehst du, Groß-Ingmar, du hast doch viel vor mir vorausgehabt“, flüsterte er, denn er wußte genau, daß sein Jugendfreund in dieser Stunde nicht weit von ihm entfernt war. „Der Herr Pfarrer und der Herr Doktor sind hier, und auch deine Decke ist über mich gebreitet, aber ich kann kein kleines

Kind aufweisen, das unten auf meinem Bettrand sitzt." Kaum war dies gesagt, als er vernahm, daß jemand ihm antwortete: „Und dennoch lebt ein Kind auf dem Ingmarshof, für das du in deiner letzten Stunde eine gute Tat tun könntest."

Als Stark-Ingmar dies vernahm, lächelte er vor sich hin. Er schien sofort zu begreifen, was er zu tun habe. Mit einer Stimme, die zwar schwach, jedoch ganz deutlich war, begann er zu bedauern, daß der Herr Pfarrer und der Herr Doktor so lange auf seinen Tod warten mußten. „Da aber der Herr Pfarrer nun doch einmal hier sitzt", sagte er, „möchte ich davon reden, daß sich hier im Hause ein ungetauftes Kind befindet, und ich gedachte zu fragen, ob der Herr Pfarrer nicht so gut sein möchte, es während des Wartens zu taufen."

Es war schon vorher still im Zimmer gewesen, aber jetzt wurde es noch viel stiller. Der Pfarrer sprach jedoch: „Das war ein guter Gedanke von dir, Stark-Ingmar. Das hätten wir schon lange erledigen sollen."

Barbro erhob sich ganz bestürzt. „Ach nein, das wollen wir doch wohl nicht jetzt tun", sagte sie. Immer hatte sie daran denken müssen, daß sie bei der Taufe des Jungen gezwungen wäre, zu bekennen, wessen Kind es sei, und deshalb hatte sie die Taufe immer wieder aufgeschoben. Wenn ich nur erst richtig von Ingmar geschieden bin, dann lasse ich ihn taufen, hatte sie gedacht. Nun war sie so erschrocken, daß sie sich keinen Rat wußte. — „Du könntest mir wohl die Freude gönnen, in meiner letzten Stunde eine gute Tat tun zu dürfen", sagte Stark-Ingmar, die Worte wiederholend, die er vorhin vernommen hatte. — „Nein, das darf nicht geschehen", antwortete Barbro.

Nun ließ sich auch der Arzt zu Stark-Ingmars Gunsten vernehmen, damit der alte Mann seinen Willen bekäme. „Ich bin sicher, daß Stark-Ingmar eine Weile leichter atmen würde, wenn er jetzt an etwas anderes denken könnte als an seinen nahen Tod." Barbro fühlte sich wie in Ketten geschlagen, weil diese Bitte in einem Raum an sie gerichtet wurde, in dem ein Mensch bald seinen letzten Seufzer aus-

hauchen sollte. Sie sagte leise weinend: „Sie müssen doch einsehen, daß es nicht sein kann.“ Der Pfarrer trat nun zu Barbro und sagte ernst: „Du begreifst doch wohl, Barbro, daß dein Kind getauft werden muß.“ — „Ja, aber gerade heute fällt es mir zu schwer“, flüsterte sie ihm zu. „Ich werde morgen mit dem Kinde auf den Pfarrhof kommen. Es geht doch gar nicht an, es jetzt zu taufen, da Stark-Ingmar im Sterben liegt.“ — „Du begreifst doch wohl, daß es für Stark-Ingmar eine Freude wäre“, antwortete der Pfarrer.

Ingmar hatte die ganze Zeit über stumm und unbeweglich dagesessen. Es hatte ihn jedoch maßlos erregt, Barbro so gedemütigt und unglücklich zu sehen. Es ist entsetzlich schwer für jemand, der so stolz ist, wie sie, dachte er. Er vermochte es nicht mehr zu ertragen, daß diese Frau, die er mehr geliebt und verehrt hatte als sonst jemand auf der Welt, der Schmach und Erniedrigung ausgesetzt werden sollte.

„Du mußt von diesem Vorhaben abstehen“, sagte er zu Stark-Ingmar. „Es ist für Barbro zu schwer.“ — „Wir werden es Barbro schon leicht machen, wenn sie nur das Kind holen will“, fiel der Pfarrer ein. „Sie kann das Notwendige auf einen Zettel schreiben, dann trage ich es nach meiner Heimkehr im Kirchenbuch ein.“ — „Ach nein, ach nein, das ist ganz unmöglich!“ sagte Barbro und dachte nur daran, irgend etwas herauszufinden, um die Taufe aufschieben zu können.

Da richtete sich Stark-Ingmar in seinen Kissen auf und sprach mit großem Nachdruck: „Es wird dir all dein Lebtag schwer auf dem Herzen liegen, Ingmar, wenn du es nicht so einrichtest, daß mein letzter Wunsch erfüllt wird.“

Ingmar erhob sich sofort. Er trat zu Barbro hin, beugte sich über sie und flüsterte: „Du weißt doch wohl, Barbro, daß eine Ehefrau keinen anderen Namen als den ihres Ehemannes auf den Taufschein zu setzen braucht.“ Dann sagte er laut: „Ich werde anordnen gehen, daß sie mit dem Kinde kommen sollen.“ Er blickte Barbro an. Es ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper, sie erwiderte jedoch kein einziges Wort. Ich glaube, daß sie nahe daran ist, den Verstand zu verlieren, dachte Ingmar.

Er ging hinaus, und die wenigen Vorbereitungen waren bald erledigt. Der Talar und das Gebetbuch wurden aus der kleinen Reisetasche hervorgeholt, die der Pfarrer immer mit sich führte, und eine Schale mit Wasser wurde hereingebracht. Dann kam Alt-Lisa mit dem Kinde.

Der Pfarrer legte seinen Talar an. „Vor allem muß ich nun wissen, welchen Namen der Junge bekommen soll", sagte er. „Barbro wird wohl selber den Namen bestimmen", schlug der Doktor vor. Alle blickten auf Barbro hin. Sie bewegte einigemal die Lippen, aber kein Laut drang hervor. Es schien eine endlose Erwartung zu werden.

Als Ingmar dies sah, dachte er: Nun erinnert sie sich daran, welchen Namen ihr Sohn tragen müßte, wenn alles in Ordnung wäre. Sie kann vor Scham nicht reden. Er empfand ein so großes Mitleid, daß der Zorn verschwand und die große Liebe, die er für sein Weib hegte, einzig und allein Macht über ihn gewann. Ihr Kind kann ja dennoch Ingmar heißen, dachte er. Was tut das? Wir müssen uns ja doch trennen. Das beste wäre, wenn wir den Leuten auf irgend eine Art und Weise glaubhaft machen könnten, daß es mein Kind sei, damit Barbro ihren guten Namen und Ruf wiedererlangen könnte.

Weil er dies aber nicht so frei heraussagen wollte, machte er folgenden Vorschlag: „Da es doch Stark-Ingmar ist, der die Taufe bestellt hat, meine ich, daß er dem Jungen seinen Namen geben sollte." Er blickte bei diesen Worten seine Frau an, um zu sehen, ob sie seine Absicht verstände.

Aber kaum eine Sekunde darauf erhob sich Barbro. Sie durchschritt leise das Zimmer, bis sie dicht vor dem Pfarrer stand. Dann sprach sie mit fester Stimme: „Ingmar ist jetzt so gut gegen mich gewesen, daß ich es nicht länger ertragen kann, ihn zu peinigen, und so will ich denn endlich bekennen, daß dieser Knabe sein rechtmäßiges Kind ist. Jedoch Ingmar soll es nicht heißen, weil es blind und idiotisch ist."

Aber sobald sie dies gesagt hatte, empfand sie, wie furchtbar bitter es war, daß man ihr ein Geheimnis entrissen hatte, auf dessen Wahrung, wie sie glaubte, ihr Leben beruhe. Sie brach in heftiges Weinen aus, und da sie fühlte, daß

sie sich nicht beherrschen konnte, eilte sie aus dem Zimmer, um den Sterbenden nicht zu stören.

Draußen in der Vorderstube beugte sie sich über den großen Tisch und schluchzte ungestüm.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und horchte nach dem kleinen Stübchen hin. Dort redete jemand mit leiser Stimme. Es war Alt-Lisa, die berichtete, wie es ihnen in der Sennhütte ergangen war.

Wieder empfand sie voller Bitterkeit, daß ihr Geheimnis nun allen offenbar war, und wieder brach sie in heftiges Weinen aus. Was für eine Macht hatte sie gezwungen, zu reden, da doch Ingmar eben jetzt alles so gut für sie geordnet hatte, daß sie wohl noch die paar Wochen hätte schweigen können, bis die Scheidung erfolgt wäre. Nun muß ich mir das Leben nehmen, dachte sie. Dies ist meine letzte Stunde.

Dann lauschte sie wieder. Jetzt nahm der Pfarrer den Taufakt vor. Er sprach so deutlich, daß sie jedes Wort hören konnte.

Endlich kam er zur Namenverleihung. Der Name wurde mit lauterer Stimme gesprochen als alles andere. Es war der Name I n g m a r.

Als sie ihn vernommen hatte, begann sie in ihrer Fassungslosigkeit von neuem zu weinen.

Kurz darauf öffnete sich die Tür und Ingmar trat heraus. Sie ging ihm entgegen und bezwang ihre Tränen. „Du begreifst, daß zwischen uns alles so bleiben muß, wie es beschlossen war, ehe du abreisest“, sagte sie. Ingmar strich ihr sanft über das Haar. — „Ich werde dich zu gar nichts zwingen. Nach dem, was du eben getan hast, weiß ich dennoch, daß du mich mehr liebst als dein eigenes Leben.“

Da faßte sie mit hartem Griff seine Hand. „Versprichst du mir, daß ich ganz allein das Kind pflegen und warten darf?“ — „Ja“, sagte Ingmar, „das sollst du halten, wie du willst. Alt-Lisa hat uns berichtet, wie du um des Kindes willen gekämpft hast. Niemand könnte das Herz haben, es dir zu rauben.“

Sie blickte ihn verwundert an. Es war ihr unbegreiflich, daß alles, was sie gefürchtet, in nichts zerflossen war. „Ich

glaubte, daß du in dieser Sache gänzlich unnachgiebig sein würdest, wenn du die Wahrheit hörtest", sagte sie. „Aber ich bin dir dankbarer, als ich zu sagen vermag, weil du mir die Scheidung nicht verwehrst. Ich freue mich, daß wir uns in Freundschaft trennen, so daß wir in Ruhe und Frieden miteinander reden können, wo immer wir uns begegnen werden."

Ein Lächeln huschte über Ingmars Gesicht. „Ich denke sehr daran, ob du mir jetzt nicht nach Jerusalem folgen möchtest", sagte er.

Als Barbro merkte, daß er lächelte, wurde sie stutzig. Sie hatte Ingmar noch niemals so gesehen. Es war ihr, als verkläre irgend etwas die groben Züge, so daß er wirklich schön aussah. „Was bedeutet das, Ingmar?" fragte sie. „Was für Pläne hast du? Ich hörte, daß du für den Jungen den Namen Ingmar bestimmtest. Was hast du damit beabsichtigt?"

„Nun sollst du etwas Merkwürdiges erfahren, Barbro", sagte Ingmar und nahm ihre Hände in die seinen. „Sobald Alt-Lisa erzählt hatte, wie es im Walde mit euch gewesen war, bat ich den Doktor, das Kind zu untersuchen. Und der Arzt fand, es sei ohne Fehl und Makel. Er sagt, daß es für sein Alter zwar klein sei, daß es aber ganz so gesund und bei Sinnen wäre wie andere Kinder."

„Findet der Doktor nicht, daß es häßlich und seltsam aussieht?" fragte Barbro atemlos.

„Ich fürchte sehr, daß die Kinder in unserer Familie niemals schöner zu sein pflegten", antwortete Ingmar.

„Glaubt er denn nicht, daß es blind sei?"

„Der Doktor wird dich auslachen, so lange er lebt, weil du dir so etwas einreden konntest, Barbro. Er sagt, daß er Augenwasser herschicken würde, mit dem du des Jungen Augen waschen sollst. Und in einer Woche werden sie heil sein."

Barbro ging schnell auf die kleine Kammer zu. Ingmar rief sie zurück. „Du kannst das Kind jetzt nicht holen", sagte er. „Stark-Ingmar bat, daß wir es ihm auf sein Bett legen möchten. Und nun sagt er, daß er es ebensogut habe, wie

Vater es einst hatte. Er will sich bis zu seinem Tode nicht mehr von dem Kinde trennen."

„Nein, den Jungen will ich ihm nicht nehmen", sagte Barbro. „Aber ich muß selber mit dem Doktor reden."

Als sie dann wiederkam, ging sie an Ingmar vorüber und stellte sich an das Fenster. „Ich habe den Doktor gefragt, und jetzt weiß ich, daß es wirklich wahr ist." Sie streckte die Arme zum Himmel empor. Es war, als ob ein gefangener Vogel, der Freiheit wiedergegeben, die Schwingen rege. „Ingmar, du weißt gar nicht, was Unglück bedeutet", sagte sie. „Niemand weiß es."

„Barbro, darf ich nun mit dir über unsere Zukunft reden?" fragte Ingmar. Sie hörte ihn nicht. Mit gefalteten Händen begann sie Gott zu danken. Sie sprach mit leiser, erregter Stimme, aber Ingmar konnte alles deutlich verstehen. All den Kummer, den sie um ihr Kind erlitten hatte, vertraute sie nun Gott an und dankte ihm dafür, daß ihr Kind allen anderen Kindern gleich werden würde, und dafür, daß sie es spielen und umherspringen sehen würde, und dafür, daß es in die Schule gehen und lesen lernen sollte, und dafür, daß es ein kräftiger Jüngling werden dürfe, der die Axt gebrauchen und den Pflug führen konnte, und dafür, daß es sich einst ein Weib erringen und als Herr auf diesem alten Gutshof schalten und walten sollte.

Nachdem sie Gott für all dies gedankt hatte, trat sie auf Ingmar zu und sagte mit strahlendem Angesicht: „Jetzt weiß ich, warum Vater immer sagte, die Ingmarssöhne wären die besten Leute im Lande."

„Das kommt daher, daß Gott größere Barmherzigkeit an uns als an anderen übt", antwortete Ingmar. „Aber jetzt will ich mit dir reden, Barbro — — —"

Barbro unterbrach ihn.

„Nein, das kommt daher, daß ihr euch nicht eher zufrieden gebt, bis ihr euch mit Gott, dem Herrn, ausgesöhnt habt", sagte sie. „Gott erbarme sich, was wäre aus meinem Kinde geworden, wenn es dich nicht zum Vater gehabt hätte?"

„Ich habe ihm ja so wenig helfen können", entgegnete Ingmar.

„Nur um deinetwillen ist der Fluch von ihm genommen worden", sagte Barbro innig. „Weil du diese Wallfahrt unternommen hast, ist alles so glücklich abgelaufen. Das einzige, was mich während dieses Winters aufrechterhielt, war, daß ich zuweilen hoffte, Gott würde gegen dich und gegen das Kind gnädig sein, weil du nach Jerusalem gewallfahrtet bist."

Ingmar senkte das Haupt. „Ich weiß einzig und allein, daß ich all mein Lebtag ein großer Tor gewesen bin", sagte er, und sah ebenso unmutig aus wie vor einer Stunde.

„Weißt du, worüber sie drinnen in der kleinen Kammer redeten?" fragte sie. „Also, der Herr Pfarrer sagte, die Leute würden dich von nun an Groß-Ingmar nennen, weil Gott es so wohl mit dir meint, daß er sogar den Fluch, der auf meiner Familie ruhte, um deinetwillen aufgehoben habe."

Sie saßen nebeneinander auf der eingemauerten Holzbank. Die Frau schmiegte sich fest an Ingmar an, aber sein Arm hing schlaff herab, und sein Gesicht wurde immer finsterer.

„Nun glaube ich, daß du mir zürnst", sagte Barbro. „Du denkst gewiß daran, wie hart und grausam ich draußen auf der Landstraße gegen dich war. Aber das kann ich dir wohl sagen, eine bitterere Stunde habe ich niemals durchlebt."

„Ich kann nicht froh sein", entgegnete Ingmar. „Ich weiß ja noch immer nicht, wie es mit uns werden soll. Du sagst mir viel schöne Dinge, aber du antwortest mir nicht darauf, ob du es wagst, als mein Weib bei mir zu bleiben."

„Habe ich dir das nicht gesagt?" fragte Barbro erstaunt und lachte. Dann kam plötzlich etwas von der alten Furcht über sie, und sie schauderte zusammen. Aber gleich darauf blickte sie umher, sie umfaßte mit diesem Blick das ganze alte Haus, die breiten niedrigen Fenster, die eingemauerten Holzbänke und die Feuerstätte, vor der Geschlecht auf Geschlecht beim Scheine des prasselnden Holzfeuers mit den verschiedenen Arbeiten gesessen hatte. All das gab ihr Ruhe

und Sicherheit zurück. Sie fühlte, daß es sie schützen und behüten würde.

„Ich will niemals wo anders leben als unter deinem Dach und in deinem Heim“, sagte sie.

Kurz darauf öffnete der Pfarrer die Tür der kleinen Kammer und winkte ihnen, hereinzukommen.

„Jetzt sieht Stark-Ingmar den Himmel offen“, sprach er, als sie an ihm vorübergingen.

